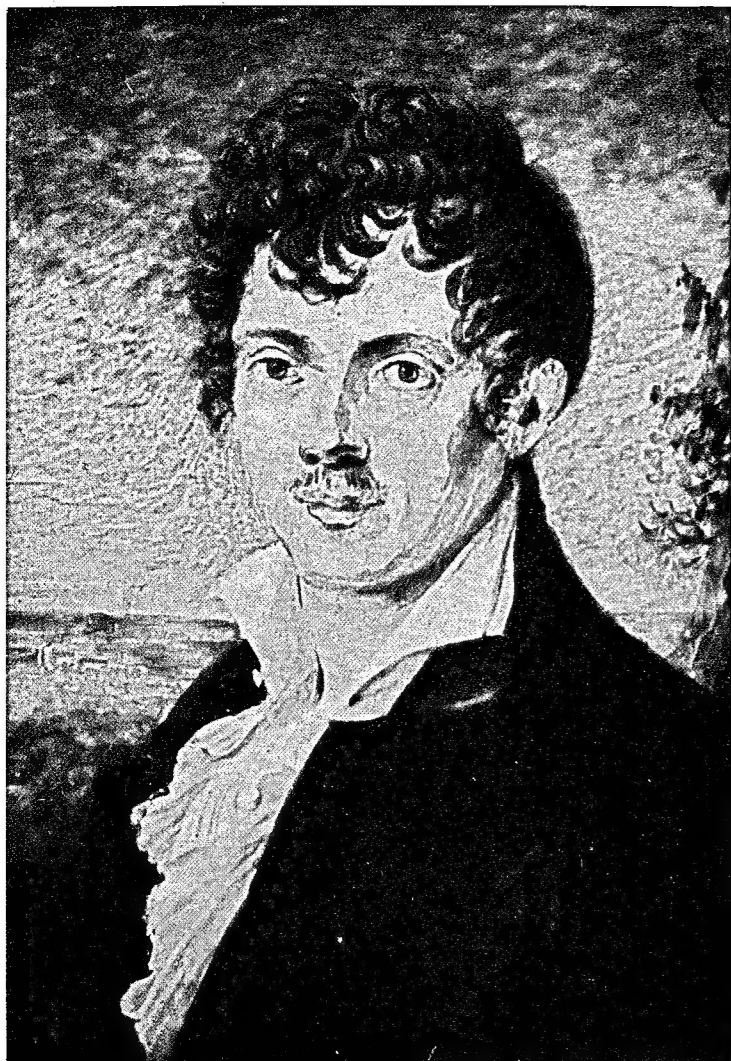


Arthur Schopenhauer
Sämliche Werke

Erster Band



Arthur Schopenhauer im 21. Lebensjahre.
Miniaturgemälde von Karl Friedrich Kaaz (1809).
Privatbesitz, Berlin.

Arthur Schopenhauer

Sämtliche Werke

Non multa

Nach der ersten, von Julius Frauenstädt
besorgten Gesamtausgabe neu bearbeitet und
herausgegeben von Arthur Hübscher,
vierte Auflage, durchgesehen von Angelika Hübscher

Erster Band
Schriften zur Erkenntnislehre



F. A. Brockhaus Mannheim

CG 6940 14887,988-1(4)

Universitäts-
Bibliothek
- Rostock -

R611-914 9923¹(1)

Universitätsbibliothek Rostock
Fachbibliothek Philosophie

1993. 1621

CIP-Titelaufnahme der Deutschen Bibliothek

Schopenhauer, Arthur:

Sämtliche Werke/Arthur Schopenhauer.

Nach d. L., von Julius Frauenstädt besorgten Gesamtausg.

neu bearb. u. hrsg. von Arthur Hübscher. - Mannheim: Brockhaus.

ISBN 3-7653-0410-7

NE: Hübscher, Arthur [Bearb.]; Schopenhauer, Arthur: [Sammlung]

Bd. 1. Schriften zur Erkenntnislehre. - 4. Aufl.,

Jubiläumsausg. / durchges. von Angelika Hübscher. - 1988

ISBN 3-7653-0411-5

Das Werk einschließlich aller seiner Teile ist urheberrechtlich geschützt.

Jede Verwertung außerhalb der engen Grenzen des Urheberrechtsgesetzes ist ohne Zustimmung des Verlages unzulässig und strafbar. Das gilt insbesondere für Vervielfältigungen, Übersetzungen, Mikroverfilmungen und die Einspeicherung und Verarbeitung in elektronischen Systemen.

Die Reproduktion der Vorlagen erfolgte nach einem Bibliotheksexemplar der Stadt- und Universitätsbibliothek Frankfurt am Main.

© F.A. Brockhaus GmbH, Mannheim 1988

ISBN für das Gesamtwerk: 3-7653-0410-7,

für Band 1: 3-7653-0411-5.

Druck: Druckerei Krembel, Speyer

Bindearbeit: Buchbinderei Fleischmann GmbH & Co. KG, Fulda

Printed in Germany

Inhalt

	Seite
Vorwort	VII
Einleitung des Herausgebers	1
Anmerkungen	28
Arthur Schopenhauer. Ein Lebensbild von Arthur Hübscher	29
Ursprünge	31
Bild der Jugend	34
Romantik	49
Student in Göttingen und in Berlin	53
Goethe und das Werk	61
Im Schatten Pegels	83
Vergessen in Frankfurt	101
Komödie des Ruhmes	117
Gleichmaß des Tages	124
Ende	132
Literatur	139
Anmerkungen	142
Register	148

Arthur Schopenhauer, Schriften zur Erkenntnislehre.

I. Ueber die vierfache Wurzel des Satzes vom zureichenden Grunde

I—IX und 1—160

II. Ueber das Sehn und die Farben I—VIII und 1—93

III. Commentatio expones Theoriam Colorum Physiologicam, eandemque primariam, auctore Arthurio Schopenhauer 1—59

Anmerkungen.

Anmerkungen zu der Schrift über den „Satz vom Grunde“ 1—13

Anmerkungen zu der Schrift „Ueber das Sehn und die Farben“ 14—22

Anmerkungen zur „Theoria Colorum Physiologica“ 23—27

Vorwort zur vierten Auflage

Die zum 200. Geburtstag Schopenhauers vorgelegte vierte Auflage konnte leider nicht mehr unter der Ägide des Herausgebers erscheinen, der am 10. April 1985 verstorben ist. Dennoch hat Arthur Hübscher auch an dieser Jubiläumsausgabe wesentlichen Anteil, da sie auf die zahlreichen Eintragungen zurückgreifen kann, die er im Laufe der Jahre in seinen Handexemplaren für eine Neuauflage festgehalten hat.

Der Text der Ausgabe blieb — bis auf kleinste, textkritisch bedingte Richtigstellungen — auch in dieser Auflage unverändert erhalten. Dagegen konnte in den Anhangsteilen wiederum eine größere Anzahl von Ergänzungen vorgenommen werden. Hierbei wurden auch die historisch-kritische Ausgabe des handschriftlichen Nachlasses sowie die mittlerweile in den Besitz des Schopenhauer-Archivs übergegangenen Bücher aus der Bibliothek Schopenhauers berücksichtigt und einige von Schopenhauer besonders intensiv benutzte Werke unmittelbar für den Zitarnachweis ausgewertet. Die in die dritte Auflage als Anhang eingegangenen „Nachträge“ wurden aufgelöst und zusammen mit den von 1972 bis 1985 erarbeiteten Notaten Arthur Hübschers in die bereits bestehende Nachweisabfolge eingegliedert.

Das Register des 7. Bandes wurde, besonders im Personenindex, stark erweitert.

Die nach wie vor in ihrer präzisen Knappheit grundlegende Biographie „Arthur Schopenhauer. Ein Lebensbild“ von Arthur Hübscher wurde bis auf wenige forschungsbedingte Korrekturen unverändert übernommen. Ihr wurde ein auf der Grundlage neuer Quellen erstellter Anmerkungs- sowie ein Personen- und Sachregister beigegeben.

Der Verlag dankt Frau Angelika Hübscher, die als langjährige Mitarbeiterin des Herausgebers diese vierte Ausgabe betreut hat.

Mannheim, im März 1988
F. A. Brockhaus

Vorwort zur ersten Auflage

In seinem Testament vom 26. Juni 1852 hat Arthur Schopenhauer dem Privatgelehrten Dr. Julius Frauenstädt seine wissenschaftlichen Manuskripte, die mit Papier durchschossenen Exemplare seiner Werke und das Verlagsrecht zu allen ferneren Auflagen aller seiner Schriften vermacht. Dreizehn Jahre nach dem Tode Schopenhauers konnte der literarische Testamentsvollstrecker die von dem Philosophen selbst gewünschte Gesamtausgabe fertigen. Sie erschien zuerst 1873, in ihrer endgültigen Form 1877. Seitdem ist sie mehrfach aufgelegt worden und hat noch in schlimmster Inflationszeit einen unveränderten Neudruck erlebt.

Die Frauenstädt'sche Ausgabe hat gegenüber manchen Angriffen und ebenso gegenüber zahlreichen Neuauflagen ihre besondere Stellung als die erste von Schopenhauer selbst autorisierte Gesamtausgabe behauptet. Gleichwohl ist eine Überprüfung von Gesamtleistung und Einzelheiten der Textgestaltung im Lauf der Jahre immer notwendiger geworden. Vorarbeiten für eine Neugestaltung gehen bereits auf Jahrzehnte zurück. Aber erst heute, zum 150. Geburtstage des Philosophen, kann die vorliegende Ausgabe erscheinen. Sie ist eine völlige Neubearbeitung der von Frauenstädt besorgten „Sämmtlichen Werke“ Arthur Schopenhauers, in der die Ergebnisse der gesamten neueren Textkritik ebenso verwertet sind, wie sie selbst die historisch-kritische Bearbeitung dieser Texte in entscheidenden Punkten weiterführen kann.

Unsere Absicht ging dahin, die Ergebnisse der textkritischen Bemühungen mehrerer Jahrzehnte nach Möglichkeit in Ergänzung, Berichtigung und Bestätigung fortzuführen; also die Tradition zu befestigen, nicht zu erschüttern. In wie vielen Punkten die neue Ausgabe trotzdem Neues und Anderes bietet, darüber geben die folgende Einleitung und die Textkritischen Anhänge im einzelnen Auskunft.

Geblieden ist zunächst die Gesamtanlage, die Anordnung der Werke nach ihrer zeitlichen Reihenfolge und ihre Verteilung auf sechs Bände. Ein neu hinzukommender 7. Band wird die erste Auflage der Schrift „Über die vierfache Wurzel des Satzes vom zureichenden Grunde“, die Übersetzung aller fremdsprachigen Stellen und ein ausführliches Sachregister enthalten.

Dagegen ist an Stelle der alten Einleitung Frauenstädt's eine neue getreten. Sie hat die einzige Aufgabe, der Ausgabe ihre Stellung in der Textgeschichte anzuweisen. Fortgefallen sind die Ausführungen Frauenstädt's über die „Beziehungen der Schopenhauerschen Philosophie zu der Gegenwart“ und über den „Wahren Sinn der Schopenhauerschen Philosophie und Widerlegung ihrer Gegner“. Was sich zu Zeiten Frauenstädt's an Unverständnis, Neid und Scheelsucht hervorgewagt, ist heute längst abgetan, und nicht minder wird alles, was heute noch die klägliche Rolle des advocatus diaboli in irgendeiner Form weiterspielen möchte, wiederum in kurzem abgetan sein.

Wir haben in den vergangenen Jahrzehnten eine umfassende Auflösung aller Grundgesetze des Denkens erlebt: neben die Auflösung der Perspektive in der Malerei und die Auflösung der Tonalität in der Musik ist als würdiges Gegenstück die Auflösung der Kausalität in der Philosophie getreten — Ergebnis einer allgemeinen geistigen Verlotterung, die hinreichend zu kennzeichnen auch Schopenhauers reiches Arsenal an Worten der Verurteilung und des Abscheus kaum ausgereicht hätte. Mögen immerhin gewisse Herren vom Ziegel und der Retorte auch weiterhin von Kausalität und Willensfreiheit philosophieren „wie die Barbiergesellen“, mögen die neuesten Ergebnisse von Altwelt- und Alsobphilosophie, von Apothekerpsychologie und Sexualideologie als geistige Errungenschaften gepriesen werden, — es kommt nicht in Betracht, wenn mit den Maßen der Jahrtausende gemessen wird.

Das von Frauenstädt gegebene „Lebensbild“ Schopenhauers ist gleichfalls durch ein neues ersetzt worden, das dem heutigen Stande der Forschung Rechnung trägt. Nur einige der von Frauenstädt zuerst veröffentlichten Dokumente, deren Mitteilung auch in unserer Ausgabe sich empfiehlt, sind (in einer an den Originalen genau überprüften Form) übernommen worden. Das neue

Lebensbild soll ein Bild der Tatsachen geben, ein Bild des großen Wollens, des Ringens und des Vollbringens. Wiederum ist eine Bewertung der Gesamtleistung von irgendwelchen Standpunkten der Gegenwart aus unterlassen worden, ebenso wie sich kein Anlaß gefunden hat, die Darlegungen Frauenstädt gegen böswillige Verzerrungen des Charakterbildes zu übernehmen oder zu erneuern.

Eine Neuerung sind die Bildbeigaben, die Schopenhauer in verschiedenen Abschnitten seines Lebens, von der Jugend bis zum Alter zeigen, sowie die Handschriftenprobe im dritten Bande, die einen Einblick in die Arbeitsweise Schopenhauers und das Entstehen seines Hauptwerkes geben mag.

Es bleibt uns noch die schöne Pflicht, dem Verlage F. A. Brockhaus Dank zu sagen: den persönlichen Dank des Herausgebers, der ohne die weit zurückreichenden, unter großen Mühen zustande gekommenen Vorarbeiten des Verlages seine Aufgabe keinesfalls so hätte lösen können, wie es nun hoffentlich geschehen ist; und den umfassenderen Dank für alle Freunde Schopenhauers und seiner Lehre, die mit der vorliegenden Ausgabe die würdige und verpflichtende Erfüllung der verlegerischen Leistung eines halben Jahrhunderts empfangen.

München, im August 1937.

Arthur Hübscher.

Vorwort zur zweiten Auflage

In seinem Testament vom 26. Juni 1852 hat Arthur Schopenhauer dem Privatgelehrten Dr. Julius Frauenstädt seine wissenschaftlichen Manuskripte, die mit Papier durchschossenen Exemplare seiner Werke und das Verlagsrecht zu allen ferneren Auflagen aller seiner Schriften vermacht. Dreizehn Jahre nach dem Tode Schopenhauers konnte der literarische Testamentsvollstrecker die von dem Philosophen selbst gewünschte Gesamtausgabe fertigstellen. Sie erschien zuerst 1873, in ihrer endgültigen Form 1877. Seitdem ist sie mehrfach auf-

gelegt worden und hat noch in der schlimmsten Inflationszeit einen unveränderten Neudruck erlebt.

Die Frauenstädt'sche Ausgabe hat gegenüber manchen Angriffen und ebenso gegenüber zahlreichen Neuauflagen ihre besondere Stellung als die erste von Schopenhauer selbst autorisierte Gesamtausgabe behauptet. Gleichwohl ist eine Überprüfung von Gesamtleistung und Einzelheiten der Textgestaltung im Lauf der Jahre immer notwendiger geworden. Bestimmte Vorarbeiten für eine Neugestaltung geben bereits auf Jahrzehnte zurück, die eigentliche Arbeit für die Neuauflage fällt in die Jahre 1935 bis 1941. Wenige Monate vor dem 150. Geburtstag Schopenhauers, im Jahre 1937, erschien der erste Band, der zweite, dritte, vierte und fünfte folgten 1938, der sechste 1939, und im Jahre 1941 konnte die Ausgabe mit dem siebenten Bande abgeschlossen werden.

Sie darf für sich in Anspruch nehmen, daß sie nicht nur die Ergebnisse der gesamten neueren Textkritik verwertet, sondern auch die Bearbeitung der Texte selbst in entscheidenden Punkten weiterführt. Dabei ging die Absicht dahin, die Ergebnisse der früheren textkritischen Bemühungen nach Möglichkeit in Ergänzung, Berichtigung und Bestätigung weiter auszubauen; also die Tradition zu befestigen, nicht zu erschüttern. In wie vielen Punkten die neue Ausgabe trotzdem Neues und Anderes bietet, darüber geben die folgende Einleitung und die Textkritischen Anhänge im einzelnen Auskunft.

Geblichen ist zunächst die Gesamtanlage, die Anordnung der Werke nach ihrer zeitlichen Reihenfolge und ihre Verteilung auf sechs Bände. Der neu hinzugekommene 7. Band enthält die erste Auflage der Schrift „Über die vierfache Wurzel des Satzes vom zureichenden Grunde“, die Übersetzung aller fremdsprachigen Stellen, den genauen Nachweis der Zitate und ein ausführliches Sachregister.

Dagegen ist an Stelle der alten Einleitung Frauenstädt's eine neue getreten, deren einzige Aufgabe es ist, der Ausgabe ihre Stellung in der Textgeschichte anzuweisen. Fortgefallen sind die Ausführungen Frauenstädt's über die „Beziehungen der Schopenhauer'schen Philosophie zu der Gegenwart“ und über den „Wahren Sinn der Schopenhauer'schen Philosophie und Widerlegung ihrer Gegner“. Eine Erneuerung dieser Abschnitte konnte um so eher unterbleiben, als es wenig Zweck hätte, den Gesichtspunkten der jeweiligen „Zeitzeit“

Eingang zu verschaffen, wo mit den Mäßen von Jahrtausenden gemessen wird.

Das von Frauenstädt gegebene „Lebensbild“ Schopenhauers ist gleichfalls durch ein neues ersetzt worden, das dem heutigen Stande der Forschung Rechnung trägt. Nur einige der von Frauenstädt zuerst veröffentlichten Dokumente, deren Mitteilung auch in unserer Ausgabe sich empfiehlt, sind (in einer an den Originalen genau überprüften Form) übernommen worden. Das neue Lebensbild soll ein Bild der Tatsachen geben, ein Bild des großen Wollens, des Ringens und des Vollbringens. Wiederum ist eine Bewertung der Gesamtleistung von irgendwelchen Standpunkten der Gegenwart aus unterlassen worden, ebenso wie sich kein Anlaß gefunden hat, die Darlegungen Frauenstädts gegen böswillige Verzerrungen des Charakterbildes zu übernehmen oder zu erneuern.

Eine Neuerung sind die Bildbeigaben, die Schopenhauer in verschiedenen Abschnitten seines Lebens, von der Jugend bis zum Alter zeigen, sowie die Handschriftenprobe im dritten Bande, die einen Einblick in die Arbeitsweise Schopenhauers und das Entstehen seines Hauptwerkes geben mag.

Die vorliegende zweite Auflage ist in allem Wesentlichen unverändert geblieben. Wie schon die erste Auflage der Jahre 1937 bis 1941, bewahrt sie auf dem Titelblatte in erinnernder Dankbarkeit den Namen des stillen jüdischen Gelehrten, der zum ersten Male das Gesamtwerk Schopenhauers in würdiger Form vorgelegt hat. Die Textgestaltung hat in den vergangenen zehn Jahren ihre Bewährung gefunden. Verschiedene inzwischen neu hinzugekommene Handschriftenteile haben manche Bestätigung gebracht. Die wenigen Änderungen, die sie notwendig machten, beziehen sich auf Einzelheiten der Rechtschreibung und der Zeichensetzung, über die in den Anhängen Rechenschaft gegeben ist. Auch sonst wurden einzelne Angleichungen und Berichtigungen vorgenommen. Das Lebensbild Schopenhauers wurde um die Forschungsergebnisse des letzten Jahrzehnts bereichert, die neuen Mitteilungen über das Verhältnis des Denkers zu seiner Mutter und Schwester können erst in einer künftigen Veröffentlichung belegt werden.

Es bleibt uns — heute wie vor zehn Jahren — die schöne Pflicht, dem Hause Brockhaus Dank zu sagen: den persönlichen Dank des Herausgebers, der ohne die weit zurückreichenden, unter großen Mühen

zustande gekommenen Vorarbeiten des Verlages seine Aufgabe keinesfalls so hätte lösen können, wie es nun hoffentlich geschehen ist; und den umfassenderen Dank für alle Freunde Schopenhauers und seiner Lehre, die mit der vorliegenden, in schwierigster Zeit zum zweitenmal hinausgehenden Ausgabe die würdige und verpflichtende Erfüllung der verlegerischen Leistung eines halben Jahrhunderts empfangen:

Waging am See, im Januar 1948.

Arthur Hübscher.

Vorwort zur dritten Auflage

Die vorliegende dritte Auflage dieser Ausgabe bietet die letzten Ergebnisse einer unausgesetzten Beschäftigung mit den Werken Schopenhauers. Die Grundsätze der Textbehandlung, die in der Einleitung der ersten Auflage festgelegt und in den Variantenverzeichnissen im einzelnen sichtbar gemacht worden sind, haben sich bewährt. Es gab nicht allzu viel zu ändern und zu bessern. In manchen Einzelheiten hat sich die Arbeit an der historisch-kritischen Ausgabe von Schopenhauers handschriftlichem Nachlaß, von der bisher die Bände I—III und V vorliegen (Frankfurt a. M. 1966—1970), auch für die Textgestaltung der Werke selbst als förderlich erwiesen. Die Nachlaßmanuskripte bieten nicht nur die Zusätze, deren Einfügung in seine Werke Schopenhauer seinem Herausgeber überlassen mußte, sie enthalten auch die ursprüngliche Fassung vieler Texte, die er selbst noch in den Druckvorlagen seiner Werke in die endgültige Form gebracht hat und die uns manchmal doch erwünschte Kontrollen ermöglichen.

Neues bringt der 7. Band unserer Ausgabe: zunächst, in Ergänzung des Anhangs mit den in Schopenhauers Handschriften gestrichenen Stellen, einen Anhang, der die Abweichungen der früheren Auflagen von den Ausgaben letzter Hand verzeichnet, soweit sie sachlich bemerkenswert sind. Orthographische oder stilistische Veränderungen wurden dabei nicht berücksichtigt. Manches Neue gibt auch der An-

hang mit der Übersetzung und dem Nachweis der Zitate und fremdsprachigen Stellen: aus technischen Gründen mußten die Ergänzungen in einem Nachtrag zusammengefaßt werden.

Die den einzelnen Bänden angefügten „vergleichenden Seitenziffern“, die ein Auffinden von Textstellen in der alten Frauenstädtischen Ausgabe und damit ein leichteres Zurechtfinden in der älteren Schopenhauerliteratur ermöglichen, sind beibehalten worden, sie sind auch in der von mir besorgten Neuausgabe von Gustav Friedrich Wagners „Schopenhauer-Register“ (Stuttgart/Bad Cannstatt 1960) wiedergegeben worden. Dagegen hat die Erwähnung Frauenstädts im Titel unserer Ausgabe, so merkwürdig es klingt, zu Mißverständnissen geführt, die eine Richtigstellung erforderten. Frauenstädts Verdienste um das Werk Schopenhauers sind im Vorwort dieses Bandes gebührend gewürdigt.

Diese dritte Auflage übermittelt dem Leser künftiger Jahre und Jahrzehnte das Werk Schopenhauers nun in der Gestalt, die ich in vielen, diesem Werk verpflichteten Jahren sicherstellen konnte.

Frankfurt a. M., 10. Dez. 1970

Arthur Häbscher

Einleitung

des

Herausgebers

Einleitung

Wer Schopenhauers Lehre kennenlernen will, muß jede Zeile von ihm lesen. Das ist die Forderung, die er selbst im zweiten Bande der „Welt als Wille und Vorstellung“ (Kapitel 40) stellt. „Ich bin kein Vielschreiber, kein Kompendienfabrikant, kein Honorarverdiener, Keiner, der mit seinen Schriften nach dem Beifall eines Ministers zielt, mit einem Wort Keiner, dessen Feder unter dem Einfluß persönlicher Zwecke steht: ich strebe nichts an, als die Wahrheit, und schreibe, wie die Alten schrieben, in der alleinigen Absicht, meine Gedanken der Aufbewahrung zu übergeben, damit sie einst Denen zu Gute kommen, die ihnen nachzudenken und sie zu schätzen verstehn. Eben daher habe ich nur Weniges, dieses aber mit Bedacht und in *w e i t e n* Zwischenräumen geschrieben, auch demgemäß die, in philosophischen Schriften wegen des Zusammenhangs, bisweilen unvermeidlichen Wiederholungen, von denen kein einziger Philosoph frei ist, auf das möglich geringste Maas beschränkt, so daß das Allermeiste nur an Einer Stelle zu finden ist. Deshalb also darf, wer von mir lernen und mich verstehn will, nichts, das ich geschrieben habe, ungelesen lassen.“

In sieben Einzelschriften hat uns Schopenhauer die Erträgnisse seines Denkens hinterlassen. Es sind, in der Zeitfolge der Ausgaben letzter Hand, die folgenden:

1. *Theoria colorum physiologica eademque primaria* (Scriptores ophthalmologici minores, Vol. III. Leipzig, Verlag von Leopold Voss, 1830).
2. Ueber die vierfache Wurzel des Satzes vom zureichenden Grunde. Zweite, sehr verbesserte und beträchtlich vermehrte Auflage. Frankfurt a. M., Joh. Christ. Hermann'sche Buchhandlung. J. E. Suhrland. 1847.
3. *Parerga und Paralipomena*. Berlin, Druck und Verlag von A. W. Hayn. 1851.

4. Ueber den Willen in der Natur. Zweite, verbesserte und vermehrte Auflage. Frankfurt a. M.: Joh. Christ. Hermann'sche Buchhandlung. F. E. Suhsland. 1854.
5. Ueber das Sehn und die Farben. Zweite, verbesserte und vermehrte Auflage. Leipzig, Verlag von Johann Friedrich Hartknoch, 1854.
6. Die Welt als Wille und Vorstellung. Dritte, verbesserte und beträchtlich vermehrte Auflage. Leipzig, F. A. Brodthaus. 1859.
7. Die beiden Grundprobleme der Ethik. Zweite, verbesserte und vermehrte Auflage. Leipzig: F. A. Brodthaus, 1860.

Nur eine einzige dieser Schriften ist in der letztgültigen, dem Willen Schopenhauers entsprechenden Form überliefert: „Die beiden Grundprobleme der Ethik.“ Alle anderen Werke sollten, nach der Absicht des Verfassers, mehr oder minder umfassenden Veränderungen unterworfen werden; am wenigsten die dritte Auflage des Hauptwerks, die ein Jahr vor seinem Tode erschien, am stärksten die Parerga und Paralipomena, von denen Schopenhauer noch wenige Tage vor seinem Tode sagte, er habe ihnen wichtige Zusätze zu geben.

Seit dem Erscheinen der Parerga hatte Schopenhauer kein neues Werk mehr hinausgehen lassen. Das ganze letzte Jahrzehnt seines Lebens gehörte der unablässigen Ergänzung, Verbesserung und Erweiterung seiner Schriften. Er pflegte jeweils nach dem Erscheinen eines Werkes ein Exemplar für seinen eigenen Gebrauch mit weißem Papier durchschießen zu lassen und dann sofort mit den Vorarbeiten für eine neue Auflage zu beginnen. Kleinere Berichtigungen brachte er am Texte selbst an, größere Änderungen und Zusätze füllten allmählich die weißen Blätter. Manchmal sind diese Zusätze vollkommen fertig redigiert und organisch mit dem ursprünglichen Text verbunden, manchmal haben sie eine fragmentarische und unbestimmte Form, und manchmal findet sich auch nur ein knapper Hinweis auf eine Stelle in den Manuskriptbüchern Schopenhauers beige geschrieben.

Diese Manuskriptbücher bilden die eigentliche Vorratskammer seines Denkens. Sie haben ihm wesentliches Material für die seit 1818 erschienenen Werke geliefert, und aus ihnen sind zum großen Teil auch die Ergänzungen entnommen, mit denen er neue Auflagen bereichert hat. Sie geben auch dem posthumen Herausgeber noch eine Fülle von Zusätzen an die Hand, die Schopenhauer künftigen Auflagen seiner

Werke einverleibt wissen wollte. Es sind 10 stattliche Bände, mit einem Gesamtumfang von nahezu 4000 Seiten:

Titel	Angefangen	Berliner Bibliothek ¹
		Schopenhauers Nachlaß acc 10863
1) Reisebuch	September 1818	Nr. 17
2) Foliant	Januar 1821	12
3) Briestafche	Mai 1822	18
4) Quartant	November 1824	13
5) Adversaria	März 1828	7
6) Cogitata	Februar 1830	8
7) Cholerabuch	September 1831	14
8) Pandectae	September 1832	9
9) Spicilegia	April 1837	10
10) Senilia	April 1852	11

Außer diesen philosophischen Tagebüchern² wird in den Handexemplaren und Manuskriptbüchern gelegentlich auf eine Mappe mit der Aufschrift „Philosophari“ verwiesen (Schopenhauers Nachlaß, Nr. 28). Sie enthält einige hundert Zettel mit Auszügen aus Büchern, untermischt mit eigenen Bemerkungen, Ausschnitte aus Zeitungen, Zeitschriften usw.

Nach dem Tode Schopenhauers gingen die Handexemplare und Manuskriptbücher in den Besitz seines literarischen Testamentsvollstreckers Julius Frauenstädt über. Auf Grund dieses Materials hat Frauenstädt zunächst folgende Neuauflagen der Werke herausgegeben:

1. Parerga und Paralipomena. Zweite, verbesserte und beträchtlich vermehrte Auflage. Berlin, A. W. Hayn. 1862.
2. Ueber die vierfache Wurzel des Satzes vom zureichenden Grunde. Dritte, verbesserte und vermehrte Auflage. Leipzig, F. A. Brodthaus 1864.
3. Ueber den Willen in der Natur. Dritte, verbesserte und vermehrte Auflage. Leipzig, F. A. Brodthaus 1867.
4. Ueber das Sehn und die Farben. Dritte, verbesserte und vermehrte Auflage. Leipzig, F. A. Brodthaus 1870.
5. Die Welt als Wille und Vorstellung. Vierte, vermehrte und verbesserte Auflage. Leipzig, F. A. Brodthaus 1873.

Noch im Erscheinungsjahr der vierten Auflage der „Welt als Wille und Vorstellung“ (1873) stellte Frauenstädt diese fünf Einzel

ausgaben mit der Ausgabe letzter Hand der „Ethik“ und der „Theoria colorum“ zu der ersten Gesamtausgabe zusammen. Damit war, dreizehn Jahre nach dem Tode Schopenhauers, ein Wunsch erfüllt, den er in seinen letzten Lebensjahren mehrfach ausgesprochen hatte, ohne doch an die Verwirklichung gehen zu können. Bereits im Jahre 1877 konnte Frauensstädt eine zweite Auflage dieser sämtlichen Werke erscheinen lassen. Sie war ein unveränderter Neudruck der ersten, nur die Einleitung Frauensstäds brachte ein paar Ergänzungen, und die Theoria colorum bot einige „Berichtigungen und Zusätze“ auf Grund des erst jetzt dem Herausgeber zugänglich gewordenen Handexemplars. In dieser Gestalt ist die Ausgabe Frauensstäds weiterhin erhalten geblieben: Alle späteren Auflagen (1888, 1891, 1908, 1918, 1922) sind unveränderte Neudrucke der Ausgabe von 1877.

*

Schopenhauer selbst hatte in einzelnen Hinweisen und Entwürfen die Richtlinien für die Zusammenstellung der Ausgabe gegeben. Die erste einschlägige Notiz ist 1853 niedergeschrieben, sie findet sich in seinem Manuskriptbuch „Senilia“ (S. 22):

„Sollte ich eine Gesamtausgabe meiner Werke erleben; so soll das Motto des Haupt-Titels seyn: non multa.“³

Als dann F. A. Brockhaus, am 5. August 1858, den Vorschlag einer dritten Auflage des Hauptwerks machte, erwiderte er, mit deutlicher Rückbeziehung auf die (hier S. 3 wiedergegebenen) Worte des zweiten Bandes seines Hauptwerks: „Ich denke, es wäre an der Zeit, eine Auflage meiner sämtlichen Werke zu machen, um so mehr, als solche im engsten Zusammenhange unter einander stehn, u. ich längst erklärt habe, daß man, um mich recht zu fassen, jede Zeile von mir gelesen haben muß.“⁴ (8. August 1858.) Brockhaus nahm die Anregung auf, aber schon nach kurzer Zeit kamen die Verhandlungen ins Stocken, weil die Rechte der übrigen Verleger (Guchssland, Hayn, Hartknock) dem Plan im Wege standen. „Den Plan einer Gesamtausgabe“, schrieb Schopenhauer am 18. Januar 1859, „werden Sie, nach dem Ihnen dargelegten Thatbestand, wohl aufgegeben haben. Mir liegt auch nichts daran; weil ich denke, daß der Verbreitung meiner Werke es am Ende förderlicher seyn kann, daß Jeder sie einzeln allmählig kauft, als daß er Alles zugleich nehmen

muß.“⁵ Trotzdem verfolgte er den Gedanken weiter. Gegen Ende des Jahres 1859 schrieb er den ersten Entwurf zu einer Vorrede nieder und um die Mitte des Jahres 1860, kurz vor seinem Tode, einen zweiten ergänzenden Entwurf⁶:

[I.]

Vorrede zu Opera omnia

Ich habe schon längst die Forderung aufgestellt, daß man, um ein gründliches Verständniß meiner Philosophie zu erlangen, jede Zeile meiner wenigen Werke gelesen haben muß. Dieser Forderung kommt nun gegenwärtige Gesamtausgabe, auf eine erfreuliche Weise, entgegen, indem der Besitzer derselben gleich Alles beisammen findet und in zweckmäßiger Ordnung lesen kann. Diese aber ist die folgende. 1) 4fache Wurzel. 2) Welt als Wille und Vorstellung. — 3) Wille in der Natur. 4) Ethik. 5. Parerga. — Die Farbenlehre geht für sich.

Conclusio.

Erfüllt mit Indignation über die schändliche Verstümmelung der deutschen Sprache, welche, durch die Hände mehrerer Tausende schlechter Schriftsteller und urtheilsloser Menschen, seit einer Reihe von Jahren, mit eben so viel Eifer wie Unverstand, methodisch und con amore betrieben wird, sehe ich mich zu folgender Erklärung genöthigt:

Meinen Fluch über Jeden, der, bei künftigen Drucken meiner Werke, irgend etwas daran wesentlich ändert, sei es eine Periode, oder auch nur ein Wort, eine Silbe, ein Buchstabe, ein Interpunktionszeichen.⁷

[II.]

Prooemium in opera omnia.

Ich glaube auf den Ehrentitel eines Dilographen Anspruch zu haben; da diese 5 Bände Alles enthalten, was ich je geschrieben habe, und der ganze Ertrag meines 73jährigen Lebens sind. Die Ursache ist, daß ich der anhaltenden Aufmerksamkeit meiner Leser durchweg gewiß seyn wollte und daher stets nur dann geschrieben habe, wann ich etwas zu sagen hatte. Wenn dieser Grundsatz allgemein würde, dürften die Litteraturen sehr zusammenschrumpfen.

Alicubi.⁸

Die Philosophie-Professoren behandeln mich mit kalter Verachtung, hinter der jedoch der glühendste Haß sich verbirgt, welchen auch fernere zu verdienen ich stets bestrebt seyn werde.

Noch einmal, als die zweite Auflage der „Ethik“ spruchreif wurde, kam Schopenhauer auch im Briefwechsel mit Brockhaus auf seinen Vorschlag zurück: „Es ist jetzt Zeit“, schreibt er, „daß Sie hinsichtlich einer Gesamtausgabe meiner Werke einen Entschluß

faßten.“⁹ (6. Februar 1860.) Im Verlauf der weiteren Verhandlungen nahm man in Aussicht, die Gesamtausgabe mit der zweiten Auflage der „Ethik“ zu beginnen und die übrigen Werke, je nach ihrem Freiwerden, nach und nach anzuschließen. Es war ein Plan, der erst nach langen Jahren, wie wir gesehen haben, von Julius Frauenstädt in Verbindung mit F. A. Brodthaus verwirklicht werden sollte.

Aus der Leseordnung, die Schopenhauer in der geplanten Vorrede zu den Opera omnia aufgestellt hatte, nahm Frauenstädt die Richtlinien für den Aufbau seiner Ausgabe. Er schreibt darüber in seiner „Einleitung“:

Da mir die Ausführung des Schopenhauer'schen Planes einer Gesamtausgabe seiner Werke zugefallen ist, so bin ich dabei im Ganzen der von ihm selbst gegebenen Weisung gefolgt. Die fünf von ihm namhaft gemachten Werke sind von mir in die vorliegende Gesamtausgabe in derselben Reihenfolge aufgenommen worden, die er selbst angegeben. Nur in Betreff der Farbenlehre bin ich von ihm abgewichen. Ich habe aus dem Sage: „Die Farbenlehre geht für sich“ nicht gefolgert, daß dieselbe nicht in die Gesamtausgabe einzureihen wäre. Denn so ganz für sich geht doch die Farbenlehre nicht, sie bildet vielmehr nach Schopenhauer's eigenen, anderweitigen Äußerungen einen integrierenden Theil seines Systems, wie ich schon in der Vorrede zu der von mir besorgten dritten Auflage derselben gesagt habe. Sie gehört nämlich zu der im ersten Buche der „Welt als Wille und Vorstellung“ dargelegten idealistischen Erkenntnistheorie. Schopenhauer beruft sich daher selbst im ersten Buche der „Welt als Wille und Vorstellung“ neben der Schrift „Ueber die vierfache Wurzel des Sages vom zureichenden Grunde“ auch auf die Schrift „Ueber das Sehn und die Farben“ und giebt deutlich genug zu erkennen, daß er beide genannte Schriften zusammen als Vorläufer seiner im ersten Buche der „Welt als Wille und Vorstellung“ dargelegten idealistischen Weltansicht betrachte, wie sie es auch in der That nicht bloß der Zeit ihrer Abfassung nach, sondern auch ihrem Inhalt nach sind, da sie es beide mit der Welt als Vorstellung zu thun haben, wenngleich die Farbenlehre mit einer andern Seite derselben, als die Schrift „Ueber die vierfache Wurzel“, indem jene die sensuale, diese die intellectuelle Seite, oder, um es physiologisch auszudrücken, jene die Function der Retina, diese die Function des Gehirns beim Vorstellen der Welt betrachtet. (Vergl. „Ueber das Sehn und die Farben“, S. 19.) Uebrigens sagt Schopenhauer selbst, daß seine Farbenlehre durch den Nachweis der subjectiven Wesenheit der Farbe beitrage zum gründlicheren Verständniß der Kantischen Lehre von den ebenfalls subjectiven, intellectuellen Formen aller unserer Erkenntnisse, „und daher eine sehr passende philosophische Vorstufe abgiebt“. (Vergl. die Vorrede zur zweiten Auflage der Farbenlehre.)

Aus diesem Grunde habe ich mich für berechtigt gehalten, die Farbenlehre in die Gesamtausgabe einzureihen, und zwar sie zusammen mit der Schrift

„Ueber die vierfache Wurzel“ dem ersten Bande derselben einzuverleiben. Da nun aber ferner Schopenhauer die Farbenlehre auch lateinisch bearbeitet und auf diese lateinische Bearbeitung großen Werth gelegt hat*, so glaubte ich, auch die lateinische Bearbeitung der Farbenlehre in die Gesamtausgabe aufnehmen zu müssen. Ohne dieselbe wäre die Gesamtausgabe seiner Werke keine vollständige zu nennen gewesen.

Im Uebrigen ist die Reihenfolge der Schriften die von Schopenhauer in seinem „Prooemium“¹⁰ angegebene geblieben. Diese Reihenfolge ist nicht bloß eine chronologische, sondern auch eine sachliche. Die Schriften zerfallen in drei Gruppen: 1) Einleitende Schriften oder Vorläufer: „Ueber die vierfache Wurzel des Sages vom zureichenden Grunde“ und „Ueber das Sehn und die Farben“, deutsch und lateinisch; 2) Hauptwerk: die das ganze System enthaltende „Welt als Wille und Vorstellung“. 3) Bestätigende, ausführende und erläuternde Schriften, zum Ganzen des Systems, so wie zu einzelnen Theilen: „Ueber den Willen in der Natur“, als Bestätigung des Grundgedankens des Systems und nähere Ausführung des zweiten, naturphilosophischen Buches der „Welt als Wille und Vorstellung“, „Die beiden Grundprobleme der Ethik“, als nähere Ausführung der im vierten Buche der „Welt als Wille und Vorstellung“ gegebenen ethischen Auseinandersetzungen; endlich die „Parerga und Paralipomena“, als den wichtigeren systematischen Werken nachgesandte Nebenarbeiten, bestehend aus kleineren Abhandlungen und vereinzelten, jedoch systematisch geordneten Gedanken über die mannichfaltigsten Gegenstände des Systems. So also, wie die Schriften zeitlich aufeinander gefolgt sind, so folgen sie einander auch der Sache nach.

Um nun aber nach Wunsch der Verlagsabhandlung ein möglichst gleichmäßiges Volumen der einzelnen Bände der Gesamtausgabe herzustellen, ist der gesammte Stoff auf sechs Bände vertheilt worden.

Der erste Band umfaßt die einleitenden Schriften, oder die Schriften zur Erkenntnistheorie: I. Ueber die vierfache Wurzel des Sages vom zureichenden Grunde; II. Ueber das Sehn und die Farben; III. Theoria colorum physiologica eademque primaria.

Der zweite und dritte Band enthält das Hauptwerk: Die Welt als Wille und Vorstellung.

Der vierte Band enthält die Schriften zur Naturphilosophie und zur Ethik: I. Ueber den Willen in der Natur; II. Die beiden Grundprobleme der Ethik. Endlich der fünfte und sechste Band umfaßt die kleinen philosophischen Schriften: Parerga und Paralipomena.

Noch während der Fertigstellung seiner Gesamtausgabe erhielt

* In der „Welt als Wille und Vorstellung“, II, 28, bezeichnet er sie als eine „bedeutend vermehrte und verbesserte Bearbeitung“ der deutschen Farbenlehre. In der Vorrede zur zweiten Auflage der deutschen Farbenlehre sagt er von der lateinischen: „Diese ist keine bloße Uebersetzung der ersten Auflage, sondern weicht schon in Form und Darstellung merklich von ihr ab und ist auch an Stoff anscheinlich bereichert.“ Deshalb behält sie noch immer „ihren Werth, zumal für das Ausland“. [Anmerkung Frauenstädts].

Frauenstädt Einblick in die Briefe Schopenhauers an Brockhaus aus dem Jahre 1858, in denen eine andere Reihenfolge der Werke angegeben war als die zeitliche. In dem oben zitierten Brief vom 8. August 1858 schreibt nämlich Schopenhauer weiter:

„Also wir hätten in ‚A[rthur] S[chopenhauer]s sämtliche Werke, in 5 Bänden‘, — mit dem Motto ‚Non multa, —‘

Vd. 1 & 2. Welt a[ls] Wille u[nd] Vorstell[un]g.

„ 3 & 4. Parerga.

„ 5. — Vierfache Wurzel, 2te Aufl[age] 1847.

(VI & 151 Seiten.) bei Hermannsche Wdh.

— Ueber den Willen in der Natur, Do

(XXI & 130 Seiten) 2te Aufl[age] 1854.

— Grundprobleme der Ethik, 1841. Do

(XXXX & 280 Seiten)

— Sehn u[nd] Farben, 2te Aufl[age] 1854. Hartknoch.

VIII & 86 Seiten.

Dazu müßte noch ein Sachregister zu meinen sämtlichen Werken, welches h ö c h s t n ö t i g ist, kommen. Ich empfehle dazu den Frauenstädt.“

Bald darauf, am 22. September 1858, teilte er eine Änderung in der Anordnung der Bände mit. Er habe beschlossen, „daß der Band der kleineren Schriften der 3te wird, weil er lauter integrierende Theile meiner Philosophie enthält: die Parerga aber nur etwa um $\frac{1}{2}$ in diesem Fall sind, $\frac{2}{3}$ aber für sich bestehende kleine Abhandlungen, zuletzt sogar Motria, u[nd] am Schluß gar Gedichte. Daher müssen diese 2 Bände die letzten seyn.“¹¹ Die so abgeänderte Reihenfolge legte Schopenhauer auch bei der Wiederaufnahme der Verhandlungen im Jahre 1860 seinen Ausführungen zugrunde. (Brief vom 18. Februar 1860.)

Die Einsichtnahme in diese Briefe konnte Frauenstädt nicht veranlassen, seinen Entschluß zu ändern. Am 16. August 1872 begründete er seine Anordnung ausdrücklich in einem Brief an die Verlagsbuchhandlung. In den 1. Band, so meinte er, gehörten durchaus die „Vierfache Wurzel“ und die Farbenlehre, auf die sich Schopenhauer im ersten Buch der „Welt als Wille und Vorstellung“ als auf die einleitenden Abhandlungen berufe. Und ebenso gab er in der Einleitung der zweiten Auflage seiner Ausgabe seiner Überzeugung Ausdruck, daß Schopenhauer, wie er mehrmals seinen Entschluß geän-

bert hatte, „auch bei der zuletzt angegebenen Anordnung nicht stehen geblieben wäre, sondern schließlich sich genöthigt gesehen hätte, die Reihenfolge der Bände so einzurichten, daß sie der im nachgelassenen ‚Prooemium¹² in opera omnia‘ angegebenen ‚zweckmäßigen Ordnung‘, in welcher seine Schriften gelesen werden sollen, entsprochen hätte, kurz, daß er schließlich auf meine Anordnung gekommen wäre.“

Zwei Jahrzehnte hindurch blieb die Frauenstädt'sche Ausgabe in unbestrittener Geltung bei der wissenschaftlichen Welt. Erst als die dreißigjährige Schutzfrist für die Werke Schopenhauers abgelaufen war, erfolgte ein entscheidender Angriff. Die neue, von Eduard Grisebach herausgegebene Ausgabe der „Sämtlichen Werke“ (6 Bände, Leipzig, Philipp Reclam jun. [1891]) überraschte die Welt mit der Mittheilung, daß die Ausgabe Frauenstädt's nicht nur textlich voller Fehler und Ungenauigkeiten, sondern auch in der Gesamtanlage verfehlt sei. Sie könne auf wissenschaftlichen Wert keinen Anspruch machen. Hingegen biete seine, Grisebach's, eigene Ausgabe nicht nur den echten, an Hand der Ausgaben letzter Hand und der Manuscriptbücher Schopenhauers genau überprüften Text, sondern lege zum ersten Male auch „die Werke in der vom Meister selbst festgesetzten Reihenfolge“ vor (Vd. VI, S. 394).

Der Grund, weshalb Schopenhauer dem Besitzer der Sämtlichen Werke eine Lese-Ordnung an die Hand gab, war nach der Ansicht Grisebach's eben der, „daß er für die Ausgabe eine a n d e r e Reihenfolge der Werke vorgesehen hatte. Ein posthumer Herausgeber darf also aus dieser Lese-Anweisung beileibe nicht eine Vorschrift für die Vertheilung der Bände der Gesamtausgabe herleiten. Vielmehr sind für diese Vertheilung ausschließlich die Bestimmungen vom 8. August/22. September 1858 maßgebend. Diese aber schreiben klar und deutlich vor, daß n i c h t (etwa nach chronologischer Anordnung) der ‚Satz vom Grunde‘ an der Spitze der Werke stehen solle, sondern vielmehr die ‚Welt als Wille und Vorstellung‘ (a Jove principium), sowie daß ‚die kleineren Schriften‘ in der Aufeinanderfolge: ‚Satz vom Grunde‘, ‚Wille in der Natur‘, ‚Ethik‘ als integrierende Theile der Schopenhauer'schen Philosophie im d r i t t e n Band vereinigt werden, den vierten und fünften aber die Parerga bilden sollen. —“ (Vd. VI, S. 283.)

Für den ersten Augenblick mögen diese Darlegungen überzeugend klingen. Allerdings hielt sich auch Grisebach durchaus nicht streng an

die brieflichen Richtlinien Schopenhauers. Entgegen der Bestimmung des Briefes vom 8. August 1858, die der Farbenlehre ihren Platz im Bande der kleineren Schriften anwies, schied er diese Schrift als einen „nicht integrierenden Theil“ der Schopenhauerschen Philosophie aus seinem 3. Bande aus und stellte sie mit der *Theoria colorum* und einem Bibliographischen Anhang in einen Nachtragsband zusammen.

Die neue, von Grisebach geschaffene Einteilung wurde von den späteren kritischen Ausgaben zum Teil ohne weitere Erörterung (Deussen), zum Teil unter Anerkennung der Begründung Grisebachs (Weiß) übernommen. Und doch waren schon gleich nach Erscheinen der Grisebachschen Ausgabe begründete Zweifel an ihrer ausschließlichen Gültigkeit laut geworden. In einer umfangreichen, für den Verlag F. A. Brockhaus niedergeschriebenen Denkschrift „Die Frauenstädt'sche Gesamtausgabe der Werke Arthur Schopenhauers und der neue Grisebach'sche Text“ hat Gustav Friedrich Wagner¹³ damals Anspruch und Leistung Grisebachs einer kritischen Besprechung unterzogen. Dabei werden der Frage der Anordnung eingehende Ausführungen gewidmet, die noch heute ihre Gültigkeit besitzen:

„Auf diese Einteilung [in fünf Bände, unter Zusammenfassung der kleineren Schriften im 3. Bande] kam Schopenhauer ohne allen Zweifel allein deshalb, weil für eine Gesamtausgabe einigermaßen gleich starke Bände erwünscht waren. Denn vom Standpunkt seiner Philosophie aus hätte die Abhandlung vom zureichenden Grund, als welche der Grund- und Eckstein seines Systems und deren genaue Kenntniß zum Verständniß des Hauptwerkes unbedingt nöthig ist, als erster Band vorangestellt werden müssen. Diese Schrift hat aber nur 160 Seiten, kann also keinen selbständigen Band für sich bilden. Hingegen mit den andern kleineren Schriften bildet sie einen solchen von der Stärke eines der übrigen Bände; jedoch konnten diese alle zusammen nicht als 1. Band vor das Hauptwerk gesetzt werden, folglich mußte nothgedrungen der Satz vom Grunde zurückstehn. Dies ist nach meiner Überzeugung der wahre Grund für die vom Philosophen aufgestellte Anordnung, nicht aber wie Grisebach (Vd. VI, S. 283) meint, daß die Welt als Wille und Vorstellung (a Jove principium) an der Spitze der Werke stehn solle. Als nun Frauenstädt die Gesamtausgabe herausgab, stellte er derselben eine lange Einleitung voran, in der er einen Überblick über die Schopenhauer'sche Philosophie und deren Aufnahme bei den Zeitgenossen giebt, und an welche sich ein ausführliches Lebensbild des Philosophen anschließt. Diese Abhandlungen waren so groß, daß sie, vereint mit dem Satz vom Grunde, gerade einen Band von gewünschter Stärke bildeten, und es war ganz natürlich, daß Frauenstädt deshalb diese Schrift an den Anfang der Werke stellte, wohin sie ihrem Inhalt nach gehört... [Für die Farbenlehre] war wirklich keine bessere Stelle... zu finden als hinter dem Satz vom Grunde, an welchen sie sich ganz passend wegen ihres Inhaltes, der manches

Verwandte, die Erkenntniß Betreffende mit ihm gemein hat, anschließt. Ist doch das darin enthaltene Kapitel über die Intellektualität der Anschauung bis zum Erscheinen der 2. Auflage des Satzes vom Grunde im Jahr 1847 geradezu der Stellvertreter dieses Werkes gewesen und wird in allen Schriften Schopenhauers bis zu jenem Jahre citirt. Denn erst in der 2. Aufl. wurde der jenen Gegenstand ausführlich behandelnde § 21 eingeführt. So ist diese Einteilung ganz gewiß im Sinne des Meisters gemacht und würde von ihm gebilligt worden seyn, wenn er bei Lebzeiten davon Kenntniß erhalten hätte... Ich kann deshalb den scharfen Tadel, welchen Grisebach gegen Frauenstädt ausspricht, daß er von der vom Philosophen selbst angeordneten Reihenfolge abgewichen sei, nicht gerechtfertigt finden. Grisebach befand sich bei Abfassung seiner Ausgabe in einer ganz anderen Lage. Er konnte seine Biographie und Bibliographie nicht wohl dem Werke voranstellen, sondern mußte dieselben in einem Anhang am Schluß desselben bringen. Der Schlußband ist nach der Schopenhauer'schen Einteilung aber der 2. Band der *Parerga*, der, an sich schon stark genug, keine Vergrößerung mehr zuließ. Da traf es sich denn für den Herausgeber sehr geschickt, daß Schopenhauer eine zu seinen Zwecken völlig passende Anordnung der Bände vorgeschlagen hatte, daß er außerdem die Farbenlehre als einen nicht integrierenden Theil seiner Philosophie bezeichnet und in seiner Weisung, wie seine Schriften gelesen werden sollen, gesagt hatte, daß „die Farbenlehre für sich gehe“. So konnte er diese Abhandlung aus dem Bande der kleineren Schriften, der ohnehin mit ihr zu groß geworden wäre, herausnehmen, zusammen mit dem Anhang seinen VI. Band daraus bilden und dann die Einteilung Schopenhauers beibehalten. Er hat dabei von seinem Standpunkt aus auch richtig und nicht gegen den Sinn des Philosophen gehandelt; aber er hat kein Recht, seiner Ausgabe deshalb einen größeren Werth als der Frauenstädt'schen zuzuschreiben, weil sie den Anordnungen des Philosophen genauer nachkomme als diese. Vergleichende Bestimmungen müssen eben dem innern Sinn und Geiste und nicht dem Wortlaut nach ausgeführt werden.“

Leider ist die Denkschrift Wagners Manuskript geblieben. Ihre Veröffentlichung hätte grundlegende Gesichtspunkte für die gesamte weitere Editionsarbeit am Werk Schopenhauers bieten und die auffällig rasch und widerspruchlos geschaffene, in manchen Punkten noch heute fortbestehende Autorität Grisebachs von vornherein auf das berechnete Maß einschränken können. Heute liegt zunächst die Frage der Anordnung der Werke so, daß wir die Erörterung dahin zurückführen müssen, wo die Denkschrift Wagners sie verlassen hat: Die Leseordnung legt die organische Reihenfolge der Werke fest; die in den Briefen Schopenhauers vorgesehene Anordnung für den Druck ist ein Ergebnis äußerer Umstände. Wenn, unter anderen Verhältnissen, die äußeren Erfordernisse sich in die organische Ordnung fügen, so ist kein Grund vorhanden, dem Leser eine Ausgabe anzubieten, die er in anderer Reihenfolge lesen muß, als sie die Ausgabe selbst ihm

an die Hand gibt. Wir haben also die alte, von Frauenstädt getroffene zeitliche Anordnung der Werke auch in dieser neuen Ausgabe beibehalten.

Nach dem Tode Frauenstäds (Januar 1879) gingen die Handexemplare und Manuskriptbücher Schopenhauers in den Besitz von Frauenstäds Bruder über. Dieser übergab, einer lektwilligen Verfügung gemäß, die Manuskriptbücher der Königl. Bibliothek in Berlin. Dagegen wurden die Handexemplare, in Unkenntnis ihrer Bedeutung, zugleich mit Frauenstäds eigener Bibliothek an ein Leipziger Antiquariat verkauft. Von ihm erwarb sie unter gewissen, später zurückgezogenen Vorbehalten der Handelschullehrer Friedrich Bremer, der sie einer eigenen Ausgabe zugrunde zu legen gedachte.

In den Jahren 1888 und 1889 führte Bremer „mit der größten Sorgfalt, Erwägung und Gewissenhaftigkeit“ einen Vergleich der 2. Auflage (Neue Ausgabe) der Frauenstädtischen Ausgabe (1888) mit den Handexemplaren durch. (Angaben einer der neuen Ausgabe voranzustellenden „Erklärung“ Bremers vom 10. Februar 1890.) Das Ergebnis waren wenige, zum Teil ansehbare Korrekturen des Frauenstädtischen Textes. Die „Dritte Auflage. Nach den Handexemplaren und Handschriften des Verfassers revidiert und neu herausgegeben von Friedrich Bremer. 1890“ blieb ungedruckt.

Etwa gleichzeitig mit Bremer begann E d u a r d G r i s e b a c h mit den Vorarbeiten für seine neue Ausgabe. Er konnte die Handexemplare bei Bremer „während einiger Stunden“ (Bd. VI, S. 290) durchgehen, eine Verwertung ihres Inhalts für seine Ausgabe vermochte er aber nicht durchzusetzen. So blieb seine Arbeit auf eine Durchsicht der Berliner Manuskriptbücher und auf die Überprüfung des Frauenstädtischen Textes beschränkt. Das (in der sechsbändigen Reclam-Ausgabe von 1891 niedergelegte) Ergebnis faßt er dahin zusammen, „daß wir die posthumen Zusätze Schopenhauers durch den bisher allein bekannten Text in inkorrekt und zum Teil in interpolierter, zum Teil in verstümmelter Form überliefert erhalten haben, zahlreiche und erhebliche von Schopenhauer für seine Werke bestimmte Stellen aber in dem Frauenstädtischen Texte überhaupt gänzlich fehlen“. (Bd. VI, S. 388.) Auch der von Zusätzen und Korrekturen unberührt gebliebene eigentliche Grundtext Schopenhauers sei in der Frauenstädtischen Ausgabe durch zahlreiche Druck-

fehler entstellt. Grisebach errechnet im ganzen 1619 korrumpierte Stellen bei Frauenstädt.

Die sorgfältige Überprüfung dieser Vorwürfe, die G. F. Wagner in seiner Denkschrift durchführte, ergab ein anderes Bild. Wagner konnte etwa 30 von Grisebach neu beigebrachte Stellen auffinden (darunter 6—8 ganz unbedeutende), die Frauenstädt zum Teil nicht aufgenommen, zum Teil aber an anderer Stelle eingereicht oder als bloße Varianten übergangen hat — ein Ergebnis, dem die vernichtende Kritik Grisebachs keineswegs angemessen war. Noch erstaunlichere Ergebnisse brachten Wagners Textvergleichen. Die wiederholte Versicherung Grisebachs, daß seine Ausgabe die erste sei, die einen genauen, unverkürzten und unverfälschten Abdruck der Texte gebe, vor allem, daß sie durchwegs auf die Ausgaben letzter Hand, nicht auf Frauenstädt zurückgehe (Bd. VI, S. 287, 288), erwies sich als unzutreffend. Zahlreiche Fehler der Frauenstädtischen Ausgabe, die in den Text Grisebachs übergegangen waren, erbrachten den Beweis, daß Grisebach nicht die Ausgaben letzter Hand zugrunde gelegt hatte, sondern die Frauenstädtische Ausgabe von 1877, die er vor dem Druck einer flüchtigen Korrektur nach den Ausgaben letzter Hand unterzogen hatte. Weiterhin aber erwies sich, daß die 1619 von Grisebach gerügten Fehler Frauenstäds in der Mehrzahl verhältnismäßig belanglose Abweichungen in Rechtschreibung und Zeichensetzung waren, während eine weit größere Anzahl von Fehlern, und zwar nicht nur kleine, unbedeutende Versehen, aus dem Texte Frauenstäds in den Grisebachs übergegangen sind. Den 1619 von Grisebach bemerkten und korrigierten Fehlern konnte Wagner 1794 andere Fehler entgegenhalten, die Grisebach aus der Frauenstädtischen Ausgabe abgedruckt hatte, — eine Zahl, in der kleine Abweichungen, etwa in der Interpunktion bei Stellenangaben, gar nicht mit eingerechnet waren. Schließlich konnte er feststellen, daß der Text Grisebachs eine ganze Reihe neuer, ihm ausschließlich eigener Fehler bietet, die den Fehlern des geschmähten Frauenstädt an Bedeutung nicht nachstehen. Schon wenige Stichproben ergaben, daß zahlreiche Worte falsch wiedergegeben oder ausgelassen waren, daß sogar ganze Sätze von 1—2 Zeilen ausgelassen oder doppelt abgedruckt waren.

Diese, nachträglich auch von Grisebach zum Teil bemerkten Gebrechen führten zunächst zu einem „zweiten, mehrfach berichtigten Abdruck“ der beiden ersten Bände (1892), worin die meisten eigenen

Fehler berichtigt waren. Ebenso erschien von den übrigen Bänden im Lauf der nächsten Jahre ein „weiter hie und da berichtigter Abdruck“ (Bd. V 1892; Bd. VI 1894; Bd. III 1895; Bd. IV 1896). Die aus Frauenstädt abgedruckten Fehler wurden aber auch in diesem letzten Hand bedeutet nichts anderes als den Verzicht auf revidierten Text weiter mitgeschleppt, so daß von einer Korrektur nach den Ausgaben letzter Hand wiederum keine Rede sein kann.¹⁴

Die Öffentlichkeit erfuhr von diesen Tatsachen nichts. Die Denkschrift Wagners blieb ungedruckt, die Angriffe Grisebachs auf Frauenstädt fanden keine Erwiderung. Der Grisebachsche Text kam als unerreichtes Muster einer posthumen Ausgabe in höchstes Ansehen, nicht zuletzt durch die Autorität Kuno Fischers, der in dem Schopenhauerbände seiner „Geschichte der neueren Philosophie“ (1893) die Kritik an Frauenstädt ohne weitere Überprüfung wiederholte.

Inzwischen waren die Vorarbeiten für eine Erneuerung der Frauenstädtischen Ausgabe längst in Angriff genommen worden. Schon während des Erscheinens der Grisebachschen Ausgabe, in den Jahren 1891 und 1892, hatte Wagner eine sorgfältige Revision des Frauenstädtischen Textes auf Grund der Ausgaben letzter Hand durchgeführt. Die von ihm bearbeiteten sechs Bände der Ausgabe 1888 enthalten mehr als 4000 Korrekturen von seiner Hand — eine grundlegende Vorarbeit für die neue Ausgabe der Zukunft, die Wagner in seiner Denkschrift allerdings als unmöglich bezeichnete, solange die Handexemplare noch der Benutzung vorenthalten blieben.

Siebzehn Jahre ruhte jede textkritische Beschäftigung mit Schopenhauers Werk. Dann endlich hielt es Wagner für angezeigt, sein Schweigen zu brechen. Der Anhang seines „Encyclopädischen Registers zu Schopenhauer's Werken“ (Karlsruhe i. B. 1909)¹⁵ brachte neben einem Verzeichnis der Druckfehler in den Ausgaben letzter Hand vor allem eine knappe Zusammenfassung der Ergebnisse, zu denen die Vergleichung von Frauenstädt und Grisebach geführt hatte, und im Anschluß daran ein Verzeichnis der wichtigsten Druckfehler der Frauenstädtischen Gesamtausgabe.

Das Wagnersche Register leitete den Umschwung ein. Als zwei Jahre später die große von Paul Deussen herausgegebene historisch-kritische Ausgabe von Schopenhauers Werken zu erscheinen begann (Verlag R. Piper, München), da bildete wieder die Frauenstädtische,

nicht die Grisebachsche Ausgabe die Grundlage des Textes, der im übrigen nach den Ausgaben letzter Hand und den Festlegungen Wagners genau durchgesehen wurde. Die Hoffnung auf die Handexemplare hatte man bereits aufgegeben, aber man glaubte ohne sie auskommen zu können. Der 1. Band der Ausgabe (Welt als Wille und Vorstellung, I. Bd., 1911), der den ursprünglichen Editionsplan erkennen läßt, sollte einen „durchaus treuen Abdruck der Ausgabe letzter Hand vom Jahre 1859“ bieten, deren Seiten und Zeilen genau kopiert wurden. In Anhängen wurden die sachlichen (nicht auch die orthographischen) Abweichungen der 1. und der 2. Auflage verzeichnet, während ein dritter Anhang die Zusätze zusammenstellte, „welche Frauenstädt in der posthumen Ausgabe von 1873 und den späteren Neuauflagen aus dem Handexemplar Schopenhauers aufgenommen hat“. Während der Drucklegung des 2. und 3. Bandes geschah das Unerwartete: Die Handexemplare wurden dem Herausgeber zugänglich. Sie waren nach dem Tode Bremers (1901) in die Hände des Referendars a. D. Albert Graeber (Leipzig) übergegangen (im Juni 1902), und dieser stellte sie für die Zwecke der Ausgabe zur Verfügung, nachdem der 1. Band seine anfänglichen Bedenken zerstreut hatte. Über ein Jahr lang blieben die 15 Bände zu ungestörter Benutzung in den Händen Deussens und seiner Mitarbeiter. Diesem Umstand ist es zu danken, daß die Deussensche Ausgabe zum erstenmal das gesamte, noch unerschlossene Material der Handexemplare mit wissenschaftlicher Zuverlässigkeit erschließen konnte. (Nur die Handexemplare der beiden ersten Auflagen des Hauptwerks konnten nicht mehr ausgewertet werden.)

Die ursprünglichen Editionsprinzipien kamen dabei allerdings zu Fall, ohne durch neue, einheitlich für die ganze Ausgabe geltende ersetzt zu werden. Die Entscheidungen erfolgten jetzt von Fall zu Fall. Gab der 2. Band (1911), nach dem Muster des 1., noch einen genauen Abdruck der Ausgabe letzter Hand und wurde nur die eine grundsätzliche Neuerung getroffen, daß anhangsweise nicht die Abweichungen der Frauenstädtischen Ausgabe von 1873, sondern die Abweichungen des Handexemplars mitgeteilt wurden, so lassen die im 3. Band (1912) vereinigten Abhandlungen ein unentschiedenes Nebeneinander verschiedener Editionsgrundsätze erkennen: Beim „Willen in der Natur“ und bei der „Ethik“ herrscht noch der alte Grundsatz eines getreuen Kopierens der Ausgaben letzter Hand, unter

Verweisung der Zusätze in einen Anhang, dagegen erscheinen bei der „Vierfachen Wurzel“ die Zusätze im Texte selbst, — die Seitenzahlen der Ausgabe letzter Hand sind in eifigen Klammern in den Text eingeschoben. Das gleiche Prinzip ist bei den beiden Bänden der „Parerga“ (1913) gewahrt, während die in den 6. Band (1923) verwiesenen Schriften „Ueber das Sehn und die Farben“ und „Theoria colorum“ wieder dem alten Prinzip einer Vereinigung der Zusätze in Anhängen folgen, ohne diesmal das ungünstige Format der Originalausgaben zu bewahren.

Es darf bemerkt werden, daß hier nicht etwa ein verhältnismäßig belangloses Prinzip der äußeren Anordnung in Frage steht. Der ursprüngliche Grundsatz eines buchstabengetreuen Abdrucks der Ausgaben letzter Hand bedeutet nichts anderes als den Verzicht auf jede kritische Wertung und Bearbeitung der Texte, bedeutet ein bedingungsloses Hinnehmen aller Zufälligkeiten der Überlieferung und somit den Verzicht darauf, die wahre Absicht des Verfassers auch nur festzustellen, geschweige denn ihr gemäß zu handeln. Dabei darf allerdings nicht übersehen werden, daß die Weisungen und Vorschriften Schopenhauers selbst diesen Verzicht nahelegen mußten. Ein Verfasser wie Schopenhauer, der so unbedingten Wert auf jede Einzelheit seiner Schreibweise legte, der in seinen Briefen gegen die Brockhaus'sche Hausorthographie wetterte und jedes kleine Versehen, das in Zitaten aus seinen Schriften unterlief, aufs schärfste zu rügen wußte, ein Verfasser, der zuletzt noch seinen Fluch über jeden aussprach, der bei künftigen Drucken seiner Werke irgend etwas daran ändere, „sei es eine Periode, oder auch nur ein Wort, eine Silbe, ein Buchstabe, ein Interpunktionszeichen“ (vgl. oben S. 7), — mußte ein solcher Verfasser nicht die Gewähr dafür bieten, daß in seinen Werken, so wie er selbst der Nachwelt sie überlieferte, wirklich alles in Ordnung sei, alles, bis auf jedes Wort, jede Silbe, jeden Buchstaben, jedes Interpunktionszeichen?

Es war nicht in Ordnung. Schopenhauer hat der äußeren Form seiner Werke durchaus nicht die Sorgfalt angedeihen lassen, die man nach seinen Worten voraussetzen mußte. Er war zeitlebens ein schlechter Korrekturleser. Einzelne Fehler erregten wohl seinen Grimm; und wenn er sie zu spät bemerkte, konnten sie ihm Jahre hindurch Verdruß bereiten. Aber viele andere Fehler und Versehen entgingen seinem Auge, sie wurden durch verschiedene Auflagen hin-

durch immer wieder mitgeschleppt, neue kamen hinzu, selbst die bestimmten Weisungen Schopenhauers für Rechtschreibung und Interpunktion wurden häufig nicht beachtet, Gepflogenheiten der „Hausorthographie“ und allgemeine Wandlungen der Rechtschreibung machten sich geltend, und daneben war auch die Schreibweise Schopenhauers in den Jahrzehnten zwischen dem Erscheinen der Dissertation (1813) und der 2. Auflage der „Ethik“ (1860) starken Änderungen unterworfen: Die Zusätze zu den späteren Auflagen bieten oft andere Schreibungen als der ursprüngliche Text. Die verschiedenartigen Formen finden sich oft unmittelbar nebeneinander. In andern Fällen wurden Rechtschreibung oder Zeichensetzung der früheren Auflage in der späteren geändert, aber auch das ohne Folgerichtigkeit. Gerade die Ausgaben letzter Hand bieten also im allgemeinen die am wenigsten einheitliche, von den Absichten Schopenhauers immer wieder abweichende Textgestaltung.

Von den früheren Herausgebern hat als einziger Frauenstädt das hier gestellte Problem wenigstens zum Teil erkannt. Er schreibt in einem Brief an F. A. Brockhaus vom 31. Juli 1872, er habe bei der Bearbeitung der 3. Auflage der Parerga und der 4. Auflage des Hauptwerks „diejenige Schreibweise beibehalten, die er in der zuletzt von ihm (Schopenhauer) besorgten Ausgabe vorgefunden, möchte dieselbe auch noch so ungleich sein“. Dann, mit genauerer Erfassung des textkritischen Problems, in seiner Einleitung zur Gesamtausgabe:

Die Schopenhauer'sche Orthographie ist nicht in allen seinen Schriften, ja auch nicht einmal in einer und derselben, eine sich gleichbleibende. Es findet sich z. B. sehn und sehen, seelig und sällig, Ursach und Ursache, Charlatan und Scharlatan, Strom und Stroh m, mistlich und mislich, willkürlich und willkürlich u.s.w. Auch die Eigennamen sind nicht überall gleich geschrieben. Diese Ungleichheiten lassen sich zum Theil daraus erklären, daß Schopenhauer früher so geschrieben, wie er gesprochen, also Ursach und Sehn, später aber, als er gegen die Sprachverhöhnung durch Buchstaben- und Silbentnideri zu eifern anfang, seine eigene Schreibweise demgemäß reformirte, daneben aber doch auch die frühere noch stehen blieb; zum Theil daraus, daß er Kafophonien haßte und daher jedesmal so schrieb, wie es ihm gerade der Wohlklang zu erfordern schien. Ein großer Theil der Ungleichheiten mag wohl aber auch auf Rechnung des Setzers kommen, der sich nicht genau genug an die Schopenhauer'sche Orthographie band, sondern daneben auch die in der Officin übliche anwandte, was nachher Schopenhauer bei der Correctur übersah. Da hier der überwiegenden Schreibweise vor der andern der Vorzug gegeben worden; so ist im Ganzen das eigenthümliche Gepräge der Schopenhauer'schen Schreibweise conservirt.

Gegenüber diesen, im Ansatz durchaus richtigen, allerdings nicht folgerichtig und häufig nicht ohne Willkür durchgeführten Gedankengängen vertrat zuerst Grisebach den starren Grundsatz „diplomatischer Treue“ in der Wiedergabe der Ausgaben letzter Hand. Die kleinsten Eigentümlichkeiten in Orthographie und Interpunktion sollten sorgfältig bewahrt werden.

Es versteht sich, daß die Änderungen am Text der Ausgaben letzter Hand, die Frauenstädt stillschweigend, aber aus grundsätzlichen Erwägungen heraus vorgenommen hatte, vor dieser Meinung nicht bestehen konnten: Sie wurden unter die Gesamtsumme der 1619 Fehler eingereiht und mußten mit dazu beitragen, den Ruf der Frauenstädtischen Ausgabe unverdientermaßen zu verschlechtern, den Ruf der Grisebachschen ebenso unverdientermaßen zu erhöhen.

Merkwürdigerweise kam auch G. F. Wagner über den Standpunkt Grisebachs grundsätzlich nicht hinaus, obwohl seine Textvergleichen zum ersten Male systematisch auch die früheren Ausgaben einbezogen und damit wenigstens die schlimmeren Versehen der Ausgaben letzter Hand berichtigen konnten. Im wesentlichen hielt Wagner durchaus an dem Verlangen der buchstäblichen Wiedergabe der Ausgaben letzter Hand fest. Man solle, meinte er in seiner Denkschrift, genau das Original überliefern und es jedem selbst überlassen, was er dabei denken wolle, nicht aber seinem Urteil durch Berichtigungen vorgreifen. Habe das Original Mängel und Unebenheiten, so gingen diese auf Verantwortung des Autors, und der Leser, der den Philosophen liebgewonnen habe, werde sie nicht missen wollen: er werde es vorziehen, „eine das Original mit allen seinen etwanigen Ecken und Kanten wiedergebende Ausgabe zu besitzen, als das abgerundete und abgeschliffene Werk eines Herausgebers“. Es ist ein Standpunkt, den sich auch die Deussen'sche Ausgabe noch ohne Einschränkung zu eigen gemacht hat.

Eine Wendung kam mit der neuen historisch-kritischen Ausgabe von Otto Weiß, von der leider nur die beiden ersten Bände, das Hauptwerk enthaltend, erschienen sind (Hesse und Becker, Leipzig 1919). Weiß konnte sich bei seiner Arbeit von Anfang an auf den gesamten handschriftlichen Nachlaß stützen. Neben den Berliner Manuskriptbüchern standen ihm Schopenhauers Handexemplare zur Verfügung, die er von Albert Graeber zuerst leihweise erhalten, später käuflich erworben hatte. Schon rein stofflich brachten die

beiden Bände Neues: Die Weiß'sche Ausgabe ist noch heute die einzige, die auch die Handexemplare der 1. und der 2. Auflage des Hauptwerks im vollen Umfang und mit wissenschaftlicher Zuverlässigkeit inhaltlich ausschöpft. Sie bietet also auch das letzte handschriftliche Material, auf das die Deussen'sche Ausgabe noch Verzicht leisten mußte und bringt damit die langjährige, mühevollen Arbeit der Erschließung der Handexemplare zum Abschluß: Aus den Handexemplaren ist heute nichts Neues mehr zu holen.

Neben diesem Verdienst kann die Ausgabe von Otto Weiß noch ein zweites für sich in Anspruch nehmen: Sie macht zum ersten Male den Versuch, den Text der Ausgaben letzter Hand in einer wissenschaftlich revidierten und berichtigten Fassung zu bieten, sowie in einem textkritischen Anhang über diese Textbehandlung von Fall zu Fall Rechenschaft zu geben. Was zuerst Frauenstädt angestrebt hatte, das suchte nun Otto Weiß mit den Mitteln moderner Textkritik durchzuführen. In seinem Vorwort zur Gesamtausgabe nennt er die Grundlagen für seine Textrevision: eine erschöpfende Vergleichung der Textfassungen der früheren Auflagen, die handschriftlichen Zusätze ihrer Handexemplare und der übrige handschriftliche Nachlaß.

„Viele sich als offenbare Fehler charakterisierende Stellen der Ausgaben letzter Hand finden hierdurch ihre Erklärung und Berichtigung, indem die früheren Auflagen oder deren Handexemplare die richtige, klare, sinngemäße Fassung bieten: andere wieder, die man bisher glaubte für Versehen halten zu müssen, konnten durch ihre in einer früheren Auflage bereits erfolgte handschriftliche Änderung als authentisch belegt und damit als zutreffend nachgewiesen werden. Ebenso konnten Zweifel an der Richtigkeit mancher Textstellen durch Vergleichung mit der ersten Niederschrift in den Nachlaßmanuskripten gehoben werden. Auch die in den Ausgaben letzter Hand sehr willkürlich und wechselnd gehandhabte Orthographie (oft weist dasselbe Wort in zwei unmittelbar einander folgenden Zeilen verschiedene Orthographie auf; orthographische Eigentümlichkeiten der früheren Auflagen, da diese zum Neusatz benützt wurden, sind in einzelnen Fällen versehentlich mit übergegangen) durfte in einer revidierten Ausgabe nicht stehen bleiben: es wurde beim Hauptwerk die Orthographie der Ausgabe letzter Hand möglichst rein hergestellt und von den verwirrenden und fehlerhaften Inkonssequenzen befreit und diese Schreibweise dann auch einheitlich dem Neudruck der andern Werke zugrunde gelegt.“

Die letzten Sätze zeigen, daß auch Weiß sich von der überlieferten Vorstellung eines unbedingten Vorrangs der Ausgaben letzter Hand nicht befreien konnte. An diesem Punkt setzt unsere Ausgabe ein, und sie darf hoffen, die textkritische Erschließung der Werke Schopen-

hauers damit entscheidend weiterzuführen. Sie bricht mit dem Vorrang der Ausgaben letzter Hand und bekennt sich statt dessen zum Vorrang der handschriftlichen Überlieferung, die heute für große Teile des Gesamtwerks herangezogen werden kann. Außer den Manuskriptbüchern und Handexemplaren, mit deren Erschließung sich die Editionsarbeit der vergangenen Jahrzehnte beschäftigt hat, besitzen wir eine Reihe von Handschriften Schopenhauers, die bisher völlig unbeachtet geblieben sind und in unserer Ausgabe zum ersten Male der Gestaltung des Textes mit zugrunde gelegt werden können. Seit dem Jahre 1891 ruht in der Frankfurter Stadtbibliothek (heute im Schopenhauer-Archiv bei der Stadt- und Universitätsbibliothek) die Handschrift des 2. Bandes der „Welt als Wille und Vorstellung“. Von der Druckvorlage der 3. Auflage des Hauptwerkes und der 2. Auflage der „Ethik“ liegen zahlreiche größere und kleinere Zusätze in der handschriftlichen Fassung vor. Ein großer Teil der Handschrift der „Parerga“ befindet sich seit 1913 im Besitz der Stadtbibliothek Dresden. Schließlich hat sich in den letzten Jahren noch das Kopenhagener Manuskript der Preisschrift über die Grundlage der Moral gefunden. Die Grundlagen für die Textkritik sind damit wesentlich verbreitert; mehr noch: Neben die sekundären Quellen, die in den Handexemplaren und Manuskriptbüchern vorliegen, Niederschriften also, die immer nur als Material für die Bearbeitung neuer Auflagen gebient haben, treten nun in großem Umfang die primären Quellen: die Manuskripte, die unmittelbar als *D r u c k v o r l a g e* Verwendung gefunden haben.

Durch eingehende Vergleiche der Handschriften mit den überlieferten Texten ist es nicht nur möglich geworden, zahlreiche von Schopenhauer übersehene und in den bisherigen Drucken mitgeschleppte Fehler und Ungenauigkeiten zu berichtigen, sondern überhaupt zum ersten Male die Voraussetzungen für eine wirklich dem Sinne Schopenhauers entsprechende Textgestaltung zu schaffen. Unser Bestreben dabei ist immer dies gewesen, den orthographischen Entwicklungsprozeß von der ersten handschriftlichen Festlegung über die verschiedenen, zunächst als textkritisch gleichwertig zu betrachtenden Auflagen eines Werkes bis zur Ausgabe letzter Hand zu verfolgen und die Ergebnisse an den Grundsätzen der durch ein umfangreiches handschriftliches Material als letztgültig belegten Rechtschreibung Schopenhauers zu überprüfen.

Eine wünschenswerte Ergänzung und Bestätigung der auf diese

Weise gewonnenen Festlegungen boten die an verschiedenen Stellen verstreuten Vorschriften Schopenhauers für Rechtschreibung und Interpunktion. Sie werden in unserer Ausgabe ebenfalls zum ersten Male für die Herstellung und Überlieferung des Textes mitherangezogen.

Schon die Anweisung „An meinen Seher“, die Schopenhauer dem Manuskript der 2. Auflage der „Welt als Wille und Vorstellung“ beigab, enthielt genaue Weisungen in dieser Richtung:

Ich setze gern doppelte Vokale und das tonverlängernde h, wie es früher Jeder setzte. Ich setze nie ein Komma vor d e n n, sondern Kolon oder Punkt. — Ich schreibe überall a h n d e n, nie ahnen. — Ich schreibe „trübselig“, „glückselig“ u. s. w. — und „etwan“, nie „etwa“.

Zahlreiche andere Regeln und Vorschriften sind in den Werken selbst, im handschriftlichen Nachlaß — dort vor allem in der nachgelassenen Abhandlung „Ueber die, seit einigen Jahren, methodisch betriebene Verhunjung der deutschen Sprache“ — und in den Briefen Schopenhauers verstreut:

Besonders gern . . . eskotieren sie die doppelten Vokale und das tonverlängernde h, diese der Prosodie geweihten Buchstaben . . . Wer nun Scham, Märchen, Maß, Spas schreibt, sollte auch Lon, Son, Stat, Sat, Jar, Al usw. schreiben . . . Sehr beliebt ist auch, wegen Ersparnis eines Buchstabens, die Schreibart „Litteratur“ statt der richtigen Litteratur.

(Welt als Wille und Vorstellung, Bd. II, 138, 31–139, 5).

Fragmente zur Deutschen Litteratur — enthält in der Abtheilung I, p. 92 eine Anmerkung gegen die Sprachverderber, welche das h, „diesen musikalischen Buchstaben“, weglassen und demnach Lon, Son u. s. w. schreiben müssen. —

Schon jetzt sprechen manche Leute „Spas“ aus: mit der Zeit werden sie „Märchen“ sprechen; Dank unsern B u c h s t a b e n k i d e r n.

Schreibt ihr S p a s s, so müßt ihr es aussprechen, wie naß, Daß, daß, laß, Faß, Haß, Gaß. —

Die M a a s e und die M a s s e sind in der Sprache, wie in der Bedeutung verschieden: warum sollen sie es nicht, wie bisher, auch in der Orthographie seyn? — Um einen Buchstaben zu lukriren. —

„Kabinete“ und „Britten“ mit Einem t zu schreiben ist wie wenn man Rolle mit Einem l schreiben wollte.

Dr. S e d e r h o l m, Pfarrer aus Moskau, welcher Schwedisch kann, sagt, daß „seelig“ nicht von S e e l e kommt; sondern vom schwedischen Wort S a l, welches bedeutet Fülle, Herrlichkeit, Glückseligkeit (doch nicht im theologischen Sinn), und welches im Deutschen bloß in seinen Derivativis Trübsal, Schicksal u. s. w. übrig ist: — also ist statt s e e l i g s ä l i g zu schreiben. —

[Dänemark statt Dännemark]: man soll nicht der schmutzigen Buchstaben-zählerei Koncessionen machen, auf Kosten der Richtigkeit... (Auf Dänisch heißt es Dännemark...) —

Italia wird, um sich dem deutschen Idiom zu assimilieren zu Italien: hieraus darf man aber nicht wieder das Adjektiv bilden und schreiben Italienisch, wie sie Alle tutti unisono jetzt thun; sondern das Adjektiv wird aus Italia gemacht: also italiänisch: so spricht auch Jeder, der nur ein wenig Bildung hat, aus: nicht Italienisch, — wie ein Drecksger. —

„Etwan“ ist gar kein Wort, sondern die süddeutsche Aussprache von etwan, aliquando, welche das n am Ende wegläßt, wie auch eben so bei Verben im Infinitiv: daraus aber machen sie nachher gar das widerwärtige diphthongische Adjektiv etwaig! —

[Variante:] Es heißt auf Deutsch „schmieden“ und „die Schmiede“, aber der Schmidt... Auf Deutsch hat zu allen Zeiten das Wort gelautet und ist geschrieben worden „Schmidt“... Hingegen hat es im Plural die Schmiede. —

„Seither“ ein Unwort: aber Herr Scriblerus hat es oktroyirt, und Herr Schmieracius hat es konfratignirt, und die gesammte Gelehrtenwelt respektirt den Befehl: „Seither“ (das richtige) ist ganz verbannt: überall Seither.

„Unbill“ statt Unbild ist gerade wie im 1sten Decennio dieses Jahrhunderts ein Schriftsteller (Prof. Schütz?) ungeschlachtet statt ungeschlachtet schrieb, worüber damals Goethe herzlich gelacht hat. —

Die Manie „Nichts“ mit großem N zu schreiben: dies ist nur in dem Ausnahmefall recht, wo es substantive steht, also le néant besagt. —

Man soll bedenken, daß eine Jugend heranwächst, welche die Zeitungen aller Art und überhaupt das Neueste liest und sonst nichts, folglich denkt, Das wäre Deutsch und es gäbe kein anderes Deutsch, als diesen infamen Litteraten- und Buchmacher-Gesellen-Jargon, demnach „Geschmidt“ und „Sittig“ und „Hilfe“ und überhaupt alle oben aufgezählten Sprachschmücker ihr Lebenlang schreibt.

„Das selbe“ wurde, wie hier, zusammengezogen, geschrieben, wann es das Pronomen es vertritt. Dann heißt man die Zusammenziehung auch in allen andern Fällen bei, ohne Fug und Recht. Daraus entstand Konfusion: man verrannte sich immer mehr in „Dieselbe, Derselbe, Dasselbe“, bis man zuletzt nicht aus noch ein wußte: wonach denn dies höchst nöthige Adjektiv „der — die — das (der, die, das Pronomen) selbe“ vom Leibe der Sprache amputirt wurde...

(„Ueber die, seit einigen Jahren, methodisch betriebene Verhunjung der deutschen Sprache“, an verschiedenen Stellen.¹⁰)

... eine bloße Abndung, aus welchem Worte nun aber das d ausgemergt wird, wodurch dasselbe einen ganz eigenen Anstrich von Misserie erhält...

(Über die vierfache Wurzel des Satzes vom zureichenden Grunde, S. 113, 8—10.)

Man soll schreiben „Geschent“ und nicht „Geschmidt“...

(Die beiden Grundprobleme der Ethik, S. XXXIII, 28.)

[Über den Druck der 2. Auflage des „Willens in der Natur“:] Orthographie ganz meine („Spaß“ und „Stroh“), weil ich dem Hausorthographen ein Wörtlein über die Hausorthographie geschrieben hatte.

(An Frauenstädt, 11. September 1854)

„Seele, Seele, Seele“, — Ist ein Pfaffen- und Alte-Weiber-Wort... Aus Haß gegen dasselbe schreibe ich rigoristisch „Trübsälzig“.

(An Frauenstädt, 6. Juni 1856)

Der Satz unserer Ausgabe ist so eingerichtet, daß er Seite um Seite, in den meisten Fällen sogar Zeile um Zeile, mit dem der alten Ausgabe übereinstimmt. Die vielen Zitate in der Schopenhauer-Literatur, die sich auf die Frauenstädtische Ausgabe beziehen, sind also an der angezogenen Stelle auch in der neuen Ausgabe zu finden. Nur bei den Parerga und Paralipomena ergaben sich größere Abweichungen. Hier stellen die am Schluß der Bände angefügten vergleichenden Seitentabellen die Ziffern der neuen und der alten Ausgabe gegenüber und ermöglichen ein sofortiges Auffinden der Zitate. Einen besonderen, von den Freunden Schopenhauers sicher dankbar begrüßten Vorzug unserer Seitenzählung dürfen wir darin erblicken, daß G. F. Wagners „Encyclopädisches Register zu Schopenhauer's Werken“, das sich bekanntlich auf die Frauenstädtische Ausgabe bezieht, auch für die neue Ausgabe ohne weiteres benutzbar bleibt.

Am Rande der Seiten sind die Seitenzahlen (von 5 zu 5) angegeben. Diese Einrichtung hat es ermöglicht, in den textkritischen Anhängen jede einzelne Stelle genau nach Seiten- und Zeilenzahl zu bezeichnen, so daß die Auffindung im Text kaum Schwierigkeit bereitet. Auch die Seitenzahlen der Ausgaben letzter Hand sind am Rande [in eckigen Klammern] beigelegt — eine nicht unwesentliche Beigabe: Bekanntlich beziehen sich die Selbstzitate Schopenhauers zum größten Teil auf die Ausgaben letzter Hand. Zitate, die sich nicht auf die Ausgabe letzter Hand, sondern auf eine frühere beziehen, sind durch die Seitenangaben nach der Ausgabe letzter Hand [in eckiger Klammer] ergänzt. Auf diese Weise können die Selbstzitate Schopenhauers ohne Schwierigkeit aufgefunden werden. Ein Beispiel: Wenn Schopenhauer in der Ausgabe letzter Hand der „Dier-

fachen Wurzel" (1847) das Hauptwerk nach Band und Seite anführt, so meint er nicht die Ausgabe letzter Hand (1859), sondern die 2. Auflage von 1844. Wir haben dem Zitat in diesem Fall die Seitenzahl der 3. Auflage [in eckiger Klammer] beigegeben, und diese Zahl findet der Leser im Hauptwerk ohne Schwierigkeit am Seitenrande wieder. Diese Zurückführung aller Zitate auf die Ausgaben letzter Hand hat es möglich gemacht, auf die einfachste Weise, ohne störende Eingriffe im Text, ein Problem zu lösen, das in der Deussenschen Ausgabe überhaupt nicht, in der Weißschen mit komplizierten vergleichenden Seitentabellen gelöst ist. Natürlich sind die in der alten Ausgabe beigegebenen ergänzenden Hinweise auf die posthumen, von Frauenstädt herausgegebenen Einzelausgaben, die heute kaum noch jemand heranziehen wird, gestrichen.

Bemerkt sei noch, daß in allen Bänden der Ausgabe der in den früheren Drucken sich findende, aber von Schopenhauer handschriftlich nie gesetzte Punkt nach § weggelassen ist.

Die textkritischen Anhänge der einzelnen Bände unterrichten über alle Einzelheiten unserer Textgestaltung. Sie lassen die Abhängigkeiten der einzelnen Ausgaben voneinander in jedem einzelnen Fall sofort erkennen. An erster Stelle steht jeweils die von uns angenommene Lesart, an zweiter Stelle die von uns verworfene. Auch die nicht ganz seltenen Fälle, in denen wir die ursprüngliche Frauenstädtische Lesart gegen die Ergebnisse der neueren Textkritik wieder herstellen mußten, sind genau verzeichnet. In solchen Fällen erlebt die Frauenstädtische Ausgabe eine späte Rechtfertigung. Manche ihrer Lesarten sind von einer sehr genauen Einfühlung in die Schreibweise und Zeichensetzung Schopenhauers bestimmt, während die auf Grund der Drucke vorgenommenen Verbesserungen späterer Herausgeber sich häufig als unüberlegte Schlimmbesserungen erweisen.

Wir sind am Ende. Manchmal wollte es uns scheinen, als wenn die Ergebnisse unserer Untersuchungen über mancherlei Umwege hinweg wieder zu den ersten Anfängen der Beschäftigung mit Schopenhauers Werken zurückleiten sollten. Dann wieder führten die vielerlei Möglichkeiten, die ein neues, reiches und mit neuen Mitteln bearbeitetes Material uns an die Hand gab, weit über diese Anfänge hinaus, zu einem Ende, dem wir wohl eine gewisse Endgültigkeit zusprechen können. Der Kreis schließt sich, und wir hoffen, daß die Form, in der wir heute die „Sämtlichen Werke Schopenhauers“

vorlegen, nicht nur weiterhin die Billigung der zu einem Urteil Berufenen finden werde, sondern daß sie auch die Billigung des Meisters selbst gefunden haben würde.

Anmerkungen zur Einleitung

¹ Berliner Bibliothek: Heute Staatsbibliothek Preussischer Kulturbesitz, Berlin, in die Schopenhauers — erhalten gebliebene — MS-Bücher und sonstigen Niederschriften übergegangen sind. Photokopien von Mikrofilmen im Schopenhauer-Archiv bei der Stadt- und Universitätsbibliothek Frankfurt a. M.

² Diese „philosophischen Lagebücher“ Schopenhauers wurden i. d. Z. 1966 bis 1975 der Öffentlichkeit von Arthur Hübscher vorgelegt.

³ *HN* IV₂, 8

⁴ *GBr*, 432f

⁵ *GBr*, 443

⁶ *HN* IV₂, 33 und 35

⁷ Im Original-MS steht der Absatz „Erfüllt mit Indignation . . .“ über dem Absatz „Ich habe schon“, jedoch ist an den Rand dieses ersten Absatzes nachträglich das Wort *Conclusio* (Schlußbemerkung) gesetzt.

⁸ Das Wort *Alicubi* (irgendwo) steht auch hier am Rande des Absatzes.

⁹ *GBr*, 468

¹⁰ Frauenslädt verwechselt die oben abgedruckte „Vorrede zu opera omnia“, in der die gewünschte Reihenfolge innerhalb einer Gesamtausgabe aufgeschrieben ist, mit dem etwas späteren *Prooemium in opera omnia*, das keine solchen Hinweise enthält.

¹¹ *GBr*, 436; der Brief vom 18. 2. 60: a. a. D. 469f.

¹² Vgl. Anm. 10

¹³ Der Autor des auch heute für die Schopenhauer-Forschung unentbehrlichen Registers. Vgl. S. 17 u. Anm. 15.

¹⁴ Die Grisebachsche Ausgabe wurde dann in einer „Dritten, mehrfach berichtigten Auflage von Prof. Dr. E. Bergmann“ bearbeitet (Bd. I 1921; Bd. II 1922; Bd. IV und V 1923; Bd. III und VI 1924). Die Neubearbeitung gründete sich auf einen oberflächlichen Vergleich mit der Deussenschen Ausgabe. Sie ließ die neueren textkritischen Arbeiten seit Wagner unbeachtet und war ohne jede Einsicht in die mannigfaltigen Fragen und Aufgaben der Textkritik besorgt. Neben wirklichen Verbesserungen des Textes fanden sich fast ebenso viele Schlimmbesserungen. Der Wert dieser Neuausgabe ist also höchst gering. Vgl. Arthur Hübscher: „Die Neubearbeitung der Grisebachschen Ausgabe“, XXVI. Jahrb. der Schopenhauer-Gesellschaft 1939, S. 359—384; dazu (über den „Neudruck mit Berichtigungen“ des 2. Bandes) XXX. Jahrb. 1943, S. 284—285. — Eine genaue Übersicht und Bewertung der seither erschienenen Gesamtausgaben findet sich in der Schopenhauer-Bibliographie von Arthur Hübscher (Stuttgart-Bad Cannstatt 1981), S. 36 ff.

¹⁵ Die von Arthur Hübscher herausgegebene 2. A. von 1960 enthält diesen Anhang nicht mehr, da inzwischen die Frauenslädtsche Ausgabe durch die Hist.-krit. Gesamtausgabe Arthur Hübschers ersetzt und die Grisebach-(Bergmann'sche) Ausgabe ohnehin nicht mehr aufgelegt worden war.

¹⁶ *HN* IV₂, 36—87. Die folgenden Stücke: *HN* IV₂, 37; ebenda; ebenda; ebenda; ebenda“ a. a. D. 30; a. a. D. 37; a. a. D. 38; ebda. u. Anm.; a. a. D. 72; a. a. D. 38; a. a. D. 85; a. a. D. 50. — Die beiden Briefe an Frauenslädt *GBr*, 350 und 393.

Arthur Schopenhauer

Ein Lebensbild

von Arthur Hübscher

Ursprünge

Erst die jüngste Forschung hat die Fragen um Schopenhauers Herkunft aufgeklärt. Das eigene Zeugnis des Philosophen hat auf Holland als das Land seiner Väter hingewiesen. „Mein Großvater“, schreibt er in hohem Alter einem holländischen Verehrer (van Eeden), „war noch in Holland geboren, aber jung nach Danzig gekommen, wo er die Tochter des Herrn Soermans, holländischen Residenten bei der noch freien Stadt, heirathete; ich besitze noch die in Elfenbein überaus schön gearbeitete Büste dieses Soermans. Mein Vater, Heinrich Floris, sprach noch sehr gut holländisch ... Ich selbst bin im J. 1803, im Mai, in Holland gewesen, mit meinen Eltern, auf einer großen Reise ... In Gorcum führte mein Vater mich in eine alte Gothische Kirche, mir meiner Ahnen Bilder zu zeigen, nämlich mehrere Soermans, die dort Prediger gewesen, hingen an den Pfeilern, mit Knebelbärten ... Es ist gut, daß ich, durch Ihr Medium, Dies nach Holland melde, dem Lande wo meine geistigen Vorfahren, Cartesius und Spinoza, gelebt haben.“¹

In dieser Mitteilung, die neuere Biographen von Grisebach und Runo Fischer bis zu Heinrich Zimmer kritiklos übernommen haben, ist Richtiges mit Unrichtigem untermengt. Die Forschung der letzten Jahrzehnte hat gezeigt, daß Schopenhauers Großvater nicht holländischer, sondern niederdeutscher Abkunft war. Seine Vorfahren lassen sich bis ins 16. Jahrhundert zurückverfolgen. Sie saßen in kleinen Dörfern in der Nähe von Elbing. Am Anfang der Reihe steht der Bauer Simon Schopenhauer in Fürstenau. Sein Sohn, Johann (I.) Schopenhauer, erscheint als Landwirt in Petershagen bei Tiegenhof, der Enkel Johann (II.) Schopenhauer konnte auf Grund eines in Elbing ausgestellten Geburtsbriefes i. J. 1695 bereits das Danziger Bürgerrecht erwerben. Er war ein angesehener Handelsmann. Wir hören, daß er als Pächter der größten städtischen Domäne Stutthof keinen Geringeren als Zar Peter den Großen und seine Gemahlin Katharina empfangen konnte. Sein Sohn, Andreas Schopen-

hauer hat den überlieferten Wohlstand gemehrt. Neben dem kaufmännischen Geschäft besaß er industrielle und ländliche Besitzungen, er pflegte in weitem Umfang künstlerische Neigungen, und seine Gemäldesammlungen fanden die Bewunderung der Zeitgenossen.

Andreas Schopenhauer vermählte sich i. J. 1745 mit der Tochter des späteren holländischen Minister-Residenten in Danzig, Anna Renata Soermans, und erst durch diese Heirat kam das holländische Blut in die Familie Schopenhauer. Anna Renata war eine pathologische Natur; wir hören, daß sie von heftiger Gemütsart war und daß sie nach ihres Mannes Tod gerichtlich entmündigt wurde. So trägt denn auch die nächste Generation eigentümliche Züge des Verfalls an sich: Von vier Söhnen war der dritte von Kindheit an blödsinnig, der vierte „ein durch Ausschweifung halb wahnsinnig gewordener Mensch“, lebte „in einem Winkel mit schlechtem Volk“ und endete in geistiger Zerrüttung.²

Auch bei dem ersten, Heinrich Floris Schopenhauer, sollte die unglückliche Erbschaft der Mutter zur Geltung kommen. Er war „ein strenger, heftiger Mann, aber von tadelloser Unbescholtenheit, Rechtfertigkeit und unverbrüchlicher Treue, dabei in Handelsgeschäften mit vorzüglicher Einsicht begabt“³, ein Kaufmann aristokratischen Stils, in dem der alte hanfische Sinn für Recht und Freiheit — Point de bonheur sans liberté war der Wappenspruch der Schopenhauer — zu unbeirrbarer Ueberzeugungstreue und nicht selten zu starrer Eigenwilligkeit gesteigert erschien. Von dem Hofratsstitel, den ihm der König von Polen verlieh, machte er keinen Gebrauch. Er widerstand der ehrenvollen Aufforderung Friedrichs des Großen, unter günstigen Bedingungen preussischer Untertan zu werden. Auf weiten Reisen im Westen Europas und während eines mehrjährigen Aufenthalts in Frankreich und England hatte er neben umfassenden kaufmännischen Kenntnissen eine bedeutende geistige Bildung erworben. Er war mit der englischen und französischen Aufklärung in Berührung gekommen, und ihre Tendenzen hatten sich unschwer seiner weltmännischen Denkungsart eingefügt. Voltaire und Rousseau wurden seine Lieblinge. Englische Sitte und Lebensformen galten ihm über alles, so daß er sich lange Zeit mit dem Plane trug, auszuwandern. Sein Hauswesen war mit englischem Komfort ausgestattet. Täglich las er eine englische und eine französische Zeitung, und frühzeitig hielt er seinen Sohn zur Lektüre der Times an, als aus welchem Blatte man

alles lernen könne. Der Sohn befolgte den Rat des Vaters bis zu seinem Lebensende.

Heinrich Floris Schopenhauer war bereits in sein 38. Jahr getreten, als er die achtzehnjährige Johanna Henriette Trosiener, eine Tochter des Danziger Rats Herrn Christian Heinrich Trosiener, zur Frau nahm. Johanna war klug und liebenswürdig, von ungewöhnlicher geistiger Beweglichkeit und Vielseitigkeit, zu heiter-geselligem Lebensgenusse wie geschaffen, aber bei allen Vorzügen immer oberflächlich, eitel und selbstgefällig, genuß- und verschwundungsüchtig, ein Weib, das weder als Frau, noch als Mutter mit den Maßstäben des strengen Verantwortungsgefühls und des sittlichen Ernstes ihres Vaters hätte gemessen werden können. Ueber ihr Verhältnis zu ihm sagt sie selbst:

„Noch vor Vollendung meines neunzehnten Jahres war mir durch diese Verbindung die Aussicht auf ein weit glänzenderes Loos geworden, als ich jemals berechtigt gewesen zu erwarten; doch daß dies in so früher Jugend meine Wahl nicht bestimmen konnte, ja daß ich kaum daran dachte, wird man mir zutrauen.

Ich meinte mit dem Leben abgeschlossen zu haben, ein Wahn, dem man in früher Jugend nach der ersten schmerzlichen Erfahrung sich so leicht und gern überläßt ... ich durfte stolz darauf sein, diesem Manne anzugehören, und war es auch.

Glühende Liebe heuchelte ich ihm eben so wenig, als er Anspruch darauf machte.“⁴

Im dritten Jahr der Ehe, am 24. Juni 1787, trat Johanna Schopenhauer die erste große Reise mit ihrem Manne an. Sie fuhren durch Belgien nach Paris und weiter nach England. Hier sollte der Erstgeborene nach dem ausdrücklichen Wunsch seines Vaters das Licht der Welt erblicken, um die Rechte des Indigenats der großen Nation zu erwerben. Allein die plötzlich erwachende Sorge für die junge Mutter ließ es nicht dazu kommen. Unter den schwierigsten Verhältnissen wurde im Dezember die Heimreise angetreten. Am letzten Tag des Jahres traf man in Danzig ein, und am 22. Februar 1788, einem Freitag, — genau einen Monat nach der Geburt Lord Byrons — erfolgte die ersehnte Geburt des Sohnes. Mit Rücksicht auf die künftige Firma erhielt der Sprössling, der von allem Anfang an zum Kaufherrn bestimmt war, den Namen Arthur; denn dieser Name hat in allen Sprachen die gleiche Schreibung.

Die Verbindung des väterlichen Erbteils mit dem mütterlichen ist bei Schopenhauer nicht zu verkennen. Er selber hat in sich eine Bestätigung für seine berühmte Theorie von der Erblichkeit der Eigen-

schaften gefunden, nach welcher der Mensch den Charakter, sein Moralisches, seine Neigungen vom Vater, dagegen den Grad, die Beschaffenheit und Richtung seiner Intelligenz von der Mutter erbt. (Vgl. Welt als Wille und Vorstellung, 2. Bd., Kap. 43.) Vom Vater hatte er den stolzen, unbeugsamen Sinn, die Energie des Willens, aber auch das Heftige und Düstere, von der Mutter die Eindringlichkeit des Anschauungsvermögens, die Lebhaftigkeit und Vielseitigkeit des Geistes.

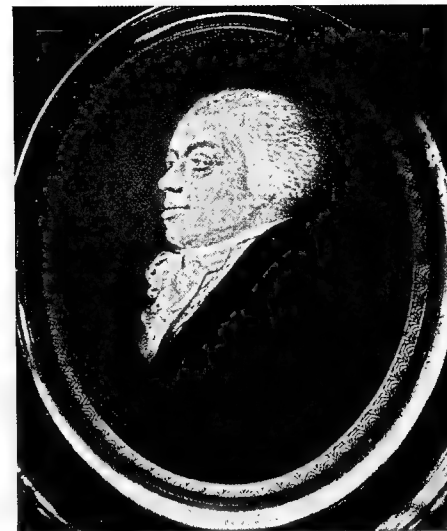
Er blieb der letzte des Geschlechts. Der absterbende Stamm trieb in ihm die Blüte der Unsterblichkeit hervor.

Bild der Jugend

Das Evangelium infantiae führt in ländliche Stille, teils auf den schönen Landsitz des Vaters in Oliva, teils auf die Domäne Stutthof, deren Pächter jetzt der Großvater Trosiener war. Getreu seinen eigenen Anschauungen und ohne die Hemmung religiöser Vorurteile leitete Heinrich Floris Schopenhauer die Erziehung seines Sohnes, so daß sich schon in früher Jugend, unter völlig andersartigen Bedingungen als bei Kant, die Keime eines bewußten Eigenlebens entfalten konnten.

Schopenhauer selbst hat uns ein kleines Erlebnis aus früher Kindheit aufbehalten. Man habe ihn, so schreibt er in den Erstlingsmanuskripten, einmal gefunden, wie er einen Schuh in ein großes Gefäß voll Milch geworfen hatte und nun den Schuh recht herzlich bat herauszuspringen. Es ist wie eine erste frühe Verfinnbildlichung des ursprünglichen Vertrauens gegenüber Welt und Umwelt, dem die Enttäuschung auf dem Fuße folgen muß.

Als die Blockade Danzigs im Jahre 1793 die letzte Hoffnung auf die Erhaltung des kleinen Freistaates zunichte machte, wanderte Heinrich Floris mit seiner Familie nach der freien Reichsstadt Hamburg aus. Es konnte hingenommen werden, daß eine Neugründung der bisher in Danzig zusammen mit dem (bald darauf verstorbenen) Bruder unter dem Namen „Gebrüder Schopenhauer“ geführten Firma nicht ohne große Verluste durchzuführen war. Schwerer traf das Schicksal



Heinrich Floris Schopenhauer
im 40. Lebensjahre.
Aquarell in Privatbesitz, Berlin.

der Heimatlosigkeit, das der alte Schopenhauer auf sich nahm (er lebte in Hamburg als „Beisasse“), und das den Lebensgang des Sohnes von Anfang an überschattete. Schon das Kind scheint etwas davon zu fühlen. Von dem Sechsjährigen berichtet der erste Biograph, Wilhelm Gwinner, im Anschluß an die autobiographischen Aufzeichnungen in Schopenhauers Manuskript *εἰς ἑαυτὸν*⁴, daß ihn eines Abends die vom Spaziergang heimkehrenden Eltern in der vollsten Verzweiflung gefunden hätten, weil er sich plötzlich von ihnen für immer verlassen wähnte.

Arthur Schopenhauer sollte bis zu seinem Lebensende keine neue Heimat erwerben.

Ein zwölfjähriger Aufenthalt in Hamburg gab Johanna Schopenhauer reiche Gelegenheit zur Entfaltung ihrer geselligen Talente. In ihrem Erinnerungswerk „Jugendleben und Reisebilder“ führt sie eine Reihe hervorragender und berühmter Zeitgenossen auf, die zu dem Kreis des Hauses Schopenhauer gehörten und die ohne Zweifel auch in den Gesichtskreis Arthurs eingetreten sind: der alte Klopstock, Domherr Meyer, Wilhelm Tischbein, Dr. Reimarus (der Freund Lessings), Baron von Staël-Holstein, die Schauspielerin Madame Chevalier, Professor J. G. Büsch, Graf Reinhard, der Romanschriftsteller August Gottlieb Meißner, Feldmarschall Kalckreuth, der Kreis um Georg Heinrich Siebeking, schließlich Lady Hamilton und Nelson. Gelegentliche Besuche der jungen Frau bei ihren Danziger Verwandten, dazu manche in Gemeinschaft mit dem Gatten unternommenen Reisen unterbrachen das Einerlei des gesellschaftlichen Alltags. Ein Nebenzweck dabei, den der Vater nie aus den Augen verlor, war die weltmännische Auszubildung Arthurs. „Mein Sohn soll im Buche der Welt lesen“ — heute nimmt sich dieses Wort wie eine Vorahnung der wahren Bestimmung des Sohnes aus; in Wirklichkeit ging es auf eine vielseitig reiche, unmittelbar und selbständig aus den Tatsachen der Erfahrung gewonnene Bildung, wie sie dem Erben und künftigen Inhaber des Handelshauses angemessen sein mochte. Im Sinne dieses Bildungsplans nahm er den Zehnjährigen auf eine Vergnügungsreise nach Frankreich mit, zeigte ihm Paris und ließ ihn dann bei einem Geschäftsfreunde, André Charles Grégoire, in le Hare zurück. Arthur wurde gemeinsam mit Anthime, dem gleichaltrigen Sohn des Hauses, erzogen. Privatlehrer unterrichteten die beiden Knaben in allen ihrem Alter angemessenen Kenntnissen und Fertigkeiten, und so

erlernte Arthur Schopenhauer neben der französischen Sprache noch manches andere, nicht zuletzt einige Anfangsgründe im Lateinischen. In le Havre verlebte er die glücklichste Zeit seiner Jugend. Nach mehr als zwei Jahren kehrte er auf dem Seewege, ohne Begleitung, zurück. Zur größten Freude seines Vaters konnte er die fremde Sprache wie ein richtiger Franzose plappern. Er hatte seine Muttersprache fast verlernt und konnte sich nur allmählich wieder an ihre harten Klänge gewöhnen.

Er trat in das Kungesche Privatinstitut ein, wo die Söhne der angesehensten Familien seine Schulgenossen waren. Eine vierjährige Schulzeit drängte seinen Verneiner in eine gewisse kaufmännische Einseitigkeit, gegen die sich bald seine eigenen, den Absichten des Vaters zuwiderlaufenden, Wünsche stellen mußten. Für Latein war nur eine Stunde in der Woche angesetzt. Aber diese Zeit verlief nicht ohne Unterbrechung: Im Sommer 1800 unternahmen die Eltern mit dem Sohn und der inzwischen (1797) geborenen Tochter Adele (eigentlich Louise Adelaide Lavinia) eine dreimonatige Reise, die bis nach Prag und Karlsbad führte. In einem Reisetagebuch hat der zwölfjährige Arthur seine Eindrücke festgehalten.⁶

Seine Abneigung gegen den kaufmännischen Beruf war dabei nur gewachsen. Allmählich schuf er sich ein eigenes Reich. Einmal ertappte ihn sein Vater, wie er nachts, auf dem Bette sitzend, den „Faublas“ las. Da half kein Zureden und keine Warnung. Immer wieder beschwor er seinen Vater, ihn zur Vorbereitung für die Gelehrtenlaufbahn das Gymnasium besuchen zu lassen; auch Dr. Runge stellte ihm das Zeugnis aus, daß er andere und höhere Fähigkeiten besitze als solche, die der Kaufmann braucht. Schließlich bediente sich der Vater, dem die Gelehrtenlaufbahn unzertrennlich von der Dürftigkeit schien, einer List. Er stellte den Knaben vor die Wahl, unter endgültigem Verzicht auf die Gelehrtenlaufbahn an einer mehrjährigen Bergnährungsreise der Eltern teilzunehmen und dann die Handlungsgeschäfte zu erlernen, oder sofort in das Gymnasium einzutreten. Dieser Versuchung konnte der Fünfzehnjährige nicht widerstehen. Noch im Mai 1803 reiste er, voller Erwartung, mit den Eltern ab. Von dieser Reise hat Johanna Schopenhauer später, auf Grund ihrer Aufzeichnungen, eine vielgelesene Beschreibung geliefert.⁷ Der Sohn wurde auch diesmal wieder zur Führung von Tagebüchern angehalten.⁸ Sie zeigen, wie noch der Sechzehnjährige geneigt ist, die Dinge einfach

„aufzunehmen“, die Fülle der Erscheinungen auf sich wirken zu lassen, bis sie mit einem Male ihm zu reden beginnen und Anschauung sich hebt zu Reflexion.

Die Reise führte über Holland nach England. Man blieb sechs Monate. London erschloß seinen Reichtum. Der junge Arthur besuchte das Theater, er sah Pantomimen und Vereiterkunststücke im Vorstadtheater und dann wieder Drury Lane und die große italienische Oper: „— obgleich man wohl Eine schöne Arie mit dem größten Interesse u. mit Bewunderung hören kann, so wird doch eine solche große Oper, zumal wenn man die Sprache nicht versteht, langweilig u. erregt auf die Länge Ueberdruß.“ Er wohnte einer Auffahrt des Adels zu Königs Geburtstag bei und der Hinrichtung dreier Delinquenten. Er sah den Bauchredner Fitz-James, er besuchte eine Menagerie und einen Quäkergottesdienst, er besichtigte die Museen und die Westminsterabtei: „Mit ernstem Gesicht steht Shakespeare in Lebensgröße auf seinem Grabe und hält seinen schönen Vers über die Vergänglichkeit in der Hand“ — es sind die berühmten Worte aus *The Tempest* (IV,1):

„Wir sind aus solchem Zeug
Wie dem zu Träumen; unser kleines Leben
Umfaßt ein Schlaf.“

Er sah den Tower und Bauzhang und die Teleskope des berühmten Astronomen Herschel bei Windsor.

Dann, während die Eltern einen längeren Abstecher bis nach Schottland machten, wurde der Sohn in die Pension des Rev. Lancaster zu Wimbledon bei London gebracht. Hier legte er den Grund zu seiner nachmaligen Vertrautheit mit der englischen Sprache und Literatur, aber auch zu seiner Abneigung gegen die englische Bigotterie. Er trieb das schon in früher Jugend begonnene Flötenspiel und gymnastische Übungen und verwandte viel Mühe auf die Aneignung einer geläufigen kaufmännischen Handschrift. Ein Brief der Mutter aus dieser Zeit (4. August 1803) zeigt ihn als Freund der Dichtung, vor allem der Tragödien Schillers, läßt aber die Befürchtung laut werden, daß ein Uebermaß poetischer Lektüre den ernsteren Studien abträglich sein möchte. Er habe, heißt es, außerhalb der Schulstunden, noch kein einziges Buch in Prosa gelesen, „keine Geschichte, nichts als was du etwa lesen mußt, um bei Herrn Runge zu bestehen“.⁹

Nach der Rückkehr der Eltern blieb man noch ein paar Wochen in London, dann wurde die Reise gemeinsam fortgesetzt. Sie ging über Holland zunächst nach Paris, wo die Familie zwei Monate hindurch Tag für Tag mit der Betrachtung aller merkwürdigen Dinge und Menschen zubrachte. Man fand einen ausgezeichneten Führer in Mercier, dem Verfasser des *Tableau de Paris*, einem Vielschreiber, der sich selber den Titel des größten Büchermachers (*livrier*) Frankreichs beilegte und dessen paradoxer Geist dem jungen Schopenhauer nicht missfallen mochte. Er sah Bonaparte in der Loge und die wilden Tiere im Jardin des plantes, er war in Versailles und manchen Morgen im Louvre, er stand vor dem Laokoon, dem vatikanischen Apoll, der mediceischen Venus und dem sterbenden Fechter, vor den Bildern Raffaels, Corregios und Leonardos, er ging durch Institute und Museen und durch die Bibliothèque Nationale. Oft war er im Theater. Er sah *Salma* im „*Agamemnon*“, er sah den „*Sganarelle*“, *Picardische Lustspiele*, eine Bearbeitung der „*Zauberflöte*“, kleine Komödien, komische Opern und Farcen. Er wohnte einer Lektion im Taubstummen-Institut bei und besichtigte die Porzellanfabrik in Sevres.

Ende Januar 1804 begab man sich über Orléans und Bordeaux in das südliche Frankreich. Die Gelegenheiten zu nachdenklicher Betrachtung häuften sich. Mehr und mehr wurde das Allgemeine in den Erscheinungen offenbar, und neben den hellen Zügen der Natur erschienen die finsternen Züge des Lebens. Die paradiesische Landschaft hinter Orléans trug elende Hütten und verkümmerte Menschen. Bordeaux bot seinen Karneval, einen Jahrmarkt, eine Prozession. Die unterirdische Schlucht von St. Feriöl, durch die sich die Wasser in den Kanal von Languedoc hinabstürzen, gab den Eindruck des Erhabenen, den sich Schopenhauer später gern in die Erinnerung zurückrief. Am 6. April ging man durch die Gänge und Treppen des Amphitheaters in Nîmes. Die Spuren der Jahrhunderte an den grauen Steinen führten „den Gedanken an die Tausende längst verwester Menschen herbey, die in diesen mannigfaltigen Jahrhunderten an allen ihren Tagen, so wie ich heute, über diese Ruinen hinwegschritten“. ¹⁰ In Toulon besuchte er das Bagno mit seinen 6000 Galeerenklaven — ein furchtbares Bild menschlichen Elends. Er dachte dem hoffnungslosen Geschick der Unglücklichen nach, die ihr Leben lang an die Bänke der Galeere geschmiedet waren. Die Bürger von Lyon aber gingen friedlich auf demselben Platz spazieren, „auf dem ihre Freunde und nahen

Verwandten, vor zehn Jahren, in Haufen gestellt, und mit Kanonen à Mitraille erschossen wurden. Stellt sich ihnen nicht das blutige Bild ihrer Väter entgegen, die in Marten den Geist aufgaben? Sollte man es glauben, daß sie an dem Platz vorbeifahren, und kaltblütig die Hinrichtung ihrer Freunde erzählen können? Es ist unbegreiflich wie die Macht der Zeit die lebhaftesten und schrecklichsten Eindrücke verwischt.“ ¹¹ Erlebnisse solcher Art mögen sich allmählich zu einer Anschauung der Welt verdichtet haben, die in einer späteren Aufzeichnung in ihrer ganzen tragischen Tiefe aufgerissen wird:

„In meinem 17ten Jahre, ohne alle gelehrte Schulbildung, wurde ich vom Jammer des Lebens so ergriffen, wie Buddha in seiner Jugend, als er Krankheit, Alter, Schmerz und Tod erblickte. Die Wahrheit, welche laut und deutlich aus der Welt sprach, überwand bald die auch mir eingepägten Jüdischen Dogmen, und mein Resultat war, daß diese Welt kein Werk eines allgütigen Wesens seyn könnte, wohl aber das eines Teufels, der Geschöpfe ins Daseyn gerufen, um am Anblick ihrer Qual sich zu weiden: darauf deuteten die Data, und der Glaube, daß es so sei, gewann die Oberhand.“ ¹²

Tiefe Eindrücke nahm Arthur Schopenhauer von den Alpen mit. In Chamounix setzte er seinem Vater zu, allein zurückbleiben zu dürfen, und noch im späten Alter überkam ihn ein eigentümliches Heimweh, wenn er auf den Montblanc zu sprechen kam. Dem Besuch der Schweiz folgte ein Aufenthalt in Wien und weiterhin in Dresden und Berlin. Hier endet, mit dem 25. August 1804, das Tagebuch. Die beiden letzten Seiten des ersten Heftes enthalten eine Liste aller auf der Reise besuchten Gasthöfe, mit Angaben, ob sie gut oder schlecht waren. Darunter steht ein Vers aus „Richard II.“:

„... Der ärgste Schlag
Ist doch der Tod, und Tod will seinen Tag.“

und die Sätze: „In coelo quies. Tout finit ici bas.“ ¹³

In Berlin trennten sich die Reisenden. Während der Vater nach Hamburg zurückkehrte, begleitete Arthur seine Mutter nach Danzig, wo er in derselben Kirche, in der er die Taufe empfangen hatte, konfirmiert wurde. Die Briefe, die Heinrich Floris Schopenhauer an seinen Sohn nach Danzig richtete, empfehlen ihm, in seinen großen und kleinen Angelegenheiten, in seiner Kleidung, seiner Leibwäsche, seinen Möbeln und Papiere Ordnung zu halten, sich fleißig im französischen und englischen Brieffstil zu üben, auf seine Schrift zu halten, da

die Briefe eines Kaufmanns dazu da seien, gelesen zu werden, in seinem täglichen Umgang freundlich und zuvorkommend zu sein und sich immer, auch beim Essen und Schreiben, gerade zu halten — „denn wenn man in den Speisefäßen einen so darnieder gebückten gewahr wird, nimmt man ihn für einen verkleideten Schuster oder Schneider“. ¹⁴ Im Dezember kehrten Mutter und Sohn nach Hamburg zurück.

Bei einem späteren Rückblick auf diesen Lebensabschnitt (im Curriculum vitae) gab Schopenhauer eine Gewinn- und Verlustrechnung über die große Reise. Er konnte sich nicht verhehlen, daß zwei wichtige Jugendjahre für seinen normalen Bildungsgang verlorengegangen waren. Dennoch war er geneigt, den Gewinn höher einzuschätzen als den Verlust. Im empfänglichsten Lebensalter hatte er seinen Geist nicht in der üblichen Weise mit „leeren Worten und Berichten von den Dingen“, sondern durch die unmittelbare „Anschauung der Dinge“ genährt und so den bleibenden Antrieb empfangen, die über ihre Beschaffenheit und Veränderung fortgepflanzten Meinungen beiseite zu lassen und sich an die ursprünglichen Gegebenheiten selbst zu halten: „Besonders erfreue ich mich dessen, daß mich dieser Bildungsgang frühzeitig daran gewöhnt hat, mich nicht mit den bloßen Namen von Dingen zufrieden zu geben, sondern die Betrachtung und Untersuchung der Dinge selbst und ihre aus der Anschauung erwachsende Erkenntnis dem Wortschalle entschieden vorzuziehen, weshalb ich später nie Gefahr lief, Worte für Dinge zu nehmen.“ ¹⁵

Noch die Ausführungen der Parerga über Erziehung muten in diesem Sinne wie die Verdichtung früher eigener Erfahrung an:

„Bei der künstlichen Erziehung wird, durch Vorsagen, Lehren und Lesen, der Kopf voll Begriffe gepfropft, bevor noch eine irgend ausgebreitete Bekanntschaft mit der anschaulichen Welt daist. Die Anschauungen zu allen jenen Begriffen soll nun die Erfahrung nachbringen: bis dahin aber werden dieselben falsch angewendet und demnach die Dinge und Menschen falsch beurtheilt, falsch gesehn, falsch behandelt. So geschieht es, daß die Erziehung schiefe Köpfe macht, und daher kommt es, daß wir in der Jugend, nach langem Lernen und Lesen, oft theils einfältig, theils verschroben in die Welt treten und nun bald ängstlich, bald vermessend uns darin benehmen ... Dies ist die Folge jenes *ποτερον ποτερον*, durch welches wir, dem natürlichen Entwicklungsgange unsers Geistes gerade entgegen, zuerst die Begriffe und zuletzt die Anschauungen erhalten ... Nachmals hat dann eine lange Erfahrung alle jene, durch falsche Anwendung der Begriffe entstandenen Urtheile zu berichtigen. Dies gelingt selten gang. Daher haben so wenige Gelehrte den gesunden Menschenverstand, wie er bei ganz Ungelehrten häufig ist.“ ¹⁶

Nach der Rückkehr galt es für Schopenhauer, sein Wort einzulösen und mit der kaufmännischen Ausbildung Ernst zu machen. Zu Neujahr 1805 trat er in die Lehre bei einem angesehenen Kaufherrn ein, dem Senator Martin Jenisch. Bis tief in die Nächte saß er über Hauptbuch und Kontoauszüge. „Nie aber hatte es einen schlechteren Handlungsbesessenen gegeben als mich“, bekennt er selbst. Vom ersten Tage der Lehrzeit an fühlte er sich in einem inneren Widerstreit mit seinen Obliegenheiten. Sein Streben war mehr und mehr darauf gerichtet, Zeit für die Gegenstände seiner Neigung zu gewinnen. Im Kontor hatte er Bücher versteckt, denen er sich in unbewachten Augenblicken widmete. Als der berühmte Phrenologe Gall in Hamburg Vorträge über Schädellehre hielt, nahm er sogar zu Rotflügen seine Zuflucht, um sich für die Stunden der Vorlesungen frei zu machen. Und so kam er allmählich in einen Zustand, in dem er nach eigenem Bericht „unfügsam und für andere beschwerlich“ ¹⁷ wurde.

In diese Zeit fiel der plötzliche Tod des Vaters. Schon seit längerer Zeit hatte Heinrich Floris Schopenhauer an krankhaften Beängstigungen gelitten; mit zunehmender Taubheit war er reizbarer und heftiger geworden. Nach seiner Rückkehr von der großen Reise fand er sich vollends in der heimischen Welt nicht mehr zurecht. Eingebildete oder tatsächliche Vermögensverluste und sonstige Kümernisse riefen eine Art Geistesverwirrung in ihm hervor. Zudem waren die häuslichen Verhältnisse seinem Leiden alles andere als zuträglich.

„Da mein eigener Vater siech und elend an seinen Krankenstuhl gebannt war, wäre er verlassen gewesen, hätte nicht ein alter Diener sogenannte Liebespflicht an ihm erfüllt. Meine Frau Mutter gab Gesellschaften, während er in Einsamkeit verging, und amüsierte sich, während er bittere Qualen litt. Das ist Weiberliebe.“ ¹⁸

So der eigene Bericht Schopenhauers über diese Zeit. Hier blieben Eindrücke haften, die auf die spätere Entwicklung des Verhältnisses von Mutter und Sohn um so schlimmer nachwirken mußten, als die Geschehnisse dieser Monate nachträglich noch unter den schweren Vorwurf einer untüchtbaren Schuld rückten: Am Morgen des 20. April 1805 fand man Heinrich Floris Schopenhauer tot im Fleet hinter dem Speicher seines Wohnhauses auf.

Schopenhauer hat seinem Vater zeitlebens große Dankbarkeit bewahrt. Den schönsten Ausdruck gab er dieser Dankbarkeit, als er im Jahre 1828 eine zweite Auflage der „Welt als Wille und Vorstel-

lung“ plante und dafür in seinen Manuskriptbüchern immer neue Entwürfe einer „Dedikation“ niederschrieb. Hier die erste Fassung:

Dedikation

der 2ten Ausgabe: den Manen meines Vaters,
des Kaufmanns Heinrich Floris Schopenhauer

Ebler, vortrefflicher Geist! dem ich Alles danke, was ich bin und was ich leiste. Deine waltende Vorforge hat mich gesichert und getragen, nicht bloß durch die hilflose Kindheit und die unbedachtsame Jugend, sondern auch ins Mannesalter und bis auf den heutigen Tag. Denn, indem Du einen Sohn wie ich bin in die Welt setztest, sorgtest Du zugleich dafür, daß er auch als ein solcher in einer Welt wie diese ist bestehn und sich entwickeln konnte. Und ohne diese Deine Fürsorge wäre ich hundert Mal zu Grunde gegangen. Meinem Geist war die Richtung zu der ihm allein angemessenen Beschäftigung zu entschieden eingepflanzt als daß ich hätte seiner Natur Gewalt anthun und ihn dahin händigen können, daß er unbekümmert um das Daseyn überhaupt nur für das Daseyn meiner Person wirksam, das tägliche Brod herbeizuschaffen sich zur einzigen Aufgabe hätte machen können. Du scheinst auch auf diesen Fall bedacht gewesen zu seyn und dabei vorhergesehen zu haben, daß er nicht eben geeignet seyn möchte, die Erde zu ackern, oder sonst durch ein mechanisches Gewerbe seine Kräfte zur Sicherung seiner Subsistenz zu verwenden, und scheinst vorhergesehen zu haben, daß Dein Sohn, Du stolzer Republikaner, nicht das Talent würde haben können wetteifernd mit médiocre et rampant vor Ministern und Rätthen, Räcenen und ihren Rathgebern zu kriechen, um ein sauer abzuwerbendes Stück Brod erst niederträchtig zu erbetteln, oder der sich blühenden Mittelmäßigkeit zu schmeicheln und demüthig sich dem lobpreisenden Gefolge scharlatanischer Pfuscher anzuschließen; daß er vielmehr als Dein Sohn auch mit Deinem verehrten Voltaire denken würde: nous n'avons que deux jours à vivre: il ne vaut pas la peine de les passer à ramper devant des coquins méprisables.

Daßer weiße ich Dir mein Werk, das nur unter dem Schatten Deines Schutzes entstehen konnte und insofern auch Dein Werk ist, und rufe Dir im Grabe den Dank nach, den ich einzig Dir und keinem Andern schuldig bin:

Nam Caesar nullus nobis haec otia fecit.

Daß ich die Kräfte, die mir die Natur gab, ausbilden und zu Dem verwenden konnte wozu sie bestimmt waren, daß ich dem angeborenen Triebe folgen und für Unzählige denken und arbeiten konnte, während Keiner für mich etwas that: das danke ich Dir, mein Vater, danke es Deiner Thätigkeit, Deiner Klugheit, Deiner Sparsamkeit und Sorgfalt für die Zukunft. Darum sei Du mir gepriesen, mein edler Vater! Und Jeder der an meinem Werk irgend eine Freude, Trost oder Belehrung findet, soll Deinen Namen vernehmen und wissen, daß, wenn Heinrich Floris Schopenhauer nicht der Mann gewesen wäre, der er war; Arthur Schopenhauer hundert Mal zu Grunde gegangen wäre.

Und so laß meine Dankbarkeit das Einzige thun, was sie für Dich, der Du vollendet hast, vermag: laß sie Deinen Namen so weit bringen, als meiner ihn zu tragen im Stande ist.¹⁹

Der Tod des Vaters gab dem Lebenslauf Schopenhauers die entscheidende Wendung. Ueber das Geschäft und den Nachlaß fanden sich keine testamentarischen Verfügungen vor. Johanna als Erbin und Vormünderin der Kinder gab die Firma in Liquidation und beschloß den Haushalt in Hamburg aufzulösen. Nach einem kurzen vorbereitenden Besuch in Weimar siedelte sie im September 1806 mit ihrer Tochter Adele endgültig dorthin über. Vierzehn Tage vor der verhängnisvollen Schlacht von Jena langte sie an, ohne Ahnung von den kommenden Stürmen, und wenige Wochen danach hatte schon die bindende Macht gemeinsamer schwerer Erlebnisse, hatten ihre Geselligkeit, ihr Geist, ihre Lebenswürdigkeit ihr Haus zum Mittelpunkt eines geistig bedeutenden geselligen Kreises gemacht. Zweimal wöchentlich versammelte ihr Salon Männer wie Goethe, Wieland, Heinrich Meyer, Johannes Falk, Karl Ludwig Fernow, Zacharias Werner, Friedrich Majer, die beiden Bertuch, Froriep, Stephan Schütze, Riemer und viele andere. Unter allen am nächsten trat ihr der Hofbibliothekar und Kunstschriftsteller Fernow, mit dessen Biographie sie einige Jahre später ihre literarische Laufbahn eröffnete. In langen Briefen gab sie dem Sohn die ersten, noch mit Ablehnung aufgenommenen Einblicke in die klassische Welt. „Die Alten“, schreibt sie am 20. Februar 1807 über eine Plautus-Lesung, „sind doch unsre Meister, doch du bist in diesem Artikel ein Ungläubiger.“²⁰

Arthur Schopenhauer hatte inzwischen die verhasste kaufmännische Laufbahn fortgesetzt, freilich nur, weil er sich gebunden fühlte, dem Verstorbenen zu halten, was er dem Lebenden versprochen, und weil er selbst, je länger je mehr, die Ueberzeugung gewonnen hatte, daß es bereits zu spät sei, sich für einen gelehrten Beruf vorzubereiten. Einen Trost gewährte es ihm, daß (seit Juni 1806) sein Freund Anthime in der Nähe von Hamburg weilte, um die deutsche Sprache zu erlernen und sich kaufmännisch weiter fortzubilden. Gegenseitige sonntägliche Besuche und ein lebhafter Briefwechsel ergaben einen angeregten geistigen Austausch. Wir sehen aus den erhaltenen Briefen Anthimes, wie sich Schopenhauer seines Freundes annimmt. Er schickt ihm deutsche Romane, eine Geschichte der Niederlande und andere Werke, nicht ohne um tunlichst schonende Behandlung der Bücher zu bitten.

Aber auch in diesen Briefen ist ein Widerklang der trüben und hoffnungslosen Stimmung zu finden, die schon zur Regel geworden ist. Aus Dichtung und Musik kommen die wenigen Augenblicke der Erhebung. Er kauft sich Sulzers „Allgemeine Theorie der schönen Künste“ und mag den Hauptgedanken dieses Werkes, daß sich das Schöne nicht an den Verstand, sondern an das Gefühl wende, mit Beifall aufgenommen haben. Wenig später mag er zu den „Phantasien über die Kunst, für Freunde der Kunst, herausgegeben von Ludwig Tieck“ gefunden haben. Er hält sie für ein Werk Tiecks, obwohl die schönsten Stücke des Buches von Wackenroder stammen. Und so vollzieht sich, gleichsam ohne Kenntnis des Partners, eine geistesgeschichtliche Begegnung von größter Tragweite. Der junge Schopenhauer lebt in den Gedanken Wackenroders, seine Sprache ist die Sprache Wackenroders: im Satzbau der seltsam verschlungenen, feierlich-beruhigten Perioden und noch in der reichen, rhythmisch gliedernden Zeichensetzung. Mit Wackenroder erlebt er die Musik als Gegenbild gegen die Niedrigkeit des Alltags. Sinn und Tonfall der „Phantasien über die Kunst“ wiederholen sich in einer längeren Aufzeichnung, die ästhetische und metaphysische Erfahrung in sich bindet. Sie schließt mit den Worten: „Die Pulsschläge der göttlichen Tonkunst haben nicht aufgehört zu schlagen durch die Jahrhunderte der Barbarei, und ein unmittelbarer Widerhall des Ewigen ist uns in ihr geblieben, jedem Sinn verständlich und selbst über Laster und Tugend erhaben.“²¹

In solchen Äußerungen können wir zugleich die frühen Erlebnisgrundlagen des Schopenhauerischen Philosophierens finden, die man in jüngster Zeit aufzudecken versucht hat. Es ist das Problem des höheren Menschen, das er in dieser Zeit zuerst an sich erfahren hat, das Neben-, ja das Gegeneinander zweier Bewußtseine, des empirischen und des besseren. Dem ersten gehören Alltagsdasein und Welt-treiben an; dem zweiten die seltenen, begnadeten Augenblicke der Kunst, der Erkenntnis, der reinen Liebe, die so unbegreiflich, so fremd in dieser Welt erscheinen, daß sie, von ihr durch einen Abgrund getrennt, von ihr bedrängt und oft erstickt werden, und die dennoch das allein Wertvolle, das allein würdige Ziel sind, so daß alles andere daneben schal und gemein, ja Dual und Schuld ist. Aus dem Verlangen nach der Verewigung solcher vorübergehenden Zustände entstehen trübe Verse wie die folgenden:

Was wäre wünschenswerther wohl
Als ganz zu fliegen.
Ueber das leere und so arme Leben,
Was keinen Wunsch uns je erfüllen kann,
Ob Sehnsucht gleich uns auch das Herz zerprengt.
Wie wär' es schön, mit leichtem leisen Schritte
Das wüste Erdenleben zu durchwandeln,
Daß nirgends je der Fuß im Staube hafte,
Das Auge nicht vom Himmel ab sich wende.²²

Die wenigen, aus dieser Zeit erhaltenen Fragmente von Briefen zeigen in ergreifender Weise Tiefe und Feuer des werdenden Genies. Sie gaben auch der Mutter wohl zum ersten Male Einblick in die Seelenlandschaft des Sohnes: in die weiten Bereiche der Niedergeschlagenheit, die aus dem eigenen Alltag zu dem großen Ungeheuer Alltäglichkeit fortschreitet, das alles niederdrückt, was emporstrebt. Rat suchend teilte Johanna schließlich einen dieser Briefe ihrem Freunde Fernow mit, und dieser unternahm es, in einem dem Antwortschreiben der Mutter beigelegten Gutachten dem jungen Manne klarzulegen, daß es noch Zeit zur Umkehr sei. Als Schopenhauer diese Mitteilung erhielt, da brach er, wie er selbst erzählt, in einen Strom von Tränen aus, und auf der Stelle stand ihm, dem jede Wahl sonst Dual zu machen pflegte, der Entschluß fest. Brieflich verabschiedete er sich von seinem Lehrherrn und verließ Hamburg, um es nicht mehr wiederzusehen.

Auf Fernows Vorschlag ging er nach Gotha, wo die Mutter ihn bei dem Gymnasialprofessor R. G. Lenz unterbrachte. Zwei bekannte Philologen, der Gymnasialdirektor Fr. W. Doering und Friedrich Jacobs, übernahmen seine Ausbildung. Doering gab ihm täglich zwei Stunden im Lateinischen und hatte bald Anlaß, seine erstaunlichen Fortschritte zu rühmen und ihm eine glänzende gelehrte Zukunft zu prophezeien. Jacobs war von der Reife seiner deutschen Aufsätze überrascht. In großen Anläufen eroberte er sich weite Bereiche der Dichtkunst. Die Briefe Anthonies, dessen literarische Erziehung er weiterhin betreute, nennen den „Wilhelm Meister“ und „Hermann und Dorothea“, sie nennen Jean Paul und Tieck — gemeint ist Wackenroder — und nennen auch den Hamlet, in dessen Schicksal und Wesensart Schopenhauer ein Verwandtes finden mochte. Zwei seiner Mitschüler traten ihm näher: Ernst Anton Lenz, später Professor der Theologie in Heidelberg, und Carl Ernst John, später Kgl.-Preuß. Geh. Hofrat

und Censor. Schon bald wurde die Mutlosigkeit der Hamburger Jahre von den Äußerungen eines selbstbewußten Jugendübermutes abgelöst. Eine absprechende Schroffheit, die Neigung „überall bessern und meistern zu wollen“ und „im Drakeltone“ vernichtend zu urteilen, machte nach den Worten der Mutter die Gemeinschaft mit dem jungen Manne „höchst beschwerlich“.²³ In sarkastischen Versen griff er die Gotthaer Philister an, in anderen den Gymnasialprofessor Schulze, der sich über die Selektta absprechend ausgelassen hatte. Dieser im Grunde harmlose satirische Versuch führte das Ende der Gotthaer Zeit Schopenhauers herbei. Er kam den Lehrern zu Ohren, und Doering glaubte es den Pflichten der Kollegialität schuldig zu sein, daß er dem jugendlichen Sünder den weiteren Privatunterricht auftragte.

Ende 1807 verließ Schopenhauer Gotha und begab sich zur Fortsetzung seiner Studien nach Weimar. Jedoch zog er nicht in die Wohnung seiner Mutter, und zwar auf deren ausdrücklichen Wunsch. Sie schrieb ihm (am 13. Dezember 1807²³):

„Es ist zu meinem Glücke nothwendig zu wissen daß Du glücklich bist, aber nicht ein Zeuge davon zu seyn. Ich habe Dir immer gesagt, es wäre sehr schwer mit Dir zu leben, und je näher ich Dich betrachte je mehr scheint diese Schwierigkeit für mich wenigstens zuzunehmen. Ich verhehle es Dir nicht, so lange Du bist wie Du bist, würde ich jedes Opfer eher bringen als mich dazu entschließen. Ich erkenne Dein Gutes nicht, auch liegt das, was mich von Dir zurückscheucht nicht in Deinem Gemüth, nicht in Deinem innern, aber in Deinem Wesen in Deinem Äußern, Deine[n] Ansichte[n], Deine[n] Urtheile[n], Deine[n] Gewohnheiten, kurz ich kann mit Dir in nichts was die Außenwelt angeht, übereinstimmen, auch Dein Mißmuth ist mir drückend und verstimmt meinen heitern Humor, ohne daß es Dir etwas hilft. Sieh, lieber Arthur, Du bist nur auf Tage bey mir zum Besuche gewesen, und jedesmahl gab es heftige Scenen, um nichts und wieder nichts, und jedesmahl athmete ich erst frey wenn du weg warst, weil Deine Gegenwart, Deine Klagen über unvermeidliche Dinge, Deine finstern Gesichter, Deine bizarren Urtheile, die wie Drakel Sprüche von Dir ausgesprochen werden, ohne daß man etwas dagegen einwenden dürfte mich drückten ... Alle Mittage um ein Uhr kommst Du und bleibst bis drey, dann sehe ich Dich den ganzen Tag nicht mehr, außer an meinen Gesellschaftstagen wozu Du kommen kannst wenn Du willst, auch an den beyden Tagen Abends bey mir essen kannst, wenn du Dich dabey des leidigen Disputirens etc. das mich auch verdrüsslich macht, wie auch alles Lamentirens über die dumme Welt und das menschliche Glend Dich enthalten willst, weil mir das immer eine schlechte Nacht und üble Träume macht, und ich gern gut schlafe.“

Schopenhauer wohnte in dem Hause des später berühmt gewordenen Gracisten Franz Passow, bei dem er auch Unterricht im Griechischen nahm. Der Gymnasialdirektor Chr. L. Lenz (der ältere Bruder

von R. G. Lenz) bildete ihn im Lateinischen fort. Im übrigen erwarb er sich als Autodidakt jene ausgebreitete Kenntnis der antiken Literatur, die ihn durch sein ganzes Leben auszeichnen sollte. Auf die erste Seite seines Homer schrieb er damals eine, an Renans „Gebet auf der Akropolis“ erinnernde oratio dominica, deren vorletzte Verse merkwürdig auf seine spätere Theorie der Kunst hindeuten:

Doch es versuch' uns Schwächre dein Genius nimmer zum Wettflug,
Sondern erlöf' uns nur von dem Erdengeschick auf Minuten.²⁴

In einer bemerkenswerten Stelle seines Curriculum vitae spricht sich Schopenhauer über die Bedeutung dieser Weimarer Zeit für seinen Entwicklungsgang aus:

„Von Wissensdurst getrieben, habe ich in unermüdlichem Fleiße, mit Mühe und dem größten Eifer, angespannt und sogar ängstlich darauf hingearbeitet, die Lücken der vergangenen Zeit auszufüllen und den verlorenen Gewinn so vieler Jahre durch späten Fleiß wieder einzubohlen. Mit dem Gelde zur Beschaffung der erforderlichen Hilfsmittel war ich nicht sparsam, um so mehr aber mit meiner Zeit, welche ich so emsig benutzte, daß ich Tag für Tag bis in die Mitternacht über meinen Büchern und Papieren saß, als müßte ich mir den täglichen Lebensunterhalt im Schweiße meines Angesichts verdienen. Ich wohnte dabei nicht im Hause meiner Mutter, sondern im selben Hause mit Passow, sodas ich den Lehrer stets bei der Hand hatte. Weitaus am meisten beschäftigten mich die alten Sprachen; außerdem trieb ich, nur mit Hilfe von Büchern, Mathematik und Geschichte, in deren Anfangsgründe ich schon früher eingeweiht worden war. So verbrachte ich zwei Jahre in Weimar, nach deren Ablauf meine Lehrer mich für die Universität reif erklärten. Der Wahrheit gemäß darf ich, obwohl es Wunder nehmen mag, bekennen, daß ich damals alles in früherer Zeit Versäumte in zwei und einem halben Jahre wieder eingeholt habe. Den erfreulichen Beweis davon habe ich später daraus entnommen, daß ich auf der Universität bei dargebotener Gelegenheit öfters in Erfahrung brachte, wie ich in der Kenntnis der alten Sprachen den andern Studierenden nicht allein gleichkam, sondern die allermeisten und nicht selten sogar die Philologen übertraf. Dies erklärt sich wenigstens zum Theile daraus, daß ich, hauptsächlich als Autodidakt, eine weit größere Anzahl älter Autoren gelesen hatte, als es denjenigen möglich gewesen war, die auf Gymnasien unterrichtet worden waren, wo alle zusammen gemeinschaftlich und langsam vorwärtskommen. Uebrigens habe ich diese fleißige Lektüre griechischer und lateinischer Schriftsteller auch weiterhin, während aller meiner Universitätsjahre gewissenhaft fortgesetzt, indem ich zwei Stunden täglich dieser Beschäftigung widmete. Daraus sind mir vor allem folgende Vorteile erwachsen: Erstlich wurde ich mehr und mehr in die Kenntnis des Altertums eingeführt, in seinen Geist eingeweiht und von seinem hohen Werte erfüllt, welcher mir freilich erst zum vollen Bewußtsein kam, als es mir im Verlaufe des gegenwärtigen Jahres [1819] beschieden war, in Italien die ehrwürdigsten und schönsten Denkmäler des Altertums mit eigenen Augen zu sehen und auch aus den geringsten Ueberbleibseln eines erhabenen Zeitalters dessen eigenthümlichen Geist zu erfassen. Ein zweiter Vorteil war, daß durch jene zusam-

menhängende Lektüre der alten Schriftsteller, namentlich der griechischen Philosophen, mein Ausdruck und mein Stil im Gebrauch des Deutschen ungemein gefördert und gebessert wurde. Endlich schützte mich jene beständige Lektüre davor, jene so schnell erworbene Kenntnis der alten Sprachen ebenso schnell wieder zu vergessen. Hatte sie doch so tiefe Wurzeln in meinem Geiste geschlagen, daß sie auch jetzt, nach so vielen und mannigfachen Studien anderer Art, nicht verblaßt ist, und auch neuerdings keinen Schaden gelitten hat durch das täglich gesprochene Italienisch, welches dem Sprechen und Schreiben des Lateinischen zum größten Verderben gereicht.²⁵

In diesen arbeitsreichen Jahren versäumte es Schopenhauer aber keineswegs, auch in dem großen Buche der Natur und des Lebens zu lesen. Er ritt und focht und musizierte, er war auf Bällen, Maskeraden und Schlittenfahrten zu finden, er besuchte die Gesellschaften seiner Mutter, wo er Goethe begegnete, der ihn damals noch nicht anzureden pflegte, und er sah die Vorstellungen des Weimarer Theaters. Der Schauspielerin Caroline Fagemann (später Frau v. Heygendorf) gilt, wie man annimmt, das einzige Liebesgedicht, das von ihm erhalten ist. Auf einer Redoute, die am 3. Februar 1809 unter Goethes Leitung abgehalten wurde, trat er zugleich mit Mutter und Schwester als Mitwirkender auf. Bei den symbolisch dargestellten Elementen folgte er dem Wasser in der Gestalt des Fischers nach. In der guten Jahreszeit fehlte es nicht an Ausflügen in die Umgebung, meist zu Pferde, und im September 1808 treffen wir ihn sogar, in Gesellschaft Johannes Falks, beim Fürstentongreß in Erfurt, wo er die Hofdamen verspottete, die Napoleon vor der Komödie für ein Scheusal und nachher für den lebenswürdigsten Mann der Welt erklärten. Er fand die Freundschaft von Friedrich Osann, der damals das Gymnasium in Weimar besuchte. Er genoß den Umgang des zwanzig Jahre älteren Romantikers Zacharias Werner, dessen „Weihe der Kraft“ und „Wanda“ in seiner Wertschätzung neben die Werke seines erklärten Lieblings Ludwig Tieck rückten.²⁶ Ein freundliches Verhältnis verband ihn auch mit Fernow, dem er die ersten Anregungen zum Studium der italienischen Literatur verdankte, nicht zuletzt Petrarca's, der einer seiner Lieblingsdichter geworden ist.

Mit dem 21. Jahre war er großjährig geworden. Vor seinem Abgang zur Universität übergab ihm die Mutter das ihm zukommende Drittel des väterlichen Vermögens, das freilich durch die „bösen Zeiten“ und den Lugh der Witwe schon vermindert war und für Mutter, Sohn und Tochter zusammen sich auf 54 950 Taler belief. Ein paar

schögeistige Phrasen verbrämten das Geschäft der Auseinandersetzung: „Es kommt mir überall wunderbar vor, so mit Dir zu rechnen, ist unser Interesse nicht eins? Aber Ordnung muß seyn; unser gegenseitiges Verhältnis kan nichts zerreißen, die Natur band es zu fest, fehlt mir je etwas, zu wem kann ich aufsehen als zu Dir? und brauchst Du die Mutter, so findest du sie immer wie bisher.“²⁷

Von seinem Anteil legte Schopenhauer 13 000 Taler in Staatspapieren an, während er die übrigen 6000 Taler der Danziger Weingroßhandlung L. H. Muhl gegen kündbare Wechsel anvertraute.

Romantik

Der Weg von Wackenroder zu Zacharias Werner, den Schopenhauer in dieser ersten Weimarer Zeit ging, ist ein Nebenweg der romantischen Bewegung. Aber er ließ weite Ausblicke in die romantische Geisteslandschaft frei.

Nach einem geistreichen Wort Runo Fischers fallen die Wanderjahre im Leben Schopenhauers vor die Lehrjahre. Es ist die Umkehrung einer bildungsgeschichtlichen Entwicklung, für die sich nun ein zweites Beispiel bietet: Das Erlebnis der Romantik ist für Schopenhauer vor dem Erlebnis Goethe dagewesen. Aber gerade dies, daß die Romantik Durchgangsstufe auf seinem Wege, nicht Vollendung seines Weges war, hätte bei jeder Abschätzung von Breiten- und Tiefenwirkung dieses Erlebnisses gesehen werden sollen. Man hat auf das romantische Weltgefühl des Ungeformten, Unbegrenzten und Unendlichen hingewiesen, auf das romantische Bewußtsein vom Traumzustande der Welt und hat im Weitesten und Allgemeinsten des romantischen Weltgefühls doch nur die weitesten und allgemeinsten Bezüge zum Denken Schopenhauers hergestellt.

Die Beziehungen sind andere: Was nach dem Erlebnis Wackenroder als Haltung, als Bild und Form herangezogen wurde, das wird als Haltung, als Bild und Form aufgenommen und schwingt in spielerischer Verwendung oft noch lange nach:

Romantisch ist nicht einmal Schopenhauers Ironie. Wenn die Vorrede zur ersten Auflage des Hauptwerks den Lesern, die das Buch nicht zu verstehen vermögen, andere Arten der Verwendung empfiehlt,

so denkt man an Lichtenberg, an Sterne — und erst dann an Tieck. Man vermag in solchen Wendungen nirgends den Ausdruck jener romantischen Beweglichkeit wieder zu erkennen, die sich in jedem Augenblick von neuem über sich erhebt und jede Form in eine neue auflöst.

Romantisch sind manche Bilder und Motive, noch im 2. Band des Werkes. Die melancholischen Jünglingschwärmereien im Kapitel „Vom reinen Subject des Erkennens“: „Hinter jenem vorspringenden Felsen müßte die wohlberittene Schaar der Freunde meiner harren, — an jenem Wasserfall die Geliebte ruhen, — dieses schön beleuchtete Gebäude ihre Wohnung und jenes umrankte Fenster das ihrige seyn: — aber diese schöne Welt ist öde für mich!“; der Vollmond, dessen Anblick uns erhaben stimmt, weil er, ohne alle Beziehung auf uns, dem irdischen Treiben ewig fremd, dahinzieht, und der allmählich der Freund unsers Busens wird, — es sind Vorstellungen, die in die Nähe Klopstocks, Höltys und Eichendorffs führen; aber sie wirken in ihrer Umgebung beinahe fremd, es fehlt die Seelenhaltung, die sie trüge und rechtfertigte.

Romantisch ist schließlich die Form des Aphorismus, die der Weimar-er Zeit ihre Entstehung verdankt. Zum erstenmal in dieser Zeit geht Schopenhauer von der Form brieflicher Aeußerungen zu der Form selbständiger Aufzeichnungen über. Die wenigen, in den Jahren 1808—1809 niedergeschriebenen Fragmente sind für die Bildungs- und Formgeschichte des Schopenhauerschen Denkens so bezeichnend, daß ihre Wiedergabe an dieser Stelle gerechtfertigt sein mag:

1.

Alle Philosophie und aller Trost, den sie gewährt, läuft darauf hinaus, zu zeigen, daß eine Geisterwelt ist und daß wir in derselben von allen Erscheinungen der Außenwelt getrennt, ihnen von einem erhabenen Sitz mit größter Ruhe und ohne Theilnahme zusehn können, wenn unser der Körperwelt gehörender Theil auch noch so sehr darin herumgerissen wird.

2.

Tief im Menschen liegt das Vertrauen, daß etwas außer ihm sich seiner bewußt ist wie er selbst; das Gegentheil lebhaft vorgestellt, neben der Unermeßlichkeit, ist ein schrecklicher Gedanke.

3.

Der objective Dichter kann nichts mehr werden als vollkommener Darsteller und kann nur die Außenwelt darstellen; denn jedes Uebersinnliche, jedes außerhalb des Er-

denkreis liegende kennt er nur aus seinem Innern und er würde damit sofort subjectiv. Die Außenwelt stellt sich selbst am treuesten dar — aber der Dichter concentrirt das Wesentliche, Charakteristische, sondert das Zufällige.

Ist aber dies der Gipfel der Poesie? ist dies göttlicher als das Bild der innern Aeußerung? muß die Welt, die der Dichter schafft, eine Mosaik aus schon vorhandenen Steinen seyn? kann er sie nicht selbst mit ungebundener Willkür färben?

4.

Warum liegt über dem Andenken der Vorzeit eine so liebliche Ruhe? warum ergreift uns wehmüthige Rührung fast schon beim Nennen der alten Zeit? warum sehn wir ihre Gestalten in so sanftem Schimmerlichte, so ohne Beimischung des Grelles? Ist es darum, weil der Tod sie geebnet hat, weil ihre Sorgen und Quälen nicht mehr sind und die Zeit gelehrt hat, daß diese Täuschungen waren und wir sie nun belächeln wie die Trübsale der Kinder?

5.

Wir sollen nicht grünen und blühen wie die Pflanzen der Erde: das sagt uns jedes Trauerspiel; also wol etwas Besseres, sagt sich der Zuschauer und sieht mit Genuß zertrümmern alles, was ihm oft das Wünschenswertheste schien.

6.

[Zu den Tragödien des Sophokles]

Nicht nur die Vernunft vom Belvedere der Speculation herab, auf das sie durch Schlüsse gestiegen, sondern ein lebendiges, doch nüchternes, uns viel näheres Gefühl sagt uns, daß alle unsere Noth, selbst die fürchterlichste, gar keine ist, da sie durchaus nur bedingt und leicht (immer wenigstens durch den Tod) zu lösen ist, sondern nur ein Bild eines nicht (wie es selbst) in der Zeit, sondern in der Ewigkeit vorhandenen wirklichen Uebels, das wir durch die innere Anschauung vulgo Phantasie erkennen oder uns erinnern. Aber wenn uns irdische Noth packt, sind wir als unsere eigenen Denker geschäftig, ihr das Bild jenes entsetzlichen wahren Uebels unterzuschreiben, und dann fühlen wir einen Beruf, zu rasen und zu jammern. Ausbildung der Vernunft läßt uns diese Täuschung erkennen und vermeiden: das wollten wol die Stoiker, und da alle Poesie das Bild des Ewigen in der Zeit ist, wird auch durch Bilder des irdischen Unglücks die Idee jenes wahren unauflösbaren unbedingten Uebels erweckt und uns so das Bewußtseyn der Ewigkeit beigebracht: das ist das Trauerspiel.

7.

Entweder ist alles vollkommen, das Größte wie das Kleinste, keins dem andern geopfert, es sind in allem zum besten Zweck die vollkommensten Mittel, die wie die einzige gerade Linie zu ihm führen, vorhanden: dann müßte jedes Leiden, jeder Irrthum, jede Angst nicht etwa nothwendiges, durch andere Einrichtungen bedingtes und entschädigtes Uebel seyn, sondern wirklich das unmittelbare, einzig rechte, beste Mittel, auch außer allem Zusammenhang mit dem übrigen; oder aber — und wer könnte denn angesichts dieser Welt bei jener Annahme stehn bleiben? — es sind nur zwei andere Fälle möglich:

wir müssen — wenn nicht alles zum bösen Zweck annehmen — neben dem guten Willen einem bösen Willen Gewalt zugestehn, der jenen zu Umwegen zwingt, oder wir müssen diese Gewalt nur dem Zufall und also dem lentenden Willen Unvollkommenheit in der Unordnung oder in der Macht zuschreiben.

8.

Nehmen wir aus dem Leben die wenigen Augenblicke der Religion, der Kunst und der reinen Liebe, was bleibt als eine lange Reihe trivialer Gedanken?

9.

Das Leiden, welches ich von mir weg und auf einen andern schiebe, wird dadurch vergrößert: darum die große Masse des Uebels auf der Welt, die entstanden ist, indem das ursprüngliche positive Uebel (die Schuld der Welt) durch dies egoistische Weiter-schieben vermehrt wurde. Nur durch freiwilliges Aufstaden und Anziehen des Uebels wird es zur möglichsten, vielleicht unendlichen Verringerung gelangen, und so das Reich Gottes kommen.²⁸

Es sind Aufzeichnungen, die unmittelbar den Einfall des Augenblicks festhalten, Erlebnis- und Stimmungsbilder, die abseits von jedem Zwang zu systematischem Zusammenhang und abseits auch von jeder vorgefaßten Absicht der Mitteilung entstanden sind, — der unmittelbare Ausdruck innerer Erschütterungen und Erlebnisse, der in der romantischen Form der „Fragmente“ seine genaue Parallele findet. Im Jahre 1825 schreibt Schopenhauer in seinem Manuskriptbuch Quartant (S. 44):

„Was mir die Wahrheit und daher die Unvergänglichkeit meiner Philosopheme verbürgt, ist, daß ich sie gar nicht gemacht habe; sondern sie haben sich selbst gemacht. Sie sind in mir entstanden ganz ohne mein Zutun, in Momenten wo alles Wollen in mir gleichsam tief eingeschlafen war, und der Intellekt nun völlig herrenlos und dadurch müßig thätig war, die Anschauung der wirklichen Welt auffasste und sie mit dem Denken parallelisirte, beide gleichsam spielend an einander haltend: ohne daß mein Wille irgendwie der Sache auch nur vorstand, sondern alles sich völlig ohne mein Zutun, ganz von selbst machte ... Nur was in solchen Momenten ganz willensreiner Erkenntnis sich mir darstellte, habe ich als bloßer Zuschauer und Zeuge aufgeschrieben und zu meinem Werke benutzt.“²⁹

Neben die großen weltgeschichtlichen Formen des Philosophierens tritt nunmehr eine neue: Neben die meditative Form des buddhistischen Lehrgesprächs, neben den Platonischen Dialog, den logisch-methodischen Traktat der Scholastiker und die systematisch deduzierende Darstellung Kants tritt zum erstenmal der Aphorismus als große philosophische Kunstform.

Er breitet sich später gelegentlich aus, er gewinnt manchmal sogar die Form kleiner Abhandlungen, die auf knappstem Raume einen Gedanken, eine Frage ausschöpfen. Aber er bewahrt immer und überall bei Unmittelbarkeit der ersten, ursprünglichen Konzeption, die Lebendigkeit und Anschaulichkeit des Intuitiven, und er wird in keiner Epoche dieses Lebens durch eine andere Form der Mitteilung ersetzt. In einer späteren Aufzeichnung aus dem Jahre 1837 hat sich Schopenhauer selbst über diese Entstehung seines Denkgebäudes aus den Ursprüngen des Aphorismus ausgesprochen:

„Jedes große historische Gemälde, jedes Epos, jede Oper, — ist, dem bei weitem größten Theil nach, ein Werk der Absicht und Ueberlegung: daher stammt das Schaafe, Langweilige, welches sich dem Genuß aller solcher großen Werke unvermeidlich beimeischt. Aber eine Skizze, welche die Hand wie unbewußt hinzeichnete, ein Lied, welches die innigst gefühlte Stimmung der Gegenwart, aus der es entstanden, ausdrückt, eine Melodie, welche wie durch Eingebung kam, — diese und diese allein sind unvermischte Werke der Begeisterung, der Inspiration, des Genius, und sind daher durch und durch genießbar und erfreulich.“

Meine Werke bestehen aus lauter Aufsätzen, wie dieser, wo Ein Gedanke mich erfüllte und ich ihn seiner selbst wegen, durch Aufschreiben fixiren wollte: — daraus sind sie zusammengesetzt, mit wenig Kalk und Mörtel: darum sind sie nicht schaafe und langweilig, wie die der Leute, die sich hinsetzen und nun, nach einem gefaßten Plan, Seite nach Seite ein Buch schreiben.“³⁰

Aber das ist nun das Unromantische, daß der Erlebnischarakter der ersten Niederschrift in der endgültigen Form durchaus nicht bewahrt wird, daß gegen das romantische Prinzip der losen Aneinanderreihung immer ein klassisches Prinzip der Gliederung und Ordnung tritt. Was der schöpferische Denker gegeben hatte, das ordnet der vom Willen gelenkte Intellekt in den planvollen Aufbau des Werkes bewußt und systematisch ein, und damit wird auch die romantische Form aufgehoben in neuen Maßen und Gesetzen. Schon die Göttinger Jahre finden Schopenhauer auf dem Weg zu ihnen.

Student in Göttingen und in Berlin

Am 9. Oktober 1809 wird Arthur Schopenhauer als Studiosus der Medizin an der Göttinger Universität immatrikuliert. Die Wahl des Studiums geht auf eine ursprüngliche Neigung zu den Naturwis-

senschaften, besonders zu der menschlichen Anatomie und Physiologie zurück. In diesen Göttinger Jahren gewinnt er naturwissenschaftliche Kenntnisse, wie sie nur wenige Philosophen seit Aristoteles besessen haben, — vielleicht noch Descartes, vielleicht Leibniz. Er hört im ersten Semester bei Blumenbach Naturgeschichte und Mineralogie, bei Thibaut Mathematik und bei Heeren Geschichte der europäischen Staaten von der Völkerwanderung bis auf die neueste Zeit. Auch in den folgenden Semestern, in denen er das Studium der Medizin mit dem der Philosophie vertauscht, beherrschen naturwissenschaftliche Vorlesungen seinen Studienplan, — ein Zeichen, wie sehr er dazu neigt, auf dem festen Boden der Erfahrung Fuß zu fassen. Er hört im zweiten Semester Chemie bei Strohmeier, Physik bei Tobias Mayer, Botanik bei Schrader, außerdem Geschichte der Kreuzzüge bei Heeren; im dritten Semester vergleichende Anatomie bei Blumenbach, physische Astronomie und Meteorologie und nochmals Physik bei Tobias Mayer; im vierten Semester Physiologie bei Blumenbach, daneben alte Geschichte und Ethnographie bei Heeren und deutsche Reichsgeschichte bei Lueder.

Den Vorrang unter Schopenhauers Göttinger Lehrern scheint zu Anfang der *praeceptor Germaniae* der Naturwissenschaften zu behaupten: Johann Friedrich Blumenbach. Mit seinem Namen ist die Einführung des sogenannten Bildungstriebes in die Physiologie verbunden, eines Begriffes, dem Kant in der „Kritik der Urteilskraft“ Lob spendet und dem auch Goethe am Ende zubilligt, daß er zwar nicht den dunklen unbegreiflichen Punkt in der organischen Welt aufzuklären vermöge, aber doch wenigstens das Wort des Rätsels anthropomorphisiere. Im Unterschiede von der mechanischen, dem Stoffe anhaftenden Bildungskraft, die in der unorganischen Natur wirke, soll in der organischen Natur der eigentliche Bildungstrieb als bewußtlos wirkende Macht tätig sein. Die Aufzeichnungen Schopenhauers geben keinen Anhaltspunkt, wie weit dieser Gedanke bei der künftigen Auseinandersetzung des jungen Denkers mit den Lehren Schellings und Fichtes einen Richtpunkt liefern konnte. Immerhin: Ein Randerlebnis aus den Vorlesungen Blumenbachs hat nach vielen Jahren noch eine fortzeugende Kraft bewahrt: im 2. Bande der „Parerga“ berichtet Schopenhauer, wie Blumenbach im Kollegio der Physiologie sehr ernstlich über das Schreckliche der Vivisektionen gesprochen habe: sie sollten nur höchst selten geschehen und nur bei sehr wichtigen und un-

mittelbaren Nutzen bringenden Untersuchungen; dann aber mit größter Deffentlichkeit, damit das grausame Opfer auf dem Altar der Wissenschaft den größtmöglichen Nutzen bringe.

Mit dem zweiten Semester aber rückt Blumenbach an die zweite Stelle unter den Lehrern. Die erste erhält Gottlob Ernst Schulze, der Verfasser des „*Menesidemus*“, der nach Aufhebung der Helmstädtter Universität 1810 nach Göttingen gekommen ist. Seine Vorträge wecken in Schopenhauer den Trieb zur Philosophie und bestimmen ihn, die Fakultät zu wechseln. Im dritten Semester belegt er beide Kollegia bei Schulze, Metaphysik und Psychologie, im vierten die Logik. In seinen Randglossen zu den Vorlesungen spart er nicht mit Ausdrücken wie „Gewäsch“ und „Unsinn“, er nennt den Vortragenden einen „Sophisten“ und „das Rindvieh Schulze“³¹, — dennoch ist er zeitlebens seinem alten Lehrer dankbar geblieben. Noch im Lebensabris von 1851 erkennt er rühmend an, daß Schulze ihm den weisen Rat gab, seinen Privatfleiß fürs Erste ausschließlich dem Studium Platons und Kants zuzuwenden und vor Bewältigung dieser keine andern anzusehn, namentlich nicht den Aristoteles und den Spinoza, — ein Rat, der für Schopenhauers Bildungsgeschichte höchst bedeutungsvoll geworden ist. Er bedeutet die Entscheidung gegen jene nachkantische Entwicklung, die in der Nachfolge von Aristoteles und Spinoza noch lange das philosophische Zeitbild bestimmen sollte: die Entscheidung gegen Schelling und Hegel. Schopenhauer hat es nie bereut, ihn genau befolgt zu haben.

Man hat darauf hingewiesen, daß noch vor die systematische Aneignung der Lehren Platons und Kants die Bekanntschaft mit den Hauptwerken Schellings fällt. Aber der „Einfluß“ ist denkbar gering: In der berühmten „intellektuellen Anschauung“ Schellings mochte Schopenhauer zunächst sein „besseres Bewußtsein“ wiederfinden. Doch schon bald bemerkt er den entscheidenden Unterschied: Bei Schelling wird jenes Vermögen durch Verstandeskultur errungen, um dem Besitzer dann immer gegenwärtig zu sein; die Gedanken Schopenhauers aber gehen auf ein, von aller Verstandesbildung unabhängiges, immer nur auf Augenblicke beschränktes Erleben. Widerstände ähnlicher Art erschwerten freilich auch den ersten Zugang zu Kant. Wieder war es das „bessere Bewußtsein“, das sich gegen die Einschränkung des Metaphysischen auf den Grenzbegriff des Kantischen „Dinges an sich“ auflehnte.

Erst in langsamer Durchdringung der Lehren Kants und Platons klären sich die Begriffe. Die Aufzeichnungen dieser und der nächsten Jahre vermögen uns kaum ein zutreffendes Bild von den ungeheuren Einsichten und Ausichten zu geben, in denen sich jetzt zum ersten Male ein eigenes Weltbild zusammenfügen will. Schon zeichnet sich Schopenhauers eigene Aufgabe in der Philosophie deutlicher vor ihm ab. Sie geht immer deutlicher auf eine Verbindung der Kantischen und der Platonischen Weltansicht: „Plato der Göttliche und der erstaunliche Kant“ werden die Dissertation von 1813 eröffnen, und in manchen Dresdner Aufzeichnungen von 1814 geht es geradezu um die Identität von Platons Ideen und von Kants Ding an sich: „Die Identität dieser beiden großen und dunklen Lehren ist ein unendlich fruchtbarer Gedanke, der eine Hauptstütze meiner Philosophie werden soll.“³²

Die Anfänge dieser Entwicklungen liegen in den Göttinger Jahren. In ihnen wird zuerst, noch in weiter Ferne, das Ziel sichtbar, dem Sinn und Aufgabe seines Lebens gelten sollte, und in ihnen wird auch der Entschluß, den Weg der Philosophie zu gehen, endgültig gefaßt. Wir besitzen ein merkwürdiges Zeugnis dafür in dem Bericht über eine Unterredung, die Schopenhauer während eines Ferienaufenthaltes zu Ostern 1811 mit dem 78jährigen Wieland hatte. Der greise Dichter riet ihm ab, lediglich Philosophie zu studieren, was doch kein solides Fach wäre. „Das Leben“, antwortete Schopenhauer, „ist eine mißliche Sache: ich habe mir vorgesetzt, es damit hinzubringen, über daselbe nachzudenken.“ Die Antwort gefiel Wieland, er erkannte den geborenen Philosophen in dem jungen Manne und billigte seine Wahl. Als er bald darauf während einer Tour bei Hofe der Mutter begegnete, begrüßte er sie mit den Worten: „Ich habe neulich eine höchst interessante Bekanntschaft gemacht, Madame Schopenhauer! Wissen Sie auch mit wem? Mit Ihrem Sohn? Es war mir sehr lieb, diesen jungen Mann kennen zu lernen, aus dem wird noch einmal etwas Großes werden!“³³ Und noch ein zweiter Bericht aus diesen Ostertagen spricht von dem tiefen Ernst, mit dem Schopenhauer seine Aufgabe erfaßte. Wilhelmine Schorcht, eine Enkelin Wielands, schreibt am 10. Mai 1811: „Neulich war der junge Schopenhauer auf einige Zeit in Weimar, er kam ganz von philosophischen Ideen voll, er hat sich einer Philosophie mit Leib und Seele ergeben (ich weiß sie nicht namentlich zu sagen), die sehr streng ist; jede Neigung, Begierde,

Leidenschaft muß unterdrückt und bekämpft werden ... es gehört wohl eine Riesenseele dazu, die Forderungen alle ganz zu erfüllen, wie er den guten Willen hat.“³⁴

Fr. W. Riemer, August Goethes Hauslehrer, der auch an den Teeabenden Johanna Schopenhauers teilnahm, hat es in andere Worte gefaßt (1811):

„Der junge Schopenhauer ist auch hier, den ich sehr zu seinem Vorteil verändert finde, sowohl an Gestalt als Wesen. Noch nie ist vielleicht einem das Studium der Philosophie äußerlich und innerlich so gut bekommen. Wenn man im Sprichwort sagt: Si tacuisses, philosophus mansisses, so ist er dadurch zum Philosophen geworden, daß er Schweigen gelernt hat. Wenn doch das in der Familie aufwärts wirken könnte! ...“³⁵

Der innere Wandel spiegelt sich bereits in Schopenhauers Lebensführung. Es wird uns berichtet, daß in der Göttinger Zeit mit Platons und Kants Werken, mit Sokrates' Büste und Goethes Porträt auch schon der Pudel und das Bärenfell in seine Studierstube eingezogen seien. Wenige Freunde konnten sich in diesen Jahren ernster Arbeit seines Umgangs erfreuen: neben dem alten Gothaer Freunde C. A. Lewald: Karl Witte, der spätere Danteforscher, vor allem aber Christian Karl Josias Bunsen, den er während der Osterferien 1811 als Gast in das Haus seiner Mutter einführte, und der Amerikaner William Backhouse Astor. „So verschieden sind die Lebenswege“, sagte Schopenhauer später in Erinnerung an diese Göttinger Kommilitonen, „der eine ist nun Diplomat, der andere ein Millionär und der dritte ein Philosoph geworden.“³⁶

Im Herbst 1811 geht Schopenhauer nach Berlin. Die Reise führt über den Harz. In Ellrich schreibt er am 8. September 1811:

„Die Philosophie ist eine hohe Alpenstraße, zu ihr führt nur ein steiler Pfad über spitze Steine und stechende Dornen: er ist einsam und wird immer öder, je höher man kommt, und wer ihn geht, darf kein Graufen kennen, sondern muß alles hinter sich lassen, und sich getrost im kalten Schnee seinen Weg selbst bahnen. Oft steht er plötzlich am Abgrund und sieht unten das grüne Thal: dahin zieht ihn der Schwindel gewaltsam hinab; aber er muß sich halten und sollte er mit dem eigenen Blut die Sohlen an den Felsen kleben. Dafür sieht er bald die Welt unter sich, ihre Sandwüsten und Moräste verschwinden, ihre Unebenheiten gleichen sich aus, ihre Misttöne bringen nicht hinauf, ihre Rundung offenbart sich. Er selbst steht immer in reiner, kühler Alpenluft und sieht schon die Sonne, wenn unten noch schwarze Nacht liegt.“³⁷

In Berlin hört er Fichte, in der Hoffnung, einen echten Philosophen und großen Geist in ihm zu finden. Doch an die Stelle der „Verehrung a priori“ tritt bald Geringschätzung und Spott. Ähnlich wie in Göttingen versteht er die Niederschriften der Vorlesungen mit Randbemerkungen, die zunächst lebhafteste Anteilnahme, dann mehr und mehr Unwillen und Unbefriedigung verraten. „Fichte's Vortrag“, bemerkt er in einer Randglosse zu den „Vorlesungen über das Studium der Philosophie“, „ist wohl deutlich und er spricht langsam, doch verweilt er mir oft zu lange auf leicht zu verstehenden Dingen und wiederholt sie mit andern Worten, so daß die Aufmerksamkeit ermüdet das schon Begriffene noch länger anzuhören und man eben dadurch zerstreut wird.“³⁸

Schon auf dem Titelblatt des Kollegheftes „Ueber die Thatfachen des Bewußtseyns und die Wissenschaftslehre bey Fichte im Winter 1811—1812“ ist zu dem Worte „Wissenschaftslehre“ an den Rand geschrieben: „Vielleicht ist die richtige Lesart Wissenschaftsleere.“³⁹ Auf der Rückseite des Titelblattes stehen zwei bezeichnende Motte.⁴⁰ Das eine, aus Kants „Verkündigung des ewigen Friedens in der Philosophie“, lautet: „Die Lüge (vom Vater der Lügen, durch den alles Böse in die Welt gekommen ist) ist der eigentliche faule Fleck in der menschlichen Natur; so sehr auch zugleich der Ton der Wahrfügigkeit (nach dem Beispiel mancher Chinesischen Krämer die über ihre Laden die Aufschrift mit goldnen Buchstaben setzen: „allhier betrügt man nicht“), vornehmlich in dem, was das Ueberfönnliche betrifft, der gewöhnliche Ton ist.“ Das zweite Motto ist das Goethesche: „Gewöhnlich glaubt der Mensch, wenn er nur Worte hört, Es müsse sich dabei doch auch was denken lassen.“ Die Vorlesungen selbst hat Schopenhauer in Protokolle eingeteilt. Gleich an den Rand des ersten Protokolls setzt er: „Though this be madness, yet there's method in it.“⁴¹ Im 40. Protokoll heißt es: „Da er heute nur das reine Licht, aber keine Talglichte aufsteckte, konnte das Protokoll nicht weiter geführt werden.“ Im 41. Protokoll, in Parodierung der Fichteschen Ausdrucksweise: „Da auch heute die Talglichte nicht in die Sichtbarkeit traten, mußte das Protokoll abgebrochen werden.“ Und im 43. Protokoll: „Er hat in diesen Tagen im Dunkeln (als die Talglichter nicht in die Sichtbarkeit traten) gar schöne Dinge von einem Andern erzählt.“

Eine lange Randglosse widerlegt Fichtes Entgegensetzung von Genie (als göttlich) und Wahnsinn (als tierisch). Schopenhauer zeigt die Verwandtschaft zwischen Genie und Wahnsinn, er erläutert sie an König Lear und an Torquato Tasso. Nicht der Wahnsinn, sondern der Blödsinn nähert nach seiner Meinung den Menschen dem Tiere. Seine spätere Lehre vom Genie ist in dieser Glosse schon im Keime vorgebildet.

Im zweiten Berliner Semester hört Schopenhauer auch Schleiermachers Vorlesung „Geschichte der Philosophie zur Zeit des Christenthums“. Wieder verdeutlichen seine Randglossen den Abstand. Schleiermacher hatte gesagt: „Mit der Religion hat sie [die Philosophie] gemein das Wissen von Gott.“ Dazu bemerkt Schopenhauer: „Dann müßte ja die Philosophie den Begriff eines Gottes voraussetzen, den sie vielmehr nachdem ihr Fortgang es bringen wird, gewinnen oder verwerfen soll, zu beyden gleich bereit.“ Schleiermacher hatte gesagt: „Philosophie und Religion können nicht ohne einander bestehen: keiner kann Philosoph seyn, ohne religiös zu seyn. Umgekehrt muß der Religiöse sich wenigstens die Aufgabe der Philosophie machen.“ Dazu Schopenhauer: „Keiner der religiös ist gelangt zur Philosophie, er braucht sie nicht. Keiner der wirklich philosophirt ist religiös: er geht ohne Gängelband, gefährlich, aber frey.“⁴²

Was die Vertreter der philosophischen Fächer vermissen lassen, Klärende und durch Klarheit überzeugende Ergebnisse, das findet Schopenhauer schon eher bei den Philologen, bei Friedrich August Wolf und August Boeckh, und wieder in einer langen Reihe naturwissenschaftlicher Vorlesungen, deren Vielseitigkeit für den erstaunlichen Umfang seines Geistes Zeugnis ablegt. Neben dem philosophischen Kolleg hört er im ersten Semester: Experimentalchemie bei Klaproth, Magnetismus und Elektrizität bei Paul Erman, Ornithologie, Amphibiologie, Ichthyologie, über weißblütige Tiere und über Haustiere bei Lichtenstein; endlich nordische Poesie bei Rihs. Im Sommersemester 1812 hört er außer Schleiermacher, F. A. Wolf („Geschichte der griechischen Literatur“, „Ueber die Völkern des Aristophanes“ und „Ueber die Satiren des Horaz“) und Boeckh („Ueber das Leben und die Schriften Platons“): Zoologie und Entomologie bei Lichtenstein und Geognosie bei Weiß. Im Wintersemester 1812/13 hört er wieder bei Wolf „Griechische Altertümer“, sonst nur naturwissenschaftliche Vorlesungen: Physik bei Fischer, Astronomie bei Bode, Allgemeine

Physiologie bei Horkel, Anatomie des menschlichen Gehirns bei Rosenthal und Zoologie bei Nichtenstein.

Er hat drei Universitätsfreunde: Ferdinand Helmholtz (Vater des berühmten Physikers), dem er die Uniform für den Feldzug 1813/14 stellt; Karl Fren, ein „passives Genie“, empfänglich für alles Schöne, aber unfähig zu eigener Leistung; und den jüdischen Studenten Josef Gans. Manchmal zieht es ihn in die Nähe von Unglück und Leid. Es scheint, daß manche spätere Erinnerung an Besuche in Irrenhäusern (vgl. W I, S. 26 f., 225; W II, S. 459) auf die Berliner Studenzeit zurückgeht. Bezeugt sind uns Besuche bei zwei Kranken, die in der melancholischen Station der Charité untergebracht sind. Dem einen schenkt er eine Bibel, die später in Amerika mit Schopenhauers Widmung wieder aufgefunden wird. Der andere schenkt ihm seine Gedichte, darunter eines, das sichtlich auf Schopenhauer gemünzt ist:

Dem Edlen, welcher hold erscheint
Auch Dem, der in der Zelle weint,
Der leidende Menschenfreund.⁴³

Im letzten Berliner Studienjahr formen sich, während der Vorarbeiten zur Dissertation, bereits die Grundzüge seines eigenen Systems. Zu den Gedanken, die, auf der Vorstellungsseite, um die Verbindung zwischen Platonischer und Kantischer Weltanschauung gehen, tritt die erste Konzeption der nachmaligen Willensmetaphysik: „Wollen! großes Wort! Zunge in der Waage des Weltgerichts! Brücke zwischen Himmel und Hölle! ...“ (1813). In rascher Folge wird der Gedanke vertieft, und schon in Dresden (1814) werden die letzten Schlussfolgerungen gezogen:

„Daß wir überhaupt wollen ist unser Unglück: auf das was wir wollen, kommt es gar nicht an. Aber das Wollen (der Grundirrtum) kann nie befriedigt werden; daher hören wir nie auf zu wollen und das Leben ist ein dauernder Jammer: denn es ist eben nur die Erscheinung des Wollens, das objektivierte Wollen. Wir wähnen beständig das gewollte Objekt könne unserm Wollen ein Ende machen, da vielmehr nur wir selbst es können indem wir eben zu Wollen aufhören: dies (die Befreiung vom Wollen) geschieht durch die bessere Erkenntnis ... Das bessere Bewußtseyn gehört ja eben nicht zur Welt, sondern steht ihr entgegen, will sie nicht.“⁴⁴

Damit ist das Gerüst der Schopenhauerschen Metaphysik vollendet: Aus der psychologischen Zweifelhait zwischen empirischem und besserem Bewußtsein ist eine metaphysische Zweifelhait geworden: der Wille

im Zustande der Bejahung und im Zustande der Verneinung — die Umrisse des Hauptwerks sind gegeben.

Unmittelbar auf die oben erwähnte erste Konzeption der Willensmetaphysik folgen in den Berliner Manuskripten die siegesgewissen Worte:

„Unter meinen Händen und vielmehr in meinem Geiste erwächst ein Werk, eine Philosophie, die Ethik und Metaphysik in Einem seyn soll, da man sie bisher trennte, so fälschlich als den Menschen in Seele und Körper. Das Werk wächst, concrescirt allmählig und langsam wie das Kind im Mutterleibe: ich weiß nicht was zuerst und was zuletzt entstanden ist, wie beim Kind im Mutterleibe: Ich werde ein Glied, ein Gefäß, einen Theil nach dem andern gewahr d.h. ich schreibe auf, unbekümmert wie es zum Ganzen passen wird: denn ich weiß, es ist alles aus einem Grund entsprungen. So entsteht ein organisches Ganzes und nur ein solches kann leben ...

Ich der [ich] hier sitze und den meine Freunde kennen, begreife das Entstehen des Werks nicht, wie die Mutter nicht das des Kindes in ihrem Leibe begreift. Ich seh' es an und spreche wie die Mutter: Ich bin mit Frucht gesegnet. Mein Geist nimmt Nahrung aus der Welt durch Verstand und Sinne, diese Nahrung giebt dem Werk einen Leib, doch weiß ich nicht wie, noch warum bei mir und nicht bei andern, die dieselbe Nahrung haben.

Zufall, Beherrscher dieser Sinneswelt! laß mich leben und Ruhe haben noch wenige Jahre! Denn ich liebe mein Werk wie die Mutter ihr Kind: wann es reif und geboren seyn wird; dann übe dein Recht an mir und nimm Zinsen des Aufschubs. — Gehe ich aber früher unter in dieser eisernen Zeit, o so mögen diese unreifen Anfänge, diese meine Studien, der Welt gegeben werden wie sie sind und als was sie sind: dereinst erscheint vielleicht ein verwandter Geist, der die Glieder zusammenzufügen versteht und die Antike restaurirt.“⁴⁵

Goethe und das Werk

Die kriegerischen Ereignisse im Frühjahr 1813 durchkreuzten Schopenhauers Pläne. Nach dem zweifelhaften Ausgang der Schlacht bei Lützen (2. Mai 1813) erschien Berlin unmittelbar bedroht. An einen ungestörten Abschluß der Universitätsstudien durch Erwerbung des Doktorgrades war nicht mehr zu denken. In Eile verließ Schopenhauer Berlin und begab sich über Dresden zunächst nach Weimar. Aber er blieb nur kurze Zeit. Abgestoßen durch die Verhältnisse im Hause seiner Mutter, wo er den Weimarerischen Archivrat Friedrich Müller, genannt von Gerstenbergk, als illegitimen Nachfolger seines Vaters vorfand, zog er sich nach Rudolstadt zurück.

In der Abgeschlossenheit des Thüringer Waldes vollendete er seine philosophische Erstlingschrift „Ueber die vierfache Wurzel des Satzes vom zureichenden Grunde“, die nachmals der Unterbau seines ganzen Systems geworden ist. Sie zeigt den jungen Denker mitten auf dem Wege seiner Auseinandersetzung mit Kant. Noch bejaht er, wo er später verneinen wird, noch verneint er, wo er später um so nachdrücklicher bejahen wird. Er arbeitet mit Begriffen wie Kategorien, äußerer und innerer Sinn, die er schon ein paar Jahre später mit seiner damaligen allzugroßen Befangenheit in der Kantischen Philosophie entschuldigt. Auf der andern Seite weist er das Ding an sich, von dem seine größte Entdeckung ausgehen wird, noch als Unding ab. Und doch zeichnen sich die Grundzüge der Willenslehre schon deutlich ab, und da und dort wird die Lehre Kants bedeutsam weitergeführt. Für die Apriorität des Kausalitätsgesetzes etwa gibt Schopenhauer einen neuen Beweis, der dem Kantischen weit überlegen ist. Am 2. Oktober 1813 wurde Schopenhauer für seine Arbeit von der philosophischen Fakultät der Universität Jena in absentia promoviert, und noch im gleichen Monat erschien die Abhandlung in einer Auflage von 500 Stück im Druck.

In den ersten Tagen des November kehrte er nach Weimar zurück. Als er seiner Mutter ein Exemplar der Vierfachen Wurzel überreichte, meinte sie scherzend, das sei wohl etwas für Apotheker. Er entgegnete: „Man wird es noch lesen, wenn von Deinen Schriften kaum mehr ein Exemplar in einer Kumpelkammer stecken wird“, sie aber gab ihm schlagfertig den Spott zurück: „Von den deinigen wird die ganze Auflage noch zu haben sein.“⁴⁶ Es kam noch schlimmer: Eine Abrechnung der Rudolstädter Kommissionsbuchhandlung vom 17. März 1820 verzeichnet noch 362, und eine Rechnung vom 19. August 1823 noch 350 unverkaufte Exemplare. In den vierziger Jahren aber liquidierte die Buchhandlung, die Restbestände der „Vierfachen Wurzel“ wurden versehentlich zur Konkursmasse gezogen und als Makulatur verkauft. So fiel die Abhandlung, von der Schopenhauers Philosophie ihren Ausgang genommen hat, dem Irrtum eines Buchhalters zum Opfer.

Noch von Rudolstadt aus hatte er ein Exemplar des Buches an Goethe geschickt. Der Abschnitt, der vom Grunde des Seins handelt und die durchgängige Anschaulichkeit der geometrischen Beweise verlangt, erregte Goethes Aufmerksamkeit: Es war die gleiche Forde-

rung, die er in den optischen Beweisen seiner Farbenlehre erfüllt wissen wollte. Hatte er bisher den jungen Mann bei den Abendgesellschaften der Mutter keiner Beachtung gewürdigt, so kam er nun aus eigenem Antrieb ihm entgegen. Er fragte, so erzählt Schopenhauer in seinem Curriculum vitae, „ob ich seine Farbenlehre studieren wolle, indem er versprach, mir mit allen dazu dienenden Mitteln und Erläuterungen Beistand zu leisten, sodaß dieser Gegenstand den Winter über unsern Unterhaltungen, möge ich nun seinen Sätzen Zustimmung geben oder opponieren, Stoff bieten könne. Wenige Tage darauf schickte er mir seinen eigenen Apparat und die zur Herstellung der Farbenerscheinungen nötigen Instrumente, und später zeigte er mir selbst die schwierigeren Experimente, hocherfreut, daß mein von keinerlei vorgefaßten Meinungen geblendeter Sinn die Wahrheit seiner Lehre anerkannte ... Als der große Mann sodann den ganzen Winter hindurch mich häufig kommen ließ, blieb die Unterhaltung keineswegs auf Fragen, welche die Farbenlehre betrafen, beschränkt, sondern unsere Gespräche wurden auf alle möglichen philosophischen Gegenstände gelenkt und spannen sich viele Stunden lang fort.“⁴⁷

Schon vor dem ersten Besuch, den wir auf den 29. November 1813 verlegen dürfen⁴⁸, haben beide den ersten Eindruck voneinander gewonnen und brieflich festgehalten, — beide merkwürdigerweise am gleichen Tage, dem 24. November. Goethe: „Der junge Schopenhauer hat sich mir als einen merkwürdigen und interessanten jungen Mann dargestellt; du wirst weniger Berührungspunkte mit ihm finden als ich, mußt ihn aber doch kennen lernen. Er ist mit einem gewissen scharfsinnigen Eigensinn beschäftigt ein Paroli und Sizleva in das Kartenspiel unserer neuen Philosophie zu bringen. Man muß abwarten, ob ihn die Herren vom Metier in ihrer Gilde passieren lassen; ich finde ihn geistreich und das Uebrige lasse ich dahingestellt.“ (An Knebel.) — Und Schopenhauer: „Ihr Freund, unser großer Göthe, befindet sich wohl, ist heiter, gesellig, günstig, freundlich: gepriesen sey sein Name in alle Ewigkeit!“ (An Friedrich August Wolf.) Man fühlt den Unterschied im Ton dieser Äußerungen: dort die vorsichtige Zurückhaltung gegenüber den Einzelleistungen, hier die uneingeschränkte Bewunderung der Gesamterscheinung.

Schopenhauer begann zu arbeiten, aber er begann auch zu urteilen, und bald begann er, seine Vorbehalte zu machen, vor denen Goethe sich mit enttäuschten Sinnsprüchen zurückzog. Am 8. Januar 1814

wurde, so scheint es, über die Herstellung des Weißen aus Farben verhandelt. Am 9. Januar schrieb Goethe die „Grabschrift“ nieder: „Als Jüngling anmaßlich und stutzig ...“ Aber schon am 13. Januar trug Schopenhauer einen neuen Einwand vor: daß nur der physiologische Gegensatz, nicht der physische, ein polarer sei. Goethe tat die Sache mit „liberalen“ Worten ab: „Schreiben Sie doch einmal ein Werk in zwei dicken Bänden, ohne daß irgend etwas zu berichtigen wäre“, und am nächsten Tage verfaßte er die Keimssprüche „Lähmung“:

„Was Gutes zu denken, wäre gut,
Fänd' sich nur immer das gleiche Blut;
Dein Gutgedachtes, in fremden Adern,
Wird sogleich mit dir selber haben.“

Trüge gern noch länger des Lehrers Bürden;
Wenn Schüler nur nicht gleich Lehrer würden.

Das Widerspiel der Meinungen erhebt sich bald genug ins Weltanschauliche. Als Schopenhauer einst erklärte, daß die Sinnenwelt unsere Vorstellung sei, und das Licht nicht wäre, wenn wir es nicht sähen, blickte Goethe ihn groß mit seinen Jupiteraugen an und sagte: „Nein, Sie wären nicht, wenn das Licht Sie nicht sähe.“

In solchen Worten konnte deutlich werden, wie die Begegnung des Alten und des Jungen über die sachlich enge Auseinandersetzung zwischen Meister und Schüler hinauswuchs in den Raum einer geistesgeschichtlichen Entscheidung. In der Person Goethes trat dem jungen Philosophen zum erstenmal, wegweisend und verpflichtend, das menschliche Vorbild entgegen, ein großes Maß, vor dem das eigene Maß Bewährung finden mußte. Wenn alle romantische Wesenheit sich leicht gegeben und bildsam in die eigene Form gefügt hatte, — nun weigerte sich um so strenger die Wesenheit Goethes und wies eben damit immer wieder auf die eigene Form zurück. Hier war kein Sinecure und kein Miteinander der Lebenskreise möglich, hier ließ sich nur ein Nebeneinander der verwandten Lebenskreise denken, von denen jeder sich nach eigenem Gesetz erfüllen mußte. In notwendiger Abgrenzung und Sonderung war vom ersten Tage an das Schicksal der Trennung vorgezeichnet.

Die Trennung von Goethe aber stand als das eigentliche und große Schicksal hinter dem Vordergrundschicksal einer andern Trennung,

von der Mutter. Die Gegensätze der Charakteranlagen von Sohn und Mutter waren in diesem Winter immer stärker zutage getreten. Auf der einen Seite der strenge Ernst der vorgezeichneten Lebensaufgabe, eine äußerste Genauigkeit und ein früh gewecktes Mißtrauen, auf der andern Seite ein albern-schönegeistiges Tun und Treiben, eine Leichtigkeit und Leichtfertigkeit, nicht nur in Geld- und Besitzangelegenheiten, die weder vor dem Andenken des Vaters noch vor der Pflicht gegen die Kinder bestehen konnte. Es kam zu schroffen Auseinandersetzungen. Noch nahm die Mutter gerne eine belehrende, erzieherische Haltung ein: „Du scheinst mir zu absprechend, zu verachtend gegen die, die nicht sind wie du, zu aburtheilend ohne Noth, und predigst mir zuweilen zu viel.“⁴⁹ Und noch ermahnte sich Schopenhauer selbst — seine Niederschriften aus dieser Zeit legen Zeugnis dafür ab⁵⁰ — immer wieder zu Duldsamkeit und Resignation gegenüber den andersgerichteten Gesinnungen der Mitmenschen. Am Ende aber trieben die Entwicklungen über diese frühen Aphorismen zur Lebensweisheit hinweg.

Schon bei seiner Rückkehr von Rudolstadt hatte Schopenhauer die Absicht gehabt, sich eine eigene Wohnung zu suchen. Erst als die Mutter ihn „mit Tränen bat, bei ihr zu wohnen“⁵¹ und ihm versicherte, daß er sich eine falsche Vorstellung von ihrer Beziehung zu Gerstenbergk mache, nahm er gegen einen vereinbarten Pensionspreis Kost und Logis bei ihr. Im Januar 1814 ließ er mit ihrem Einverständnis seinen in dürftigen Umständen lebenden Universitätsfreund Josef Gans nachkommen, mietete auch für ihn ein Zimmer und ließ ihn an den gemeinschaftlichen Mahlzeiten teilnehmen.

Als aber Müller v. Gerstenbergk im Frühjahr 1814 in die Wohnung der Freundin und ihrer 17jährigen Tochter einzog, wurden die Verhältnisse unerträglich; schon kursierte in Weimar die spöttische Bezeichnung des Paares: „Schoppen-Müller“. Arthur sah das Andenken des Vaters aufs schmachlichste entehrt. Ein Brief, den Gerstenbergk am 1. März 1814 an den befreundeten preussischen Jägeroffizier Ferdinand Heintze schrieb, läßt bereits Schlüsse auf die gespannte Lage zu:

„Ueber mir treibt der Philosophus sein Universum-Wesen. Er hat sich ein Süßlein aus Berlin verschrieben, der sein Freund ist, weil er täglich geduldig seine Dosis von der objektiven Laganz, der vierfachen Wurzel nimmt. Von Ihnen hofft er, daß das kleist'sche Korps bloß darum Paris erobert, um mit solcher die Franzosen zu purgieren. Der Jude heißt Gans und mit diesem ominösen subjektiven Objekte ist uns zu unserm

Thee ein wahres Nicht-Beß gesetzt, ob schon keine berühmte Geschichte im preuß. Staate geschehen ist, die nicht der Gantz-Familie in eigener Person passierte. —“

Eine „verdrüßliche Unterredung“ veranlaßte die Mutter im April, den schriftlichen Verkehr in „Geschäften“ einzuführen und gleichzeitig ihrem Sohn und dessen Schützling die Pension zu kündigen. Als Grund für diese Maßnahme gab sie an, daß sie bei der Pension ihre Rechnung nicht gefunden habe und sich durch die ständige Anwesenheit des fremden Studenten in ihrer Freiheit beschränkt fühle. Der wirkliche Grund war ein anderer: Das Verhältnis zwischen Sohn und Hausfreund war so unlieblich geworden, daß Müller von Gerstenbergk nicht mehr an der gemeinsamen Tafel erschien. Schopenhauer dürfte schon in diesen Tagen von der Unvermeidlichkeit des Bruches überzeugt gewesen sein. Wir besitzen den Brief, mit dem er sich (am 24. April 1814) bei R. U. Wöttiger nach den Verhältnissen in Dresden erkundigt, daß in den Kriegswirren sehr gelitten hatte: „Ein junger Freund ... ist bereit mir dahin, oder wohin ich sonst gehe, zu folgen, wenn gewisse Umstände deren Entscheidung wir in diesen Tagen gespannt entgegenstehn es ihm möglich machen.“ Noch schließt dieser Brief ganz harmlos: „Meine Mutter empfiehlt sich Ihnen ergebenst.“⁵² In der Sache selbst blieb Schopenhauer fest. Er verlangte schriftlich die sofortige Erhöhung der Pensionsbeiträge für sich und seinen Freund. Zugleich bestand er auf der Entfernung des Hausfreundes. Johanna lehnte in einem ausführlichen Antwortschreiben ab, obwohl sie die Schuld Gerstenbergks zugeben mußte:

„Von jenen unangenehmen Vorfällen zwischen Dir u. Müllern haben wir so viel gesprochen, daß es endlich genug sein könnte. Ich war damals nicht mit Dir zufrieden, mit ihm aber auch nicht, ich sagte es ihm wie Dir, er erkannte sein Unrecht, in meiner Gegenwart sich so vergessen zu haben, bat mich um Vergebung und die Sache war zwischen mir u. meinem Freunde abgethan ... Wollte ich Dir meinen Freund opfern weil ihr euch nicht miteinander vertragen, so thäte ich unrecht an ihm und mir. Du hast mir oft bei anderen Gelegenheiten mit Recht gesagt, wir beide sind zwei, und so muß es auch sein. Genug ich habe dafür gesorgt, daß ihr einander wenigstens nie in den Weg treten könnt, da ich die Unmöglichkeit einsehe, daß ihr euch je erkennen könntet. Ich aber kenne euch beide jeder ist mir lieb nach seiner Art u. keiner thut dem andern bei mir Eintrag, keinen werde ich dem anderen opfern.“⁵³

Schopenhauer blieb bei seiner Forderung, es kam zu einer neuen heftigen Auseinandersetzung, die Trennung war unvermeidlich: „Laß uns friedlich scheiden“, schrieb Johanna, „weil wir nicht miteinander

gehen können.“ Die nächsten Tage brachten ein schriftliches Hin und Her um Einzelheiten: auf der Seite des Sohnes ruhige Sachlichkeit, auf der Seite der Mutter die hochfahrende Gefränktheit, die von jetzt an ihr Verhalten gegen ihren Sohn bestimmte. Am 17. Mai 1814 erhielt Arthur das väterliche Erbe ausbezahlt, einige Tage später verließ er das Haus. Er sollte seine Mutter nicht mehr wiedersehen. Noch aber gingen die schriftlichen Auseinandersetzungen in den gemeinsamen Erbschaftsangelegenheiten einige Jahre weiter. Sie begannen mit einem aus hemmungsloser Verärgerung erwachsenen Brief der Mutter (vom 14. Juni 1815⁵⁴), auf den Arthur die Verse gesetzt hat: Turpe putant parere minoribus et quae/ Imberbi didicere senes perdenda fateri (Hor: epist. II, 1, 84), und ferner: Veritatem laborare nimis saepe ajunt, exstingui nunquam (Liv: 22, 39). In diesem wie in den folgenden Briefen keine Anrede, keine versöhnliche Schlusswendung, nur die förmliche Unterschrift; Johanna, später nur noch J., Schopenhauer.

Die Auseinandersetzung konnte nicht spurlos an ihm vorübergehen. Nach Jahren noch glaubte der Dresdner Freund von Quandt „in seinem Herzen die Zuckungen eines ungeheuren Schmerzes gewahr zu werden, welcher die Erinnerung an eine furchtbare Epoche seines Lebens zu begleiten schien.“⁵⁵ Die Schwester war zurückgeblieben. In ihren Tagebüchern, die für das folgende Jahrzehnt einen lebhaften Briefwechsel mit dem Bruder verzeichnen, ist immer wieder von Verdruß, von häuslichen Szenen, von Kränkungen die Rede, und immer in Verbindung mit dem Namen Gerstenbergks. An der Seite einer solchen Mutter und inmitten solcher häuslicher Verhältnisse wuchs Adele doch zu einer inneren Reife auf, die sie zuzeiten ihrem Bruder naherückte wie keinem anderen Menschen und ihr selbst Vertrauen und Sicherheit in einem kindlich-freundschaftlichen Verhältnis zu Goethe gab, das später den Inhalt vieler Lebensjahre für sie bilden sollte.

Bei einem letzten Besuche hatte Schopenhauer, nach damaliger Sitte, Goethe sein Album überreicht. Der Dichter schrieb ihm die Zeilen ein, die Inhalt und Gegensätzlichkeit der Wintergespräche zusammenfassen:

Willst du dich deines Werthes freuen;
So mußt der Welt Du Werth verleihen.

in Gefolg und zum Andenten mancher vertraulichen Gespräche
Weimar, d. 8. May 1814 Goethe

So nahm er das schmerzliche Wissen um seine Trennung von Goethe mit. Aber auch eine Bekräftigung seines philosophischen Denkens war ihm in diesen Weimarer Monaten zuteil geworden, die für Entwicklung und Ausgestaltung seiner Lehre von größter Bedeutung werden sollte. Der Orientalist Friedrich Majer, ein Jünger Herders, hatte ihm die Lehren des indischen Altertums, die Philosophie des Vedanta und die Mystik der Vedas erschlossen. Von Majer dürfte auch der Hinweis auf den Dupnehat stammen, die lateinische Uebersetzung einer persischen Version der Upanischaden (Hg. von Anquetil-Duperron, Straßburg 1802), die Schopenhauer bereits im Frühjahr 1814 las und seitdem immer wieder. Der Sinn der Begegnung mit Majer erfüllte sich vielfältig nicht nur darin, daß der umfassende Sinn Herders, des Begründers geschichts-philosophischer Universalität, hier mit fernzündender Kraft den ganz ungeschichtlich Philosophierenden traf, „auf daß er beiläufig den Deutschen ihre eigentümliche Beziehung zu Indien präge. Friedrich Schlegels ‚Sprache und Weisheit der Indier‘ war ein Hinweis geblieben, genial in der Gebärde, taub im Kerne, August Wilhelm Schlegel versank in philologischer Pionierarbeit, den schweifenden Intuitionen Herders fehlte wie Novalis' Blitzen die plastische Kraft, Hegels heillosige Formeln über Indien verschwanden in den Riesentrümmern seiner Kollegs. Schopenhauer blieb es aufbehalten, seinen Deutschen die allgemein eindrucksvolle Maske Indiens aus der eigenen Sehnsuchtsferne und -nähe abzuformen“ (Zimmer⁵⁶). Das Beiläufige wuchs bald genug dem Mittelpunkt zu, und dem Schüler Kants und Platons ergaben sich Beziehungen, die er selbst in einer Notiz aus dem Jahre 1816 festgestellt hat:

„Ich gestehe übrigens daß ich nicht glaube daß meine Lehre je hätte entstehen können, ehe die Upanischaden, Plato und Kant ihre Strahlen zugleich in eines Menschen Geist werfen konnten. Aber freilich standen (wie Diderot sagt) viele Säulen da und die Sonne schien auf alle: doch nur Remmons Säule klang.“⁵⁷

Er siedelte nach Dresden über. Seit 1816 bewohnte er ein Gartenhaus in der Oststra-Meer, unweit vom Zwinger. In den vier Jahren seines Aufenthalts bis 1818 sollte er nur zweimal die von ihm geliebte Stadt verlassen, einmal im Sommer 1816 zu einem neuntägigen Ritt nach Leptitz, das andere Mal im Sommer 1817 zu einem fünftägigen Ausflug in die Sächsische Schweiz. Er benutzte die Bibliothek und

die Kunstsammlungen zu vielseitigen Studien, er besuchte das Theater und hing in der Natur seinen eigenen Gedanken nach. In der katholischen Kirche hört er dem Orgelspiel zu.

Seine menschliche Erscheinung zeigt in diesen Jahren kühne und dämonische Züge, sein zündender Geist und sein grausamer Spott vermögen seine Bekannten ebenso zu entzücken wie zu entsetzen. Ein Freund aus der Göttinger Zeit, den er in Dresden wiederfand, der Maler Ludwig Sigismund Ruhl (1794—1887), hat damals sein Bild gemalt. Der kleine volle Mund mit den sinnlich schwellenden Lippen, die strahlende Klarheit der Augen — es sind Züge, die uns vertraut erscheinen, bei aller Fremdheit, die den Kenner der Altersbilde erregt. Ein stahlblauer Himmel steht hinter dem Kopf, hinter der linken Schulter wird eine ferne Landschaft sichtbar: Gewitterstimmung. Das Bild scheint voll gesammelter Elektrizität. In viel späterer Zeit hat Ruhl gewissermaßen den erläuternden Kommentar dazu gegeben, in einer biographischen Skizze, die er seiner Novelle „Eine Groteske“ (Kassel 1882) als „Note“ beigab:

„Du stehst wieder vor mir, mit der blonden, von der Stirn aufstrebenden Phöbuslocke, mit der sokratischen Nase, mit den stechend sich dilatierenden Pupillen, aus welchen gegen Ruß und Rind, gegen Theodor Hell, Langbein, Streckfuß e tutti quanti der damaligen Dichtergrößen, die in Dresden le haut du pavé hielten, gerschmetternde Blitze fuhren.“⁵⁸

Und dieses Bild wird durch die Schilderung eines andern Freundes, des Freiherrn Ferdinand L. K. von Biedenfeld, aufs trefflichste ergänzt. Biedenfeld versetzt uns in das Jahr 1817, als die soeben unter Friedrich Launs Leitung neu erstandene „Dresdener Abendzeitung“ eine große Literaturgemeinde um sich versammelte:

Er war „unverkennbar ein wenig l'enfant gâté, von offenerzigster Ehrlichkeit, gerade heraus, herb und derb, bei allen wissenschaftlichen und literarischen Fragen ungemein entschieden und fest, Freund wie Feind gegenüber jedes Ding bei seinem rechten Namen nennend, dem Witze sehr hold, oft ein wahrhaft humoristischer Grobian, wobei nicht selten der Blondkopf mit den blaugrauen funkelnden Augen, der langen Wangenfalte auf jeder Seite der Nase, der etwas gellenden Stimme und den kurzen, heftigen Gestikulationen mit den Händen ein gar grimmes Aussehen gewann. Mit seinen Büchern und Studien lebte er fast gänzlich isoliert und ziemlich einformig, suchte keine Freundschaft, schloß sich auch niemanden besonders an, sah sich aber bei seinen weiten und raschen Spaziergängen gern begleitet, unterhielt sich dabei sehr lebhaft über einzelne literarische Vorkommenheiten, wissenschaftliche Gegenstände, hervorragende Geister, besonders gern über Drama und Theater. Wer ihn liebenswürdig, anziehend, belehrend

haben wollte, der mußte mit ihm allein spazieren gehen ... Obschon entschiedener Gegner jenes Abendzeitungs-, Almanachs- und LiederkränzweSENS, der sämtlichen Theilnehmer daran, die er nur die literarische Clique nannte, besonders aber Böttigers, den er laut als den gestiefeltesten Kater verhöhnte, fand er sich doch sehr häufig an den öffentlichen Orten ein, wo diese Männer gewöhnlich sich vergnügten. In der Regel entspann sich alsdann bald ein Kampf, wobei er mit seinem unverblünten Geradeheraus sehr den Unangenehmen spielte, mit den beißendsten Sarkasmen den Kaffee versalzte, seinem kritischen Humor ungenirt den Zügel schießen ließ, die ärgsten Brocken von Shakespeare und Goethe den Leuten ins Gesicht warf und dabei immer mit übereinander geschlagenen Beinen an ihrem Whisttische saß, daß sie Bock über Bock schossen. Daher erschien er ihnen stets als ein Baumau, alle fürchteten ihn, ohne daß einer jemals gewagt hätte, Gleiches mit Gleichem zu vergelten. Zum Glück blieb er über solchen Dingen beim Reden stehen und bewahrte seine Zinte für anderes; Journalgeträtische war nicht seine Sache, erschien ihm als zu kleinlich und verächtlich.“

(Stuttgarter Morgenblatt für gebildete Leser, 1859, Nr. 22.)

Von einem dritten Freunde, Friedrich August Schulze (als Schriftsteller Friedrich Laun), wird berichtet, er habe Schopenhauer aus einer galanten Affäre geholt, deren sich dieser nachmals als eines seltenen Beispiels erinnerte, daß bei einer Angelegenheit vier durchaus ehrliche Menschen konkurrierten. Es wird ungeklärt bleiben, ob diese Mitteilung mit einer andern Nachricht von Schopenhauers Beziehungen zu einer Kammerzofe zusammenzubringen ist, denen eine früh (schon 1819) verstorbene Tochter entstammte. Schulze, den Schopenhauer noch in den späten Jahren „seinen guten, lieben, treuen, alten Schulze“ nannte, gab ihm den Beinamen eines Jupiter Tonans. Seine Werke, die nicht weniger als 200 Bände füllen, mögen für Schopenhauer ebenso bedeutungslos geblieben sein wie die bürgerlichen, komischen und humoristischen Novellen Gustav Schillings, in denen die großen und kleinen Erbärmlichkeiten des menschlichen Lebens verspottet wurden. Menschlich am nächsten stand ihm wohl damals, wie noch in späteren Jahren, Johann Gottlob von Quandt, der Sammler und Kunsthistoriker, ein Weltmann mit weitem Geist und offenem Herzen.

So gaben diese Dresdener Jahre zunächst ein Bild reicher menschlicher Beziehungen. In einem Brief an Goethe (vom 11. November 1815) kann Schopenhauer feststellen, daß jene Treue und Redlichkeit, die angeborene Richtung seines Geistes war, sich auch im Praktischen und Persönlichen bewähre, so daß er häufig mit Wohlbehagen erfahre, wie fast nie ein Mensch Mißtrauen gegen ihn hege, vielmehr fast jeder ohne alle nähere Bekanntschaft ihm ganz und gar vertraue.⁵⁹

Gleichwohl entfernte sich sein Weg gerade in dieser Zeit mehr und mehr von der Gemeinschaft mit den Menschen, so daß er schon einige Monate später (am 7. Februar 1816) wieder an Goethe schreiben kann, er habe, seit er ihm seine Schrift zugesandt (Juli 1815), in der Menschenverachtung neue und so starke Progressse gemacht, daß er bereit sei „im Thun und im Denken die Meinung des ganzen Menschenhaufens nöthigenfalls für Nichts zu achten“. Trübe Erlebnisse müssen in diese Zeit gefallen sein. F. G. von Quandt gibt (am 26. Oktober 1818) der Schwester Adele einen vielsagenden Bericht: „Schwache haben den Starken leiten wollen, er hat sich von ihnen losgerissen und die morschen Stützen mit gebührender Verachtung zermalmt und von sich geworfen. Egoisten haben mit seinem Herzen ein grausames Spiel getrieben, er hat sich von ihnen zurückgenommen, wie man dem, der mit einem hohen Gute unwürdig umgeht, weil er es nicht zu würdigen vermag, es wieder nimmt, und Ohnmächtige sind vor ihm zurückgebebt, denn er ist ungestüm wie der Sturm und die Menschenpreu stob davon.“⁶⁰ Es traf sich, daß er kurz vorher, im Alter von 26 Jahren, die Bekanntschaft mit den Schriften des Helvetius gemacht hatte. Sie weckten ihm ein neues Verständnis für die Vernachlässigung, die er in der Gesellschaft so oft erfahren, und für den Vorzug, den man den Alltäglichen, Platten, Dürftigen gegeben hatte: Nun begriff er, daß die Homogenität jene vereinigte und die Heterogenität ihn ausschied, daß der Platte und Niedrige dem Platten und Niedrigen angemessen und die Ueberlegenheit verhaßt war. Dasselbe sollte ihm bald genug in der philosophischen Welt begegnen, und die Lösung war auch hier genau dieselbe, wie er mit jedem Jahre deutlicher erkennen mußte.

Das erste Dresdner Jahr gehörte der Arbeit an der Farbenlehre. Anfang Juli 1815 konnte Schopenhauer das Manuskript seiner Schrift „Ueber das Sehn und die Farben“ an Goethe schicken. Er ergriff gegen Newton und für Goethe Partei, aber er ging auch über Goethe in einer Weise hinaus, für die er vergebens die Zustimmung des Dichters zu gewinnen suchte. Hatte Newton das weiße Licht für zusammengesetzt (aus den Farben Rot, Orange, Gelb, Grün, Blau Indigo und Violett) erklärt, so ist nach Goethes Lehre das weiße Licht nicht zusammengesetzt, sondern einfach: Die Farben entstehen durch eine Trübung des weißen Lichtes, die durch die mehr oder minder dichte Beschaffenheit des Mediums hervorgerufen wird, auf das es fällt. Schopenhauer vertieft diese, ans Objekt gebundene Auffassung

physiologisch, indem er geltend macht, daß die Farben zwar von der Beschaffenheit der Objekte abhängen, aber als Sinnesindrücke nur im Auge ihren Sitz haben und auf einer qualitativ geteilten Tätigkeit der Netzhaut beruhen. Er stellt drei Grundpaare von Farben fest, die verschiedenen Tätigkeiten der Netzhaut entsprechen — eine Auffassung, die nach Jahrzehnten völliger Vergessenheit in der modernen physiologischen Optik zur Geltung gekommen ist. Sie verlangt allerdings die Zusammensetzbarkeit des Weißen aus Farben. Und ebenso weicht Schopenhauer noch in zwei andern Punkten von Goethes Lehre ab: hinsichtlich der Entstehung des Violetten und hinsichtlich der Polarität der Farben.

Noch hofft er, daß der Meister die Schrift mit seinem Felszeichen ausstatten werde: „Meine Theorie verhält sich zu Ihrem Werke völlig wie die Frucht zum Baum. — Was aber diese Theorie beitragen kann, Ihrer Farbenlehre Gültigkeit und Anerkennung zu verschaffen, das möchte nicht wenig seyn ... Jene alte Burg [die Lehre Newtons] haben Sie von allen Seiten berannt und stark angegriffen: der Kumbige sieht sie wanken und weiß, daß sie fallen muß: aber die Invaliden drinnen wollen nicht kapitulieren, ja plärren sogar ein abgeschmacktes Te Deum in alle vier Winde. Da habe ich nun, von Ihren Schanzen und Laufgräben aus, in der Tiefe eine Mine gegraben, welche mit einem Schlage das ganze Gebäude sprengen muß: von Ihnen wird nur noch verlangt, daß Sie die Lunte in die Hand nehmen, um die Mine abzubrennen, damit nicht etwa die ganze Explosion versage. Möge Sie doch nicht die Rücksicht abhalten, daß einige Ihrer eignen, jetzt ohnehin überflüssigen Belagerungswerke ein wenig mitleiden könnten.“ (11. November 1815.)⁶¹

In solchen Briefen beginnt noch einmal das Ringen um Goethe, ein letzter großer Versuch, die beiden in sich geschlossenen Kreise zur Deckung zu bringen. Und doch ist dieser ganze Briefwechsel ein fortwährendes Vorbeireden aneinander, er steht von vornherein unter dem Zeichen der Ausweglosigkeit. Immer wieder versucht Schopenhauer seine Stellung als Schüler Goethes zu bekräftigen und zu rechtfertigen, immer wieder versucht er sich zu erklären und zu überzeugen, durch neu beigebrachtes Material für Teilpunkte zu gewinnen und dann wieder von den Teilen wegzudeuten auf das Ganze, das im Grunde doch nichts anderes sei als Bejahung und letzte Vollenendung dessen, was er von seinem Lehrer übernommen. Und immer wieder auch ist Goethe

bereit, anzuerkennen, das Gegensätzliche auszugleichen, über Trennen des hinwegzusehen und hinwegzugehen, und doch ist alle aufgewendete Freundlichkeit nur ein ständiges Ausweichen und gütig milde Unnahbarkeit. So muß, nach manchen vergeblichen Versuchen, Schopenhauer die Worte von „Dichtung und Wahrheit“ auch an sich erfahren, daß im Finale immer der Mensch auf sich zurückgewiesen wird. „Nach so langer Zeit, so vielem Schreiben, auch nicht einmal Ihre Meinung, Ihr Urtheil zu erfahren, nichts, gar nichts als ein zögerndes Lob und ein leises Versagen des Beifalls, ohne Angabe von Gegen Gründen: das war mehr als ich fürchten, weniger als ich je hoffen konnte. Indessen bleibe es ferne von mir, gegen Sie mir auch nur in Gedanken einen Vorwurf zu erlauben. Denn Sie haben der gesamten Menschheit, der lebenden und kommenden, so Vieles und Großes geleistet, daß Alle und Jeder, in dieser allgemeinen Schuld der Menschheit an Sie, mit als Schuldner begriffen sind, daher kein Einzelner in irgend einer Art je einen Anspruch an Sie zu machen hat. Aber wahrlich, um mich bei solcher Gelegenheit in solcher Gesinnung zu finden, mußte man Göthe oder Kant seyn: kein anderer von denen, die mit mir zugleich die Sonne sahen“ (7. Februar 1816). Goethe, auch jetzt noch konziliant, kann diese Worte weder bekräftigen noch ihnen widersprechen.

Die Schrift erscheint im Mai 1816 bei dem Leipziger Verlag Johann Friedrich Hartknoch im Druck. Sie schließt mit dem bedeutenden Anruf des Nachkommen, des einen Nachkommen aus Millionen, der sich der Kraft bewußt sein werde, in Kunst oder Wissenschaft etwas Eigentümliches, Neues, Außerordentliches hervorzubringen, und der daher in der Kunst wahrscheinlich mit irgendeiner alten Weise, in der Wissenschaft aber gewiß mit irgendeinem alten Wahn in Widerstreit geraten werden: Er möge, bevor er sein Werk hingabe, am Beispiel der Farbenlehre erkennen, wie wenig zu ihrer Zeit die einfachen, so leicht faßlichen, so unverkennbaren Wahrheiten, die Goethe vortrug, ausrichten konnten gegen jene Sinnesart, die nun einmal dem Menschengeschlecht im allgemeinen eigen ist. Nach solcher Betrachtung aber möge er nicht etwa die Hände zurückziehen, sondern das Werk vollenden, das die Blüte seines Lebens ist, die zur Frucht gedeihen will, und es hingeben: wissend wem, und gefaßt.

Das Bild der fernen Zukunft ist ein seherisches Bild der eigenen, nächsten Zukunft. Es ist an dem, daß Schopenhauer nun selbst das Werk vollenden muß, das Blüte und Frucht seines Lebens werden

folll. Noch einmal hatte er in der notwendigen Auseinandersetzung mit Goethe das eigene Maß erfahren, und in dieses eigene Maß wußte er nun einzuschließen, was Erlebnis und Erfahrung ihm jetzt und in der Zukunft zutragen. Der Weg zum Werk war frei.

Eine Fülle von Natur und Kunst war in sein Erleben eingeströmt. Die Aufzeichnungen aus dieser Zeit zeugen für den erstaunlich sich weitenden Umkreis seiner Gedanken. Sie gehen immer wieder vom Anschaulichen aus, das Leben, die Welt ist ihre einzige Quelle, und die Lebendigkeit des ursprünglichen Eindrucks ist in ihnen festgehalten, unmittelbar und absichtslos:

„Mit einem Kunstwerk muß man sich verhalten wie mit einem großen Herrn: nämlich sich davor hinstellen und warten daß es Einem etwas sage.“ (1814.)

„Auf dem Gesicht des Apolls von Belvedere lese ich den gerechten und tiefgefühlten Unwillen des Musengotts über die Erbärmlichkeit und gänzliche, nicht zu bessernde Verkehrtheit der Philister. Auf diese hat er seine Pfeile gesendet, um die Brut der ewig Abgeschmackten zu vertilgen.“ (1814.)

„Da die Schauspielkunst nur für den Augenblick wirkt, so ist kein Kunstgenuß seltener; weil er nur durch die wirkliche lebendige Gegenwart eines Menschen von großem Talent zu erlangen ist: daher kommt es, daß die übrigen Künste, deren Treffliches dauert, immer etwas aufzuweisen haben: die Schauspielkunst aber selten, vielmehr zeigt sich in ihr fast so oft sie auftritt recht grell die Unfähigkeit der Menschen zum Vortrefflichen.“ (1815.)⁶²

Auf die Sistineische Madonna

Sie trägt zur Welt ihn: und er schaut entsetzt
In ihrer Gräu' chaotische Verwirrung.
In ihres Lobens wilde Raserei,
In ihres Treibens nie geheilte Thorheit,
In ihrer Quälen nie gestillten Schmerz, —
Entsetzt: doch strahlet Ruh' und Zuversicht
Und Siegesglanz sein Aug', verkündigend
Schon der Erlösung ewige Gewißheit. (1815)⁶³

Aus diesen vielfältigen Erlebnissen der Umwelt tritt immer deutlicher das Gebäude seiner eigenen Gedankenwelt zutage. Bogen um Bogen füllt sich, in einer schöpferischen Hochflut ohnegleichen, mit den Niederschriften, in denen uns „Die Welt als Wille und Vorstellung“

in ihrer ursprünglichsten und frischesten Gestalt erhalten ist, — unzusammenhängend noch und ungeordnet in der Aneinanderreihung von Aphorismus an Aphorismus. „Diese zu Dresden in den Jahren 1814—1818 geschriebenen Bogen“, sagt Schopenhauer in einer späteren Randbemerkung, „zeigen den Gährungsproceß meines Denkens, aus dem damals meine ganze Philosophie hervorgieng, sich nach und nach daraus hervorhebend, wie aus dem Morgennebel eine schöne Gegend. — Bemerkenswerth ist dabei, daß schon im [Jahre] 1814 (meinem 27. Jahr) alle Dogmen meines Systems, sogar die untergeordneten, sich feststellen“ (1849⁶⁴).

Die überlieferten Berichte und Anekdoten sprechen von der inneren Ergriffenheit des jungen Philosophen. Es mochte geschehen, daß er im Treibhaus des botanischen Gartens mit Blumen und Pflanzen ein Zwiegespräch führte und der Aufseher, dem das laute Sprechen und Gestikulieren auffiel, ihn fragte, wer er sei. Schopenhauer erwiderte: Ja, wenn Sie mir das sagen könnten, wer ich bin, dann wäre ich Ihnen vielen Dank schuldig. Worauf jener ihn ansah, als wenn er einen Verrückten vor sich habe. Ein andermal kam er mit einer Blüte am Rock nach Hause; und als seine Wirtin bemerkte: Sie blühen, Herr Doktor! erwiderte er: Ja, wenn die Bäume nicht blühen, wie sollen sie Früchte tragen.⁶⁵

Von diesen Blütenjahren seines Geistes spricht eine (später in die Parerga aufgenommene) Stelle des Manuskriptbuchs Quartant: „Wann ... durch günstige Umstände die Stunde herbeigeführt wurde, wo das Gehirn die höchste Spannung hatte; so mochte mein Auge treffen auf welchen Gegenstand es wollte, — er redete Offenbarungen zu mir und es entspann sich eine Reihe von Gedanken, welche werth waren, aufgeschrieben zu werden, und es wurden.“⁶⁶ Zwanglos fügten sich diese Gedankenreihen nachträglich in den innern Zusammenhang. In einem häufig zitierten Brief aus späterer Zeit (an Erdmann) sagt Schopenhauer selbst über den Werdegang seines Systems, daß es „gewissermaßen ohne mein Zuthun ... strahlenweise wie ein Krystall zu einem Centro konvergierend zusammenschloß, so wie ich es sofort [d. h. seit dem März 1817] im ersten Bande meines Hauptwerks niedergelegt habe“. Und an einer Stelle des handschriftlichen Nachlasses wird diese Art des Schaffens näher erläutert: „Alle Gedanken, welche ich aufgeschrieben, sind auf äußern Anlaß, meistens auf einen anschaulichen Eindruck, entstanden und vom Objektiven ausgehend niederge-

geschrieben, unbekümmert, wohin sie führen würden: aber sie gleichen Radien, die von der Peripherie ausgehend, alle auf ein Centrum laufen, welches die Grundgedanken meiner Lehre sind: zu diesen führen sie von den verschiedensten Seiten und Auffassungen aus.“⁶⁷

In einem Jahr wird die eigentliche Niederschrift vollendet. Der eine und einzige, im Titel auf eine knappe Formel gebrachte Grundgedanke ist in allen Teilen des Werkes gegenwärtig „wie ich in meiner Hand“; nur „zum Behufe seiner Mitteilung“ wird er in vier Büchern entwickelt. Es ergibt sich eine stufenweise Verschränkung zweier Hauptbetrachtungsfolgen. Zweimal wird der Schritt von der Seite der Vorstellung zur Seite des Willens getan: zuerst im Wechsel von der Erkenntnistheorie des ersten zur Naturphilosophie des zweiten Buches, und dann noch einmal auf anderer Ebene im Wechsel von der Ästhetik des dritten zur krönenden Ethik des vierten Buches — ein kunstvoller Aufbau, der das System in einer starken, lebendigen Spannung zeigt und eben in dieser Spannung zur Einheit bindet.

Am 5. März 1818 erhielt Friedrich Arnold Brockhaus vom Freiherrn von Biedenfeld einen Brief mit warmen, empfehlenden Worten über das Werk, „welches Epoche machen, zerstören und mächtig aufbauen wird.“⁶⁸ Nachdem Brockhaus sich bereit erklärt hatte, mit Schopenhauer, den er schon durch das Zeugnis mehrerer Freunde als einen ausgezeichneten Kopf kenne, in Verbindung zu treten, begann ein direkter Briefwechsel, indem Schopenhauer zunächst am 28. März 1818 den Verlag der „Welt als Wille und Vorstellung“ anbot:

„Da mir Hr. v. Biedenfeld gesagt hat, daß Sie, auf eine vorläufige Anfrage, nicht abgeneigt wären, ein Manuskript von mir zu drucken; so nehme ich mir die Freiheit Ihnen näher anzugeben, wovon die Rede ist.

Ich will nämlich zur nächsten Michaelis Meße ein philosophisches Werk erscheinen lassen, an welchem ich hier seit 4 Jahren unablässig gearbeitet habe. — Es wäre nun einerseits sehr am unrechten Ort, dem Verleger gegenüber als Schriftsteller den Bescheidenen spielen zu wollen: andrerseits ist es überall unrecht den Charlatan zu machen. Daher will ich Ihnen zugleich offen und gewissenhaft über mein Werk dasjenige sagen, woran Ihnen, meines Erachtens, gelegen seyn kann. Zugleich aber nehme ich Ihnen, als einem Mann von Ehre, hiemit das Versprechen ab, das Gesagte streng zu verschweigen, sogar den Titel des Buchs, welchen Niemand früher als aus dem Meß-Katalog erfahren soll.

Mein Werk also ist ein neues philosophisches System: aber neu im ganzen Sinn des Worts: nicht neue Darstellung des schon Vorhandenen: sondern eine im höchsten Grad zusammenhängende Gedankenreihe, die bisher noch nie in irgend eines Menschen Kopf gekommen. Das Buch, in welchem ich das schwere Geschäft, sie Andern verständlich

mitzutheilen, ausgeführt habe, wird, meiner festen Ueberzeugung nach, eines von denen seyn, welche nachher die Quelle und der Anlaß von hundert andern Büchern werden. Jene Gedankenreihe war, dem Wesentlichen nach, schon vor 4 Jahren in meinem Kopfe vorhanden: aber um sie zu entwickeln und sie durch unzählige Aufsätze und Studien mir selber vollkommen deutlich zu machen, bedurfte es ganzer 4 Jahre, in welchen ich mich ausschließlich damit und mit den dazu gehörigen Studien fremder Werke beschäftigt habe. Vor einem Jahre fieng ich an das Ganze in zusammenhängendem Vortrag für Andre faßlich zu machen, und bin damit eben jetzt fertig geworden. Dieser Vortrag selbst ist gleich fern von dem hochtönenden, leeren und sinnlosen Wortschwall der neuen philosophischen Schule und vom breiten platten Geschwätz der Periode vor Kant: er ist im höchsten Grade deutlich, faßlich, dabei energisch und ich darf wohl sagen nicht ohne Schönheit: nur wer ächte eigene Gedanken hat, hat ächten Stil. Der Werth, den ich auf meine Arbeit lege, ist sehr groß: denn ich betrachte sie als eine ganze Frucht meines Daseyns. Der Eindruck nämlich, welchen auf einen individuellen Geist die Welt macht, und der Gedanke, durch welchen der Geist, nach erhaltener Bildung, auf jenen Eindruck reagirt, ist allemal nach zurückgelegtem dreißigsten Jahre da, vorhanden und geschehn: alles Spätere sind nur Entwicklungen und Variationen desselben. Ist nun diese Reaktion, dieser Gedanke, ein vom gewöhnlichen, wie er sich täglich in Millionen Individuen wiederholt, verschiedener und wirklich eigenthümlicher; so kann nun auch das Werk, in welchem er sich ausspricht und mittheilt, sogleich vollendet werden, sobald nur ein günstiges Geschick die Ruße, die innere und äußere Ruhe dazu giebt. Dies ist nun, wie ich glaube, mein Fall gewesen. Sollte ich demnach, gemäß dem Werthe, welchen ich auf mein Werk lege, meine Forderungen an Sie abmessen, so würden diese außerordentlich, ja unerschwingbar ausfallen. Sogar aber wenn ich auch nur nach dem Werth, den, meines Erachtens, das Manuskript für den Verleger haben wird, die Forderungen machen wollte, würden sie schon stark seyn. Allein auch dieses werde ich nicht, weil ich nicht verlangen kann, daß Sie alles Gesagte mir ganz auf mein Wort glauben, sondern Sie natürlich argwöhnen müßen, ich sei durch Eigenliebe bestochen. Dies annehmend bequeme ich mich von der Rücksicht auszugehen, daß mein Name noch sehr wenig bekannt ist, und daß ein philosophisches Werk, solange es keinen Ruhm erlangt hat, vor's Erste kein großes Publikum findet, wiewohl nachher ein desto größeres. Hierauf also gründen sich folgende höchst billige Forderungen ...“

Und nun folgen die Forderungen, die er an den Verleger stellt. Brockhaus erklärt sich am 31. März 1818 bereit, den Verlag zu übernehmen. Zu Anfang April 1818 wird der Vertrag abgeschlossen. Das Honorar wird „zu einem Dukaten für den gedruckten Bogen“ festgesetzt, und der Verleger verpflichtet sich, „dieser Unternehmung gegen niemanden“ zu erwähnen und das Publikum „erst im Michaelis-Meß-Catalog davon in Kenntniß“ zu setzen. Die letzte Bestimmung zeigt die Befürchtungen Schopenhauers: Er weiß, wie leicht der Nachdruck ist und wie häufig der literarische Diebstahl. Kaum ist das Manuskript aus seinen Händen, als die Befürchtungen sich steigern. Brockhaus hat alle seine Bedingungen angenommen, aber er hat das

Buch in Altenburg drucken lassen, wo die Zensur weniger kleinlich und genau ist. Daraus entstehen Verzögerungen. Schopenhauer sucht die Schuld beim Verleger. Seine Briefe werden ungeduldiger, gereizter, schließlich macht er in einem langen Brief vom 31. August 1818 Brockhaus den Vorwurf der Wortbrüchigkeit und verlangt die Zahlung des Honorars „wie man vom Vetsjurino sich einen Thaler geben läßt, um sicher zu seyn, daß er wirklich fährt“. So endigt dieser Briefwechsel mit einem schrillen Mißklang.

Noch im Dezember des Jahres 1818, desselben Jahres, in dem Hegel den philosophischen Lehrstuhl der Universität Berlin bestiegen hatte, konnte das Werk erscheinen (mit der Jahreszahl 1819). Als Motto empfängt den Leser ein Wort Goethes: „Ob nicht Natur zuletzt sich doch ergründe?“ Im vollen Bewußtsein seines Wertes hatte Schopenhauer dem Dichter das bevorstehende Erscheinen des Buches angekündigt, daß er als die Frucht seines ganzen Lebens betrachtet. Auch in diesem Briefe schreibt er, daß er gewissermaßen die Aufgabe seines Lebens vollbracht habe: „Ich glaube nicht, daß ich je etwas Besseres oder Gehaltvolleres zu Stande bringen werde, und bin der Meinung, daß Helvetius Recht hat zu sagen, daß bis zum 30sten höchstens 35ten Jahre im Menschen durch den Eindruck der Welt alle Gedanken erregt sind, deren er fähig ist, und alles was er später liefert immer nur die Entwicklungen jener Gedanken sind.“⁶⁹ Er hat recht: Dieser 1. Band der „Welt als Wille und Vorstellung“ enthält bereits das ganze Lebenswerk, — alles später Geschaffene bedeutet nur mehr Ergänzung und Vertiefung. Es gibt keine Entwicklung des Weltbildes, keine inneren Kämpfe und Wandlungen, es gibt keine kritische Neuordnung der Grundgedanken. Der Denker hat mit 30 Jahren den Gipfel seines Weges erreicht, er ist zu einer Höhe und Endgültigkeit seiner Anschauungen gediehen, wie sie andern Philosophen erst im späten Lebensalter beschieden sind. Er ist von dem Bewußtsein erfüllt, das Welträtsel endgültig gelöst zu haben.

Einige Zeit vor dem Erscheinen des Werkes, am 23. September 1818, reist er über Wien nach Italien. Aber er sieht das Land deutscher Sehnsucht mit andern Augen als Winckelmann oder Goethe. Mit der Vollendung seines Systems ist zugleich sein Bild der Welt in sich gerundet, und alles was die Anschauung künftighin noch geben kann, sind nur Bestätigungen und Erweiterungen der feststehenden Grundansichten. Mit offenem Blick nimmt er die Dinge auf, immer

zu vertiefter gedanklicher Gestaltung des Geschehenen bereit. Ein Manuskriptbuch, das „Reisebuch“, füllt sich mit seinen Niederschriften. Am 1. November 1818 schreibt er folgende Betrachtung nieder:

„Wer plötzlich in ein ganz fremdes Land oder Stadt versetzt wird, wo eine von der seinigen sehr verschiedene Lebensweise, wohl gar auch Sprache herrscht, dem ist zuerst, wie dem, der in kaltes Wasser gestiegen: ihn berührt plötzlich eine von der seinigen weit verschiedene Temperatur, er fühlt eine gewaltsame, überlegene Einwirkung von außen, die ihn beängstigt. Er ist in einem ihm fremden Element, in dem er sich nicht mit Leichtigkeit bewegen kann: obendrein fürchtet er, weil ihm Alles auffällt, eben so allem aufzufallen. Aber sobald er sich etwas beruhigt, sich in die Umgebung gefunden und von deren Temperatur ein wenig angenommen hat, wird ihm, wie dem im kalten Wasser, außerordentlich wohl: er hat sich dem Element assimiliert, er hört sodann auf, sich mit seiner Person beschäftigen zu müssen[,] und wendet seine Aufmerksamkeit rein auf die Umgebung, der er, eben durch die objektive, antheilslose Betrachtung, jetzt sich überlegen fühlt, statt vorhin von ihr gedrückt zu werden.“⁷⁰

Der erste längere Aufenthalt galt Venedig, wo seit einem halben Jahre auch Lord Byron weilte. Ein merkwürdiger Zufall wollte es, daß die beiden Männer einander fremd bleiben mußten, obwohl Schopenhauer einen Empfehlungsbrief Goethes an Byron besaß: „Zimmer wollte ich mit Goethes Brief zu ihm, als ich es eines Tages ganz aufgab. Mit meiner Geliebten ging ich auf dem Rido spazieren, als meine Dulcinea in der größten Aufregung aufschrie: Ecco il poeta inglese! Byron fauste zu Pferde an mir vorüber, und die Donna konnte den ganzen Tag den Eindruck nicht loswerden. Da beschloß ich Goethes Brief nicht abzugeben. Ich fürchtete mich vor Hörnern. Was hat mich das schon gereut!“⁷¹ Mit diesen Worten hat er die Begegnung seinem jungen Freunde, dem Komponisten Robert von Hornstein, später erzählt und hinzugefügt, daß damals die drei größten Pessimisten zugleich in Italien waren: Byron, Leopardi und er selbst. Er hätte als vierten noch Chateaubriand nennen können.

In (verlorengegangenen) Briefen an seine Schwester hat sich Schopenhauer eingehend über das venezianische Erlebnis ausgesprochen, das vermutlich ein florentinisches Erlebnis war. Wir wissen aus ihren Antworten, daß die Geliebte reich war, von Stande und willens ihm zu folgen, daß er aber bald von zerstörten Träumen redete. Nach späteren Mitteilungen an Freunde (Georg Römer, Eduard Grüger) müssen wir annehmen, daß er damals teils aus Neigung teils aus Pflichtgefühl geheiratet haben würde, wenn nicht ein unüberwindliches Hindernis eingetreten wäre: Die Geliebte war lungentkrank. Nach

Jahren mußte er die Trennung als ein Glück betrachten, da sich im Schicksal seines Ehelebens wohl auch das Schicksal des Werkes entschieden haben würde. Man ist den Spuren der Geliebten nachgegangen — vergebens. In einer Tagebuchnotiz erscheint der Name der Venezianerin Teresa Fuga. Aber die war einfacher und leichter Sinnesart. Sie hat dem „Dr. Arthur Scharrenhans“ noch einmal nach Florenz geschrieben.⁷²

In der zweiten Hälfte des November ging Schopenhauer über Bologna nach Florenz und weiter nach Rom, wo er den Winter über blieb.

Zwiespältige Empfindungen klingen in einem Briefe der Schwester wider: „Sehr seltsam ist mirs von dir vorgekommen, daß Du vom Sterben, von Testiren sprichst — Du fühlst Dich doch nicht kränker? ... Die üble Wirkung, die [in Rom] der schneidende Contrast des Neuen und Alten, des Gemeinen, Schmutzig-Widrigen mit dem Edlen und Hohen macht — so wie Du sie mich errathen läßt, so habe ich sie mir immer gedacht.“⁷³ Dennoch gab der Winter Vieles. Schauspiel und Oper wurden fast regelmäßig besucht. Schopenhauers lebenslängliche Vorliebe für Rossini geht auf diese Zeit zurück. Der italienischen Sprache hatte er sich bald bemächtigt, später lernte er selbst die Dialekte sprechen. Die italienische Literatur nahm er eifrig zur Hand. Sein Lieblingsdichter blieb auch jetzt Petrarca. Dagegen war die Lehrhaftigkeit Dantes nicht nach seinem Geschmack. Ariost und Boccaccio fand er nur amüsant, und der weltgeschichtliche Ruhm des letzteren blieb immer ein Anstoß für ihn. Auch Tasso und Alfieri gestand er nur untergeordneten Wert zu.

In der deutschen Künstlerkolonie, die damals in dem berühmten Café greco tagte, erregte er bald durch seine Schroffheiten und Paradoxien Anstoß. Karl Witte, der damals mit ihm zusammentraf, berichtet in einem Brief an seine Mutter (vom 19. Februar 1819), Schopenhauer habe eines Tages den für die antike Kunst so günstigen Umstand hervorgehoben, daß der Kreis der olympischen Götter den Künstlern die Aufgabe gestellt hätte, für die verschiedensten Individualitäten den leiblichen Ausdruck zu finden. Als dann der Bildhauer Eberhard entgegnet hätte: dafür haben wir ja die zwölf Apostel — habe Schopenhauer zum Entsetzen der Anwesenden erwidert: Gehn Sie mir doch mit Ihren zwölf Philistern aus Jerusalem! Der gleiche Brief beweist, daß die neudeutsch-religiös-patriotischen Künstler, wie

Goethe sie genannt, es durchaus nicht beim Entsetzen bewenden ließen, sondern andere deutsche Ankömmlinge vor dem gefährlichen Umgang mit Schopenhauer warnten:

„Mit Schopenhauer bin ich viel umgegangen. In der ganzen Zeit bemerkte ich nichts Schlechtes an ihm. Seine religiösen Ansichten würde ich nur dann so bezeichnen können, wenn sie auf sein Leben einen nachtheiligen Einfluß hätten. Dagegen habe ich viele Tugenden an ihm gefunden, unter denen seine unbefchränkte Wahrheitsliebe nicht die kleinste ist. Dagegen war sein Umgang in vielen Beziehungen lehrreich, in anderen interessant. Hier bestehen viele Vorurtheile gegen ihn, namentlich in Bezug auf das Verhältnis zu seiner Mutter, die ich möglichst zu widerlegen gesucht habe. Wie die Deutschen hier nun einmal sind, hat er sie sich fast alle durch seine Paradoxien zu Feinden gemacht, und ich bin wiederholt vor dem Umgang mit ihm gewarnt worden. Ich habe ihm daraus kein Hehl gemacht, und da ich allmählich mehr in Künstlerkreise gezogen ward, hörte unser Umgang auf, ein so ausschließlicher zu sein, wie anfangs. Daraus erwuchs eine Verstimmung, die schließlich wegen einer Kleinigkeit zum Bruche führte. Gewiß thut mir das recht Leid, und wo er zu verteidigen ist, trete ich noch immer für ihn ein; doch ist die Sache nun einmal nicht mehr zu ändern.“⁷⁴

Nach solchen Erfahrungen mied Schopenhauer mehr und mehr den Verkehr mit seinen Landsleuten und beschränkte sich auf den Umgang mit Engländern. Noch im Alter bemerkte er in einem Briefe an Dr. Asher: „Sie haben wohlgethan, sich in Karlsbad zu den Engländern zu halten: so habe ich es in Italien allezeit auch gemacht. Engländer sind der beste und sicherste Umgang.“⁷⁵

Im März 1819 geht er nach Neapel und Bajä, Pompeji und Herculaneum, und weiter bis nach Pästum, wo er angesichts der Heiligtümer des Altertums mit Ehrfurcht sich bewußt wird, auf dem gleichen Boden zu stehen, den vielleicht Platons Fuß betreten. Ueberallhin aber begleitet ihn das Bewußtsein seiner Heterogenität und Fremdheit unter den Menschen: Im Vatikan hat er die Büste des Bias mit der Inschrift „οἱ πλείστοι ἀνδρωποι κακοι“ gesehen.⁷⁶ Ein Bild im Schloß Capo di Monte bestätigt ihm seine Erklärung des Weinens als eines aus dem Mitleid mit sich selbst entspringenden Phänomens (Vgl. W I, § 67; II, Kap. 47). Er schreibt auf der Reise von Neapel nach Rom im April 1819:

„Nie ist das Weinen richtiger angebracht worden, als wo Homer den Odysseus weinen läßt, beim Phäaken-König Alkinoos, wo er unerkannt seine eigne Leidensgeschichte vom *αἰδοῦς* absingen hört; denn hier tritt im höchsten Grade das Mitleid gegen sich selbst hervor. — Im Schloß Capo di Monte ist ein schönes Bild dieser Scene, von einem jungen Venetianer, Namens Ues.“

In Neapel erhielt er von seiner Schwester die ersten Nachrichten über die Aufnahme seines Werkes. Goethe hatte sich's in zwei Teile zerschnitten, eine Stunde lang darin gelesen und auf einem Zettel die Seiten notiert, an denen er große Freude gehabt: pag. 320, 321, 440, 441 (= W I, S. 261 f. und 360 f. unserer Ausgabe). Wenige Tage später sagte Ottilie der Freundin, der Vater sitze über dem Buche und lese es mit einem Eifer, wie sie es noch nie an ihm gesehen. Er meine, auf ein ganzes Leben habe er nun eine Freude, denn nun lese er es von Anfang zu Ende und denke wohl so viel Zeit dazu zu bedürfen. Schließlich aber hat er das Buch doch nicht zu Ende gelesen, die verheißene weitläufigere Darlegung seiner Herzensmeinung bleibt aus, und so mag eine letzte, geheime Hoffnung Schopenhauers auf Goethe geschwunden sein. Adele hat, in einer Uebersicht über Bücher, die sie in den Jahren 1819/20 gelesen hatte, eine Erklärung dafür gegeben: „Goethe warf meinem Bruder vor, er habe eine eigne Sprache die ein eignes Idiotikon erfordere.“⁷⁷ Vielleicht aber findet Goethes Schweigen — ein Schweigen wie zu Kleists „Penthesilea“ — in den Bakalaureuszügen des Faust noch eine bessere Erklärung: „Die Welt, sie war nicht, eh ich sie erschuf —“.

Auf der Reise von Neapel nach Rom schrieb Schopenhauer die „Unverschämten Verse“ nieder, die Ursprung und Schicksal seines Werkes umgreifen und die später in den 2. Band der „Parerga und Paralipomena“ Aufnahme gefunden haben.

Aus langgehegten tiefgefühlten Schmerzen
Wand sich's empor aus meinem innern Herzen.
Es festzuhalten, hab ich lang gerungen:
Doch weiß ich, daß zuletzt es mir gelungen.
Müßt euch drum immer wie ihr wollt geberden:
Des Werkes Leben könnt ihr nicht gefährden.
Aufhalten könnt ihr's, nimmermehr vernichten:
Ein Denkmal wird die Nachwelt mir errichten.⁷⁸

Im Mai ging er noch einmal für kurze Zeit nach Venedig. Im Juni 1819 finden wir ihn in Mailand.

Im Schatten Hegels

Früher, als seinem Plane entsprach, wurde er in die Heimat zurückgerufen. In Mailand erreichte ihn ein Brief seiner Schwester mit der Nachricht von dem Zusammenbruch des Danziger Handelshauses L. N. Muhl, bei dem Mutter und Schwester fast ihr ganzes Vermögen, er selbst nunmehr 8000 Taler angelegt hatte. Er erklärte sich ohne Zögern bereit, das wenige, was ihm geblieben, mit Mutter und Schwester zu teilen, ein Anerbieten, das nicht angenommen wurde. Zugleich nahm er einen alten (schon i. J. 1814 angesprochenen) Plan von neuem auf, durch Antritt der akademischen Laufbahn sich eine Lebensstellung zu begründen, die ihm zugleich die Aussicht bot, in öffentlicher Lehrthätigkeit zu fruchtbarer Wirksamkeit zu kommen. Anfangs Juli kam er nach Heidelberg und nahm mit seinem Jugendfreunde, Ernst Anton Bernald, eingehend Rücksprache über die dortigen Universitätsverhältnisse, jedoch gelangte er zu keiner endgültigen Entscheidung. Im August kehrt er nach Dresden zurück. Auf der Durchreise durch Weimar, am 19. August, besuchte er noch einmal Goethe. Er traf, wie er später seinem Freunde Bähr erzählt hat, den Dichter im Garten an, im Gespräch mit einem Fremden. Goethe zeigte sich förmlich, fragte kühl, wie er, den er noch in Italien vermutet, so plötzlich aus dem Stegreif hier erscheine, und ersuchte ihn, in einer Stunde wiederzukommen, da er augenblicklich beschäftigt sei. Als Schopenhauer nach einer Stunde wiederkam und seine schmerzliche Bewegung über den kalten Empfang nicht unterdrücken konnte, da mochte es Goethen „wie Schuppen von den Augen fallen. Der große Dichter und Herzenskundiger erkannte und verstand jetzt die tiefe Wahrhaftigkeit und Lauterkeit der Gesinnung des jungen Freundes, den ein mächtiger Drang des Herzens zu ihm zog. Er legte jetzt den Geheimrat ab und umarmte ihn.“⁷⁸

In den „Tag- und Jahreshäften“ aber zog Goethe nun den Schlußstrich unter das Kapitel Schopenhauer: „Ein Besuch Dr. Schopenhauers, eines meist verkannten, aber auch schwer zu kennenden, verdienstvollen jungen Mannes, regte mich auf und gebieth zur wechselseitigen Belehrung.“

Von Dresden aus zog Schopenhauer genauere Nachrichten über die Verhältnisse des Handelshauses L. N. Muhl ein. Er entschloß sich,

trotz der Bitten seiner Schwester, dem vorgeschlagenen Akkord, der eine Abfindungssumme von 30% für die Gläubiger vorsah, keinesfalls beizutreten; er versprach nur, weder dem Beschluß noch der Ausführung irgendwelche Hindernisse in den Weg zu legen. Muhl bot ihm, außer der Akkordsumme, noch einen weiteren Wechsel über 20% der Gesamtschuld, um ihn zum Beitritt zu gewinnen. Er lehnte ab:

„Es thut mir von Herzen leid“ schrieb er (am 28. Februar 1820), „daß ich Ihnen so lästig fallen muß. Auch kann ich mir denken, daß von Ihrem Standpunkte aus mein Verfahren hart und unbillig erscheinen mag. Aber das ist eine bloße Illusion, welche verschwindet, sobald Sie erwägen, daß ich ja nichts will, als mir nur das nicht nehmen lassen, was mit dem größten und unbefrittensten Rechte mein ist und worauf überdies mein ganzes Glück, meine Freiheit, meine gelehrte Ruhe beruhen, ein Gut, das auf dieser Welt meines Gleichen so selten zu Theil wird, daß es fast so gewissenlos als schwach wäre es nicht auf das Äußerste zu verteidigen und mit aller Gewalt festzuhalten. [Der Entwurf enthält hier noch folgenden, im Original weggelassenen Zusatz:] Sie sagen vielleicht, daß wenn alle Ihre Gläubiger so dächten, ich auch schlimm dran wäre. Aber wenn alle Menschen dächten wie ich, so würde überhaupt mehr gedacht, und es gäbe dann wahrscheinlich weder Bankrotte noch Kriege noch Faro-Tische.“⁷⁹

Muhl bot 70%, wiederum vergeblich. Schließlich kam der Akkord ohne Schopenhauers Beteiligung zustande, und Mutter und Schwester hülften zwei Drittel ihres Besitzes ein. Schopenhauer hinderte die Abwicklung des Verfahrens nicht.

Erst am 1. Mai 1821 kündigte er den ersten seiner drei Wechsel auf den 27. August:

„Sollten Sie also doch noch Zahlungsunfähigkeit vorschützen wollen“, schrieb er dazu, „so werde ich Ihnen das Gegenteil beweisen durch die famöse Schlussart, welche der große Kant in die Philosophie einführte, um damit die moralische Freiheit des Menschen zu beweisen, nemlich den Schluß vom Sollen aufs Können. Das heißt: zahlen Sie nicht gutwillig, so wird der Wechsel eingeklagt. Sie sehen, daß man wohl ein Philosoph seyn kann, ohne deshalb ein Narr zu seyn.“—

Wieder versuchte Muhl mit Einwendungen zu kommen. Er bat um Stundung von drei bis sechs Jahren. Bis dahin würden die auf seinem Gute Uhlkau gezüchteten echten Merinoschafe auf 2400 Stück gebracht sein und die Befriedigung der Forderung sicherstellen. Er bot als Sicherheit die hohe Lebensversicherung, die er in Danzig abgeschlossen hatte. Und schließlich bot er seinem Gläubiger an, nach Danzig zu kommen und bei ihm zu wohnen, damit er sich selbst von der Redlichkeit seiner Absichten und seiner augenblicklichen Zahlungsumfä-

higkeit überzeugen könne. Und wieder lehnte Schopenhauer (am 22. Mai 1821) ab:

„[Ich finde,] daß wenn ich mich dazu verstände, ich selbst ein Merino-Schaaf seyn müßte, würdig unter Ihren Heerden zu weiden. Sie sprechen mir von Sicherheit, aber Sie zeigen mir keine: ich kenne keine andere Sicherheit als gute Hypotheken, und hätten Sie die, so könnten Sie leicht Geld darauf erhalten und mich damit loswerden ...

Daß Sie leben und daß Sie mich bezahlen sind zwei ganz verschiedene Dinge. Was hilft mir da die Lebensversicherung? ich werde Sie ja doch nicht todt schlagen um bezahlt zu werden. Und kann ich wissen, mit wie Vielen Sie vielleicht, wie Sie ja mit mir wollten, heimlich zu 70%, in einigen Jahren zahlbar, abgemacht haben? mit denen würde ich dann in Kollision gerathen und es stände wieder schlimm.

Daß Sie sowohl als Herr Abegg [Schwiegersohn Muhl] wieder prosperiren mögen, ist mein aufrichtiger Wunsch und es soll mich stets von ganzem Herzen freuen es zu vernehmen: nur darf Ihr Glück nicht auf den Trümmern des meinigen erbaut seyn. Ihre Kinder werden mir noch hier in brillanten Equipagen vorbeifahren, während ich als ein alter abgenutzter Universitätslehrer auf der Straße leuche: Glück und Segen dazu, sobald Sie mir nichts schuldig geblieben sind. Aber meine Befriedigung ist das letzte Opfer, das Sie zu bringen haben, ehe Sie ihr neues Wohlfeyn begründen: dann mögen Ihnen Himmel und Erde günstig seyn. Ihre gütige Einladung nach Uhlkau muß ich daher mit Dank ablehnen, so lange Sie noch mein Schuldner sind; denn sonst würde ich, je besser der Empfang wäre, den Sie mir machten, desto mehr mir vorkommen wie der Komthur der den Don Juan im letzten Akt besucht.“

Es sind Briefe, die an Wirklichkeitsfönn und grimmiger Ironie in der gesamten Briefliteratur der Philosophen aller Zeiten ihres gleichen suchen. Sie erfüllten ihren Zweck. Der erste Wechsel wurde am 27. August mit Zinsen bezahlt. Ebenso wurden der zweite und dritte Wechsel in billigen zeitlichen Abständen gekündigt und rechtzeitig eingelöst, so daß die Gesamtforderung von 9400 Talern binnen 10 Monaten abgetragen war. Scharfsinn und ruhiges Blut hatten der gerechten Forderung zum Sieg verholfen.

Noch im Dezember 1819 nahm Schopenhauer den Plan einer Habilitation wieder auf. Er setzte sich mit seinen alten Lehrern Blumenbach in Göttingen und Lichtenstein in Berlin in Verbindung. Die Auskünfte waren befriedigend. Er entschied sich für Berlin, vor allem, weil er dort ein reiseres und gebildeteres Publikum zu finden hoffte, wie es seinen Vorträgen angemessen sei. Am 31. Dezember 1819 sandte er sein Habilitationsgesuch zugleich mit dem ausführlichen Curriculum vitae ein, und im Januar erhielt er seine Zulassung zum Colloquium.

Den Winter benutzte er zur Ausarbeitung seiner Vorlesungen. Er verließ Dresden am 13. März 1820. Am 23. März hielt er vor versammelter Fakultät seine Probevorlesung „Ueber die vier verschiedenen Arten der Ursachen“, wobei es gleich zu einem Zusammenstoß mit Hegel kam. Schopenhauer hat seinem jungen Freunde Bähr später davon erzählt. Es heißt in Bährs Bericht:

„Hegel stellte, wahrscheinlich um Schopenhauer in Verlegenheit zu setzen, die Frage: wenn ein Pferd sich auf der Straße hinlege, was da Motiv sei. Schopenhauer antwortete: der Boden, den es unter sich finde, verbunden mit seiner Müdigkeit, einer Gemüthsbeschaffenheit des Pferdes. Stünde das Pferd an einem Abgrunde, so würde es sich nicht hinlegen. Hegel warf ein: Sie rechnen die animalischen Functionen gleichfalls zu den Motiven? also der Schlag des Herzens, der Blutumlauf ufm. erfolgen auf Anlaß von Motiven? „Da zeigte sich Monsieur Nichtwisser!“, schaltete Schopenhauer sich ein [Bähr] ... Schopenhauer mußte ihn belehren, daß man nicht diese Erscheinungen, sondern die bewußten Bewegungen des thierischen Leibes animalische Functionen nenne. Er berief sich dabei auf Hallers Physiologie. Hegel: Ach, das versteht man nicht unter animalischen Functionen. Da steht unter den anwesenden Professoren ein Mediciner von Fach (Dr. Lichtenstein) auf und unterbricht Hegel mit den Worten: Sie verzeihen, Herr College, wenn ich mich hier ins Mittel legen und dem Herrn Dr. Schopenhauer in diesem Falle recht geben muß: unsere Wissenschaft bezeichnet allerdings die in Rede stehenden Functionen als die animalischen. Hiermit wurde die Disputation geschlossen. Wie es bei solchen Gelegenheiten zu gehen pflegt, hatte Schopenhauer seinen auf eine volle Stunde berechneten Vortrag nicht bis zu Ende gehalten.“⁸⁰

Erfüllt von dem Vertrauen, daß das Echte und Wertvolle berufen sei, das Unehnte und Minderwertige aus dem Felde zu schlagen, war Schopenhauer zu keinem Zugeständnis, zu keiner Rücksichtnahme geneigt. Schon die lateinische Einführungsrede, die den Wert und die Bedeutung der Philosophie zum Gegenstand hatte, gab den Anlaß zu einem heftigen Angriff auf Hegel und die Philosophie der Zeit. Das von Kant entzündete heilige Feuer, so sagte er, sei von denen wieder erstickt worden, die berufen gewesen wären, es zu nähren. Sophisten seien aufgetreten, die invita Minerva⁸¹, mit großem Geräusch und in barbarisch dunkler Rede zuerst die Aufmerksamkeit ihrer Zeit ermüdet, dann von dem Studium der Philosophie abgeschreckt und diese in Mißkredit gebracht hätten. Es sei indessen nicht zu befürchten, daß nicht wiederum ein Rächer erstehende, der, mit besserer Kraft ausgerüstet, die Philosophie in alle ihre Ehren restituire.⁸²

Die Vorlesungen Schopenhauers gingen in dieser Richtung weiter. Sie enthielten zwar keine unmittelbaren Angriffe, aber sie ließen das Anpassungsvermögen vermissen, das für die Karriere eines jungen Do-

zenten erforderlich erscheinen mochte. Schopenhauer dachte nicht daran, die herkömmlichen Fächer der Philosophie zu behandeln; er trug sein eigenes System vor, den Inhalt der vier Bücher der „Welt als Wille und Vorstellung“, allerdings in einer Form, die den Erfordernissen des mündlichen Vortrags und den Bedürfnissen seiner Hörer in jeder Hinsicht Rechnung trug.

Dem Vortrag der „Grundzüge der gesamten Philosophie“ stellte Schopenhauer eine allgemeine Einleitung über das Studium der Philosophie voran; sodann setzte er in einem besonderen „Exordium über meinen Vortrag und dessen Methode“ die Gründe auseinander, die ihn bestimmten, das Ganze der Philosophie, also Dianologie (Erkenntnislehre), Metaphysik der Natur, des Schönen und der Sitten, die sonst getrennt vorgetragen wurden, in einen Vortrag zusammenzufassen und in einem Semester zu behandeln.

„Der Grund, warum ich in Eines verknüpfe, was man sonst trennt, und mir dadurch die zu einer Zeit zu leistende Arbeit sehr häuße, liegt nicht in meiner Willkür, sondern in der Natur der Philosophie. In Gemäßheit nämlich der Resultate zu denen mich mein Studium und meine Forschungen geführt haben, hat die Philosophie eine Einheit und innern Zusammenhang wie durchaus keine andere Wissenschaft, alle ihre Theile gehören so zu einander wie die eines organischen Leibes und sind daher, eben wie diese, nicht von dem Ganzen zu trennen, ohne ihre Bedeutung und ihre Verständlichkeit einzubüßen und als *lacera membra*, die außer dem Zusammenhang einen widerwärtigen Eindruck machen, daliegen. Denken Sie sich ein erkennendes Wesen, das nie einen menschlichen Leib gesehen hätte, und dem nun die Glieder eines solchen Leibes einzeln und nach einander vorgelegt werden; könnte ein solches wohl eine richtige Vorstellung erhalten vom ganzen menschlichen Leibe, ja nur von irgend einem einzigen Gliede desselben? wie sollte es die Bedeutung und den Zweck der Hand verstehen, ohne sie am Arm, oder des Armes, ohne ihn an der Schulter gesehen zu haben? u.s.w. — Gerade nun so ist es mit der Philosophie. — Sie ist eine Erkenntnis vom eigentlichen Wesen dieser Welt, in der wir sind und die in uns ist; eine Erkenntnis davon im Ganzen und Allgemeinen, deren Licht, wann sie gefaßt ist, nachher auch alles Einzelne, das Jedem im Leben vorkommen mag, beleuchtet und ihm dessen innere Bedeutung aufschließt. Diese Erkenntnis läßt sich daher nicht zerstückeln und theilweise geben und empfangen.“⁸³

Nachdem er dieses näher auseinandergesetzt und gezeigt hat, wie in der Philosophie die verschiedenen Disziplinen aufeinander hinweisen und sich gegenseitig beleuchten, ermahnt er die Zuhörer, sich nun auch ihrerseits zu bemühen, das Vorgetragene im Zusammenhange aufzufassen und nicht etwa bloße Bruchstücke herauszunehmen und für sich zu betrachten. Er erinnert an das Gleichniß vom Leibe und dessen ein-

zeln Gliedern und warnt vor einem voreiligen Urteil über das Vortragene:

„Bei jeder Wissenschaft erhält man den vollständigen Begriff von derselben erst nachdem man den ganzen Kursus durchgemacht hat und nun auf den Anfang zurückgeht. Aber bei Dem, was ich Ihnen vortragen werde ist dies noch viel mehr der Fall als irgendwo. Glauben Sie mir ganz gewiß, daß Sie erst bei dem Schluß meines gesamten Vortrages den Anfang desselben vollständig verstehen können: und wenn Sie daher etwa hin und wieder Einiges nur mit Widerstreben auffassen sollten; so denken Sie, daß erst das Nachfolgende die Ergänzung und Erläuterung dazu liefert.“

Was die Ordnung seines Vortrages betrifft, erklärt er es für notwendig, von der Untersuchung des Erkenntnisvermögens auszugehen. Dies sei freilich der trockenste Teil des ganzen Kursus, während Aesthetik und Ethik, die er zuletzt vornehme, das meiste Interesse erregen und Unterhaltung gewähren:

„Wäre es mir bloß darum zu thun durch etwas Anziehendes Ihre Aufmerksamkeit zu fesseln und vor's Erste zu gewinnen, so müßte ich einen gerade umgekehrten Gang nehmen. Da ich mich aber lieber bestrebe gründlich als anziehend zu seyn, so wünsche ich daß Sie durch den Ernst und das Trockene des ersten Theils unserer Unterhaltung nicht mögen die Ausdauer verlieren oder sich abschrecken lassen, auszuharren, bis auch unmittelbar interessantere Dinge kommen.“

Daß er indessen auch diesen ersten „trockensten“ Teil seiner Vorlesungen (die *Dianoilogie*) anziehend hätte machen können, beweist gleich ein *Exordium*, das einer späteren Bearbeitung (1828) der Vorlesungsmanuskripte seine Entstehung verdankt. Es lautet:

„Wenn man in einem Hause zu thun hat, pflegt man, ehe man hineingeht, doch einen Blick auf die Außenseite zu werfen. Wir haben es mit dem Intellekt von innen zu thun, d. h. vom Bewußtseyn ausgehend. Vorher wollen wir ihn kurz von Außen ansehen: da ist er ein Gegenstand der Natur, Eigenschaft eines Naturprodukts, des Thieres und vorzüglich des Menschen. So ganz empirisch, ohne vorgefaßte Meinung ihn betrachtend, müssen wir ihn eine Funktion des menschlichen Lebens nennen, und zwar, wie alle andern Funktionen, an einen besonderen Theil gebunden: an das Gehirn. Wie der Magen verdaut, die Leber Galle, die Nieren Urin, die Hoden Samen absondern, so stellt das Gehirn vor, sonderb Vorstellungen ab: — und zwar ist dieses (nach *Flourens'* Entdeckungen) 1822, *Mémoires de l'Ac. des sciences*, 1821—1822, V. 5—7) ausschließlich Funktion des großen Gehirns, während das kleine die Bewegungen lenkt. Also der ganze Intellekt, alles Vorstellen, Denken ist eine physiologische Funktion des großen Gehirns ... Aber diese Funktion hat etwas Eigenes, was sie gar höher stellt, als die Galle, welche die Leber, und den Speichel, welchen die Speicheldrüsen absondern, nämlich dieses: die ganze Welt beruht auf ihr, liegt in ihr, ist durch sie bedingt. Denn diese existirt nur als unsere (und aller Thiere) Vorstellung, und ist folglich von

dieser abhängig und ohne sie nicht mehr. — Vielleicht scheint Ihnen das paradox, und es ist wohl noch Einer und der Andere von Ihnen, der ganz ehrlich meint: wenn auch der Drei aus allen Hirnkasten geschlagen würde; so blieben darum Himmel und Erde, Sonne, Mond und Sterne, Pflanzen und Elemente doch stehn. — Wirklich? — Befehn Sie doch die Sache etwas in der Nähe. Stellen Sie sich eine solche Welt ohne erkennende Wesen einmal anschaulich vor: — da steht die Sonne, die Erde rotirt um sie herum, Tag und Nacht, Jahreszeiten wechseln, das Meer schlägt Wellen, die Pflanzen vegetiren: — aber Alles, was Sie jetzt sich vorstellen, ist bloß ein Auge, das das Alles sieht, ein Intellekt, der es percipirt, also eben das *ex hypothesi* aufgehobne ... Die Konsequenzen, welche daraus für die Metaphysik fließen, gehn uns hier nichts an. Wir betrachten es hier bloß, um auf die große Wichtigkeit, die hohe Dignität des Intellekts aufmerksam zu werden, der der Gegenstand unserer fernern Betrachtungen ist, und zwar jetzt von Innen ausgehend, vom Bewußtseyn desselben: wir stellen Selbstbetrachtungen des Intellekts an.“

Vierundzwanzig Semester hat Schopenhauer der Universität Berlin angehört, aber nur während des ersten Semesters hat er tatsächlich gelesen. In dieser ersten und zugleich letzten Vorlesung, im Sommersemester 1820, behandelte er „die gesammte Philosophie d. i. die Lehre vom Wesen der Welt und von dem menschlichen Geiste“. Nur wenige Zuhörer hatten sich eingefunden. Trotzdem brach er die Vorlesung nicht, wie behauptet worden ist, vor der Zeit ab. Er konnte noch im August „das Ende nicht finden“, bis es denn schließlich doch heißen mußte: *Ecclesia missa est*.

In den folgenden vier Semestern (bis Sommer 1822) kündigte er teils dieselbe Vorlesung, teils (im Winter 1821/22) eine solche über *Dianoilogie* und *Logik* an, aber keine davon ist mehr zustande gekommen. Er wählte für seine Vorlesungen genau die Stunden, in denen Segel vor einem großen, mit jedem Semester an Zahl und Eifer wachsenden Hörerkreise laß. Immer deutlicher mußte der Mißerfolg des jungen Dozenten zutage treten. Er stand nicht gegen die Macht einer herrschenden, sondern gegen den Ansturm einer siegreichen, noch in ununterbrochenem Vordringen begriffenen Philosophie. Als einziger wagte er, jetzt wie in Zukunft, die zeitlos gültige Ordnung seiner Lehre gegen die geschichtliche Ordnung aufzurichten, und in dieser Tatsache lag ebenso beschlossen, daß er für lange Zeit den geschichtlichen Mächten immer wieder unterlag, wie daß er in letzter Instanz den Sieg behielt.

Unbeirrt verfolgte er den Ausbau seines Systems. Im Januar 1821 legte er sein Manuskriptbuch „*Foliant*“ an, das mit der Abhandlung „*Ueber das Interessante*.“ beginnt. Eine Untersuchung zur

Logik beschäftigte ihn, ja es scheint, daß auch der Plan der „Christlichen Dialektik“, der erst später ausgeführt werden sollte, auf die ersten Berliner Jahre zurückgeht.

Noch verfolgte er in dieser Zeit mit Aufmerksamkeit die Möglichkeiten einer Berufung nach auswärts. Daß er im Herbst 1821 gute Aussichten hatte, eine Berufung nach Gießen zu erhalten, davon hat er allerdings niemals etwas erfahren. (In einem Gutachten wird ihm „Genialität und sehr guter Vortrag“ nachgerühmt.) Aber noch vor und während seiner zweiten italienischen Reise hat er alle akademischen Entwicklungen sorgfältig beobachtet. Am 20. April 1822 bittet er Osann, ihm gelegentlich mitzuteilen, „welche Schaafsköpfe zu Professoren der Philosophie ernannt sind“, ⁸⁴ und wieder schreibt er am 29. Oktober: „Drei philosophische Lehrstühle, in Heidelberg, in Breslau, in Berlin, waren zu besetzen: mit welchen Subjekten hat man sie ausgefüllt? —“ Es sind Fragen, die freilich schon halb und halb einen Verzicht auf die akademische Position einleiten.

Zu dem Mißerfolg der Lehrtätigkeit gesellte sich der Mißerfolg seines Buches. Wohl hatte er sich von Anfang an auf längere Fristen eingerichtet. „Ich habe“, schrieb er im Dezember 1819 an Blumenbach, „von Ihrem trefflichen Lichtenberg gelernt, daß wenn man ein Buch in die Welt schickt, man nicht etwa meinen muß, nun würde sogleich jeder seine Pfeife weglegen, oder auch sie anzünden, um es zu lesen. Ein Buch muß daher, wie Göttinger Zwieback, so eingerichtet sein, daß es sich eine gute Weile halten kann ...“ Und am 20. April 1822 an Osann: „Wie wenig Notiz man von meinem Buche nimmt, weiß ich sehr wohl: aber auch eben so wohl, daß das nicht immer so bleiben wird. Das Metal woraus ich u. mein Buch sind, ist gar nicht häufig auf diesem Planeten, wird zuletzt erprobt u. ausbewahrt: ich sehe das zu deutlich u. zu lange, als daß ich da eine Täuschung annehmen könnte: noch 10 Jahre Nichtbeachtung würden mich gar nicht irre machen.“ — Die Tatsachen entsprachen dieser Beschreibung allerdings. Im Februar 1820 hatte Brockhaus noch nicht 100 Exemplare verkauft. Die Rezensionen kamen spärlich und sprachen sich wenig günstig aus. Die „Jahrbücher der Litteratur“ (April—Juni 1819) begnügten sich mit einer längeren Inhaltsangabe, der „Hermes“, in dem Herbart das Wort ergriff (Leipzig 1820, S. 131—149), verwarf das Werk in Bausch und Bogen. Ein Zittauer Gymnasiallehrer, J. G. Rätze, verfaßte eine erbauliche Gegenschrift: „Was der Wille des

Menschen in moralischen und göttlichen Dingen aus eigener Kraft vermag und was er nicht vermag“ (Leipzig 1820). Ein anderer Rezensent, der zweiundzwanzigjährige Friedrich Eduard Beneke, der sich eben erst in Berlin neben Schopenhauer habilitiert hatte, scheute sich nicht einmal, ganze Sätze des Buches zu verstümmeln und eigene Kombinationen durch Anführungszeichen als Schopenhauers Text auszugeben (Jenaische Allgemeine Litteraturzeitung, No. 226—229, Dezember 1820). Der „noble Rezensentenjunge“ wurde von Schopenhauer mit einer „Nothwendigen Rüge erlogener Zitate“ öffentlich abgestraft. ⁸⁵

Manches andere kam hinzu, um Schopenhauer den Aufenthalt in Berlin zu verleiden. Die Lage, das Klima, die Umgebung, die Menschen, die sozialen Verhältnisse, die Lebensweise, die ganze Physiognomie der Stadt waren ihm zuwider. Es ist „physisch und moralisch ein vermaledeites Nest“, ⁸⁶ schrieb er nach Jahren an Frauenstädt (9. April 1854). Auch die persönlichen Verhältnisse entwickelten sich wenig günstig. Es wird berichtet, daß ihm bald nach seiner Habilitation die Versuchung zur Ehe nahegetreten sei. Er habe sich zu bereden gesucht, daß die eigentliche Zeit der genialen Konzeption für ihn vorbei sei, daß sein Leben von nun an zum Lehrberuf am tauglichsten sei und daß er deshalb einen Halt in der Gesellschaft haben müsse, den er als Junggeselle nicht gewinnen könne. Man wird kaum fehlgehen, wenn man diese Pläne auf die damals neunzehnjährige Caroline Richter, genannt Medon (1802—1882), bezieht, die im Testament des Philosophen mit einem größeren Legat bedacht ist ⁸⁷. Wir wissen heute, daß die Medon seit 1819 als Choristin an der Berliner Oper tätig war, und möchten annehmen, daß sich Schopenhauer schon bald nach seiner Ankunft in Berlin ihr genähert hat. Ein Bild aus späterer Zeit zeigt die voll erblühte Frau: große, sprechende Augen, dunkles Haar, einen sinnlichen Mund, Gesichtszüge, in denen man gern die „liebreiche Sinnesart“ wiederfindet, deren Schopenhauer noch in den letzten Jahren seines Lebens gedacht hat. Die Zeit vor der zweiten italienischen Reise soll innere Kämpfe mit sich gebracht haben. Man könnte eine Beziehung zu den Akten herstellen: Zehn Monate nach Schopenhauers Abreise, am 27. März 1823, gebar Caroline Medon einen Sohn, eben jenen Gustav Medon, den Schopenhauer in seinem Testament ausdrücklich von dem „rein persönlichen“ Legat für Caroline ausschloß. Es bliebe, vom persönlichen Erlebnis dieser Zeit, noch die

Folgerung auf den Gedanken der Tetragamie zu ziehen, den Schopenhauer im Jahre 1823 in seiner „Brieftasche“ (S. 70—77⁸⁸) entwickelt hat.

Noch ein weiteres persönliches Erlebnis muß hier angefügt werden: Ein geringfügiger Vorfall gab zu einem ärgerlichen und nachteiligen Rechtshandel Anlaß, der sich Jahre hindurch hinziehen sollte. Schopenhauer hatte bald nach seiner Uebersiedelung nach Berlin eine Wohnung in der Niederlagstraße Nr. 4 bezogen. Vor seinen beiden Zimmern lag ein Vorzimmer, dessen Nichtbenutzung durch andere er sich ausdrücklich ausbedungen hatte. In diesem Vorzimmer hatte sich am 12. August 1821 die 47jährige Näherin Caroline Louise Marquet mit zwei Freundinnen niedergelassen. Schopenhauer, der gerade nach Hause kam, forderte die Eindringlinge auf, den Platz zu räumen. Die beiden jüngeren Frauen gingen, die Näherin weigerte sich, indem sie erklärte, daß sie „eine honette Person“ sei. Als Schopenhauer kurz darauf sein Zimmer wieder verließ und die Näherin sich einer abermaligen Aufforderung widersetzte, warf er sie kurzerhand selbst hinaus. Am folgenden Tage reichte sie eine Klage beim Berliner Hausvogteigerichte ein, wurde aber (am 1. März 1822) kostenpflichtig abgewiesen. Sie beruhigte sich dabei nicht, appellierte an das Kammergericht und erreichte hier zunächst die Beurteilung Schopenhauers zu einer geringen Geldstrafe.

Über schon vor diesem Urteil, am 26. Mai 1822, hatte Schopenhauer seine zweite Reise nach Italien angetreten. Sein Testament hatte er beim Hausvogteigericht hinterlegt.

Herzlich gern ließ er das „dürre Berlin“ und bald auch sein „ganzes tintenfleckendes, wortkramendes Vaterland“ hinter sich. Seine „Brieftasche“⁸⁹, die zugleich als Notizbuch, Ausgabeheft und drittes Manuskriptbuch diente, und einige Briefe an Osann (vom 29. Oktober 1822 und 21. Mai 1824) geben uns ein eindringliches Bild der Reise. Sie geht über Leipzig und Nürnberg nach Stuttgart, wo er Boisserees Gemäldesammlungen gründlich studiert, und weiter über Tübingen nach Schaffhausen, wo er von der tiefen Melancholie des Landschaftsbildes derart ergriffen wird, daß er das Glück der völligen Resignation, der Verneinung des Willens zum Leben, an sich selbst erfährt. Ueber Zürich, Luzern, Bern, Chamounix, gelangt er am 17. August nach Mailand. Hier ruht er von der „langen und schönen Schweizer Reise“ aus, begrüßt mit Jubel jede italienische Eigentüm-

lichkeit und findet, daß der zweite Eintritt in Italien noch erfreulicher sei als der erste. „Das uns ganz Fremde u. Ungewohnte beängstigt beim zweiten Male nicht, wie beim ersten: selbst das Lästige, Widrige, Unbequeme wird als ein alter Bekannter begrüßt, das Gute weiß man zu finden u. versteht es zu genießen. Ich fand, daß Alles was unmittelbar aus den Händen der Natur kommt, Himmel, Erde, Pflanzen, Bäume, Thiere, Menschengesichter, hier so ist, wie es eigentlich seyn soll: bei uns nur so, wie es zur Noth seyn kann.“ Am 5. September reist er ab nach Florenz, am 11. September trifft er ein und bleibt nun bis Anfang Mai 1823. „Das heiterste Logi von der Welt u. sehr bequem: viel Bekanntschaft besonders mit Fremden die auch eben dort ihr Leben genießen meistens Engländer, dabei doch noch einiger Mufendienst, machten mein Leben so genußreich als möglich. Ich war so gesellig wie lange nicht; kam sogar in die große u. mitunter in die vornehme Welt, und merkte allmählig einen solchen Zuwachs von Erfahrung u. Menschenkenntniß, daß ich jene Zeit für sehr nützlich zugebracht halte. Sehn u. Erfahren ist so nöthig als Lesen u. Lernen.“ (An Osann, 21. Mai 1824.) Er konnte die Florentiner Kunstwerke mit Muße studieren, und das italienische Volk gab ihm viel Stoff zu Bemerkungen. Er belächelte sich selbst, wenn er mit einem weißen Dominikaner im Boboli promenierte und den Verfall der Klöster beseufzen half, oder wenn er im kerzenhellen Urvätersaal einer Villa einer englischen Dame die Cour machte. Dabei wurde ihm aus eigenster Erfahrung so recht deutlich, wie jämmerlich das Leben der Vornehmen in der Nähe ist, und wie die Langeweile sie martert, trotz aller Gegenanstalten.

Anfang Mai verließ er Florenz und begab sich über Trient nach München. Sechs Wochen darauf, als er weiter wollte, begann eine „Verkettung von Krankheiten“, die ihn den Winter über festhielt: „Hämorrhoiden mit Fistel, Gicht, Nervenübel succedirten sich: ich habe den ganzen Winter in der Stube zugebracht u. sehr gelitten. Seit einem Monat bin ich hergestellt, aber noch so nervenschwach, daß ich ... mich matt dahinschlepe und bei Tage einschlafe: dabei ist das rechte Ohr ganz taub. Allen diesen Uebeln soll das berühmte Bad Gastein in Süd-Österreich abhelfen, dahin ich in ein Paar Tagen abgehe ... Nach der Badekur muß ich hieher zurück, werde mich aber in diesem Höllekklima dann nicht wieder aufhalten, sondern an den Rhein gehn, dort den Sommer und die Wiederkehr meiner Kräfte zu genie-

fen.“ (An Damm, 21. Mai 1824.) Der Plan wird durchgeführt: Er geht nach einer viernöchigen Kur von Gastein über München nach Mannheim, wo er bis zum 29. August verweilt und sich endlich vollkommen wieder hergestellt fühlt ...

Am 13. September 1824 treffen wir ihn in Dresden. Er bleibt acht Monate. Man findet ihn allgemein „wunderbar verändert“.⁹⁰ Von jetzt an, gesteht er, habe er allmählich ein „Einsamkeit blickendes Auge“ bekommen, sei systematisch ungesellig geworden und habe sich vorgenommen, den Rest des flüchtigen Lebens ganz sich selbst zu widmen ... und so wenig wie möglich davon mit jenen Geschöpfen zu verlieren, denen der Umstand, daß sie auf zwei Beinen gehen, das Recht giebt, uns für ihresgleichen zu halten, oder wenn sie es auch, wie meistens, merken, daß wir es nicht seien, dies klüglich zu ignorieren und uns als ihresgleichen zu behandeln: während wir, zu der Betrübniß, daß sie es nicht seien, noch den Schmerz des Unrechtleidens empfinden müßten. Seinen literarischen Bemühungen sind bescheidene Ziele gesteckt. Er denkt an Uebersetzungen aus dem Englischen und Italienischen. Er schlägt Brockhaus eine Uebersetzung des „Tristram Shandy“ vor; er trägt sich mit dem Plan, Humes Natural history of Religion und Dialogues concerning natural Religion zu verdeutschen, und er will Giordano Brunos Schrift Della causa, principio ed. uno mit einer lateinischen Uebersetzung neu herausgeben. Von alledem ist nicht mehr als die Vorrede zu der Hume-Uebersetzung zustande gekommen, — ein berebtes Dokument der einsambitteren Stimmung dieser Zeit:

Préface zu einer projektirten Uebersetzung Hume's

Kaum wage ich es, dem erleuchteten philosophischen Publikum unsrer Tage diese neue Verdeutschung populär-philosophischer Schriften Hume's vorzulegen, da selbiges auf einem Gipfel steht, von welchem es nicht nur auf die weiland berühmten französischen Philosophen, wie Helvetius, d'Alembert, Diderot, Voltaire, Rousseau mit merklicher Geringschätzung herabsieht als auf beschränkte und verstockte raisonneurs, sondern auch die Engländer des vorigen Jahrhunderts nicht viel höher anschlägt.

Auch ist nicht zu zweifeln daß Hume selbst sich wohl der Mühe überhoben hätte, gegen die natürliche Religion und ihre Hauptwahrheiten Zweifel und Argumente in langen Abhandlungen und Dialogen auseinanderzusetzen, und dann wieder die Verteidigung jener zu führen und Gründe und Gegengründe mühsalig abzuwägen und dadurch dem Glauben an jene Wahrheiten eine feste Grundlage vorzubereiten, — wenn schon zu

seiner Zeit die glänzende philosophische Entdeckung unsrer Tage gemacht worden wäre, ich meine die große Entdeckung, daß Vernunft von Vernehmen kommt (er hätte freilich dazu deutsch lernen müssen) und daher das Vermögen ist zu vernehmen und zwar Offenbarungen zu vernehmen, Offenbarungen des Ueberfinnlichen, Göttlichen u. s. f., die alle reflektirende und raisonnirende Untersuchung über solche Gegenstände unnütz machen. Diefershalb bekenne ich, daß ich den philosophischen Zeitgenossen gegenwärtige Uebersetzung keineswegs vorlege als ein Buch zur Belehrung, sondern bloß als ein Mittel mehr, ihre eigene Größe und die Höhe ihres Standpunktes zu ermessen, damit sie sich ergötzen mögen

„zu sehen, wie vor uns ein weiser Mann gedacht
Und wie wir's dann zuletzt so herrlich weit gebracht.“

Dasselbe gilt auch in Hinsicht des Vortrags. Hume würde den seinigen, wenn er die heutige philosophische Periode zu erleben das Glück gehabt hätte, ohne Zweifel verbessert haben, er würde jene Klarheit, Faßlichkeit, Bestimmtheit und anziehende Lebendigkeit, die ihm eigen sind, abgeworfen, und dagegen sich bestrebt haben, ein geheimnißvolles Dunkel über seine Schriften zu verbreiten, durch schwerfällige und endlose Perioden, gesuchte seltsame Ausdrücke und selbstgemachte Worte, den Leser gleich anfangs zu verutzen und im weitem Fortgang ihn zu zwingen sich zu wundern, wie er so viel hat lesen können, ohne auch nur eines Gedankens habhaft zu werden, wodurch dem Leser der Glauben entsteht daß je weniger er bei dem Text denken kann, desto mehr der Autor gedacht habe. Also auch in dieser Hinsicht wird der philosophische Leser unsrer Zeit mit wohlbehaglichem Stolz auf diese Koryphäen einer vergangenen zurückblicken den Genuß haben ...

Was nun endlich meinen Veruf zu dieser kleinen Arbeit betrifft, so liegt er bloß darin, daß mir seit meinem Aufenthalt in England im Knabenalter die Englische Sprache sehr geläufig ist, und ich eben gar viele Mühe übrig habe, indem ich der Bearbeitung meiner eignen Gedanken für die Mittheilung mich überhoben achte, da nun die Erfahrung bestätigt hat, was ich früher voraussaß und voraus sagte, daß solche unter Zeitgenossen keine Leser finden.⁹¹

Immerhin hatte er in dieser Zeit die Freude, Jean Pauls anerkennende Besprechung seines Hauptwerks in der „Kleinen Nachschule“ (1824) zu lesen. Jean Paul starb schon im folgenden Jahre, so daß Schopenhauer seine persönliche Bekanntschaft nicht mehr machen konnte. Und von dem umfangreichen, sachlichen Referat, das Lorenzo Hammarösköld im 2. Band seiner Philosophiegeschichte über die Philosophie Schopenhauers brachte, mag er kaum etwas erfahren haben. Dagegen lernte er jetzt den früher hochgeschätzten Ludwig Tieck kennen, der sich 1819 in der sächsischen Hauptstadt niedergelassen hatte. Die Verschiedenheit der Anschauungen trat freilich bald genug zutage und ließ einen vertraulichen Verkehr nicht aufkommen. Nach Holteis Bericht soll das Gespräch einmal, über unterschiedliche philosophische

Systeme hinweg, auf religiöse Streitigkeiten geführt haben; als Tieck dabei von Gott gesprochen, sei Schopenhauer aufgesprungen und habe gerufen: „Was? Sie brauchen einen Gott?“ — ein Ausruf, den Tieck bis ans Ende seiner Tage nicht habe vergessen können.⁹²

Schopenhauers Absicht, Dresden zu dauerndem Aufenthalt zu wählen, wurde durch die Entwicklung des Prozesses Marquet vereitelt, die ihn im Mai 1825 nach Berlin zurückrief. Die Klägerin war, durch ihren ersten Erfolg ermutigt, weitergegangen: Sie hatte gewisse, erst lange nach dem Vorfall vom 12. August 1821 eingetretene Körperschäden geltend gemacht und mit Hilfe eines geschickten Anwalts ein günstiges Urteil des Instruktionssenats des Kammergerichts (4. Oktober 1824) erwirkt. In diesem Urteil wurde die Entscheidung von der Leistung eines der Klägerin auferlegten Erfüllungseides abhängig gemacht und für diesen Fall Schopenhauer zur Tragung der Kosten und zur lebenslänglichen Alimentation der Klägerin im Betrage von 5 Talern monatlich verurteilt. Nach einem langwierigen Hin und Her von Berufung, Eingabe, Erkenntnis des Appellations-Senats, Revision und Erkenntnis des Obertribunals schwor die „höchst verschmitzte und böshafte Person“⁹³ im März 1826 den ihr auferlegten Eid, worauf der Oberappellations-Senat das Erkenntnis des Kammergerichts bestätigte. Die Marquet erfreute sich einer guten Gesundheit. Sie hat die erschworenen 15 Taler vierteljährlicher Alimente 20 Jahre lang bezogen, bis Schopenhauer endlich, im Jahre 1842, auf ihren Totenschein das aus Sulzer bekannte Anagramm des Lobianus schreiben konnte: „Obit anus, abit onus.“

Auch in anderer Hinsicht ließ sich der neue Berliner Aufenthalt nicht günstig an. Noch einmal wurde in diesen Jahren ernsthaft der Gedanke einer Eheschließung erwogen; die äußeren Verhältnisse mögen diesmal den Verzicht erleichtert haben. Die Akten Medon deuten in den Jahren 1825 und 1826 auf Symptome eines Lungenleidens hin, und man wird kaum fehlgreifen, wenn man die psychologische Parallele zu Leid und Verzicht des Erlebnisses in Italien ziehen will. Ende August 1826 stellt das Gutachten eines Theaterarztes eine neue Schwangerschaft im fünften Monat fest. Eingehende Ermittlungen haben ergeben, daß diese Schwangerschaft zu keiner Lebendgeburt geführt hat. Wieder ist man versucht, an einen Parallelfall zu denken, an das frühverstorbene Dresdner Kind. Am 22. September 1826 erhielt Caroline Medon ihre Entlassung aus dem königlichen Chor. Ein paar

Jahre später finden wir sie als Schauspielerin im Königsstädtischen Theater, immer noch als Freundin Schopenhauers.

Auch wirtschaftliche Erwägungen mögen für den Verzicht auf Gründung eines Hausstandes gesprochen haben. Es war die Zeit, in der Schopenhauer die Bekanntschaft des Barons Heinrich von Lomtzow machte. Lomtzow war nach seinem eigenen Urteil „der treueste, aufrichtigste, beste Freund“, den er je gehabt hat, ein Mann freilich, dessen Grundfehler „überschwängliche Faulheit“ war, der bald Schulden hatte und es trotz aller Vermahnungen leichtsinnig und liederlich trieb⁹⁴. Er war es, der Schopenhauer im Jahr 1826 den Rat gab, einen beträchtlichen Teil seines Vermögens in mexikanischen Obligationen anzulegen. Die Entwertung dieser Papiere ließ nicht lange auf sich warten und nahm ihm ein Drittel seiner Einkünfte.

Drei Semester lang hatte Schopenhauer keine neue Vorlesung angekündigt. Diese Berliner Jahre unmittelbar nach der Ueberfiedelung von Dresden bezeichnen die innerlich unausgeglichenste und zugleich die unfruchtbarste Zeit seines Lebens. Als er in dem schlimmen Jahre 1826 einen Rückblick auf die schöpferische Zeit der Entstehung seines Hauptwerks warf und seine (oben wiedergegebenen) Bemerkungen über die günstigen Stunden niederschrieb, in denen jeder Gegenstand Offenbarungen zu ihm redete, da fügte er wehmütig hinzu: „Setzt, da ich alt bin, che vâ mancando l'entusiasmo celeste (heut bin ich 38 Jahr), kann es geschehen, daß ich vor Raphaels Madonna stehe, und sie sagt mir nichts.“⁹⁵

Seine Manuskriptbücher zeugen jetzt für ein vorwiegend rezeptives Verhalten. Wesentlich und für die Zukunft folgenreich wurde seine Begegnung mit dem französischen Sensualismus. Schon in Dresden hatte er sich lange Auszüge aus dem Werke des Cabanis über die *Rapports du physique et du moral de l'homme* gemacht, das damals (1824) gerade in zweiter Auflage erschienen war. Er machte die Bemerkung (und dachte dabei wohl an sich selber), daß diese zweite Auflage erst 19 Jahre nach der ersten herausgekommen war, — da durfte wohl auch „Die Welt als Wille und Vorstellung“ noch ein Weilchen auf ihre Leser warten. In Berlin beschäftigte ihn, wohl schon seit 1822, vor allem Flourens' Entdeckung der Funktionen des großen und des kleinen Gehirns (vgl. S. 88) und regte ihn zu erneutem und tieferem Studium der Physiologie an. Mit den Namen Cabanis und Flourens ist der Beginn einer fortdauernden Begegnung

und Auseinandersetzung bezeichnet, die nach Jahren in der Uebereinstimmung mit Bichat gipfeln sollte. In den Umkreis dieser Studien gehört auch die Beschäftigung mit den Phänomenen des animalischen Magnetismus. Professor Carl Christian Wolfart führte ihn in die Schläffäle der Somnambulen, und er hatte mit einer von ihnen, einer Vierzigjährigen, lange Gespräche.

Vom Winter 1826/27 an bis zum Winter 1831/32 erschien der Name Schopenhauers elf Semester hindurch im Lektionskatalog mit einer Vorlesung über „Die Grundlegung der Philosophie oder die Theorie der gesammten Erkenntniß“, das erste Mal mit dem Zusatz „begreifend Dianoiologie und Logik“, dann viermal mit dem Zusatz „mit Inbegriff der Logik“, in der Regel dreimal wöchentlich, stets von 12—1 Uhr, stets in derselben Stunde, in welcher Hegel sein Hauptkolleg las. Die Folge war, daß Schopenhauer in diesen elf Semestern kein einziges Kolleg mehr zustande gebracht hat. Auf zwei im Nachlaß vorgefundenen Anmeldebogen finden sich das eine Mal (Winter 1826/27) drei Studenten der Medizin verzeichnet, das andere Mal (Winter 1828/29) keine Studenten, sondern Leute, auf deren regelmäßigen Besuch wohl kaum zu rechnen war: Hofrat Dorow, Wechselmakler Ehrhard, Zahnarzt Heß, Stallmeister Schur und Hauptmann von Versen (vgl. S. 89).

Zweimal dachte Schopenhauer in dieser Zeit daran, an eine andere Universität überzusiedeln. Am 4. September 1827 wandte er sich an Thiersch mit einer Anfrage wegen Würzburg, im März 1828 an Friedrich Creuzer wegen Heidelberg. Der Würzburger Plan gedieh immerhin bis zur Einreichung eines „förmlichen Gesuchs“, — da machte die ungünstige Auskunft des bayerischen Gesandten in Berlin über Schopenhauer, der „keinen Ruf irgendeiner Art weder als Schrift-Steller noch als Lehrer“ habe (3. April 1828), jede Aussicht zunichte.⁹⁶ Die Mitteilungen Creuzers aber waren überhaupt nicht von der Art, daß Schopenhauer den Plan einer Umhabilitierung weiter verfolgt hätte.

In dem gleichen Jahre 1828 aber begann er ein neues Manuskriptbuch, das fünfte, betitelt *Adversaria*, mit dem stolzen Motto: *Vitam impendere vero*. Nachdrücklicher wendet er sich dann in dieser Zeit wieder seinem Werke zu. Bereits im Januar 1828 hatte er die Dedikation „Den Manen meines Vaters“ für eine geplante zweite Auflage niedergeschrieben, und am 24. November desselben Jahres

erkundigte er sich — zum ersten Male seit zehn Jahren — nach dem Absatz seines Buches. Er erhielt die Auskunft, es seien noch 150 Exemplare auf Lager, wie viele Exemplare aber verkauft worden seien, lasse sich nicht angeben, da vor mehreren Jahren eine bedeutende Anzahl zu Makulatur gemacht worden; der Absatz sei wie jetzt, so auch früher „ein sehr unbedeutender“ gewesen.

Wieder sah er sich gezwungen, sich Arbeiten zweiten Ranges zuzuwenden. Seit 1825 hatte er das Spanische erlernt. Im Mai 1829 bot er Brockhaus eine Uebersetzung der ersten 50 Lebensregeln aus Balthasar Gracians „*Handorakel*“ an — vergeblich. Im selben und in den beiden nächsten Jahren verhandelte er ebenso vergeblich wegen einer Uebersetzung der Hauptwerke Kants ins Englische — als Denkmal dieses schönen Planes blieb das probeweise angefertigte Bruchstück einer Uebersetzung aus den *Prolegomena*. Ausgeführt wurde nur eine literarische Nebenarbeit, die heute verschollene Uebersetzung einer Novelle von Lord Normanby: „*Der Prophet von St. Paul*“⁹⁷. Auch unternahm er die lateinische Bearbeitung seiner eigenen Schrift „*Ueber das Sehn und die Farben*“, die im Juni 1830 in der Sammlung *Scriptores ophthalmologici minores* erschien. Noch einmal trat er bei dieser Gelegenheit unter die Fahne Goethes. Er ging zu dem berühmten Physiker Thomas Seebeck und befragte ihn um seine Meinung über die Streitsache zwischen Goethe und Newton. Nach längerem Sperren gab ihm „der alte Feigling“ zu, daß Goethe in der Lat vollkommen Recht habe, daß es aber seine, Seebecks, Sache nicht sei, dies der Welt zu sagen.⁹⁸ Weitere Uebersetzungspläne, die sich noch über die Berliner Zeit hinaus erstreckten, kamen nicht zustande: Im April 1832 bat Schopenhauer den Hofrat F. G. Keil in Dresden, ihm für die erweiterte Gracianübersetzung einen Verleger zu verschaffen. Die Bemühungen schlugen fehl, — erst nach Schopenhauers Tode konnte die Uebersetzung nach dem hinterlassenen vollständigen Manuskript von Frauenstädt herausgegeben werden (F. A. Brockhaus, Leipzig 1862). Noch im Januar 1833 schlug er Aubert de Witry eine Uebersetzung der Werke Goethes ins Französische vor, aber auch dieser Plan kam nicht über die Anregung hinaus.

Immer flüchtiger und belangloser wurden in diesen Jahren die persönlichen Beziehungen. Ein letzter, kaum mehr ernsthaft festgehaltener Heiratsplan zerfiel (um 1827/28): Flora Weiß, die Tochter eines Berliner Kunsthändlers, hat später im Familienkreise von ihrer

Beziehung zu Schopenhauer erzählt: ein paar Richtigkeiten, die für den ungeheuren Abstand zeugen. Er machte die Bekanntschaft Alexander von Humboldts, mit dem er im Herbst 1826 viel verhandelte, aber er fand in ihm nur Talent, wo er Genie vermutet, nur scientia, wo er sapientia gesucht hatte. In die letzten Berliner Jahre fällt eine flüchtige Begegnung mit Chamisso. Es wird berichtet, daß der Verfasser des „Peter Schlemihl“ ihn ermahnt habe, er möge den Teufel nicht zu schwarz malen, ein gutes Grau sei ausreichend. Fleißig besuchte er das Lesezimmer der königlichen Bibliothek, in dem er nach einer späteren Mitteilung an Frauenstädt „nebst dem alten General Schlabrendorf meistens allein war“,“ die Konzerte der Singakademie und das französische Theater. Im übrigen finden wir ihn nur mehr in der selbstgewählten Einsamkeit der Wirtstafel, „systematisch ungesellig“ und rücksichtslos in seinen Urteilen. Der Theologe Julius Wiggers, der im September 1828 an der Mittagstafel mit ihm zusammentraf, weiß in seinen Erinnerungen davon zu erzählen:

„Als einer der jüngeren Tischgenossen sein Bedauern über den jüngst erfolgten Tod des Professors Bouterweck in Göttingen äußerte und dabei dessen Gelehrsamkeit rühmte, sprach Schopenhauer von einem wahren Viehsterben, welches unter den Göttinger Professoren ausgebrochen sei, und kränkte den pietätvollen jungen Mann, indem er speziell dem Professor Bouterweck eine gleichfalls dem Thierreich entnommene berbe Bezeichnung gab.“¹⁰⁰

In der Neujahrsnacht 1830/31 hatte Schopenhauer einen Traum, den er auf seinen bevorstehenden Tod deutete. „Um der Wahrheit in jeder Gestalt“ zu dienen, schrieb er das Traumbild auf:

„Von meinem 6ten bis zu meinem 10ten Jahr hatte ich einen Bufenfreund und steten Spielkameraden ganz gleichen Alters, der hieß Gottfried Jänisch, und starb, als ich, in meinem 10ten Jahr, in Frankreich war. In den letzten 30 Jahren habe ich wohl höchst selten seiner gedacht. — Aber in besagter Nacht kam ich in ein mir unbekanntes Land, eine Gruppe Männer stand auf dem Felde und unter ihnen ein erwachsener schlanker, langer Mann, der mir, ich weiß nicht wie, als eben jener Gottfried Jänisch bekannt gemacht worden war, der bewillkommnete mich.“¹⁰¹

Als nun, gegen den Sommer hin, die asiatische Cholera sich der deutschen Ostgrenze näherte und allmählich Berlin bedrohte, da legte Schopenhauer das Traumbild dahin aus, daß es von hypothetischer Wahrheit, also eine Warnung gewesen sei, und lieferte dagegen einen tatsächlichen Beweis, indem er seinen oft erwogenen Entschluß, Berlin zu verlassen, nunmehr ausführte. Im Juli dachte er bereits daran,

Deutschland überhaupt den Rücken zu kehren und nach Schweden oder England zu gehen, Anfang August zog er nach Rügen oder Heidelberg als vorläufige Reiseziele in Betracht. Schließlich entschied er sich für Frankfurt. Schon im März hatte er dem Professor Lichtenstein, mit dem er stets in gutem Einvernehmen geblieben war, drei genaue Vermögensverzeichnisse ausgehändigt, nun übergab er seine Manuskripte seinem Freunde Heinrich von Lowitzow und verließ zu Ende August 1831 die Stadt, die er vor elf Jahren mit so großen Hoffnungen betreten hatte. Er entging damit der Seuche, die neben vielen anderen auch seinen Gegner Hegel dahinraffte. Caroline Medon blieb zurück.

Vergessen in Frankfurt

Am 28. August (Goethes Geburtstag) des Jahres 1831 traf Schopenhauer in Frankfurt a. M. ein, das als cholerafeste Stadt galt. Am 6. September begann er hier sein 7. Manuskriptbuch, das „Cholera-buch“: auf der Flucht vor der Cholera geschrieben. In der Nacht vom 7. zum 8. September hatte er eine merkwürdige Vision; seine Eltern erschienen ihm, der Vater mit einem Licht in der Hand. Dieser „vollkommen deutlichen Geistererscheinung“ schrieb er nicht bloß hypothetische Wahrheit zu wie dem Berliner Traum. Sie bedeutete nach seiner Meinung, daß er die Mutter überleben werde; in späterer Zeit nahm er an, daß sie ein langes und ruhmreiches Leben an seinem neugewählten Wohnort verheißten sollte.

Nach langer Unterbrechung nahm er in diesem Herbst den Briefwechsel mit seiner Schwester, und später auch mit seiner Mutter wieder auf, die sich inzwischen (seit Juli 1829) am Rhein niedergelassen hatten. Auch diesmal und weiterhin in den kommenden Jahren spielen gemeinsame Vermögensangelegenheiten eine Rolle. Über die Beziehung zur Mutter ist, bei aller Zurückhaltung, von einem anderen, versöhnlicheren Ton getragen. Er berichtet seinen Traum in der Neujahrsnacht, und sie antwortet (am 24. Februar): „Mich hat er seltsam gerührt, als Beweis, daß du noch der alten Zeit gedenkst.“¹⁰²

Die Absicht nach Berlin zurückzukehren, hatte er noch keineswegs aufgegeben, zumal sich durch den Tod Hegels auch die Universitätsver-

hältnisse günstiger für ihn gestalten konnten. Aber Monat um Monat verstrich ohne Entscheidung. Schließlich erhielt Beneke (seit 1827 wieder in Berlin) die Professur, die Hegels Widerstand auch ihm bisher vorenthalten hatte. Zu Anfang des neuen Jahres erkrankte Schopenhauer, versiel in die düsterste Stimmung und sah zwei Monate lang niemanden bei sich. Verbrießlichkeiten, die sich bei der Verwaltung der Grundstücke in Ohra bei Danzig ergaben, steigerten seine Erbitterung und seinen Argwohn gegen die Menschen. „Deine Krankheit“, schrieb die Mutter (am 10. März), „macht mir Sorge, ich bitte Dich doch ja Dich zu schonen, worin besteht denn eigentlich Dein Uebel? Graues Haar! Ein langer Bart! Ich kann Dich mir gar nicht so denken ... 2 Monat auf der Stube, und keinen Menschen gesehen, das ist nicht gut mein Sohn, und betrübt mich, der Mensch darf und soll sich nicht auf diese Weise isoliren, er kann es nie, ohne geistig und auch körperlich dabei zu verlieren, und Du sagst noch vollends Gottlob dazu.“ Und wieder (am 20. März), mit einer deutlichen Anspielung auf den Tod des Vaters: „Was du über Deine Gesundheit, Deine Menschensehe, Deine düstere Stimmung mir schreibst, betrübt mich mehr als ich es Dir sagen kann und darf, du weißt warum.“ Es waren kurze Jahre einer Annäherung zwischen Mutter und Sohn.

Am Juni 1832 zerbrach sich der Plan einer Veröffentlichung der Gracianübersetzung, — er nahm es fast gleichgültig hin: „Lassen Sie den Stoß Papier in irgend einem Winkel Ihres Hauses rasten. Weder Gracian noch ich verlieren dadurch ihr Verdienst.“ (An Hofrat Keil, 24. Juni 1832.)¹⁰³ In dieser Zeit muß die endgültige Entscheidung über seinen künftigen Aufenthaltsort gefallen sein: Am 26. Juli schickte ihm Worotzow seine Bücher und Manuskripte als Frachtgut nach Frankfurt. Der Verzicht auf berufliches Wirken war damit dokumentiert. Ja, es scheint, daß längere Zeit sogar der Gedanke an einen Verzicht auf jede Art öffentlichen Wirkens Raum gewonnen hatte. Noch Ende 1832 konnte Schopenhauer schreiben: „Die gänzliche Nichtbeachtung, die mein Werk erfahren hat, beweist, daß entweder ich des Zeitalters nicht würdig war, oder umgekehrt. In beiden Fällen heißt es jetzt: the rest is silence.“¹⁰⁴

Am 15. Juli 1832 war er versuchsweise nach Mannheim übersiedelt, das ihm von seinem früheren Aufenthalt her in angenehmer Erinnerung stand. Er war Mitglied der Mannheimer Harmonie-Gesellschaft, die er a truly sociable establishment nennt. Lange wog

er Vorzüge und Nachteile ab, die Mannheim und Frankfurt für eine dauernde Niederlassung boten. Nach einjährigem Aufenthalt in Mannheim entschied er sich endgültig für Frankfurt, „wo ich, wenn es der Himmel zulassen will, für den Rest meiner Tage zu bleiben gedenke.“¹⁰⁵ Und wirklich hat er, in den 28 Jahren, die ihm nach dem Tage seiner Uebersiedlung (6. Juli 1833) noch beschieden waren, die Stadt nur mehr für eine viertägige Rheinreise bis Koblenz (1835) und für kurze Tagesausflüge nach Mainz und Wschaffenburg verlassen.

„Ich lebe als Einsiedler, ganz und gar nur mit meinen Studien und Arbeiten beschäftigt“, schreibt er am 30. Mai 1835 wieder an seinen Danziger Bevollmächtigten C. W. Laves. Und ein paar Jahre später: Für die Frankfurter ist „Frankfurt die Welt ... Es ist eine kleine, steife, innerlich rohe, Municipal-aufgeblasene, bauernstolze Abderiten-Nation ... Ich lebe als Einsiedler und ganz allein meiner Wissenschaft“ (1838). Aber das sind auch Stimmungen: in seinem erst 1970 ans Licht gekommenen Lebensbericht an den Jugendfreund Antihme lobt er Frankfurt sehr als „le meilleur endroit de l'Allemagne“.¹⁰⁶

Seine Studien sind lebensnah und vielseitig wie immer. Die Sammlung der berühmten Senckenbergischen Naturforschenden Gesellschaft und das Kabinett des Physikalischen Vereins bieten ihm Gelegenheit, sich über die Fortschritte der empirischen Wissenschaften zu unterrichten. Wie in Mannheim der Harmonie-Gesellschaft, so tritt er in Frankfurt der Kasino-Gesellschaft bei. Hier pflegt er vor dem Abendessen die Times zu lesen und die deutschen Literaturzeitungen: die Göttinger und die Münchner Gelehrten Anzeigen, die Heidelberger Jahrbücher, Wolfgang Menzels Literaturblatt. (Als ein Mitglied die Abschaffung der Münchner Anzeigen beantragt, votiert er: „Contra. Ich lese sie regelmäßig.“) Mit neuem Eifer kehrt er auch zu seinen orientalischen Studien zurück. Der Dupnehat liegt ständig auf seinem Tisch, und vor dem Schlafengehen verrichtet er seine Andacht darin. Sein ganzes Leben gestaltet sich künftig so, wie die Nachwelt es zuerst kennengelernt hat, im genauen Gleichmaß der Tage und in einer strengen, am Vorbild Kants geschulten Lebensführung.

In der ersten Zeit seines Frankfurter Aufenthalts sieht er gelegentlich noch eine Jugendfreundin bei sich: Ottilie von Goethe, die in unstillen Liebesabenteuern ab und an nach Frankfurt getrieben wird. Im Jahre 1834 trifft er mit einer anderen Bekannten seiner Weimarer

Frühzeit zusammen, mit Frau v. Heygendorf. Er erzählt ihr die eben damals erfundene Parabel von den Stachelschweinen, die später unter die „Gleichnisse, Parabeln und Fabeln“ der Paralipomena aufgenommen worden ist, „und hatte auch sie große Freude daran“.¹⁰⁷ Dann reißen die Verbindungen zu seinem früheren Leben allmählich ab, und sein Umgang beschränkt sich fast ausschließlich auf die Unterhaltung mit seinen Tischgenossen. Einer von ihnen, der Musikschriftsteller Xaver Schnyder von Wartensee, hat die häufig nacherzählte Anekdote überliefert, daß Schopenhauer seinen Pudel „Du Mensch!“ zu schelten pflegte. Mit zwei anderen Tischgenossen aus der Mitte der dreißiger Jahre, dem Lustspielsdichter Georg Römer und dem Anwalt Martin Emden, kommt Schopenhauer in ein dauerndes freundschaftliches Verhältnis. Emden, dem Schopenhauer schon damals seinen der einstigen Ruhm vorher sagt, erscheint bald als der ständige Berater des Philosophen in Rechtsfragen und wird später, im Testament vom 26. Juni 1852, zum Testamentsvollstrecker und zum Erben der Bibliothek eingesetzt. Es wird berichtet, daß Schopenhauer in den langen Jahren dieser Freundschaft nur eine Kontroverse mit Emden gehabt habe, nämlich über Rossinis „Tell“, von dem Schopenhauer zu sagen pflegte, es sei eine Oper von Rossini, aber keine Rossinische Oper — was Emden jedesmal zum Widerspruch herausforderte. Als Emden, am 3. November 1858, stirbt, beklagt Schopenhauer den „unerseztlichen Verlust“. Auch „das gehört zu den Leiden des Alters: man verliert seine Freunde“.¹⁰⁸

Noch in den dreißiger Jahren, am 17. April 1838, stirbt Schopenhauers Mutter, acht Wochen nach ihrem Freunde Gerstenbergk. Ihr Testament besiegelt zum letztenmal die alte Gegnerschaft zu ihrem Sohn — trotz des zeitweise milderen Tenors ihrer vorhergegangenen Briefe. Sie hat ihn dreimal enterbt, zuletzt am 31. Oktober 1837. „Ich hätte dies Testament anfechten können“, schreibt Schopenhauer, „habe es aber nicht gewollt. So besitzt denn jetzt von dem großväterlichen Stammgut die spät geborene Tochter mehr als ich, der alleinige Stammhalter. Es sei ...“¹⁰⁹

Immer deutlicher hebt sich in diesen langen Jahren innerer Einsamkeit und Zurückgezogenheit die Stellung des Denkers gegenüber einer elenden Zeitgenossenschaft heraus. „Mich in die philosophischen Streitigkeiten meiner Zeit einzumengen, fällt mir so wenig ein, wie, wenn ich den Pöbel auf der Gasse sich balgen sehe, hinabzugehn und

Theil an der Prügelei zu nehmen.“¹¹⁰ Das hat er schon 1829 in Berlin geschrieben. Und nun folgen, bis in das letzte Jahrzehnt seines Lebens, immer wieder Aufzeichnungen dieser höchst persönlichen Art, in denen Abgrenzung und Verwahrung vor der Zeit ebenso lebendig ist wie die zuversichtliche Gewißheit vor dem Entscheid der Zukunft:

„Das Publikum der Zeitgenossen ist mir zu groß, wenn ich zu Allen, zu Klein, wenn ich zu Denen reden soll, die mich fassen.“

„Mein Zeitalter und ich passen nicht für einander: so viel ist klar. Aber wer von uns wird den Proceß vor dem Richterstuhl der Nachwelt gewinnen?“

„Ich habe den Schleier der Wahrheit weiter gelüftet, als irgend ein Sterblicher vor mir. — Aber den will ich sehn, der sich rühmen kann, eine elendere Zeitgenossenschaft gehabt zu haben, als ich.“¹¹⁰

Nebenher gehen, in den gleichen Jahren, eine Reihe anderer Aussprüche, in denen der Gegensatz zur Universitätsphilosophie immer schärfer und schonungsloser herausgearbeitet wird. Schopenhauer hat jetzt erkannt, daß seine eigene Laufbahn als Universitätslehrer der Versuch einer Vereinigung des Unvereinbaren gewesen ist, er weiß sich jenen zugehörig, die nicht von einem Ministerium, sondern von der Natur zur Philosophie berufen sind, und in dieser Erkenntnis ist er der einhelligen Gegnerschaft der Gilde gewiß:

„Was hauptsächlich meiner Philosophie den Eingang versperrt hat, ist, daß ich verschmäht habe, von jenem Schiboleth [Lösungswort] Gebrauch zu machen, welches seine Bedeutung längst verloren hat, aber als ein Tribut an die Landesreligion von jeder Philosophie erlegt werden muß, die katheberfähig seyn will.“

„Ich bin entschlossen den feilen Philosophastern, welche den Regierungen nach dem Maule philosophiren, den Markt zu verderben und den Kredit zu entziehen.“

„Mich haben die Unterrichtsministerien nicht brauchen können: und ich danke dem Himmel, daß ich kein Solcher bin, den sie brauchen könnten. Sie können eigentlich nur Solche brauchen, die sich brauchen lassen.“¹¹⁰

Mehr und mehr stellt er den Mitlebenden sich als Sonderling dar. Seine altmodische Tracht, seine Neigung zu gestikulierendem Selbstgespräch, sein auf eiligen Spaziergängen ihn begleitender Pudel — das sind die Vorstellungen, die man mit dem Begriff Schopenhauer verbindet. Von seiner Bedeutung weiß niemand. Es kommen Jahre, in denen sein Briefwechsel fast völlig einschläft, weil niemand von ihm weiß, niemand sich um ihn kümmert. Einsam sitzt er über seinem Werk.

Im Herbst 1833 scheint ein Ueberblick über seine gesamten, zu acht Bänden angewachsenen Manuskriptbücher ihm wieder den Gedanken an eine zweite, vermehrte Auflage seines Hauptwerks nahegelegt zu haben. Auf der vorletzten Seite der *Cogitata* findet sich der Entwurf zu einer „Vorrede zur zweiten Auflage“. Es heißt darin: „Das Gute was daraus [aus der Teilnahmslosigkeit der Zeitgenossen] entsprang war, daß der Verleger einen großen Teil der 1^{ten} Auflage zu Makulatur machte, wodurch nachher die 2^e noch bei meinen Lebzeiten herbeigeführt wurde und ich sie selbst redigieren und mit dem bereichern konnte, was [ich] im Lauf eines unbeachteten und dadurch ungestörten Lebens noch ferner gedacht und gefunden habe.“¹¹¹ Zu Beginn des Jahres 1834 ändert er seine Absicht. Er entscheidet sich für einen besonderen Nachtragsband zur „Welt als Wille und Vorstellung“ unter dem Titel „Ergänzende Betrachtungen“. Mit diesem Entschluß ist die Entscheidung über die ganze künftige Form des Werkes gefallen: Die Möglichkeit eines organischen Ausbaus und Weiterwachsens ist von jetzt an abgetan, es gibt nur mehr ein stetes Anbauen, ein System von Notbehelfen, von zusätzlichen, fortführenden und vertiefenden Betrachtungen. Schopenhauer muß die wenigen Möglichkeiten nutzen, die sich bieten, um das neue Gedankengut unterzubringen, schlecht und recht, so wie es eben geht, und manchmal wie in einer „Kumpelkammer“.

Im April 1835 erkundigt er sich bei der Verlagsbuchhandlung nach dem Stand des Absatzes der „Welt als Wille und Vorstellung“. Er erhält die Auskunft, daß „in neuerer Zeit leider gar keine Nachfrage“ gewesen sei, daß die Vorräte des Buchs deshalb „größtentheils zu Makulatur“ gemacht und nur „eine kleine Anzahl“ von Exemplaren zurückbehalten worden sei.¹¹² So muß er bis auf weiteres auch den Plan des Ergänzungsbandes zurückstellen. Er faßt den Entschluß, einen Teil der für die Neuauflage bestimmten Betrachtungen, die Zusätze zum 2. Buch, zu einer selbständigen Schrift zusammenzufassen. Der Frankfurter Buchhändler Siegmund Schmerber findet sich bereit, eine Auflage von 500 Exemplaren gratis in Verlag zu nehmen, und so erscheint, nach einem neunzehnjährigen „Schweigen der Indignation“, 1836 die kleine Schrift „Ueber den Willen in der Natur“. Sie enthält eine „Erörterung der Bestätigungen, welche die Philosophie des Verfassers, seit ihrem Auftreten, durch die empirischen Wissenschaften erhalten hat“. Schopenhauer hat ihr zeitlebens einen beson-

deren Wert beigemessen, weil sie den Kern seiner Metaphysik, „den eigentlichen nervus probandi der Sache, gründlicher darlegt, als irgendeine andere.“¹¹³ Als Motto stehen drei Verse aus dem „Gefesselten Prometheus“ des Aischylos voran:

Ich spann am Webstuhl der Gedanken mein Gespinnst:
Sie hielten's nicht der Mühe wert nur hinzusehn —
Doch alles macht fortschreitend offenbar die Zeit.

In der Einleitung eignet er die Schrift den Wenigen zu, welche, der Zeit vorgehend, seiner Philosophie ihre Aufmerksamkeit geschenkt hätten. Er verbreitet sich über die Entwicklung seit Kant, über das „während der letzten vierzig Jahre in Deutschland unter dem Namen der Philosophie getriebene Spiel“, und hier spricht er, zum ersten Male, auch sein Anathema gegen die „Hegelsche Mystifikation“, die „Philosophie des absoluten Unsinns“ aus. Er vergleicht sie „dem Zintenfisch, der eine Wolke von Finsterniß um sich schafft, damit man nicht sehe was es sei, mit der Umschrift mea caligine tutus“. Seine eigene Lehre nennt er die „Philosophie der kommenden Zeit, jener Zeit, die nicht mehr an sinnleerem Wortkram, hohlen Phrasen und spielenden Parallelismen ihr Genüge finden, sondern realen Inhalt und ernstliche Aufschlüsse von der Philosophie verlangen, dagegen aber auch sie verschonen wird mit der ungerechten und ungereimten Forderung, daß sie eine Paraphrase der jedesmaligen Landesreligion sein müsse“.

Die Schrift bleibt ohne Wirkung; sie steht unter den philosophischen Werken jener Lage da „wie ein Raphael in der Bedientenstube“. ¹¹⁴ Man ist mit Straußens „Leben Jesu“, mit Feuerbachs Buch „Vom Wesen des Christentums“ beschäftigt, da kann wohl eine „Erörterung von Bestätigungen“ einer Philosophie, die niemand kennt, kaum auf Beachtung rechnen. Am 23. Juni 1837 gibt Schmerber auf eine Anfrage Schopenhauers hin die Auskunft, „daß der Vorrath der Schrift über den Willen 375 Exp. beträgt“.

Bestätigung erfährt er, wie so oft, auch diesmal über Zeit und Raum hinweg. Es ist ihm eine „unendliche Herzstärkung“, als er 1838 die Schrift des berühmten französischen Anatomen und Physiologen M. F. X. Bichat: *Recherches physiologiques sur la vie et la mort* (Paris 1800) entdeckt. Bichat gibt ihm „eine der schön-

sten Bestätigungen“ seiner Wahrheit, er reiht sich den im „Willen in der Natur“ aufgeführten Empirikern als Bestätiger der „Zerlegung des bis dahin einfachen Ich in Willen und Erkenntnis“ an. „Bichat und ich umarmen uns in einer Wüste“, schreibt er noch 1852 an Frau-
enstädt.¹¹⁵

Ungebeugt und der Zukunft sicher beginnt er im April 1837 sein neuntes Manuskriptbuch, die *Spicilegia*, auf deren Titelblatt das schöne Motto aus Petrarcas Schrift „*de vera sapientia*“ steht: *Si quis, toto die currens, pervenit ad vesperam, satis est*. Noch immer erhebt er von Zeit zu Zeit seine Stimme, wenn es gilt, eine ihm am Herzen liegende Angelegenheit zu vertreten. Im August 1837 richtet er ein ausführliches Schreiben an die Herausgeber der neuen Ausgabe von Kants Werken, die Professoren Schubert und Rosenkranz. Er legt ihnen ans Herz, doch ja die erste Ausgabe der Kritik der reinen Vernunft von 1781 dem Neudruck zugrunde zu legen und die Veränderungen und Zusätze der zweiten Ausgabe von 1787, die einen sich selbst widersprechenden, verstümmelten, gewissermaßen unechten Text biete, nur anhangsweise mitzuteilen. Sein Ratschlag wird befolgt, auch die Hauptstelle seines Schreibens wird im Vorwort der Herausgeber zu dem (1838 erschienenen) II. Bande von Kants *Sämtlichen Werken* (S. X—XIV) abgedruckt. In ähnlicher Weise sucht Schopenhauer seiner Meinung Geltung zu verschaffen, als die Stadt Frankfurt 1837 den Plan faßt, ihrem größten Dichter das erste Denkmal zu errichten. Er verfaßt ein ausführliches Gutachten über das „Göthische Monument“, in welchem er die für einen Dichter und Denker allein geeignete Büste, statt eines Standbildes, empfiehlt. Es gelingt ihm nicht, den befürchteten Mißgriff zu verhüten, seine Anregung wird übergangen.

Schopenhauer ist über 50 Jahre alt, als er die erste öffentliche Anerkennung erfährt. Die (noch heute bestehende) Königlich Norwegische Gesellschaft der Wissenschaften zu Drontheim hatte in der Hallischen Literaturzeitung von April 1837 eine Preisaufgabe gestellt: „Läßt sich die Freiheit des menschlichen Willens aus dem Selbstbewußtsein beweisen?“ Schopenhauer entschloß sich zur Bearbeitung des Themas und schrieb im Laufe eines Jahres eine seiner kühnsten und zugleich klarsten Abhandlungen nieder, die Schrift „*Ueber die Freiheit des Willens*“, die 1839 durch Verleihung der großen goldenen Medaille zu Drontheim gekrönt wurde.

Inzwischen hatte auch die Königlich Dänische Societät der Wissenschaften in der Hallischen Literaturzeitung (Mai 1838) eine Preisaufgabe ausgeschrieben. Der etwas unklare Titel lautete: „Ist die Quelle und Grundlage der Moral zu suchen in einer unmittelbar im Bewußtsein liegenden Idee der Moralität ... oder aber in einem andern Erkenntnisgrunde?“. Schopenhauer beantwortete auch diese Frage in seiner Preisschrift „*Ueber die Grundlage der Moral*“, doch diesmal wartete er vergeblich auf den Sieg. Obwohl er der einzige Bewerber gewesen war, wurde die Arbeit in der Sitzung der Societät vom 30. Januar 1840 des Preises nicht für würdig befunden. Das Urteil bemängelte, daß die Abhandlung die Hauptfrage nach dem Zusammenhang der Ethik mit der Metaphysik nur in einem Anhang behandelt habe; „wenn aber der Verfasser versucht, die Grundlage der Moral im Mitleid nachzuweisen, so hat er uns weder durch die Form seiner Abhandlung befriedigt, noch auch in der Sache diese Grundlage als ausreichend nachgewiesen, vielmehr sich genötigt gesehen, selbst das Gegenteil einzugesetzen. Auch kann nicht verschwiegen werden, daß mehrere hervorragende Philosophen der Neuzeit so unziemlich erwähnt werden, daß es gerechten und schweren Anstoß erregt“.¹¹⁶

Die beiden Abhandlungen erschienen 1841 im Verlage der Joh. Christian Hermannschen Buchhandlung (F. C. Suchsland), Frankfurt a. M., unter dem Gesamttitel: „Die beiden Grundprobleme der Ethik, behandelt in zwei akademischen Preisschriften.“ Auf dem Titelblatt bezeichnete der Verfasser ausdrücklich die erste Schrift als „gekrönt zu Drontheim, am 26. Januar 1839“, die zweite als „nicht gekrönt zu Kopenhagen, den 30. Januar 1840“ — so wie einstmals Beaumarchais auf das Titelblatt seines „*Barbiers von Sevilla*“ gesetzt hatte: „*Représentée et tombée sur le Théâtre de la Comédie Française, le 23 février 1775.*“ Der Veröffentlichung geht eine ausführliche Vorrede voraus, in welcher nicht nur das Urteil der Dänischen Societät gebührend beleuchtet ist, sondern auch ihr „*summus philosophus*“, Hegel, als „sehr gewöhnlicher Kopf, aber ungewöhnlicher Scharlatan“ und seine Lehre als „eine kolossale Mystifikation, ... eine alle Geisteskräfte lähmende, alles wirkliche Denken erstickende und, mittels des frevelhaftesten Mißbrauchs der Sprache, an dessen Stelle den hohlsten, sinnleersten, gedankenlosesten, ... verdummendsten Wortkram setzende Pseudophilosophie“ gebrandmarkt wird.

Wie die früheren Werke ging auch dieses neue in der Hochflut der Hegelei unter. Ein sachlicher Aufsatz, den die Zeitschrift „Pilot“ unter dem Titel „Jüngstes Gericht über die Hegelsche Philosophie“ veröffentlichte (Mai 1841), blieb ohne Wirkung. Ueber eine aus Herbartianerkreisen stammende Rezension im Leipziger „Repertorium“ schrieb Schopenhauer später an Brockhaus: „Gingegen will ich lieber von wüthenden Hegelianern zerrissen werden, als eine solche laue, heimtückische Belobung zu erhalten, wie die beiden Male in Ihrem Repertorium, die es verschmitzter Weise darauf abgesehen hat, das Bedeutende als unbedeutend darzustellen, um es so vor dem Publikum zu sekretiren.“ (22. März 1844¹¹⁷) Der Rezensent der Hallischen Jahrbücher (Juli 1841), der charakterlose Vielschreiber Carové, hatte es besser getroffen, als er ahnen mochte, wenn er sein „infames Pasquill, voll Lügen und falsch“ mit der ironischen Bemerkung schloß: „Wir müssen es der Zukunft überlassen, ihn als summum philosophum aller bisherigen Jahrhunderte zu krönen.“

Nur zaghaft und halb wider Willen wagte sich gelegentlich ein Zugeständnis hervor. Karl Rosenkranz, der Geschichtsschreiber der Kantischen Philosophie, gab dem Verfasser der „Welt als Wille und Vorstellung“ unter den Ueberwindern Kants seinen Platz: „Mit diesem grüblerischen, naturliebenden, kunstentzückten, quietistischen Mystizismus endigt die Geschichte der Kant'schen Philosophie. Schopenhauer ist der melancholische, mit geistvoller Ironie in sich hineinlächelnde, von Schmerz und Wonne zerrissene Eremit der Kant'schen Philosophie.“ (Herbst 1839.) Indessen waren schon damals, wenn auch nicht in den Kreisen der von Amts wegen Berufenen, die ersten „Apostel“ aufgetreten. Als erster ein preussischer Justizbeamter, der Geheime Justizrat und Oberlandesgerichtsrat in Magdeburg Friedrich Dorguth (1776—1854), — der „Urevangelist“. Dorguth hatte eine „Kritik des Idealismus“ (Magdeburg 1837) geschrieben, zu der 1838 „Nachträge und Erläuterungen“ herauskamen. Hier erwähnte er mehrfach den „Satz vom Grunde“ und den „Willen in der Natur“ und sagte: „Jetzt kann man sich nur bestreben, für die Nachkommen zu denken und zu arbeiten und mit Schopenhauer darauf zu bauen, daß, die Wahrheit ein langes Leben hat“ (S. 66). Und einige Jahre später erklärte er in seinem Sendschreiben an Karl Rosenkranz über: „Die falsche Wurzel des Idealrealismus“ (Magdeburg 1843): „Ich kann nicht umhin, Schopenhauer als den ersten realen systematischen Den-

ker in der ganzen Vitteratengeschichte anzuerkennen“. Der Zweite, der Schopenhauer damals entdeckte, war der junge Berliner Privatgelehrte Dr. Julius Frauenstädt (1813—1879). Bei den Vorarbeiten für eine Berliner Preisaufgabe traf er zufällig auf den Artikel „Idealismus“ in der Enzyklopädie von Ersch und Gruber, wo mit wenigen Zeilen „der geistreichen und originellen ‚Welt als Wille und Vorstellung‘ von Arth. Schopenhauer“ gedacht war. Frauenstädt, der den Namen Schopenhauers weder in den philosophischen Kollegien noch sonst jemals vernommen hatte, entlieh das Werk und kam, wie er später sagte, schon nach wenigen Stunden zu der Einsicht, „daß die ‚Welt als Wille und Vorstellung‘ denn doch eine Philosophie höherer Art sei, als die Hegelsche, und daß man aus zehn Seiten von Schopenhauer mehr lernen könne, als aus zehn Bänden von Hegel“.¹¹⁸ Bald sollte neben Dorguths Trompete die weiterreichende Posaune Frauenstädt's ertönen. In Zeitschriftenaufsätzen und selbständigen Schriften wies Frauenstädt immer wieder auf Schopenhauer hin. „Schopenhauer“, so schrieb er, „ist unter den neueren Philosophen meines Wissens bis jetzt der einzige, welcher eine reine, ebenso tief- als scharfsinnige Philosophie geliefert hat, die zwar bis jetzt noch wenig oder garnicht beachtet worden, die aber dafür desto sicherer ihre Zukunft hat, wie er sich selbst auch dessen vollkommen bewußt und gewiß ist“ (Hallische Jahrbücher, Juni 1841).

Inzwischen war Schopenhauer daran gegangen, den längst geplanten Ergänzungsband der „Welt als Wille und Vorstellung“ fertigzustellen. Die Jahre 1840—1843 sind ganz mit Arbeiten für diesen Band ausgefüllt, Arbeiten, bei denen es sich im wesentlichen darum handelt, die in 24 Jahren niedergeschriebenen Gedanken „in einer für das Publikum passenden Form und Vortrag ... höchst sorgfältig und con amore“ zu verarbeiten (1. Entwurf des Briefes an Brockhaus vom 7. Mai 1843). Im Mai 1843 sind diese ergänzenden Betrachtungen zu einem Umfang von 50 Kapiteln angewachsen. Noch einmal werden die Themen des ersten Bandes aufgenommen und, wie in einem großen Kommentar, noch einmal abgewandelt. „Dieser 2. Band“, schreibt er an Brockhaus, „hat bedeutende Vorzüge vor dem ersten, und verhält sich zu diesem, wie das ausgemalte Bild zur bloßen Skizze. Denn er hat vor ihm die Gründlichkeit und den Reichtum an Gedanken und Kenntnissen voraus, welche nur die Frucht eines ganzen, unter stetem Studium und Nachdenken hingebrachten Lebens seyn

können. Jedenfalls ist er das Beste, was ich geschrieben habe.“ (7. Mai 1843¹¹⁹.) Und er hat recht: Dieser zweite Band, Ernte eines einsam hohen Umgangs mit den Geistern aller Zeiten, die in kristallinen Versen und Sentenzen zu Zeugen gleicher Erkenntnisse aufgerufen werden, entfaltet die ganze reife und reiche Meisterschaft seines Stils, „sein schönes reines Verhältnis zur deutschen Sprache, geformt am Vorbild der Antike und der großen Prosa Europas, voll jener Prägnanz, Musik und Bildgewalt der Rede, kraft deren Schopenhauer nicht bloß der lesbarste Denker deutscher Zunge, vielmehr auch einer ihrer großen Lehrmeister ist“¹²⁰ (Zimmer).

Erst nach langen schwierigen Verhandlungen kommt eine Neuauflage des ganzen Werkes zustande. Der erste Band, der im Wesentlichen unverändert bleibt — noch 9 Exemplare sind, nach 25 Jahren, vorhanden —, wird in 500, der zweite in 750 Exemplaren gedruckt, ohne Kosten für den Verfasser, aber auch ohne Honorar. Im März 1844 kann die neue Auflage erscheinen. „Nicht den Zeitgenossen, nicht den Landsgegnen — der Menschheit übergebe ich mein nunmehr vollendetes Werk“, so beginnt die Vorrede; wieder bringt sie eine schonungslose Abrechnung mit der Gegenwart, mit den nachkantischen Scheinphilosophien der drei berufenen Sophisten und vor allem mit Hegel, diesem „geistigen Kaliban“, und wieder ist sie erfüllt von der unbezwinglichen Ueberzeugung, daß einst die Generation kommen werde, die „jede Zeile“ von ihm „freudig aufnehmen wird“. Wie beim 1. Bande stehen geistverwandte Worte Goethes als Motti auch den beiden ersten Büchern des neuen Bandes voran.

Aber auch in der neuen Gestalt vermag das Werk „den Widerstand der stumpfen Welt“ nicht zu besiegen. Es findet nur eine einzige, ins Gewicht fallende Besprechung (von Carl Fortlage, Neue Genaische Literaturzeitung, 4. Jahrg., Nr. 146—151, 19.—25. Juni 1845); eine zweite, unbedeutende und bloß referierende erscheint in den Brockhaus'schen „Blättern für litterarische Unterhaltung“. Und als der Verfasser im August 1846 nach dem Absatz fragt, erhält er die Antwort: „[Ich kann] Ihnen zu meinem Bedauern nur sagen, daß ich damit ein schlechtes Geschäft gemacht habe, und die nähere Auseinandersetzung darüber erlassen Sie mir wol.“¹²¹

Immerhin gewinnt die zweite Auflage dem Verfasser zwei neue Jünger: Johann August Becker und Adam von Doss — schon werden die ersten Anfänge einer „Schule“ sichtbar.

Der Advokat und spätere Mainzer Kreisrichter S. A. Becker (1803—1881) wandte sich im Juli 1844 an Schopenhauer mit der Bitte, ihm einige Dubia vortragen zu dürfen. Schopenhauer stimmte zu und erteilte den ausführlichen Briefen Beckers ebenso ausführliche Antworten, ein Briefwechsel, den Schopenhauer selbst mit der „Korrespondenz des Spinoza mit dem Oldenburg und dem Blyenberg“ verglichen hat. Becker ist der Einzige geblieben, mit dem er sich solcherart in briefliche Auseinandersetzungen über seine Philosophie eingelassen hat; er ist auch der Einzige, den er gelegentlich an schönen Sommertagen für einen Nachmittag in Mainz besucht.

Im Juli 1846 kam Julius Frauenstädt als Hauslehrer einer vornehmen russischen Familie durch Frankfurt. Er suchte Schopenhauer auf und wurde auf Grund seiner literarischen Verdienste nach Gebühr empfangen. Im Oktober kam er zurück und konnte sich 5 Monate hindurch des Umgangs mit Schopenhauer erfreuen. In seinen „Memorabilien“ hat er später über diesen persönlichen Verkehr Bericht erstattet und die wichtigsten seiner Gespräche mit Schopenhauer als ein zweiter Eckermann zu Papier gebracht. Ein neunjähriger ununterbrochener Briefwechsel schloß sich an die Begegnung an; ein bedeutames Dokument zur Zeitgeschichte der Schopenhauerschen Philosophie. Der 25 Jahre jüngere Mann wird recht eigentlich der Famulus des Philosophen. Er hat alle literarischen Aufträge Schopenhauers auszuführen, er hat Bücher, Zeitungen und Zeitschriften nach Stellen über Schopenhauer zu durchstöbern und über alle Funde getreulich zu berichten, er hat in eigenen Veröffentlichungen für die Lehre des Meisters einzutreten, sie zu kommentieren, mit Gegnern und Neidern abzurechnen. Er wird gelobt, wenn er es recht gemacht hat, er bekommt den Ehrentitel eines Theophrastus und Metrodorus, er wird apostolus activus, militans, strenuus, acerrimus genannt, und er wird ebenso häufig getadelt, wenn er seine Sache verfehlt hat, wenn er die Lehren des Meisters ungenau wiedergegeben, noch mehr, wenn er fehlerhaft zitiert oder mit albernen Einwürfen gekommen ist. Seine flackernde, irrlichternde Art fällt dem Meister immer wieder auf die Nerven, und als er's einmal gar zu ärgerlich getrieben, wird er behandelt wie das Irrlicht im Faust:

„Geh Er nur grad in's Teufels Namen,
Sonst blas' ich Ihm sein Flackerleben aus!“¹²²

Damit findet der Briefwechsel (i. J. 1856) ein vorläufiges Ende. Aber Schopenhauer hat die treuen Dienste vieler Jahre nicht vergessen und seinen Dank zuletzt noch dadurch abgestattet, daß er Frauenstädt zum Erben seiner Werke und seines literarischen Nachlasses einsetzte.

Am 17. April 1849 meldete sich der jüngste Anhänger in Frankfurt, der junge bayerische Jurist Adam von Doß (1820—1873). Er bleibt vierzehn Tage, um Schopenhauer jeden zweiten Tag besuchen zu können. „In genauer Kenntniß aller meiner Schriften und Ueberzeugung von meiner Wahrheit kommt er Ihnen wenigstens gleich, wenn er Sie nicht übertrifft: sein Eifer ist unbeschreiblich und hat mir viel Freude gemacht ... er ist ein schreibender Apostel, schreibt Briefe, an Leute, die er nicht kennt, ihnen zu sagen, daß sie mich lesen sollen. Sogar die Schriften Dorguths sind ihm alle ganz geläufig, auch der Rätze, und überhaupt jede Zeile, die je von mir geredet hat: außer sich gerieth er, als ich sprach von einer Recension de Anno 1821, die er noch nicht kannte: er spürt ihr nach. Er studiert den Buddhismus und hat sich J. J. Schmidts Abhandlungen der Kaiserlichen Akademie abgeschrieben! Ich sage Ihnen ein Fanatikus!“ (Brief an Frauenstädt, 9. Dezember 1849¹²³). Ein langes Sendschreiben, das Doß einige Jahre später verfaßt, gibt Schopenhauer auch seinem Freunde Becker zu lesen. Doß verlangt, nach der scherzhaften Bemerkung Beckers, „genauere Nachrichten über die Geschichte des Dinges an sich“, und Schopenhauer erwidert freundlich, daß er darauf freilich keine Antwort habe. Aber er sieht in dem Apostel Johannes, der an Sinnigkeit der Teilnahme alle andern Freunde übertrifft, den Repräsentanten kommender Geschlechter.

Die sich mehrende Einsicht der wenigen konnte nicht hindern, daß der Tiefpunkt der Wirkungskurve noch immer nicht erreicht war. Im Jahre 1847 ließ Schopenhauer bei dem Verleger der „Ethik“ eine „weite, sehr verbesserte und beträchtlich vermehrte Auflage“ seiner Dissertation erscheinen. Wieder beginnt sie mit einer Philippika gegen die Zeit — es ist das vierte Vorspiel dieser Art. Die Front ist gegen die Philosophieprofessoren gerichtet. Mehr als dreißig Jahre, von 1813 bis 1847, hatte er geduldig auf irgendeine Gerechtigkeit der Gilde gewartet. Am eigenen Leibe hatte er ihre Methoden oft genug erfahren: das gleichmäßige Ignorieren und Sekretieren des allein Beachtenswerten und das ebenso planmäßige Celebrieren des Schlechten. Nun endlich hat er „dahinterkommen müssen, in welche noble Gesell-

schaft von Gewerbsleuten und unterthänigen Augenbienern“ er geraten, und worauf es eigentlich bei ihnen abgesehen sei. Der Erfolg, so meint er, habe gelehrt, was dabei herauskomme, wenn ein plumper Scharlatan wie Hegel zum großen Philosophen gestempelt werde: Nun seien die Köpfe der neuen Gelehrtengeneration zum Denken unfähig, roh und betäubt, sie seien die Beute des platten Materialismus geworden, der aus dem Basiliskenei hervorgekrochen. Der Erfolg der Schrift mochte die beste Rechtfertigung für solche Auffassung geben: Die zweite Auflage der vierfachen Wurzel hat keine einzige Rezension gefunden. Sie blieb noch von dem aufsteigenden Ruhme Schopenhauers unberührt: Am 5. August 1861 muß Suchsland eine Abrechnung vorlegen, nach der von den 750 Exemplaren der 2. Auflage damals erst 304 verkauft waren.

Am 25. August 1849 starb Adele, mit der Schopenhauer seit der Uebersiedlung nach Frankfurt in einem dauernden, wenn auch immer noch gewissen Schwankungen unterworfenen Briefwechsel gestanden hatte. Die Inschrift des Grabsteines, den ihre Freundin Sibylle Mertens, die Gefährtin ihrer letzten Jahre, ihr gesetzt hat, rühmt sie als beste Tochter und als treue Freundin, — sie verschweigt, daß Adele noch zu einer anderen, höheren Lebensaufgabe berufen gewesen wäre, die sie nie hat erfüllen können: als Gefährtin ihres Bruders. Schopenhauer schrieb an Sibylle Mertens tröstend, die Zeit werde auch in diesem Falle den Schmerz überwinden helfen. Wir tun „daraus recht, ihr nicht zu widerstreben, sondern nachzuhelfen. Vor allem haben wir uns deutlich zu machen, daß in keinem denkbaren Fall unsre Trauer und Wehklage dem Gestorbenen irgendwie dienen oder helfen kann; so wenig, als uns selbst. Daher hebt Shakespeare sein schönes 71. Sonett an: „Nicht länger, wenn ich todt bin, trauere um mich, als die dumpfe Glocke läutet, die meinen Heimgang anzeigt.“¹²⁴

In diesen einsamsten Jahren konnte Dorguth das Schicksal des Denkers mit dem Schicksal Kaspar Hausers vergleichen („Grundkritik der Dialektik und des Identitätssystems“, 1849). Wie wenig Geltung der Name Schopenhauer damals besaß, zeigte das Schicksal seines letzten Werkes. Bald nach Abschluß des Ergänzungsbandes der „Welt als Wille und Vorstellung“ hatten ihn bedeutende Themen beschäftigt, denen im Rahmen der bisherigen Werke noch keine selbständige Behandlung zuteil geworden. Vorarbeiten hatten sich seit dreißig Jahren angesammelt, nun entstanden in sechsjähriger ununterbroche-

ner Arbeit (1844—1850) die essayistischen Abhandlungen und Betrachtungen, die unter dem Titel „Parerga und Paralipomena“ gesammelt sind. Es sind Parerga (Nebenwerke), wie die Fragmente zur Geschichte der Philosophie, die berühmte Abhandlung über die Universitätsphilosophie („vielleicht die schönste Invektive, die seit Cicero in Verrem geschrieben worden“) ¹²⁵, die hintergründig tiefe „Transzendente Spekulation über die anscheinende Absichtlichkeit im Schicksale des Einzelnen“, der „Versuch über das Geistersehn und was damit zusammenhängt“ und die Aphorismen zur Lebensweisheit, — dieser weise-gelassene und zugleich blendende Rechenschaftsbericht über die Erfahrungen eines ganzen Lebens, mit dem wir dem menschlichen Bilde Schopenhauers näher sind als je; und es sind Paralipomena (Zurückgebliebenes) oder, wie Schopenhauer sagt, „vereinzelte, jedoch systematisch geordnete Gedanken über vielerlei Gegenstände“, die ihre Stelle im zweiten Band des Hauptwerks gefunden haben würden, hätte Schopenhauer damals noch gehofft, eine Neuauflage zu erleben. Mit diesem Werke war „der Zyklus vollendet“, und Schopenhauer konnte wie Hamlet von seinem Schicksal sagen: Der Rest ist Schweigen. Als er am 26. Juni 1850 Brockhaus den Verlag antrug, schrieb er: „Ich gedenke nach diesem nichts mehr zu schreiben; weil ich mich hüten will, schwache Kinder des Alters in die Welt zu setzen, die den Vater anklagen und seinen Ruhm schmälern. Dies Werk ist noch ganz schwerlötig, wie die früheren.“ ¹²⁶ Aber gerade für dieses Werk, das er selbst „bei Weitem das populärste“, gewissermaßen seinen „Philosophen für die Welt“ genannt hat, konnte er nur mit großen Schwierigkeiten einen Verleger finden. Schon vor Brockhaus hatte der Verleger der „Ethik“ und der zweiten Auflage des „Satzes vom Grunde“ abgelehnt. Dasselbe tat im September 1850 die Dieterichsche Buchhandlung in Göttingen. Schopenhauer machte sich bereits darauf gefaßt, das Werk so vieler Jahre zum Opus posthumum werden zu lassen, da gelang es der Betriebsamkeit des „Erzevangelisten“ Frauenaß, die Buchhandlung W. B. Hayn in Berlin zur Uebernahme des Verlags zu gewinnen. „Ich bin wirklich froh“, schreibt Schopenhauer nach der Absendung des Manuskripts, „die Geburt meines letzten Kindes noch zu erleben, womit ich meine Mission auf dieser Welt vollbracht sehe. Wirklich fühle ich jetzt eine Last, die ich seit meinem 24. Jahre getragen und schwer gespürt habe, von mir genommen. Das kann sich Keiner denken, wie es ist.“ (23. Oktober 1850.) ¹²⁷

Die beiden Bände der „Parerga und Paralipomena“ erscheinen im November 1851 in einer Auflage von 750 Exemplaren. Schopenhauer erhält zehn Freie Exemplare auf Velinpapier.

Komödie des Ruhmes

Die Stürme des Jahres 1848 waren vorüber. Sie hatten eine andere, tiefere Ebene überschattet als die seine. Das revolutionäre Treiben dieser Jahre, — was war es anderes als die gewollte Preisgabe überlieferter Bindungen, die Entfesselung der tierischen Natur des Menschen, die Zerstörung mühsam erworbener Schutzwehren gegen primitivste Leidenschaften? Schopenhauer, der im Frankreich der Jahrhundertwende als Kind und dann als Fünfzehnjähriger noch lebendig-nahe Eindrücke der blutigen Schattenseite der Großen Revolution empfangen, den die brutale Ermordung der Vertreter der Nationalversammlung Muerßwald und Lichnowsky entsetzt hat, blickt mit Verachtung und Geringschätzung auf die „souveräne Kanaille“. Noch bei späterem Rückblick auf die Jahre 1848 und 1849 kann er sein Glas erheben und auf den „edlen Fürst Windischgrätz“ trinken und dessen „zu große Empfindsamkeit“ bedauern. Bei solchem Anlaß schildert er Robert Blum als „knotigen Kerl“, der sich unterstanden hat, „das deutsche Reich in Stand setzen zu wollen“, und meint, man hätte ihn nicht erschießen, sondern hängen sollen. ¹²⁸

Am 18. September 1848 hat er sein eigenes Revolutionserlebnis: „... eine Barrikade auf der Brücke und die Schurken bis dicht vor meinem Hause stehend, zielend und schießend auf das Militär in der Fahrgasse, dessen Gegenschüsse das Haus erschütterten: plötzlich Stimmen und Geboller an meiner verschlossenen Stubenthüre: ich, denkend, es sei die souveräne Kanaille, verrammelte die Thür mit der Stange: jetzt geschehn gefährliche Stöße gegen dieselbe: endlich die feine Stimme meiner Magd: „es sind nur einige Oesterreicher!“ Sogleich öffne ich diesen werthen Freunden: 20 blauhosiige Stockböhmern stürzen herein, um aus meinen Fenstern auf die Souveränen zu schießen; befehlen sich aber bald, es gienge vom nächsten Hause besser. Aus dem ersten Stock refognoscirt der Offizier das Pack hinter der Barrikade:

sogleich schicke ich ihm den großen doppelten Operngucker, mit dem Sie einst den Ballon sahn; — — und *ψυχὼν σοφῶν τοῦτ' ἐστὶ φροντιστηρίον!* Aristoph. Nubes.“ (An Frauenstädt, 2. März 1849.¹²⁹) Beim Rückblick auf diese Tage spricht er den zusammenfassenden Wunsch aus: Der Himmel befreie uns von aller Freiheit! Im Sinne dieser Auffassung und zum späteren Aerger der Fortschrittsmänner vom Schlage Gutzkows geschieht es, wenn er in seiner letztwilligen Verfügung vom 26. Juni 1852 zum Universalerben einsetzt: „den in Berlin errichteten Fonds zur Unterstützung der in den Auf- ruhr- und Empörungskämpfen der Jahre 1848 und 1849 für Auf- rechterhaltung und Herstellung der gesetzlichen Ordnung in Deutsch- land invalide gewordenen Preussischen Soldaten, wie auch der Hinter- bliebenen solcher, die in jenen Kämpfen gefallen sind“¹³⁰.

Trotz allem hat, in einem tieferen Sinne, das Jahr 1848 den Geist der Zeit für ihn bereitet. Der Bankrott des Entwicklungsop- tismus hatte die große Sinnlosigkeit des geschichtlichen Denkens und Handelns offenbar gemacht und die Blicke für ein geschichtslos Gültiges geöffnet. Es ist eine Wendung, die sich wiederholt hat und die sich auch in Zukunft wiederholen wird: der Versuch, aus dem ewig blinden Zeitdienst der Geschichte in Bereiche des Ueberzeitlichen zu kommen und zugleich damit das Wissen, daß nicht das Werk sich vor dem Menschen, sondern immer der Mensch sich vor dem Werk zu recht- fertigen hat.

Jaghaft beginnt es: Es kommen Rezensionen der „Varerga“ in einem Modeblatt, den Hamburger „Jahreszeiten“ (17. Dezember 1851), im „Litterarischen Centralblatt“ (10. Januar 1852), in Gutz- kows „Unterhaltungen am häuslichen Herd“ (Nr. 5, Februar 1852), in den „Blättern für litterarische Unterhaltung“ (Nr. 9, März 1852); die Evangelisten, Dorguth und Frauenstädt, treten auch für das neue Werk ein.

Die große Wendung aber kommt von England. Dort arbeitet seit der Rückkehr von seiner Weltreise (1842) in aller Stille der Graf- schäftsrichter und Notar Charles Darwin an der Herausarbeitung seiner Entwicklungsbegriffe, die in der Schopenhauerschen Willens- metaphysik ihre Rechtfertigung erfahren konnten. Dort fügt Thackeray in diesen Jahren Strich um Strich zu seinem großen Gemälde vom „Jahrmarkt der Eitelkeit“ (1848), das sich wie eine großartige Illu- stration zu den Aphorismen zur Lebensweisheit ausnimmt. Es ist, als

ob eine neue Aufnahmebereitschaft Denken und Dichten erfüllte: Am 1. April 1852 bringt John Ogenford in der „Westminster and foreign quarterly Review“ eine große Rezension der Varerga; ein Jahr später läßt er in derselben Zeitschrift einen glänzenden Aufsatz „Iconoclasm in German Philosophy“ — Bildersturm gegen die Gegelei — erscheinen. Ein neugewonnener deutscher Apostel, der Doctor indefatigabilis Ernst Otto Lindner, Schriftleiter an der K. Privilegierten (Bosstischen) Zeitung, bringt im Juni eine Ueberset- zung des Aufsatzes („Deutsche Philosophie im Auslande“), und im Januar des folgenden Jahres eröffnet Frauenstädt einen Band „Briefe über die Schopenhauersche Philosophie“ (Leipzig 1854) mit einer Wiederholung des „Iconoclasm“ in der Uebersetzung Lind- ners. Fast ohne Uebergang ist Schopenhauer aus der Verborgenheit zum Ruhm gelangt. „Der Nil ist bei Kairo angelangt“, pflegt er jetzt zu sagen.

Sogar die deutschen Philosophieprofessoren merken allmählich, was die Stunde geschlagen hat. Fortlages „Genetische Geschichte der Philosophie seit Kant“ (Leipzig 1852) bringt sechzehn Seiten über Schopenhauer. Der Hegelianer Johann Eduard Erdmann referiert im zweiten Teile seiner „Entwicklung der deutschen Speculation seit Kant“ (1853) ausführlich über ihn. Er gibt zugleich eine Biographie, zu der Schopenhauer selbst die Daten geliefert hat. Ludwig Noack macht in seiner „Propädeutik der Philosophie“ (1854) den merkwür- digen Versuch, die Hegelsche Entwicklung des Bewußtseins in eine Entwicklung des Willens umzubiegen, Hegel systematisch in Schopen- hauer umzusetzen. Und selbst in der „Winkel-Boutique“, in J. H. Fichtes „Zeitschrift für Philosophie“, dem „Journal von und für Philosophieprofessoren“, ist mit einemmal in jedem Heft von Scho- penhauer die Rede.

Die Zeichen mehrten sich zusehends. Meyers Lexikon erbittet biogra- phische Notizen. Ein Gymnasiallehrer in Nordhausen, C. K. Rosack, schreibt ein Programm „Beiträge zu einer systematischen Entwicklung der Geometrie aus der Anschauung“ (1852), das auf Schopenhauers Lehren aufbaut. Der Prediger der Deutschkatholischen Gemeinde in Hamburg, Georg Weigelt (1816—1885), hält philosophische Vor- träge, in denen Schopenhauers Lehre und Leistung eine begeisterte Darstellung erfährt. Sie erscheinen unter dem Titel „Zur Geschichte der neueren Philosophie“ (Hamburg 1854) und gehen Schopenhauer

mit einem ehrfürchtigen Schreiben des Verfassers zu. Hier wird der Schopenhauerschen Philosophie das seitdem buchstäblich erfüllte Horoskop gestellt: „Zu deutlich kündigt sich das Ende der spekulativen Akerweise an, die trotz allen Glats nicht weit über die Schule hat hinausdringen können. Wird aber auch wirklich durch den Lärm der Welt eine Zeitlang die Stimme der Philosophie übertönt, so muß deren zukünftige neue Epoche nothwendig mit Ihnen beginnen. Dies ist in jedem Fall so gewiß, als es gewiß ist, daß das Philosophiren an einen Wendepunkt gekommen ist.“¹³¹ Im August desselben Jahres meldet sich der Leipziger Handelslehrer Dr. David Ascher zu Besuch. Er läßt bald darauf eine Schilderung dieser persönlichen Begegnung erscheinen — das erste Interview über Schopenhauer. Im folgenden Jahre bringt er ein „Offenes Sendschreiben an den hochgelehrten Herrn Dr. A. Schopenhauer“ (Leipzig 1855) heraus und rückt damit in die Reihe der aktiven Apostel ein. Auch eine merkwürdige Plagiatsgeschichte gibt es damals: Hermann Helmholtz hält am 25. Februar 1855 einen Vortrag „Ueber das Sehen des Menschen“, in dem er Schopenhauers Lehre von der Intellektualität der Anschauung ausführlich darlegt, ohne ihn zu nennen.

Ein Jahr weiter, und die Philosophische Fakultät der Universität Leipzig schreibt eine „Darlegung und Kritik der Schopenhauerschen Philosophie“ als Preisaufgabe aus. Den Preis erhält der Studiosus der Philosophie Rudolf Seydel für eine Arbeit, die besonders darauf ausgeht, dem Philosophen Widersprüche nachzuweisen; das Akzessit erhält der Stud. jur. Carl G. Bähr für eine vortreffliche Schrift: „Die Schopenhauersche Philosophie in ihren Grundzügen dargestellt und kritisch beleuchtet“ (Dresden 1857). Schopenhauer äußert, die Fakultät habe hier die Rolle der Mutter gespielt, der Hamlet die beiden Bilder vorhält: „Seht hier auf dies Gemälde und auf dies ...“ Der Sommer 1857 bringt bereits die ersten Universitätskollegien über Schopenhauer: In Bonn liest der katholische Professor Knoedt, in Breslau der Privatdozent G. W. Körber über seine Philosophie.

Schon das Jahr 1854 sieht die erste Veröffentlichung in Frankreich, das Jahr 1855 auch die erste Uebersetzung, die Bearbeitung eines Kapitels aus dem „Willen in der Natur“ (Philosophie de la magie). 1858 bringt Schopenhauer nach Italien vor: de Sanctis zieht in einem Dialog „Schopenhauer e Leopardi“ (Rivista contemporanea, Dezember 1858) die Parallele zwischen dem Phi-

losophen und dem italienischen Dichter, den Schopenhauer erst kurz vorher durch Adam von Döbner kennengelernt hat.

Eine der bedeutungsvollsten Auswirkungen seiner Lehre wird ihm kaum mehr bewußt: die ganze „Cotterie schöner Geister“ um Richard Wagner läßt ihn nach Zürich ein. Er lehnt „höflich, freundlich und kurz“ ab. Im Dezember 1854 schickt ihm Richard Wagner den Ring des Nibelungen „auf superbem dickem Papier“ und mit der handschriftlichen Widmung: „Aus Verehrung und Dankbarkeit“, — er füllt das Buch mit bösen Glossen. Und als im Sommer 1855 Franz Arnold Wille nach Frankfurt kommt, gibt ihm Schopenhauer wenig tröstliche Worte mit: „Sagen Sie Ihrem Freunde Wagner in meinem Namen Dank für die Zusendung seiner Nibelungen, allein er solle die Musik an den Nagel hängen, er hat mehr Genie zum Dichter! Ich, Schopenhauer, bleibe Rossini und Mozart treu!“¹³² Wagner selbst kann die Bekanntschaft Schopenhauers nicht mehr machen. Als er im August 1860, wenige Wochen vor Schopenhauers Tod, nach Frankfurt kommt, hält ihn eine besondere Scheu ab, den Meister aufzusuchen. Aber er wird, zwanzig Jahre später, erklären, daß für ein Beschreiten der Wege wahrer Hoffnung nach dem gegenwärtigen Stande der Bildung nichts anderes empfohlen werden könne, als Schopenhauers Philosophie in jeder Hinsicht zur Grundlage aller ferneren geistigen und sittlichen Kultur zu machen. (Bayreuther Blätter, 1880, S. 337.)

In den letzten sechs Jahren seines Lebens ist es Schopenhauer noch vergönnt, an die meisten seiner Werke die letzte Hand zu legen. Bei Suchsland kommt die 2. Auflage der Schrift „Ueber den Willen in der Natur“ heraus, mit einer triumphierenden Vorrede (vom August 1854) ausgestattet. Im selben Jahre folgt die 2. Auflage der Farbenlehre (Vorrede November 1854) bei Hartknoch. Zum erstenmal seit 1818 erhält der Verfasser Honorar: einen französischen Louisd'or für jeden Druckbogen des „Willens in der Natur“, 3 Dukaten für jeden Druckbogen der Farbenschrift. Beide Schriften tun ihre Wirkung, vor allem die Farbenlehre, die nicht nur von Helmholtz in seiner Weise verwertet wird, sondern geradezu den Anstoß zu einer neuen allgemeineren Beschäftigung mit Goethes Farbenlehre gibt.

Im Herbst 1858 endlich erreicht ihn eine Mitteilung von F. A. Brockhaus, daß die 2. Auflage des Hauptwerks vergriffen sei. Schopenhauer nennt in seinem Antwortschreiben die Nachricht „eine sehr

erfreuliche“, jedoch habe er so lange darauf gewartet, daß der Eindruck das Gegenteil der Ueberraschung gewesen sei. Sein Wunsch, noch eine Gesamtausgabe seiner Werke zu erleben, scheitert an den Rechten der übrigen Verleger (Suchsland, Hartknoch, Hayn). So erscheint bei Brockhaus 1859 noch die 3. Auflage der „Welt als Wille und Vorstellung“ (Vorrede September 1859) und schließlich, 1860, die 2. Auflage der „Zwei Grundprobleme der Ethik“ (Vorrede August 1860). „Auf Midas-Urtheil“, sagt er hier bei einem nochmaligen Rückblick auf das Verhalten der Dänischen Akademie, „folgt Midas-Schicksal ... Jetzt kommen die Folgen: die Nemesis ist da; schon rauscht das Schilfrohr! Ich bin, dem vieljährigen, vereinten Widerstande sämtlicher Philosophieprofessoren zum Trotz, endlich durchgedrungen ...!“ Diese Worte sind wenige Wochen vor seinem Tode geschrieben. Es sind die letzten, die er an die Welt gerichtet hat.

Immer neue Anhänger finden sich in diesen letzten sechs Jahren zu den alten: im April 1854 der junge Jurist Wilhelm Gwinner, der spätere Testamentsvollstrecker; im Winter 1854/55 der Maler Jules Luntenschütz, dem wir vier Delgemälde des Philosophen, neben zahlreichen Skizzen, verdanken; im September 1855 der junge Komponist Robert von Hornstein, ein Schüler Wagners; im April 1856 Studiosus C. G. Bähr; im August 1856 Julius Bahnsen, der spätere Begründer der Charakterologie ... Schon ist das Zufällige und Flüchtige der früheren Beziehungen den dauernden und gefestigten Formen einer Schule gewichen. Man weiß voneinander, man schreibt sich, man besucht sich. Vor allem gilt es, die Feder für den Meister zu ergreifen, und nicht minder alles, was über ihn und seine Philosophie veröffentlicht wird, zu seiner Kenntnis zu bringen. Der Meister schärft beide Pflichten oft genug in seinen Briefen ein. Dabei weiß er wohl zu unterscheiden zwischen den aktiven Aposteln, den Evangelisten, die in Druckschriften öffentlich für ihn eintreten, und den bescheidenen Anhängern, die mehr passiv, werbend oder im teilnehmenden Briefwechsel dem Siegeszug der Lehre folgen.

Man muß Schopenhauers Briefe aus der Frühzeit mit den späten Briefen an seine Anhänger und Schüler vergleichen, um sich klar zu machen, wie weit das Persönliche hier ins Werk erhoben ist und in welchem Maße der enge Weg des Menschen hinüberleitet in die breiten Wege seiner Wirkung. Die ursprüngliche Offenheit, die Aufgeschlossenheit dem äußeren Leben gegenüber, die Empfänglichkeit für

Menschen, Werke, Landschaften, all das ist zurückgetreten. Diese späten Briefe haben eine Strenge und Zugeknöpftigkeit besonderer Art, sie bedienen sich, gleichgültig an wen sie gehen, bestimmter, einmal gefundener Prägungen, sie sind von allen oberflächlichen Beziehungen gelöst und auf das beschränkt, was für den Briefschreiber und seine Arbeit wesentlich erscheint. Hier redet nicht der Mensch, der ebenso geben wie empfangen kann, hier ist die Haltung des Lehrers und Meisters gegenüber seinen Schülern, und alle Worte kreisen um das Werk. Unter solchem Gesichtspunkt muß man es verstehen, wenn Arthur Schopenhauer nach den vielfachen Anzeichen seiner Wirkung mit einem Eifer Ausschau hält, der manchmal an das Kindliche grenzt. In letzter Instanz steht nie der Ruhm der eigenen Person in Frage, sondern der Sieg der Sache, eben jener Sache, hinter der jahrzehntelang alle Wünsche, Hoffnungen und Ziele seiner Person zurückgetreten sind und deren Sieg der Sieg der Wahrheit ist.

Gelassen sieht er zu, wie das Gewimmel der Zweifüßer sich um ihn bemüht, und gern verzeichnet er das Heitere und Sonderbare, das auf dem aufsteigenden Weg zum Ruhm an ihn herangetragen wird. Man hat ihn den verstorbenen Schopenhauer genannt und ihn zu einem Zeitgenossen des Helvetius gemacht. Sätze von anderen werden ihm zugeschrieben und umgekehrt seine Worte anderen. Da bestellt ein stiller Anhänger, August Kilzer, die erste Auflage des Hauptwerks wegen der weggelassenen Stellen; da stößt man eine Inschrift auf, die er 1813 in die Fensterscheibe seines Zimmers in Rudolstadt eingeritzt hat. Studenten kommen und bringen ihr Stammbuch; eine Gesellschaft junger Maler, von einem Heidelberger Studenten infiziert, hält abends Vorträge und Disputationen über seine Philosophie ab. Rosenkranz nennt ihn scherzhaft den neuermählten Kaiser der Philosophie in Frankfurt am Main („Zur Charakteristik Schopenhauers“, 1854) — und Schopenhauer läßt sich den Spaß behagen: „Habe soeben die Kaiserliche Thronrede (in Form einer Vorrede) corrigirt und ratificirt. Majestät sind halt ungnädig, weil man denselben auf höchst dero Nase spielen wollen.“ (An Frauenstädt, 11. September 1854.) Ein reicher Gutsbesitzer, C. F. Wiefike, kauft das erste Porträt Schopenhauers und sagt dem Maler (Luntenschütz), „er wolle für dieses Bild ein eigenes Haus bauen, darin es hängen soll! — Das wäre dann die erste mir errichtete Kapelle. Recitativo: Ja, ja! Sarastro herrscht hier!“ (An Frauenstädt, 17. August 1855¹³³.) Unter seinen Vereh-

ren sind preussische Offiziere, ein schlesisches Fräulein, das ihm ein Gedicht „Der Fremdling im Vaterlande“ widmet, ein Pastor, der ihm huldigende Epigramme schickt, ein Stellmacher aus Hameln, der um Ratschläge für seine Lektüre ersucht, ein Herr de Wilde, der, 85 Jahre alt, mit Schopenhauers Namen auf der Zunge stirbt, ein durchreisender Schwede, ein holländischer Botaniker, ein Herr in Böhmen, der Schopenhauers Bildnis alle Tage frisch bekränzt, zwei Kadetten der Militärerziehungsanstalt zu Weißkirchen, die heimlich und nächtlich seine Schriften lesen ... Tischgäste und Besucher plagten ihn mit ihrer Neugier, man schickt ihm Manuskripte zu, sein Bild, seine Tischgespräche finden den Weg in Zeitungen, in Romanen wird seine Lehre ausgeschlachtet, alte und neue Anekdoten knüpfen sich an seinen Namen, Klatsch aller Art wird herumgetragen ... Alles dies ist Ruhm. Und so rührend mancher dieser Züge anmutet, Schopenhauer weiß, was im ganzen davon zu halten ist.

Im Mai 1857 sucht Friedrich Hebbel Schopenhauer auf. Er sagt ihm, daß er zu dem weiten Umweg über Frankfurt nur bewogen sei, um den großen Genius von Angesicht zu begrüßen, „welcher eben jetzt den zwar späten, aber desto glanzvolleren Sonnenaufgang seines Ruhmes erleben darf“, und Schopenhauer erwidert:

„Mit meinem Ruhm ist das ein eigen Ding. Als dramatischer Dichter besuchen Sie gewiß oft das Theater. Da wird es vielleicht auch in Ihrer Gegenwart einmal vorgekommen sein, daß der Lampenputzer noch nicht ganz fertig war mit dem Anzünden der Nodiumlichter, als schon der Vorhang in die Höhe ging. Unter lautem Gelächter und Geßatsche des verehrungswürdigen Publici raffte sich dann der überraschte Aufklärungsbesorger in komischer Hast auf, um so schnell als möglich hinter den Coulissen zu verschwinden. Sehn Sie — gerade so bin ich auf der Bühne für tragische Vorfälle, welche man die Welt nennt, in zufälliger Verspätung noch anwesend, während die Komödie meines Ruhmes aufgeführt wird.“¹³⁴

Gleichmaß des Tages

Sechzehn Jahre lang, vom 1. März 1843 bis zum 1. Juli 1859, hat Schopenhauer seine berühmt gewordene Wohnung an der Schönen Aussicht Nr. 17 inne. Erst im letzten Jahre seines Lebens veran-

laßt ihn ein Zwist mit seinem Hausherrn (es geht um Hunde!), noch einmal umzuziehen, in das nebenanliegende Haus Nr. 16.

Von seinem Fenster aus sieht er rechts auf die Sachsenhäuser Brücke und auf die graue Masse des Deutschherrenhauses am jenseitigen Mainufer. Er freut sich, dem geistverwandten Verfasser der „Deutschen Theologie“, der vermutlich als Kustos dort gewohnt, über ein halbes Jahrtausend hinweg die Hand reichen zu können. Manchesmal wandert er hinüber zu dem Maler Luntenschütz, der „in jenen heiligen Hallen“ sein Atelier aufgeschlagen hat, er durchsucht jeden Winkel und besichtigt jeden Stein, „um vielleicht noch eine Erinnerung, ein Epitaph oder sonst irgend welche Spur seines Vorgängers zu finden — doch vergeblich“.

Die Wohnung Schopenhauers liegt im Erdgeschoß. Zu beiden Seiten des Hausflurs je ein zweifenstriges Zimmer: rechts das Bibliothekszimmer, links der Wohnraum, an den rückwärts ein zum Schlafzimmer führender Kloben grenzt. Im Wohnraum steht an der Wand gegenüber der Eingangstür ein altes mit Leder bezogenes Sofa im Louis-Philippe-Stil um 1840. Darüber hängt ein kleines Bild Goethes. „Sechzehn Hundekupferstiche“ von Ribinger, Woollett und andern sind an der Wand verteilt. Vor dem Sofa steht ein klassisch-antiker runder Tisch. In der innersten Zimmerecke glänzt auf einer Marmorkonsole eine vergoldete tibetanische Buddhastatue, „völlig ächt und ganz orthodox dargestellt“, eine Errungenschaft, die Schopenhauer dem Geheimrat Eduard Grüger, einem Tischgenossen aus der Mitte der fünfziger Jahre, verdankt. Die Wand gegenüber dem Sofa zeigt einige Daguerreotypen Schopenhauers, ein Pastellbild seiner Mutter, Kupferstichporträts von Shakespeare und Cartesius, sowie auf einem und demselben Blatte Kant und Matthias Claudius. In der Ecke nahe dem Ofen steht auf einem Postament die Gipsbüste Wielands. Links über der Tür der Gipsabdruck eines Hundekopfes mit langen, herabhängenden Ohren, das Abbild des toten weißen Pudels, der im Herbst 1849 gestorben ist und nun einen braunen Nachfolger gefunden hat. Unfern des einen Fensters hat ein hoher Schreibsekretär seinen Platz, vom Pult blickt die Hagemannsche Kantbüste herab, die Frauensität im September 1851 „für den wahren und ächten Thronfolger Kants“ besorgt hat. Am andern Fenster, dem Sekretär gegenüber, steht ein viereckiger, mit Wachstuch überzogener Tisch, daneben ruht der Pudel auf einem schwarzen Bärenfell. Er führt ne-

ben seinem profanen Namen den Titel Alma (d. h. Selbst). Zwischen den Fenstern ist ein Pfeilerschränken mit Spiegel angebracht. Einige Stühle vervollständigen die „puritanisch einfache“ Einrichtung.

Jenseits des Hausflurs liegt die Bibliothek. Hier ist Schopenhauer unter seinesgleichen, im Kreise der verwandten Geister. Hier findet er im Umgang mit den Großen der Vergangenheit die ebenbürtige Gemeinschaft, die ihm die Gegenwart schuldig bleibt.

Schon unter seinen frühesten Aufzeichnungen im *εἰς ἑαυτὸν* findet sich die Stelle: „Da mir die Menschen, mit denen ich lebe, nichts seyn können, so sind die Denkmäler, die zurückgelassenen Gedanken der mir ähnlichen Wesen, die einst wie ich unter jenen sich herumgestoßen, mein größter Genuß im Leben. Ihr tochter Buchstabe spricht mich vertrauter an, als das lebendige Daseyn der Zweifler. Ist doch dem Ausgewanderten ein Brief aus der Heimath mehr, als das Gespräch der ihn umgebenden Fremden! Spricht doch den Reisenden auf menschenleeren Inseln die Spur der früher Dagewesenen vertrauter an, als alle Affen und Kakabus auf den Bäumen!“ Und in einem etwa gleichzeitigen Briefe an Dsann (vom 20. April 1822) heißt es: „Was mir allein schwer fällt zu verlassen, ist meine eigene und die öffentliche Bibliothek. Ohne Bücher auf der Welt, wäre ich längst verzweifelt ...“¹³⁵ Das Verzeichnis seiner hinterlassenen Bibliothek umfaßt 1375 Werke und Sammelbände¹³⁶ — Ergebnis der strengen Auswahl von Jahrzehnten. Seit der Jugendzeit sind die alten Klassiker sein vertrauter Umgang gewesen. Zu Platon, später auch zu Aristoteles, kehrt er immer wieder zurück. Die Pandectae und der erste Teil der Spicilegia sind größtenteils mit Auszügen aus Aristoteles angefüllt, und diesen Philosophen liest er noch in den letzten Jahren seines Lebens wiederholt vollständig durch. Sein lateinischer Lieblingsautor ist Horaz, daneben Seneca, der nach Versicherung kundiger Philologen für sein eigenes Latein stilbildend gewesen ist. Neben den Klassikern stehen die großen Dichter der neueren Zeit: Shakespeare und Goethe, in zweiter Linie Calderon und Lord Byron, dazu die Lyriker: Petrarca, Burns und Bürger, und die vier großen Romane der Weltliteratur: Don Quijote, Tristram Shandy, Die neue Heloise und Wilhelm Meister. Verwandte Denker aller Zeiten machen seine eigentliche philosophische Gesellschaft aus: neben Platon und Kant, den großen Meistern und Vorbildern: Machiavelli, Giordano Bruno, Malebranche, Bacon, Hobbes, weiter die Vertreter der Aufklärung: Voltaire, Helvetius,

Rousseau und Hume, — „daß Sie den Helvetius gelesen haben“, schreibt er einmal an Frauenstädt, „wird Ihnen der liebe Gott vergelten: er liest selbst oft im Helvetius.“¹³⁷ Und dann reihen sich die großen Moralisten und Psychologen neuerer Zeit an: sein „Favoritautor“ Gracian, Montaigne, La Rochefoucauld, La Bruyère, Chamfort, Shaftesbury, Shenstone, Bauwenargues und später Leopardi. Unter deutschen Geistern verwandter Art schätzt er besonders Lichtenberg als Muster eines Selbstdenkens. Und endlich, als Gegenströmung, die führenden Geister der Mystik: Johannes Tauler, den Verfasser der „Deutschen Theologie“, Jakob Böhme, Madame de la Mothe-Guyon, später Angelus Silesius, der zuerst 1832 in den Manuskriptbüchern erscheint, und Meister Eckhart, den er 1857 durch die Pfeiffersche Ausgabe genauer kennenlernt. Die Schriften morgenländischer Weisheit reihen sich an: vor allem sein eigentliches Andachtsbuch, der Dupnechat.

Er liest viel, aber langsam und mit strenger Auswahl. Er weiß auf dem unübersehbaren Felde des Schrifttums mit seiner Spürkraft das Gute und ihm Gemäße auszufinden, das Fremdartige fernzuhalten. Des Lesens schlechter und mittelmäßiger Bücher enthält er sich aufs strengste. Während des Lesens streicht er wichtige Stellen an, fügt seine Randglossen bei und findet schließlich den eigentlichen Lesegenuß darin, die Quintessenz eines Buches bei der kursorischen zweiten Durchsicht für sich abzugiehen. In vielen Fällen wird die Lektüre zu einem rechten Zwiegespräch zwischen ihm und dem Verfasser. Er führt es stets in dessen Sprache. Er zollt Beifall, wenn er mit ihm übereinstimmt, er widerspricht in heftigen Randbemerkungen, und er hat beißenden Hohn zur Verfügung, wenn das Gelesene ihm mißfällt. Auch in Büchern, in denen er keine Randbemerkungen beischreibt, sondern nur einzelne Stellen anstreicht, spürt man die mitgehende Energie seines Geistes in den kräftig gezogenen, breiten Bleistiftstrichen der Zustimmung, den ausladenden Haken der Mißbilligung und des Widerspruches. Es gibt vielleicht keinen Fall in der Weltliteratur, in dem ein Schriftsteller von ähnlicher Bedeutung seine gesamte umfangreiche Bibliothek so sehr zu einem Archiv seiner Bekenntnisse ausgestaltet hat wie Schopenhauer.

Ein besonderer Teil seiner Lektüre, dem er fast täglich einige Augenblicke widmet, gilt paränetischen, charakterbildenden Zwecken. Schriftstücke, an denen er sich immer wieder erbaut, sind die 105.

Epistel des Seneca, der Anfang von Hobbes' „De cive“, Machiavellis „Principe“, die Rede des Polonius an Laertes im Hamlet und einzelne Maximen Gracians, der französischen Moralisten, Shaftesbories und Klingsers. Gewisse Leitsätze hält er, zur dauernden Vergewöhnung bei den wechselnden Vorkommnissen des Tages, auf den Umschlägen seiner Brieffaschen fest: Lebensregeln für den großen Kampf der Entfagung und des geistigen Kampfes und zugleich Abwandlungen seines Daseinsmotivs, das aus den Klängen von Einsamkeit, Schweigen, Mißtrauen und Menschenverachtung gebildet ist. Zwei solcher Brieffaschen (aus den Jahren 1829 und 1830/31) sind bisher bekanntgeworden.¹³⁸ Sie stimmen großenteils in der Auswahl der Zitate überein. Da findet sich etwa das Wort aus Machiavellis Principe: „Nel mondo non c'è se non volgo“ oder die arabisches Maxime: „Was dein Feind nicht wissen soll, das sage deinem Freunde nicht“, oder der Ausspruch des Epicharmos: *Nāpe καὶ μέμνασ' ἀπιστεῖν* (Sei nüchtern und vergiß nicht das Mißtrauen) und andere.

Seine Lebensweise ist nach den genauen Grundsätzen geregelt, die er selbst in seiner Eudämonologie ausgesprochen hat. An dem, was er einmal als zweckmäßig erkannt hat, hält er mit unverbrüchlicher Strenge fest. Oberste Regel ist der Satz: „Nicht dem Vergnügen, sondern der Schmerzlosigkeit geht der Vernünftige nach“, — entsprechend der Grundthese von der Negativität alles Glückes und der Positivität des Schmerzes. Demgemäß ist er vor Allem auf Erhaltung der Gesundheit bedacht. Die Gesundheit, so meint er, überwiege alle äußern Güter so sehr, daß ein gesunder Bettler glücklicher zu schätzen sei als ein kranker König. Neun Zehntel des Glückes beruhen allein auf der Gesundheit; mit ihr werde alles eine Quelle des Genusses, ohne sie aber sei kein äußeres Gut, welcher Art es auch sei¹³⁹, genießbar, und selbst die innern Güter, die Eigenschaften des Geistes, Gemütes, Temperaments würden durch Kränklichkeit herabgestimmt und verkümmert. Die Gesundheit aufzuopfern für Erwerb, Beförderung, Gelehrsamkeit, Ruhm, Wollust, oder was es auch sei, hält er für die größte Torheit.

Nach solchen Grundsätzen wählt er die Mittel zur Erhaltung und Befestigung der Gesundheit. Seine physiologischen Kenntnisse setzen ihn instand, diese Mittel richtig zu erkennen. Tägliche Bewegung in frischer Luft hält er für unumgänglich, zumal bei sitzender Lebenswei-

se. Das Leben, so meint er, bestehe in der Bewegung. Im ganzen Innern des Organismus herrsche rasche, unaufhörliche Bewegung. Wenn aber die äußere Bewegung fehle, wie es bei sitzender Lebensweise der Fall sei, so entstehe ein arges Mißverhältnis zwischen außen und innen. Nächste der Bewegung sei die Abhärtung des Körpers wichtig. Solange man gesund ist, so rät er, härte man sich dadurch ab, daß man den Körper durch auferlegte Anstrengung und Beschwerden gewöhne, widrigen Einflüssen jeder Art zu widerstehen. Sobald hingegen ein krankhafter Zustand sich kundgibt, ergreife man sogleich das entgegengesetzte Verfahren, pflege und schone den kranken Leib, oder den kranken Teil; denn das Leidende und Geschwächte sei keiner Abhärtung fähig. Der Muskel werde durch starken Gebrauch gestärkt, der Nerv hingegen dadurch geschwächt; man solle also die Muskeln durch angemessene Anstrengung üben, die Nerven dagegen vor zu großer Anstrengung hüten, also die Augen vor allzu hellem Licht, vor starker Beanspruchung in der Dämmerung oder durch anhaltendes Betrachten kleiner Gegenstände, die Ohren vor zu lautem Geräusch, vorzüglich aber das Gehirn vor gezwungener, anhaltender oder unzeitiger Tätigkeit.

Nach solchen Grundsätzen läuft das strenge Gleichmaß seines Tages ab. Er steht Sommers und Winters zwischen 7 und 8 Uhr auf, wäscht sich mit einem riesigen Schwamm den ganzen Oberkörper und taucht die Augen mehrmals offen ins Wasser, was er zur Stärkung des Sehnervs für ersprießlich hält. Bis ins vorgerückte Mannesalter trägt er, wenn auch nicht ständig, eine Brille; später begnügt er sich mit einer Lorgnette. Im Tragen des Monokels erblickt er „einen speziellen Beleg der Verkehrtheit der Zweifüßer“. Seine Dienerin hat die Weisung, sich am Morgen gar nicht blicken zu lassen. Den Kaffee bereitet er sich selbst.

Er hält große Stücke darauf, seine Gedanken in den Frühstunden, wenn das Gehirn einem frisch gestimmten Instrument gleiche, vollkommen gesammelt zu erhalten. Der Morgen ist denn auch seine eigentliche Arbeitszeit. „Daß ich so langsam arbeite“, schreibt er einmal an Brockhaus (8. August 1858), „kommt daher, daß ich, seit 25 Jahren, die unverbrüchliche Maxime habe, direkt für den Druck nicht anders, als die ersten 2 Morgenstunden hindurch zu schreiben; weil nur dann der Kopf Alles ist, was er seyn kann. Die übrigen Stunden sind brauchbar zum Nachschlagen und Lesen angezogener Stellen.“¹⁴⁰

Nach 11 Uhr nimmt er, in späteren Jahren, Besuche an. Da er im Flusse des Gesprächs die Stunde leicht vergißt, erscheint gegen Mittag die Haushälterin und gibt das Zeichen zum Aufbruch. Vor dem Ankleiden zum Mittagessen bläst er in der Regel noch eine halbe Stunde Flöte. Er besitzt alle Opern Rossinis, für die Flöte eingerichtet, und spielt sie von Jahr zu Jahr einmal durch. Niemand darf ihm zuhören, nur bei dem Flötenvirtuosen Drouet macht er einmal eine Ausnahme. Nach dem Spiele rasiert er sich selbst und geht um 1 Uhr, stets im Frack mit weißer Binde, zu Tisch.

Nach dem Essen kehrt er sofort wieder nach Hause zurück, ruht eine Stunde, greift wohl auch zu einer leichten Lektüre und trinkt seinen Kaffee.

Am Nachmittag tritt er in Begleitung seines Pudels den Spaziergang an, der ihn anderthalb bis zwei Stunden in die Umgebung Frankfurts führt. Er wählt einsame Feldwege, nur bei schlechtem Wetter bleibt er in den Anlagen am Rande der Stadt. Wenn es die Jahreszeit irgend erlaubt, nimmt er ein Bad im Main.

Sein Schritt ist voll jugendlicher Spannkraft und Raschheit, sein Körper in beständiger Aktion. Von Zeit zu Zeit stößt er mit seinem Stock, einem kurzen dicken Bambusrohr, heftig auf den Boden. Vor der Stadt raucht er eine Zigarre, aber immer nur zur Hälfte, da er den feuchten Rest für schädlich hält. Zuweilen macht er halt, blickt sich um und eilt dann, einige unartikulierte Laute ausstoßend, weiter. Er sieht nicht nach rechts und links. Grüße erwidert er, ohne darauf zu sehen, wer ihn grüßt; vor Leuten, die ihm gänzlich fremd sind, zieht er den Hut am tiefsten, nach der von ihm selbst formulierten Maxime: Give the world its due in bows! An Stellen, wo die Landschaft eine schöne Aussicht bietet, bleibt er eine Weile in Betrachtung stehen. Und wenn die Sonne an Wintertagen hinter dem Horizont versinkt, hält er inne, nimmt den Hut ab und blickt lange in das untergehende Tagesgestirn. Er liebt die „durchgängige Wahrheit und Konsequenz“ der Natur, die ihn den „Winkeltügen“ der menschlichen Gesellschaft gegenüber wahrhaft anspricht.

Gegen 6 Uhr kehrt er nach Hause zurück, ruht eine Weile, Atma erhält sein Futter. Vor der Abendmahlzeit besucht er noch das Kasino oder die Lesegesellschaft des Bürgervereins, um die Zeitungen zu lesen. In früheren Jahren verbringt er die meisten Winterabende im Konzert oder Theater. Später, da sein abnehmendes Gehör diese Genüsse all-

mählich verkümmert, beschränkt er sich auf einzelne Symphonien, Oratorien und klassische Opern.

Zwischen 8 und 9 Uhr speist er zur Nacht im Englischen Hof. Er nimmt eine kalte Fleischspeise und eine halbe Flasche Angelseimer. Bier ist ihm zuwider. „Kant“, schreibt er einmal an Frauenstädt, „haßte das Bier, trank nie welches.“¹⁴¹ Mit fremden Tischgenossen kommt er nicht leicht in ein Gespräch, ja er rügt es als Verletzung der guten Sitte, wenn ein Unbekannter sich neben ihn setzt, während Platz genug an der Tafel ist. So sitzt er manchemal allein über den neuesten Nachrichten der Frankfurter „Postzeitung“, dem steinernen Gaste im „Don Juan“ gleich. Gelegentlich mag es geschehen, daß ein verkappter Philosophieprofessor seinetwegen in den Gasthof geschlichen kommt, ihn gern zu einem Gespräch bewegen möchte, aber, von Furcht zurückgehalten, ihn nur von weitem anzusehen magt:

O Gast von Marmelsteine,
Wir zittern die Gebeine.

In Gesellschaft aber, die nach seiner Art ist, kann er den ganzen Reichtum seines Geistes und eine bezwingende Unterhaltungsgabe entfalten. Hier an der Tafel des Englischen Hofes ist er schon bekannt, als sein Name noch ganz unbekannt ist. Hier sucht man sich ihm zu nähern, als sein Ruhm die Welt durchweilt. Hier sieht ihn zuerst sein Biograph und Testamentsvollstrecker, wie er einem Tischgenossen den Satz von der Identität und dem Widerspruch erläutert, mit einem Mienenspiele, „als spräch“ er mit seiner Geliebten von der Liebe.“¹⁴² Ein französischer Besucher, Graf Alexandre Foucher de Careil, der ihn 1859 aufsucht, hat den Eindruck seines Gesprächs in lebendiger Schilderung festgehalten:

„Sein klares blaues, lebhaftes Auge, seine dünne Lippe, die ein feines sarkastisches Lächeln umspielte, seine große, von zwei weißen Haarlocken eingerahmte Stirn drückten der von Geist und Bosheit sprühenden Physiognomie das Siegel des Adels und der Bornehmheit auf. Seine Kleider, seine Spitzenträufel, seine weiße Halsbinde erinnerten an einen Greis aus dem Ende des Zeitalters Ludwigs XV.; seine Manieren waren die eines Mannes aus guter Gesellschaft ... Seine lebhaften Bewegungen wurden in der Konversation oft außerordentlich heftig. Er haßte eitle Wortgefechte, dafür mußte er um so mehr den Reiz eines gründlichen und geistvollen Gesprächs zu würdigen. Er beherrschte und sprach mit gleicher Fertigkeit vier Sprachen: das Französische, Englische, Deutsche, Italienische und so ziemlich auch das Spanische. Wenn er sprach, verbrämte er den etwas rauhen deutschen Canevas mit seinen glänzenden lateinischen, griechischen, französischen, englischen und italienischen Arabesken. Schwung, Knappheit und witzige

Einfälle, Zitate, Reichtum und Sorgfalt in den Einzelheiten ließen die Stunden im Fluge dahingleiten; der kleine Kreis seiner Freunde lauschte ihm manchmal bis Mitternacht, ohne daß einen Augenblick sich Müdigkeit bemerkbar machte oder das Feuer seines Blickes erlosch. Seine ausdrucksvollen Worte fesselten die Zuhörer, sie malten und analysierten zugleich; ein Hauch von Empfindsamkeit vermehrte noch das Feuer seiner Verehrtheit, die jeden Gegenstand mit gleicher Klarheit und Genauigkeit behandelte. Ein Deutscher, der viel in Abyssinien gereist war [der Naturforscher Eduard Rüppell], war ganz erstaunt, als ihm Schopenhauer eines Tages die verschiedenen Arten der Krokodile und ihre Gewohnheiten so genau schilderte, daß er glaubte, es mit einem alten Reisegefährten zu tun zu haben. Glücklicherweise, denen es vergönnt war, diesen letzten Causseur aus dem Zeitalter des 18. Jahrhunderts zu hören! Er war in dieser Hinsicht ein Zeitgenosse Voltaires und Diderots, Helvetius' und Chamforts.¹⁴³

Nach der Rückkehr raucht er zu Hause eine Pfeife, und zwar aus einem fünf Fuß langem Weichselrohr, um den Dampf gehörig abzukühlen. Vor dem Schlafengehen schlägt er noch das Buch auf, von dem er gesagt hat, daß es ihn noch in seiner Todesstunde trösten würde, den Dupnekhut. Er schläft Sommers und Winters kalt, unter einer leichten Decke. Wie er sich unter Tags wohl hütet, das Gehirn zur Anstrengung zu zwingen, wenn die Lebenskraft schon anderweitig, während der Verdauung oder bedeutender Muskelanstrengung, in Anspruch genommen war, so begehrt er auch nicht die Torheit, sich den Schlaf durch Nacharbeit zu entziehen. Denn er legt großen Wert auf tiefen und festen Schlaf: „Alle die Tage, deren vorübergegangene Nacht ich nicht recht ausgeschlafen, sind aus meinem Leben zu streichen; denn da war ich nicht Ich.“¹⁴⁴

Ende

Eine stille Heiterkeit liegt über seinen letzten Lebensjahren. Die Last des Daseins scheint von ihm genommen, die Gewalt der Leidenschaften ist erloschen. Er ist zugänglicher und mitteilbarer als früher.

Der 70. Geburtstag wird ein bescheidenes Fest der Anhänger und Freunde. Den Tisch der Gaben krönt, von Wiesfle geschickt, ein mächtiger silberner Pokal, darauf Schopenhauers Name „und ein hoher Spruch zum Lobe der Wahrheit und ihrer Kraft“.¹⁴⁵ Eines der Glückwunschschreiben kommt, nach 26jährigem Schweigen, von Ca-

roline Medon. Ein paar Briefe hin und her, in gemessenen Abständen, lassen die alte Beziehung freundlich ausklingen.

In Ruhe gibt er den Dingen seiner Umwelt die letzte Ordnung. Kurz vor dem 71. Geburtstag, am 4. Februar 1859, fügt er seinem Testament einen Codicillus an, der seinen letzten Willen enthält. Sein Universalerbe bleibt der Fonds zur Unterstützung der in den Aufrechterhaltung und Herstellung der gesetzlichen Ordnung in Deutschland invalide gewordenen preussischen Soldaten, wie auch der Hinterbliebenen solcher, die in jenen Kämpfen gefallen sind. Mit größeren Legaten bedenkt er Caroline Medon und seine verarmten Danziger Verwandten. Dem Erzevangelisten Julius Frauenstädt übereignet er seine wissenschaftlichen Manuskripte, die mit Papier durchschossenen Exemplare seiner Werke, die Werke Kants aus seiner Bibliothek, Kants Büste, das Verlagsrecht zu allen ferneren Auflagen aller seiner Werke und seine goldene Brustnadel mit einem Smaragd. Seinem Testamentsvollstrecker, Dr. Wilhelm Gwinner, vermachte er seine Bibliothek; der Frankfurter Stadtbibliothek bestimmte, ihn darstellende Daguerreotypen; seinem jungen Freunde E. G. Bähr seine goldene Uhr; die dazu gehörende Kette mit Schlüssel und zwei Petschaften von Gold dem Dr. indefatigabilis E. D. Lindner zu Berlin; seine goldene Brille mit Bronzefutteral dem Dr. David Usher in Leipzig; endlich dem Maler Luntenschütz in Frankfurt a. M. die elfenbeinerne Büste seines Urgroßvaters und das Porträt seiner Mutter in Pastell. Seine Haushälterin wird anerkennend und freigebig bedacht, auch für die Verpflegung seines Pudels setzt er ein kleines Kapital aus.

In einfachen menschlichen Begegnungen kehrt sein Leben noch einmal zu den Anfängen zurück. Im Oktober 1859 kommt die junge Bildhauerin Elisabeth Rey nach Frankfurt, um seine Büste zu machen. Sie arbeitet fast vier Wochen lang, in einem abgesonderten Zimmer seiner neuen, größeren Wohnung. „Vielleicht ist Ihnen die Bildhauerin Rey bekannt, wo nicht, so verlieren Sie viel: ich habe nicht geglaubt, daß es ein so liebenswürdiges Mädchen geben könnte.“ (An Lindner, 21. November 1859.) Sie „ließ sich Mittagessen aus der Restauration, über mir im Hause, holen, und kam Nachmittags bei mir Kaffee trinken, wenn ich heim kam. Hat mich auch ein Paar Mal auf meinem Spaziergang am Main, über Stock und Stein, begleitet. Wir harmonierten wundervoll. Die Büste ist 14 Tage lang ausgestellt

gewesen und von Allen höchst ähnlich befunden worden ...“ (An Adam von Döf, 1. März 1860.)¹⁴⁶ Es ist wie der späte Abglang einer Gemeinsamkeit, die er früher manchemal gewünscht und die nicht gefunden zu haben er sich schließlich doch zum Glück rechnen mußte.

Wie die Frau, so tritt auch das Kind abschließend in sein Leben. Eine alte Dame, Lucia Franz (geb. Schneider), hat noch in unserem Jahrhundert Erinnerungen an die Zeit niedergelegt, da sie als kleines Mädchen Schopenhauer gesehen. Wir finden den immer ein wenig gefürchteten, aber noch mehr geliebten Philosophen bei Pudelkunststücken und heiterem Mollitia mit den Kindern des Hauses, das Bild eines Tier- und Kinderfreundes, das recht wenig zu dem gängigen Herrbild des misanthropischen Pessimisten passen will.¹⁴⁷

Im letzten Lebensjahre stellt sich auch die Jugendfreundin, Ottilie von Goethe, noch einmal mit einem Briefe ein. Sie wünscht ihm Glück, daß er das Ziel, das er vor fünfzig Jahren sich unter ihren Augen gesteckt, nämlich „der Philosoph des 19. Jahrhunderts zu werden“, erreicht habe — „wie selten gelingt das, wie Viele bleiben auf dem Wege zurück, den sie durchlaufen wollten, wie Viele geben auf oder wechseln ihre Absicht.“ — „O Ottilie“, schreibt er zurück (am 27. April 1860), „wir werden alt und rücken zusammen! Rechts und links ist Alles weggestorben, zumal mir, der ich 10 J. älter bin. Wir leben mehr und mehr in der Erinnerung. An Ihnen habe ich noch Eines von den höchst Wenigen, die mich jung gekannt haben, und dazu kommt, daß Sie mich nicht aus den Augen verloren haben, jetzt bezeugen, daß ich von Jugend auf nach Dem gestrebt habe, was mir jetzt geworden, und sehr schön bemerken, wie Viel das auf sich habe und so höchst Wenigen zu Theil werde. Dies aber kommt, denke ich, daher, daß vernünftige Ueberlegungen und fester Wille dazu nicht ausreicht: sondern bei Solchen, wie ich, ist es ein instinktiver Trieb, ja, ein dämonischer Zug, der sie leitet und auf der Bahn erhält, — unbekümmert um alles Andere.“¹⁴⁸

In solchen Äußerungen lebt die tiefe Genugtuung über den endlichen Sieg des Echten und Wahren, dem er gelebt. Noch einmal fügt er dem klassisch kurzen Vorwort zur dritten Auflage des Hauptwerks die Zeilen des Petrarca ein: „Si quis, toto die currens, pervenit ad vesperam, satis est“, und er fügt hinzu: „Bin ich zuletzt doch auch angelangt und habe die Befriedigung, am Ende meiner Laufbahn

den Anfang meiner Wirksamkeit zu sehn, unter der Hoffnung, daß sie, einer alten Regel gemäß, in dem Verhältnis lange dauern wird, als sie spät angefangen hat —.“ Seine schönsten Abschiedsworte aber stehen in dem (ungedruckten) Entwurf dieser Vorrede, in seinem letzten Manuskriptbuch „Senilia“, wo auf den Satz „meines geliebten“ Petrarca ein paar Zeilen über das eigene Schicksal folgen:

„Nun wohl, jetzt ist es ja überstanden, das Abendroth meines Lebens wird das Morgenroth meines Ruhmes, und ich sage in Shakespeares Worten:

Good morrow, masters, put your torches out;
The wolves have prey'd, and look, the gentle day,
Before the wheels of Phoebus, round about
Dapples the drowsy east with spots of grey.

Ihr Herren, guten Morgen, löscht die Fackeln aus!
Der Wölfe Raubzug ist gewesen; seht den milden Tag.
Vor Phöbus Wagen schreitet er einher,
Den noch schlaftrunkenen Ost mit Grau besprenkelnd.“¹⁴⁹

Seinen 72. Geburtstag begeht er noch in ungestörter Frische. „Glauben Sie mir“, schreibt er damals an von Döf, „und gehen Sie täglich 2 Stunden allein und rasch spazieren; das wird helfen, mehr als alle Bäder, und kostet nichts. Ohne meine Promenaden wäre ich nicht mit 72 Jahren so vollkommen gesund und rüstig wie ich bin ...“ Die letzten Jahrzehnte haben ihm keine ernsthafte Krankheit gebracht: eine Unterleibserkältung im September 1852 — „mußte einsitzen ... heute lache darüber und gehe aus“ —, im November 1854 einen „Rheumatismus am Fuß“, der durch Branntwein mit Salz kuriert wird, nichts weiter. „Ich glaube, ich werde uralte“, pflegt er zu sagen, „dafür bürgt mir mein Appetit und mein Schlaf.“¹⁵⁰

Da wird er, an einem der letzten Apriltage 1860, auf dem Heimwege vom Mittagstisch, von Atemnot und Herzklopfen befallen, so daß er stehenbleiben muß. Diese Erscheinungen, deren Grund er in Blähungen zu finden glaubt, wiederholen sich häufiger den Sommer über und zwingen ihn zuweilen, auf offener Straße anzuhalten. Er kann sich nicht an das langsamere Gehen gewöhnen und kürzt lieber seine Spaziergänge ab. Der Arzt, den er zu Rate zieht, findet keine organische Veränderung. In der ersten Hälfte des August trifft ihn morgens nach dem Aufstehen ein Erstickenfalls. Der Arzt emp-

fehlt schmalere Kost. Schopenhauer verbringt den Monat in gewohnter Weise und nimmt wie sonst seine kalten Bäder im Main.

Zu Anfang September wiederholt sich der Erstickungsanfall. Aber noch am 8. September empfängt er einen Schriftsteller, Karl Altmüller, zu einer langen, lebhaften Unterhaltung. Er spricht von seinem letzten Werk und von Ereignissen seiner Jugendwelt. Am Morgen des 9. September läßt er den Testamentsvollstrecker Dr. Gwinner zu sich rufen. Er liegt mit einer Lungenentzündung zu Bett und sagt, dies sei sein Tod. Trotzdem erholt er sich in wenigen Tagen so gut, daß er das Bett verlassen und einige Besuche annehmen kann. Er fühlt, wie sehr er geschwächt ist, doch gibt er sich der Hoffnung auf Genesung hin. Er liest in diesen Tagen viel im Stobäos.

Am Morgen des 18. September trifft ihn ein neuer Anfall. Am Abend dieses Tages sieht ihn Gwinner zum letztenmal. Er sitzt auf dem Sofa und klagt über intermittierendes Herzklopfen, aber seine Stimme ist kräftig und lebhaft, sein Auge hell wie immer. Er hat in d'Straells „Curiosities of literature“ eine Stelle aufgeschlagen, wo über die Autoren gehandelt wird, die von ihren Verlegern zugrunde gerichtet wurden. „Dazu hätten sie mich auch beinahe gebracht“, sagt er lächelnd. Daß seinen Leib nun bald die Würmer zernagen würden, sei ihm kein arger Gedanke, dagegen denke er mit Grauen daran, wie sein Geist unter den Händen der Philosophieprofessoren zugerichtet werden würde. Er fragt nach dem Neuesten in Politik und Literatur, die Annegionsbeschlüsse der Nationalversammlungen in Toskana, Modena, der Romagna und Parma werden berührt, er spricht die Hoffnung aus, daß Italien doch noch eins werden könne. Als literarische Neuigkeit hat Gwinner den eben erschienenen 12. Band von Baaders Werken mitgebracht, in dem Schopenhauer verschiedentlich erwähnt ist. „Können Sie aber so etwas lesen?“ fragt er, auf die zufällig aufgeschlagene Stelle Seite 86 zeigend: „Wer eine Kraft dirigiert, muß sie besitzen. Der Mensch richtet oder dirigiert sein Wollen, welches er als Ddem nur hat, wenn er es empfängt, und es empfängt, wenn er es giebt.“ — Es gibt mancherlei Philosophen, abstrakte und konkrete, theoretische und praktische: dieser Baader ist ein unausstehllicher.“ Als Gwinner einwirft, daß Baader schon 1836 den Studenten Schopenhauers Werke empfohlen und in seinen Vorlesungen über Jakob Böhme anerkannt habe, daß Schopenhauer „durch sein Werk und durch seine Aufrichtigkeit sich ein ungleich größeres Verdienst erwor-

ben, als eine Unzahl anderer, in demselben Geiste schreibender Philosophen unserer Zeit“, da erwidert der Meister: „Es ist wahr, ich erinnere mich, er hat glimpflich von mir gesprochen; aber ich kann ihm nicht helfen.“

Ueber dem Gespräch ist es dunkel geworden. Die Haushälterin zündet die Kerzen an (das verdeckte Licht einer Lampe ist ihm immer zuwider gewesen). Es wäre doch erbärmlich, sagt er, wenn er jetzt sterben sollte. Er habe den „Parergon“ noch wichtige Zusätze zu geben. Er kommt auf die Entstehungsgeschichte des Buches — die Hauptsache seien die „Paralipomena“, die im Hauptwerk ihre Stelle gefunden haben würden, wenn er zu jener Zeit hätte hoffen dürfen, dessen dritte Auflage zu erleben. Das Gespräch führt auf die Fragen von Alter und Tod: Früher hat er geglaubt, seiner Feinde wegen lange leben zu müssen; jetzt lebt er gerne, im Schein der warmen Anerkennung, die ihm von allen Seiten entgegenkommt. Er freut sich der Teilnahme von Dilettanten, die zum Verständnis seiner Werke den nötigen Grad von Unbefangenheit und Unabhängigkeit mitbringen — etwa die beiden Militärschüler in Weiskirchen, denen er noch am 1. September in einem schönen, tiefgedachten Schreiben auf ihre philosophischen Zweifel geantwortet hat.

Unter Betrachtung solcher Art ist er wärmer und weicher geworden. Als der Besucher ihm die Hand zum Abschied drückt, äußert er noch, es würde nur eine Wohlthat für ihn sein, zum Nichts zu gelangen; aber der Tod eröffne leider keine Aussicht darauf. Allein, es gehe wie es wolle, er habe zum wenigsten ein reines intellektuelles Gewissen. Das sind die letzten Worte, die uns von Schopenhauer überliefert sind.¹⁵¹

Der 19. September bringt keine Aenderung. Am 20. befällt ihn morgens wieder ein heftiger Brustkrampf, so daß er niederfällt und sich die Stirn verletzt. Der Tag und die folgende Nacht verlaufen ohne Zwischenfall. Am 21. September — es ist ein Freitag wie der Tag seiner Geburt — ist er wenig später als gewöhnlich aufgestanden, hat sich kalt gewaschen und zum Frühstück niedergesetzt. Als die Haushälterin eintritt, findet sie ihn tot. Mit Hilfe eines Nachbarn lehnt sie den Leichnam in die Ecke des Sofas, unter das Bild Goethes. Der Arzt stellt einen „Lungenschlag“ fest. Das Gesicht ist unentstellt, ohne Spur eines Todeskampfes.

Im eichenen Sarge, das Haupt mit einem Lorbeerkranz geschmückt, wird die Leiche am 23. September im Friedhof aufgebahrt. Die Sektion ist, seinem Willen gemäß, unterblieben: „Haben Sie vorher nichts gewußt, so sollen sie auch nachher nichts wissen.“ Erst am 26. September findet die Beerdigung statt. Es regnet. Schon macht sich, seinem Testament entsprechend, der Verwesungsgeruch spürbar, und einige der Anwesenden müssen während der Trauerfeier den Raum verlassen. Ein paar Anhänger folgen dem Zuge: Becker, Gwinner, Kilzer, Hornstein. Ein Pfarrer spricht, Gwinner hält einen Nachruf.

Eine schwere Granitplatte deckt sein Grab. Sie trägt nur die beiden Worte: Arthur Schopenhauer.

Literatur

Als Quellen für eine Lebensbeschreibung Schopenhauers kommen in erster Linie die von ihm selbst herrührenden Lebensskizzen (I) in Betracht, dann auch die kurz nach seinem Tod erschienenen biographischen Darstellungen (II). Für die weitere Erschließung von Leben und Werk des Philosophen steht eine Reihe von Hilfsmitteln (III) zur Verfügung.

I.

1. Schreiben an den Dekan der Philosophischen Fakultät der Universität Jena vom 24. September 1813;
2. Curriculum vitae, Lebenslauf, den Schopenhauer am 31. Dezember 1819 der Philosophischen Fakultät der Universität Berlin einreichte (wichtigste Quelle für die Kenntnis der ersten dreißig Lebensjahre);
3. Lebensbericht, den Schopenhauer am 10. Dezember 1836 an den Freund Anghime Grégoire sandte;
4. biographische Skizze, die Schopenhauer brieflich am 9. April 1851 dem Philosophiehistoriker Joh. Eduard Erdmann für den 2. Band seines „Versuch einer wissenschaftlichen Darstellung der Geschichte der neueren Philosophie“ („Die Entwicklung der deutschen Speculation seit Kant“, Teil 2, 1853) zur Verfügung stellte;
5. „Notizen über mein Leben“, die Schopenhauer der Redaktion von Meyers Conversations-Lexikon in Leipzig am 28. Mai 1852 übersandte.

Alle diese Niederschriften sind heute zusammengefaßt in: Arthur Schopenhauer. Gesammelte Briefe. Hrsg. von Arthur Hübscher. Bonn 1978, 2. Aufl. 1987. Sigle: GBr

Eine Skizze für Pierers Reallexikon (erwähnt in Schopenhauers Brief an David Afher vom 15. Juli 1857; GBr 417) ist nicht erhalten.

Verloren sind auch die autobiographischen Aufzeichnungen, die Schopenhauer seit 1821 dem Manuskript εἰς ἑαυτόν (Eis heauton, „Ueber sich selbst“) anvertraute. Der Testamentsvollstrecker Wilhelm Gwinner hat sie, unter Berufung auf einen mündlich vorgetragenen Wunsch Schopenhauers, vernichtet, nachdem er sie für seine eigene Darstellung von Schopenhauers Leben verwendet hatte. Versuche einer Wiederherstellung aufgrund sprachlicher Vergleiche und Erwähnungen in Werken und Nachlaß liegen heute vor, als letzter die Rekonstruktion Arthur Hübschers im handschriftlichen Nachlaß (SR IV 2, S. 106–127).

II.

1. Gwinner, Wilhelm: Arthur Schopenhauer, aus persönlichem Umgange dargestellt. Ein Blick auf sein Leben, seinen Charakter und seine Lehre. 1. Aufl. Leipzig 1862 (gekürzter Nachdruck, hrsg. von Charlotte von Gwinner, Frankfurt a. M. 1963; Nachdruck 1988). Sigle: Gw 1
- 2., umgearbeitete und vielfach vermehrte Aufl. als: Schopenhauers Leben. Leipzig 1878. Sigle: Gw 2
3. (weniger umfangreiche) Aufl. Leipzig 1910. Sigle: Gw 3
2. Ders.: Schopenhauer und seine Freunde. Leipzig 1863.
3. Lindner, Ernst Otto/Frauenstädt, Julius: Arthur Schopenhauer. Von ihm. Ueber ihn. Ein Wort der Vertheidigung (I), Remorabilien, Briefe und Nachlassstücke (II). Berlin 1863. Sigle: Lindner/Frauenstädt

III.

1. Wagner, Gustav Friedrich: Schopenhauer-Register. Karlsruhe i. B. 1909. Neu hrsg. von Arthur Hübscher 1960, Neudruck 1982 (abgestimmt auf die Seitenzählung der vorliegenden Ausgabe).
 2. Hübscher, Arthur: Schopenhauer-Bibliographie. Stuttgart-Bad Cannstatt 1981. Sigle: Bibliogr.
 3. Schopenhauer-Jahrbücher 1912 ff. (mit philosophischen, geistesgeschichtlichen und biographischen Beiträgen). Sigle: J(ahr)b.
 4. Schopenhauer-Jahrbücher. Ein Generalregister von Fritz Zimbrich. Jahrgänge 1-60. Frankfurt a. M. 1979.
 5. Arthur Schopenhauer. Gespräche. Hrsg. von Arthur Hübscher. 1. Aufl. als XX. Jahrb. Neue, stark erweiterte Ausg. Stuttgart-Bad Cannstatt 1971. Sigle: Gespr.
 6. Arthur Schopenhauer. Der handschriftliche Nachlaß. Hrsg. von Arthur Hübscher, 4 Bde., dazu Bd. 5: „Randschriften zu Büchern“. Frankfurt a. M. 1966-75. Nachdruck Deutscher Taschenbuch Verlag, München 1985. Sigle: HN
- Es handelt sich um Nachlaßmanuskripte mit größtenteils aphoristischen Vorarbeiten zu den Werken, von Schopenhauer zuerst mit Ort und Jahr, später mit eigenen Namen bezeichnet (Aufzeichnung der damaligen Kgl. Bibliothek zu Berlin). Der Zusatzband 5 bezieht sich auf die Bibliothek Schopenhauers; der größte Teil ihrer Bestände wurde 1972, nach dem Tod von Charlotte von Wedel-Gwinner, dem Schopenhauer-Archiv vermacht.
- Nicht aufgeführt in der Aufzeichnung der Kgl. Bibliothek Berlin ist die (weit weniger umfangreiche) Niederschrift von Schopenhauers Berliner Vorlesungen. Sie wurde herausgegeben von Franz Rottbauer als Bde. IX und X der von Paul Deussen besorgten großangelegten Schopenhauer-Ausgabe, erschienen bei R. Piper & Co., München 1911-42, auf 16 Bde. berechnet, 13 Bde. erschienen. Sigle: D
- Die Bestände dieser Ausgabe wurden im Zweiten Weltkrieg vernichtet; die Texte der Vorlesungen sind jedoch inzwischen in der Serie Piper in 4 Bänden, hrsg. von Volker Spierling, wieder zugänglich. Sigle: SP (Nr. 362, 415, 463, 498)
7. Briefwechsel Schopenhauers, erschienen innerhalb der Deussenschen Ausgabe: D XIV. Hrsg. von Carl Gebhardt, 1929; D XV und D XVI. Hrsg. von Arthur Hübscher, 1933, 1942.

8. Arthur Schopenhauer: Ein Lebensbild in Briefen. Hrsg. von Angelika Hübscher. Frankfurt a. M. 1987. Sigle: Briefbiographie
9. Arthur Schopenhauer: Philosophischer Briefwechsel. Hrsg. von Angelika Hübscher und Michael Fleiter. Frankfurt a. M. 1988. Sigle: Phil. Briefe
10. Gedichte von, an, über Schopenhauer. Hrsg. von Arthur Hübscher. Zürich 1983. Sigle: Gedichte

*

Abkürzungen für die Werke Schopenhauers

- G = Ueber die vierfache Wurzel des Satzes vom zureichenden Grunde (Werke Bb. I)
- F = Ueber das Sehn und die Farben (Werke Bb. I)
- C = Commentatio exponens theoriam colorum physiologicam (Werke Bb. I)
- W I = Die Welt als Wille und Vorstellung Bb. I (Werke Bb. II)
- W II = Die Welt als Wille und Vorstellung Bb. II (Werke Bb. III)
- N = Ueber den Willen in der Natur (Werke Bb. IV)
- E = Die beiden Grundprobleme der Ethik: I. Ueber die Freiheit des menschlichen Willens; II. Ueber das Fundament der Moral (Werke Bb. IV)
- P I = Parerga und Paralipomena Bb. I (Werke Bb. V)
- P II = Parerga und Paralipomena Bb. II (Werke Bb. VI).

Anmerkungen

- ¹ GBr, 410 f.
- ² Gw 3, S. 3, 4
- ³ GBr, 648
- ⁴ Jugendleben und Wanderbilder. Nachlaß von Johanna Schopenhauer. Hrsg. von ihrer Tochter. Braunschweig 1839, S. 255, 256. (Neuausgaben unter verschiedenen Titeln.)
- ⁵ εἰς εαυτόν = Ueber sich selbst. Gwinner hat das Originalmanuskript vernichtet.
- ⁶ Erstveröffentlichung als Anhang zur ersten Neuauflage der Gwinnerschen Schopenhauer-Biographie, hrsg. von Charlotte von Weber-Gwinner, Leipzig 1922. Neudruck Zürich 1988. In: Arthur Schopenhauer: Die Reisetagebücher, hrsg. von Ludger Lütkehaus.
- ⁷ Johanna Schopenhauer: Samml. Werke, 3. Aufl. Leipzig 1830, Bd. 15—18: Neuausgabe: J. Sch.: Reise durch England und Schottland. Stuttgart 1965.
- ⁸ Erstveröffentlichung: „Arthur Schopenhauer: Reisetagebücher aus den Jahren 1803—1804“. Hrsg. von Charlotte von Gwinner. Leipzig 1923. Nach dieser Ausgabe „RT“ wird zitiert: hier S. 39, S. 50. — Neuausgabe, hrsg. von Ludger Lütkehaus, 1988 (vgl. Anm. 6).
- ⁹ LII. Jahrb. 1971, 88.
- ¹⁰ RT, 139
- ¹¹ RT, 164; à Mitraille = im Geschößbagel.
- ¹² HN IV 1, 96
- ¹³ Im Himmel ist Ruhe. Alles endet hienieden.
- ¹⁴ XXXVI. Jahrb. 1955, 87
- ¹⁵ Lebenslauf 1819 = GBr, 650
- ¹⁶ P II, 664 f.
- ¹⁷ Lebenslauf 1819 = GBr, 651
- ¹⁸ Gespr., 152
- ¹⁹ HN III, 379 f. Weitere Entwürfe in HN III, 538; HN IV 1, 76; HN IV 1, 161 f. — Die fremdsprachlichen Zitate: médiocre et rampant = mittelmäßig und kriecherisch — nous n'avons ... = Wir haben nur zwei Tage zu leben: es lohnt sich nicht, sie damit zu verbringen, daß wir vor verachtenswürdigen Schuften kriechen. — Nam Caesar ... = Denn kein Kaiser hat uns diese Ruhe bereitet (Giordano Bruno).
- ²⁰ DXIV, 115
- ²¹ GBr, 2
- ²² HN I, 2; Gedichte, 25

Lebensbild

- ²³ LII. Jahrb. 1971, 97 f. — Der Brief vom 13. 12. 1807 ebda 103 f.
- ²⁴ HN V, 377, No. [1330]; auch Gedichte, 32
- ²⁵ GBr, 652 f.
- ²⁶ GBr, 328 (an Becker)
- ²⁷ 54. Jahrb. 1973, 120
- ²⁸ HN I, 7—10
- ²⁹ HN III, 209
- ³⁰ HN IV, 239
- ³¹ HN II, 5 ff.
- ³² HN I, 132
- ³³ Gespr., 22
- ³⁴ ebda 23
- ³⁵ XXX. Jahrb. 1942, 229. — Der letzte Satz Riemers scheint eine Spitze gegen Johanna Schopenhauer zu sein (die auch von anderen Zeitgenossen als „geschwätzig“ bezeichnet wird).
- ³⁶ Gespr., 131
- ³⁷ HN I, 14
- ³⁸ HN II, 16 ff.; hier 17
- ³⁹ ebda, 29
- ⁴⁰ Das Kant-Zitat aus: Verkündigung des nahen Abschlusses eines Traktats zum ewigen Frieden in der Philosophie (1796). Akab.-Ausg. VIII, 422. — Das Goethe-Zitat: Faust, 2565—66.
- ⁴¹ HN II, 82. — Though this ... = Ist dies schon Tollheit, hat es doch Methode (Shakespeare, Hamlet, 2,2). — Zu den Protokollen: HN II, 194; 195; 199
- ⁴² HN II, 226
- ⁴³ Bibel und Gedichtsammlung werden heute im Schopenhauer-Archiv bewahrt.
- ⁴⁴ HN I, 55; Dresden 1814: HN I, 120
- ⁴⁵ HN I, 55
- ⁴⁶ Gw 2, 117; Gw 3, 85; Gespr., 36, 130 f., 224
- ⁴⁷ GBr, 655
- ⁴⁸ Zur Chronologie der Gespräche mit Goethe vgl. GBr, 9, 16, 17, 18 ff., 23 f., 24 f., 26, 28, 34 ff. und die dazugehörigen Kommentare; ferner Gespr. 25 ff. — Goethes Brief an Knebel vgl. Gespr., 28. — Sch. an Wolf: GBr, 7. — Goethes „Lieberale Worte“ Gespr., 31. — Goethes „Jupiteraugen“: Lindner/Frauenstädt: Arthur Schopenhauer. Von ihm. Ueber ihn. Berlin 1863, 221 f.; Gespr., 31
- ⁴⁹ ca. 10. April 1814. In: 54. Jahrb. 1973, 125
- ⁵⁰ HN I, 70; 82; 95; 105
- ⁵¹ XII. Jahrb. 1923, 99
- ⁵² GBr, 10. — Der Freund ist Gans, der Sch.s Erwartungen aber nicht erfüllte.
- ⁵³ 54. Jahrb. 1973, 126. — „Laß uns ... scheiden“, a. a. D. 128
- ⁵⁴ A. a. D., 138. — Die Zitate Sch.s: Es deucht ihnen oft schmäählich, sich Jüngeren zu fügen: alte Leute mögen nicht wertlos nennen, was sie als bartlose Knaben einst erlernt. (Horaz: Anberbes.) — Die Wahrheit, so heißt es, erleidet oft Gewalt, aber ausgelöscht werden kann sie nie.
- ⁵⁵ Schopenhauer-Briefe. Sammlung meist ungedruckter ... Briefe ... Hrsg. von Ludwig Schemann. Leipzig 1893, 492. — Vgl. auch Briefbiographie, 279 f.

⁵⁶ Heinrich Zimmer: Arthur Schopenhauer. In: Die großen Deutschen, NDB, 241 f., Berlin 1936.

⁵⁷ HN I, 422

⁵⁸ Gespr., 36 f. Vgl. a. Günter Ralfs: Arthur Schopenhauer. System und Gestalt. In: Gedächtnisschrift ... zur 150. Wiederkehr seines Geburtstages (= Philos. Untersuchungen Bd. 6, 1938), S. 20. — Vgl. a. Märchenfrau und Malerbdichter. Malwida von Meysenbug und Ludwig Egidiusmund Rußl ... München 1929, S. 5 f. — Vgl. a. Gespr., 39 ff.

⁵⁹ GBr, 18. — Das nachfolgende Zitat: 25

⁶⁰ Schemann a. a. D. 489 f. — Briefbiographie, 279 f.

⁶¹ GBr, 21. — Der Brief vom 7. 2. 1816: a. a. D. 24 f.

⁶² HN I, 151; 211; 297

⁶³ P II, 695; Gedichte, 38

⁶⁴ HN I, 113 Anm.

⁶⁵ Gw 1, 52; Gespr., 41

⁶⁶ P II, 57; Brief an Erdmann GBr, 261

⁶⁷ HN IV 1, 131

⁶⁸ XIII. Jahrb. 1926, 16. — Sch. an Brockhaus GBr, 29 und 41. Zu den Verhandlungen zwischen Sch. und Brockhaus vgl.: „Friedrich Arnold Brockhaus. Sein Leben und Wirken nach Briefen und andern Aufzeichnungen geschildert von seinem Enkel Heinrich Eduard Brockhaus“, II. Teil (F. A. Brockhaus, Leipzig 1876); daselbst ist auch der hier mitgeteilte Brief Sch.s vom 28. März 1818 zum erstenmal veröffentlicht. Den gesamten Briefwechsel Sch.-Brockhaus hat zuerst Carl Gebhardt in „Schopenhauer und Brockhaus, Zur Zeitgeschichte der Welt als Wille und Vorstellung“ (F. A. Brockhaus, Leipzig 1926; zugleich XIII. Jahrb.) vorgelegt. — Vgl. Hübscher: Hundertfünfzig Jahre Brockhaus. Wiesbaden 1955, Kap. „Der größte Autor“. — Vgl. a. GBr, passim, und Briefbiographie, Kap. „Berleger“.

⁶⁹ GBr, 35

⁷⁰ HN III, 1 f.

⁷¹ Gespr. 220 (nach Robert von Hornstein: Memoiren, München 1908)

⁷² Vgl. 56. Jahrb. 1975, 187 und 58. Jahrb. 1977, 191. — Vgl. a. Briefbiographie, 183, 186 f.

⁷³ 58. Jahrb. 1977, 157 und 159 (v. 12. 5. und 22. 5. 1819)

⁷⁴ Gespr. 43 f. — Vgl. a. Briefbiographie, 71, 126, 163

⁷⁵ GBr, 434

⁷⁶ Bias-Ausspruch: „Die meisten Menschen sind schlecht.“ HN III, 9. — Die Notiz aus Neapel/Rom ebda 8, ebda die „Unverschämten Verse“ auf S. 84, die in P II eingegangen sind. — Vgl. a. Gedichte, 39.

⁷⁷ Am 22. Januar 1819 schreibt Adele in ihrem Tagebuch (Druck Leipzig 1919) über Goethe: „Wunderbar sind seine Ausdrücke; auch er hat, wie er dessen Arthur beschuldigt, eine ihm eigene Sprache.“

⁷⁸ Gespr., 35 f. — Goethe: „Tag- und Jahreshefte“ 1830 über 19./20. April 1819

⁷⁹ GBr, 60 f. und 61 Anm. — Die weiteren Briefe an Rußl a. a. D. 69 u. 71 f. — Vgl. a. Briefbiographie, Kapitel: „Der Philosoph als Geschäftsmann“.

⁸⁰ Gespräche und Briefwechsel mit Arthur Schopenhauer. Aus dem Nachlasse von Karl Bähr [sic! richtig: Carl G.], hrsg. von L. Schemann. Leipzig 1894, 51 f. — Vgl. a. Gespr., 47 f.

⁸¹ Invita Minerva = gegen Minervas Geist, d. i. gegen die Stimme und Neigung der Naturanlage

⁸² Der Text dieser Rede ist zum erstenmal veröffentlicht worden von Arthur Hübscher: „Schopenhauers Declamatio in laudem philosophiae“, XXXII. Jahrb. 1945/1948; die anschließenden philosophischen Vorlesungen von Franz Rocktrauer im IX. und X. Band der Deussenschen Ausgabe, München 1913. Textabdrucke in Serie Wiper (SP) No. 362, 415, 463, 498, hrsg. von Volker Spierling, 1984, 1985, 1986. In SP 498 Neuübersetzung der Declamatio.

⁸³ D IX, 69 f., SP 498, 87 f. — lacera membra = zerstückelte Glieder. — Die folgenden Stücke aus D IX, 74 f., SP 498, 92 f. — D IX, 75 f., SP 93 f.; D IX, 39 f., SP 65 f.

⁸⁴ GBr, 83; a. a. D., 88; die folgenden Briefe a. a. D. 43; 83

⁸⁵ GBr, 64 ff.

⁸⁶ GBr, 338

⁸⁷ Vgl. Robert Gruber: „Schopenhauers Geliebte in Berlin“, Wien 1934. Dazu die beiden ergänzenden Veröffentlichungen von Charlotte von Gwinner: „Sieben Briefe von Caroline Medon an Arthur Schopenhauer“, XXX. Jahrb. 1943, 207—213, und Rudolf Borch: „Caroline Medon“, XXXI. Jahrb. 1944, 102—105, sowie 55. Jahrb., 39 ff., 58. Jahrb., 121, und der Lebensbericht Sch.s an Anthime Grégoire 1836, GBr, 158/671. — Vgl. a. Briefbiographie, Kapitel „Frauen um Schopenhauer“.

⁸⁸ HN III, 161 ff.

⁸⁹ HN III, 142—185; die Briefe an Damm GBr, 87 ff., 91 f.

⁹⁰ Gw 2, 417

⁹¹ HN III, 180 ff.

⁹² Gespr., 53. — Vgl. a. die Anm.

⁹³ GBr, 91

⁹⁴ Vgl. Sch.s Brief an E. D. Lindner vom 11. Februar 1856, GBr, 383

⁹⁵ 22. Februar 1826: HN III, 237. — Che va mancando ... da die himmlische Begeisterung erloschen ist.

⁹⁶ GBr 105, 106 u. Anm., 515, 516

⁹⁷ Das englische Original erschien im Jahrgang 1830 des Almanachs „The Keepsake“. Sch. erhielt nach Angabe seines Rechnungsbuches im März 1830 ein Honorar von 22 Thlr. 12 Sgr. für die Übersetzung. Vgl. Arthur Hübscher: „Eine verschollene Arbeit Schopenhauers“, XXXII. Jahrb. 1935, 239 ff.

⁹⁸ Brief an den Maler, Galerie-Inspektor und Kunstschriftsteller Charles L. Eastlake (1841): „the old coward“! GBr, 191 ff.

⁹⁹ GBr, 262 (21. 4. 51)

¹⁰⁰ Gespr., 57 f. u. Anm. — Mit dem „Wiehsterben“ bediente sich Sch. einer Redensart, die noch in der 2. Hälfte des 19. Jahrh. in der akademischen Jugend Berlins gang und gäbe war.

¹⁰¹ HN IV 1, 46 f.

¹⁰² 57. Jahrb. 1976, 113. Die folgenden Briefe der Mutter a. a. D. 114 u. 115

- ¹⁰³ GBr, 136
¹⁰⁴ HN IV 1, 133
¹⁰⁵ GBr, 140; die folgenden Briefe an Ebes a.a.D. 142 und 175
¹⁰⁶ Von Frankfurt als „dem besten Orte Deutschlands“ spricht er im Lebensbericht an Anthime Grégoire 1836 (GBr, 158).
¹⁰⁷ GBr, 273
¹⁰⁸ an Lindner, GBr, 437
¹⁰⁹ an Ebes 12. 7. 38, GBr, 179
¹¹⁰ HN III, 541. — Die folgenden Stellen: HN IV 1, 166; Epitaphia, 251 (gedruckt in: Aus Schopenhauers handschriftlichem Nachlaß. Hrsg. von Julius Frauenstädt. Leipzig 1864, S. 477); HN IV 1, 156; a.a.D. 264; a.a.D. 273.
¹¹¹ HN IV 1, 150
¹¹² XIII. Jahrb. 1926, 84 f. — GBr, 141 — D XIV, 461
¹¹³ Lebenslauf an Erdmann 1851, GBr, 261
¹¹⁴ HN IV 1, 233
¹¹⁵ GBr, 297
¹¹⁶ Vgl. XXII. Jahrb. 1935, 242 ff.
¹¹⁷ GBr, 209
¹¹⁸ Lindner/Frauenstädt, 134
¹¹⁹ GBr, 195
¹²⁰ Zimmer a.a.D. 248
¹²¹ XIII. Jahrb. 1926, 134
¹²² GBr, 403
¹²³ GBr, 240
¹²⁴ GBr, 237
¹²⁵ GBr, 276 (an Frauenstädt)
¹²⁶ GBr, 242
¹²⁷ GBr, 251
¹²⁸ Gespr., 222
¹²⁹ GBr, 234 f. — Das Aristophanes-Zitat (Volken, 94): „Dies ist eine Stubir-
 stube weiser Seelen.“
¹³⁰ Hugo Busch: Das Testament Arthur Schopenhauers. Wiesbaden: 1950
¹³¹ D XV, 307; Briefbiographie, 414 f.
¹³² Gespr., 199 f.
¹³³ GBr, 351; 370
¹³⁴ Gespr., 306
¹³⁵ HN IV 2, 109. — Der Brief an Osann: GBr, 84.
¹³⁶ Vgl. HN V, Handschriften zu Büchern. Hier XIII ff.
¹³⁷ GBr, 304
¹³⁸ D XVI, 144, 148. — Das Machiavelli-Zitat: „Auf der Welt gibt es nur ge-
 wöhnliches Volk“ [vulgus!].
¹³⁹ P I, 346. Dieses ungemein populär gewordene Sch.-Wort wird meist in verein-
 fachter Form zitiert: „Gesundheit ist nicht alles, aber alles ist nichts ohne Gesund-
 heit.“
¹⁴⁰ GBr, 432
¹⁴¹ GBr, 322

- ¹⁴² Gw 1, 76 f.; 2, 535; 3, 331. — Gespr., 380
¹⁴³ Gespr., 365; Canevas = Wortmaß, Text.
¹⁴⁴ HN IV 1, 262
¹⁴⁵ Schilderung an E. G. Bähr: GBr, 424
¹⁴⁶ GBr, 462; 472
¹⁴⁷ Lucia Franz (-Schneider): Erinnerungen an das Schopenhauer-Haus. 1. Aufl.
 Frankfurt a. M. 1959; 2. Aufl. 1987
¹⁴⁸ Ottilie an Sch. 20. April 1860. Vgl. Briefbiographie S. 201 und 202 ff. —
 Sch.s Brief auch GBr, 475 ff.
¹⁴⁹ Das Petrarca-Wort: Wenn einer, der den ganzen Tag gelaufen, des Abends an-
 kommt, ist's genug. (de vera sapientia, 140) — Das Shakespeare-Zitat aus Much
 Ado about Nothing, V, III. — Die (ungedruckte — von Sch. gestrichene) Stelle
 in Senilia, 23 (dort auch die ebenfalls kaum leserliche endgültige Fassung HN IV 2,
 23).
¹⁵⁰ GBr 1, 471; 295; 354
¹⁵¹ Die Schilderung der letzten Tage nach Gw 1, 220 ff.

Register

Abegg, Hinrich Burghard (1791—1868), Schwiegersohn von A. L. Nühl 85.
Abessinien 132.
Abhandlungen der Kaiserl. Akademie (Petersburg) 114.
Abhängigkeit 129.
Agamemnon 38.
Ähnung, innere 51.
Äschylus (525/524—456/455 v. Chr.), griech. Tragiker 107.
 Der gefesselte Prometheus 107.
Äsop, siehe Aesop, Francesco.
Akropolis 47.
Alambert, Jean le Rond (1717—1783), franzöf. Philosoph u. Mathematiker 94.
Alfieri, Vittorio, Graf (1749—1803), italien. Dichter 80.
Alkinoos, myth. König der Phäaken 81.
Alpen 39.
Altenburg 78.
Alter 39, 116, 137.
Altmüller, Karl (1833—1880), Journalist, Bibliothekar u. Schriftsteller 136.
Amerika 60.
Amphibiologie 59.
Anatomie 54, 60.
Angelus Silesius, eigentl. Johannes Scheffler (1624—1677), myst. Dichter, Arzt 127.
Anquetil-Duperron, Abraham Hyacinthe (1731—1805), franzöf. Orientalist, Begründer der Iranistik in Europa 68.
Anschauung 51, 52, 119, 120.
 — intellektuelle 55.
Aporismus 50—53, 75.
Apoll von Belvedere 74.
Apstel (apöstl.) 80.
Ariosto, Ludovico (1474—1533), italien. Dichter 80.
Kristophanes (um 445 — um 385 v. Chr.), griech. Komödiendichter 59, 118.
 Nubes 118.
Aristoteles (384—322 v. Chr.), griech. Philosoph 54, 55, 126.
Arschaffenburg 103.
Äther, David (1818—1890), Englischlehrer an der Handelslehranstalt Leipzig, Anhänger Sch. 81, 120, 133.

Offenes Sendschreiben an den hochgelehrten Dr. Schopenhauer 120.
Ästhetik 88.
Astor, William Backhouse, Sohn von Johannes Jacob A., dem Gründer der Millionärsdynastie 57.
Astronomie 54, 59.
Ätma, Sch. 8 Pudel (57), 104, 105, 125, 126, 130, 133, 134.
Aufklärung 32, 126.
Aubert de Vitry, François Jean Philibert (1765—1849), franzöf. Politiker, Diplomat u. Schriftsteller 99.
Dauber, Franz Xaver von (1765—1841), Philosoph u. Theologe 136 f.
Daron, Francis Baron von Verulam (seit 1618) (1561—1626), engl. Philosoph, Politiker u. Schriftsteller 126.
Dahsen, Julius (1830—1881), Philosoph, einer der Begründer der Charakterologie 122.
Dähr, Carl Georg (1834—1893), Rechtsanwalt u. Notar 83, 86, 120, 122, 133.
 Die Schopenhauersche Philosophie in ihren Grundzügen 120.
Dajä 81.
Dasse, Wilhelm, Dr. (1820—1903), evang. Pfarrer, Konsistorialrat 138.
Bayreuther Blätter 121.
Beaumarchais, Pierre (1732—1799), franzöf. Dramatiker 109.
 Barbier von Sevilla 109.
Becker, Johann August (1803—1881), Jurist, zuletzt Oberappellationsrat 112, 113, 138.
Belgien 33.
Bencke, Friedrich Eduard (1798—1854), ab 1832 Privatdozent für Philosophie in Berlin (1822 suspendiert) und Göttingen, nach Hegels Tod Prof. in Berlin 91.
Berlin 39, 57—61, 78, 85, 89—92, 96—102, 105, 111.
 Charité 60.
 Französisches Theater 100.
 Hausvogteigericht 92.
 Königliche Bibliothek 100.
 Philosophische Fakultät 86.
 Singakademie 100.

Lebensbild

Bern 92.
Bertuch, Friedrich Justin (1747—1822), Schriftsteller u. Buchhändler 43.
Bertuch, Karl (1777—1815), Landkammerat, Sohn des vorigen 43.
Bewegung 129.
Bewußtsein
 — besseres 44, 55, 60.
 — empirisches 44, 60.
Bias, griech. Staatsmann des 6. Jahrh. v. Chr. 81.
Bibel 60.
Bichat, Marie François Xavier (1771—1802), franzöf. Anatom u. Physiologe, Vertreter des Vitalismus 98, 107 f.
 Recherches physiologiques sur la vie et la mort 107.
Biedenfeld, Ferdinand L. K. Frhr. von (1788—1862), Jurist, Schriftsteller, Theaterdirektor 69, 76.
Bildungsstreb 54.
Blätter für literarische Unterhaltung 112, 118.
Blödsinn 59.
Blum, Robert (1807—1848), Politiker, führender Vertreter der linksliberalen Opposition in Sachsen 117.
Blumenbach, Johann Friedrich (1752—1840), Naturforscher, Physiologe u. Anatom, Begründer der modernen biolog. Anthropologie 54, 55, 85, 90.
Blumenbergh, Willem van, Getreidemäher aus Dordrecht, der zeitweise mit Spinoza korrespondierte 113.
Boboli 93.
Boccaccio, Giovanni (1313—1375), italien. Dichter u. Humanist 80.
Bode, Johann Eiert (1747—1826), Astronom 59.
Boeckh, Philipp August (1785—1876), Philologe 59.
Böhme, Jakob (1575—1624), Mystiker u. Theosoph 127, 136.
Boissierée, Brüder: Sulpiz B. (1783—1854) und Melchior B. (1786—1851), Kunstgelehrte u. -sammler 92.
Bologna 80.
Bonaparte, siehe Napoleon.
Borbeug 38.
Botanik 54.
Böttiger, Karl August (1760—1835), Altphilologe u. Archäologe, bis 1804 Gymnasialdirektor in Weimar, später Studiendirektor bei der Kgl. Ritterakademie u. Museumsdirektor in Dresden 66, 70.
Bouterwek, Friedrich (1765—1828), Ästhetiker, Prof. der Philosophie in Göttingen 100.
Breslau 90, 120.

Brille 129.
Brockhaus, Friedrich Arnold (1772—1823), Verleger 76—78, 90, 94, 99, 106, 110—112, 115, 121 f., 129.
 Briefwechsel mit Sch. 77, 99, 106, 111.
Bruno, Giordano (1548—1600), italien. Naturphilosoph, als Ketzer verbrannt 94, 126.
 Della causa, principio ed uno 94.
Buddha 39.
Buddhismus 114.
Buddhastatue 125.
Bunfen, Christian Carl Josias Frhr. von (seit 1857) (1791—1860), preuß. Diplomat u. Theologe 57.
Bürger, Gottfried August (1747—1794), Dichter 126.
Burns, Robert (1759—1796), schott. Dichter 126.
Büsch, Johann Georg (1728—1800), Schriftsteller 35.
Butz, siehe Atma.
Byron, George Gordon Noel, 6. Baron, gen. Lord B. (1788—1824), engl. Dichter 33, 79, 126.
Cabanis, Pierre Jean Georges (1757—1808), franzöf. Arzt u. Philosoph, Sensualist u. Materialist 97.
 Rapports du physique et du moral de l'homme 97.
Calderón de la Barca, Pedro (1600—1681), span. Dramatiker 126.
Capo di monte 81.
Carové, Friedrich Wilhelm (1789—1852), Philosoph u. freisinniger kath. Schriftsteller 110.
Cartesius = Descartes, René (1596—1650), franzöf. Philosoph, Mathematiker u. Naturwissenschaftler 31, 54, 125.
Cervantes Saavedra, Miguel de (1547—1616), span. Dichter 126.
 Don Quijote 126.
Chamford, Nicolas (1741—1794), franzöf. Aphoristiker 127, 132.
Chamisso, Adelbert von (1781—1838), Dichter u. Naturforscher 100.
 Peter Schlemihl 100.
Chamouniz 39, 92.
Charakter 34.
Charakterologie 122.
Chateaubriand, François René Comte de (1768—1848), franzöf. Schriftsteller u. Politiker 79.
Chemie 54.
Chevalier, Rabame (gest. 1774), Schauspielerin, Geliebte des russ. Kaisers Paul I. 35.
Cholera 100 f.

Cicero, Marcus Tullius (106—43 v. Chr.), röm. Redner u. Philosoph 116.
in Verrem 116.
Claudian, Matthias (1740—1815), Dichter 125.
Correggio, eigentl. Antonio Allegri da (um 1489—1534), italien. Maler 38.
Creuzer, Georg Friedrich (1771—1858), Philologe u. Altertumsforscher, Prof. in Marburg, seit 1804 in Heidelberg 98.
Crüger, Eduard (gest. um 1889), Geheimrat, langjähriger Tischgenosse Sch.s in Frankfurt a. M. 79, 125.
Dänische Societät der Wissenschaften, siehe Königlich Dänische Societät der Wissenschaften.
Dante Alighieri (1265—1321), italien. Dichter 80.
Danzig 31—35, 39, 84, 102, 133.
Darwin, Charles (1809—1882), brit. Naturforscher, Begründer der modernen Evolutionstheorie 118.
Descartes, siehe Cartesius.
Deutsche Theologie 125, 127.
Dialog, platonischer 52.
Dianotologie 87, 88, 89, 98.
Diderot, Denis (1713—1784), franzöf. Schriftsteller u. Philosoph, Vertreter der franzöf. Aufklärung 68, 94, 132.
Dietrich'sche Buchhandlung, Göttingen 116.
Ding an sich 55 f.
Doering, Friedrich Wilhelm (1756—1837), Direktor des Gymnasiums in Gotha 45, 46.
Dorguth, Friedrich Ludwig Andreas (1776—1854), Geh. Justiz- und Oberlandesgerichtsrat in Magdeburg, einer der ersten Anhänger Sch.s 110 f., 114, 115, 118.
Die falsche Wurzel des Idealismus 110.
Grundkritik der Dialektik und des Identitätssystems 115.
Kritik des Idealismus 110.
Nachträge und Erläuterungen zur Kritik des Idealismus 110.
Dorow, Wilhelm (1790—1846), Hofrat im Ministerium für Auswärtige Angelegenheiten in Berlin 98.
Dof, Adam Ludwig von (1820—1873), Jurist im Staatsdienst, Anhänger Sch.s 112, 114, 121, 134, 135.
Dresden 39, 60, 61, 67—71, 75, 83, 86, 94, 95, 96, 97, 99.
Königliche Bibliothek 68.
Zwinger 68.
Dresdner Abendzeitung 69.
Dranthelm = Tronthelm, siehe Königlich

Norwegische Gesellschaft der Wissenschaften.
Drouet, Louis François Philippe (1793—nach 1845), Kapellmeister, Flötist, Komponist 130.
Eberhard, Konrad (1768—1858), Bildhauer, Maler u. Lithograph (erst seit 1821 in Rom) 80.
Eckermann, Johann Peter (1792—1854), Schriftsteller, Vertrauter u. literar. Gehilfe Goethes 113.
Eckhart, gen. Meister E. (um 1260—1328), Dominikaner, spekulativer Mystiker 127.
Eeden, Frederik Willem van (1829—1901), niederländ. Blumenhändler, botan. Schriftsteller, Museumsdirektor in Paarem 31.
Ehrhard, Wechselmakler in Berlin (um 1828) 98.
Eichendorff, Joseph Petr. von (1788—1857), romant. Dichter 50.
Eibing 31.
Elektrizität 59.
Elrich 57.
Emden, Martin (1801—1858), Advokat in Frankfurt, zeitweise Vorsteher der dortigen israelit. Gemeinde 104.
England 32, 33, 37, 95, 101, 119.
Engländer 81, 93.
Entomologie 59.
Entwicklungsoptimismus 118.
Epicharmos (zwischen 540 u. 530—um 460 v. Chr.), griech. Tragödiendichter 128.
Epos 53.
Erblichkeit der Eigenschaften 33 f.
Erdmann, Johann Eduard (1805—1892), Religionsphilosoph u. Philosophiehistoriker, Leibniz-Drsg. 75, 119.
Die Entwicklung der deutschen Speculation seit Kant 119.
Erfurt 48.
Erkenntnis 44, 52, 87, 108.
Erman, Paul (1764—1851), seit 1810 erster Prof. der Physik in Berlin, beschäftigte sich u. a. mit dem Magnetismus 59.
Ersh und Gruber, Enzyklopädie 111.
Eshil 61, 76, 88, 108.
Ethnographie 54.
Experimentalkemie 59.
Falk, Johannes Daniel (1768—1826), Schriftsteller u. Pädagoge 43, 48.
Farbenlehre 63 f., 71—73, 121.
Faust, siehe Kowet de Courray.
Fechter, sterbender 38.
Fernow, Carl Ludwig (1753—1808), Kunsttheoretiker u. Schriftsteller, Bibliothekar in Weimar 43, 45, 48.
Feuerbach, Ludwig (1804—1872), Philo-

soph, Begründer des materialist. Sensualismus u. Anthropologismus 107.
Fichte, Immanuel Hermann von (1796—1879), Philosoph, Sohn des folgenden 119.
Fichte, Johann Gottlieb (1762—1814), Philosoph, Prof. in Jena u. Erlangen, seit 1810 Prof. u. Rektor in Berlin 54, 58.
Fischer, Ernst Gottfried (1754—1831), Mathematiker, Physiker, Prof. in Berlin 59.
Fischer, Kuno (1824—1907), Philosoph, Hegelianer, Prof. in Jena u. Heidelberg 31, 49.
Fitz-James, Bauchredner, 37.
Flötenspiel 37, 130.
Florenz 79, 80, 93.
Flourens, Marie Jean Pierre (1794—1867), franzöf. Physiologe 88, 97.
Fortlage, Carl (1806—1881), Philosoph, Prof. in Heidelberg, Berlin u. Jena 112, 119.
Genetische Geschichte der Philosophie seit Kant 119.
Foucher de Careil, Graf Alexandre-Louis (1826—1891), franzöf. Diplomat u. Philosophiehistoriker 131 f.
Fragmente 52.
Frankfurt a. M. 101, 102, 103, 106, 108, 109, 113, 114, 115, 121, 123, 124, 133.
Bürgerverein 130.
Deutschberrnhaus 125.
Englischer Hof 131.
Kasino-Gesellschaft 103.
Physikalischer Verein 103.
Sachsenhäuser Brücke 125.
Senckenbergische Naturforschende Gesellschaft 103.
Stadtbibliothek 133.
Frankfurter Postzeitung 131.
Frankreich 32, 35, 38, 100, 117, 120.
Franz, Lucia, geb. Schneider (um 1852—1922), Kind aus dem oberen Stockwerk des Hauses, in dem Sch.s letzte Wohnung lag 134.
Frauenstädt, Julius Martin Christian (1813—1879), Philosoph, Prinzenregierender Privatgelehrter, Schriftsteller, erster Drsg. der Werke Sch.s 91, 99, 100, 108, 111, 113, 114, 116, 118, 119, 123, 125, 133.
Briefe über die Schopenhauersche Philosophie 119.
Friedrich II., der Große (1712—1786), seit 1740 König von Preußen 32.
Froiep, Ludwig Friedrich von (1779—1847), Prof. der Medizin in Jena, Halle, Tübingen, seit 1822 Leiter des Landes-Industrie-Comptoirs in Weimar 43.

Fuga, Teresa, venezian. Geliebte (1818) Sch.s 80.
Funktionen, animalische 86.
Fürstenau 31.
Gall, Franz Joseph (1758—1828), Anatom, Begründer der Phrenologie 41.
Gans, Josef, Studienfreund Sch.s; über sein weiteres Leben ist nichts bekannt; er folgte Sch. nicht nach Dresden 60. 65 f.
Gastein, Bad 93 f.
Gahette, Jeanne Marie von, verb. Georgens, Schriftstellerin („ein schlesisches Fräulein“) 124.
Gehirn, großes und kleines 88, 97.
Geistersehn 116.
Geisterwelt 50.
Gemälde 53.
Genie 53, 59.
Geognosie 59.
Geometrie 119.
Geschichte 37, 47, 54.
Gerstenberg, siehe Müller von G., Friedrich.
Gesundheit 128.
Gieken 90.
Glück 128.
Goethe, Johann Wolfgang von (1749—1832) 43, 45, 48, 49, 57, 58, 62—64, 67, 70—73, 78, 79, 81—83, 99, 101, 108, 112, 125, 126, 137.
Dichtung und Wahrheit 73.
Faust 82, 95, 113.
Grabchrift 64.
Hermann und Dorothea 45.
Lärmung 64.
Tag- und Nachtstunde 83.
Torquato Tasso 59.
Wilhelm Meister 45, 126.
Goethe, Ottilie von (1796—1872), Schwiegertochter des vorigen 82, 103, 134.
Goreum 31.
Gotha 45, 46.
Göttingen 53—58, 85, 100, 116.
Göttingische Gelehrte Anzeigen 103.
Gracian y Morales, Baltasar (1601—1658), span. Schriftsteller u. Philosoph, Jesuit 99, 102, 127, 128.
Grégoire, André Charles, Vater des folgenden 35.
Grégoire de Mestimare, Anthime (1787—nach 1845), Freund Sch.s 35, 43, 45, 103.
Grimm, Carl (geb. 1799), gen. „Marius“, Pfarrer in Kloppenheim (124).
Grisebach, Eduard (1845—1906), Schriftsteller u. Literaturhistoriker, Drsg. Sch.s 31.
Gutzkow, Karl (1811—1878), Schriftsteller u. Publizist 118.

Guyon, siehe Rothe-Guyon, Jeanne Marie Bouvier de la.

Gwinner, Wilhelm Robert Franz von (seit vor 1905) (1825—1917), Jurist, Testamentsvollstrecker Sch. 35, 122, 131, 133, 136, 138.

Hagemann, C. Friedrich (1773—1806), Bildhauer in Berlin, Schüler C. D. Rauch's 125.

Haller, Abrecht von (seit 1749) (1708—1777), Arzt, Naturforscher u. Dichter 86.

Hallische Jahrbücher 100, 111.

Hallische Literaturzeitung 108, 109.

Hamburg 34, 35, 39, 40, 43, 45.

Hamilton, Lady Emma (um 1765—1815), seit 1791 Gattin des brit. Gesandten in Neapel, seit 1798 Geliebte von Horatio Nelson 35.

Hammarföld, Lorenzo (Lars) (1785—1827), schwed. Philosphiehistoriker, Bibliothekar 95.

Hardenberg, Georg Philipp Friedrich Frhr. von = Metastasi (1772—1801), Dichter 68.

Haritzsch, Johann Friedrich, Verleger in Leipzig 73, 121 f.

Harz 57.

Hausser, Kaspar (angeblich 1812—1833), Findelkind unbekannter Herkunft 115.

le Havre 35, 36.

Hayez, Francesco (1791—1882), italien. Maler 81.

Hahn, Adolph Wilhelm (1801—1866), Buchhändler u. Verleger in Berlin 116, 122.

Hebbel, Christian Friedrich (1813—1863), Dramatiker 124.

Heeren, Arnold Hermann Ludwig (1760—1842), Historiker, seit 1801 Prof. in Göttingen 54.

Hegel, Georg Wilhelm Friedrich (1770—1831), Philosoph 55, 68, 78, 86, 89, 98, 101, 102, 107, 109—112, 115, 119.

Hegel'sche 110, 119.

Heidelberg 45, 83, 90, 98, 101.

Heidelberger Jahrbücher 103.

Heintze, Ferdinand Wilhelm (1782—1857), Offizier, dann Verwaltungsbeamter, Jugendfreundin Adele Schopenhauers und Stieftante von Goethe's 65.

Hell, Theodor = Karl Gottfried Theodor Winkler (1775—nach 1845), Hofrat, Intendant des Dresdner Theaters, Hrsg. der Abendzeitung, Schriftsteller 69.

Helmholtz, Ferdinand (1792—1859), Gymnasiallehrer in Potsdam, Vater des folgenden 60.

Helmholtz, Hermann Ludwig Ferdinand von (seit 1882) (1821—1894), Physiker u. Physiologe 60, 120, 121.

Helmstädt 55.

Helvétius, Claude Adrien (1715—1771), französ. Philosoph 71, 78, 94, 123, 126 f., 132.

Herbart, Johann Friedrich (1776—1841), Philosoph, Psychologe u. Pädagoge, Prof. der Philosophie in Göttingen 90.

Herculaneum 81.

Herder, Johann Gottfried von (seit 1802) (1744—1803), Philosoph, Theologe u. Dichter 68.

Hermannsche Buchhandlung (F. C. Suchsland) 109, 115, 121 f.

Hermes, griech. Gott 90.

Herschel, Sir (seit 1816) Friedrich Wilhelm (William) (1738—1822), brit. Astronom deutscher Herkunft 37.

Hes, Zahnarzt in Berlin 98.

Heygenbofs, siehe Hagemann, Caroline.

Hobbes, Thomas (1588—1679), engl. Philosoph u. Staatstheoretiker 126, 128. De cive 128.

Holland 31, 37, 38.

Holtei, Karl von (1798—1880), Bühnenschriftsteller 95.

Hölty, Ludwig Heinrich Christoph (1748—1776), Dichter, Mitbegründer des „Göttinger Hain“ 50.

Homer, griech. Dichter des 8. Jahrh. v. Chr. 47, 81.

Horaz (65—8 v. Chr.), röm. Dichter 59, 67, 126.

Horkel, Johann (1769—1846), Prof. der Botanik in Berlin 60.

Hornstein, Robert von (1833—1890), Pianist, Klavierlehrer, Komponist 79, 122, 138.

Humboldt, Alexander Frhr. von (1769—1859), Naturforscher u. Geograph, Forschungsreisender 100.

Hume, David (1711—1776), schott. Philosoph u. Historiker 94, 95, 127.

Dialogues concerning natural Religion 94.

Natural history of Religion 94.

Ichthyologie 59.

Iken, Karl Jakob Ludwig (1789—1849), Philologe 60.

Indien 68.

Inspiration 53.

Intellekt 52, 53, 88, 89.

Intelligenz 34.

Ironie 49, 85.

Israëli, Isaac (1766—1848), engl. Schriftsteller 136.

Curiosities of literature 136.

Italien 47, 78—82, 83, 92, 93, 96, 120, 136.

Jacobs, Christian Friedrich Wilhelm (1764—1847), 1785—1807 Lehrer am Gymnasium in Gotha, dort seit 1810 Oberbibliothekar u. Direktor des Münzkabinetts 45.

Jagemann, Caroline, später Frau von Heygenbofs (1777—1848), Schauspielerin 48, 104.

Jahrbücher der Litteratur 90.

Jahreszeiten, Hamburger Modeblatt 118.

Jänisch, Gottfried (1786—1799), Kindheitsfreund Sch. 100.

Jean Paul, siehe Richter, Johann Paul Friedrich.

Jena 43, 62.

Jenaische Allgemeine Literaturzeitung 91.

Jenisch, Martin (1760—1827), Handelsherr, Senator, Lehrherr Sch. 41, 45.

John, Carl Ernst (gest. 1856), Gothaer Schulfreund Sch. 8, Hofrat, Censor u. Redakteur der Preuß. Staatszeitung 45.

Jürgens, Heinrich (1823—1860) („ein Stellmacher aus Hameln“) 124.

Kaffee 129, 130, 133.

Kairo 119.

Kalkreuth, Friedrich Adolf Graf von (1737—1818), preuß. Feldmarschall 35.

Kant, Immanuel (1724—1804), Philosoph 34, 52, 54, 55, 56, 57, 58, 60, 62, 68, 73, 77, 84, 86, 99, 103, 107, 108, 110, 125, 126, 131, 133.

Kritik der reinen Vernunft 103.

Prolegomena zu einer jeden künftigen Metaphysik 99.

Karlsbad 36, 81.

Katharina I. (1684—1727), Gattin Peters I., des Großen, seit 1725 Kaiserin von Rußland 31.

Kahser, Georg, 1843—59 Hausherr Sch. 8 in Frankfurt a. M. 125.

Keil, Johann Georg (1781—1857), 1811—14 Bibliothekar in Weimar, Hofrat, Romanist 99, 102.

Kilzer, August Gabriel (gest. um 1865), seine Begeisterung für Sch. hielt nicht bis zu seinem Tod vor 123, 138.

Kind, Johann Friedrich (1768—1843), Schriftsteller, Textdichter des „Freischütz“ von C. M. von Weber 69.

Klaproth, Martin Heinrich (1743—1817), Chemiker, seit 1810 Prof. in Berlin 59.

Kleist, Heinrich von (1777—1811), Dichter 82.

Penthesilea 82.

Kleist'sches Korps 65.

Klinger, Friedrich Maximilian von (1752—1831), Dramatiker, mit Goethe befreundet, Offizier in russ. Diensten 128.

Klopstock, Friedrich Gottlieb (1724—1803), Dichter 35, 50.

Knebel, Karl Ludwig von (1744—1834), Dichter, Uebersetzer, Freund Goethe's 63.

Knooth, Franz Peter (1811—1889), altkath. Theologe u. Philosoph, seit 1845 Prof. in Bonn, 1871 suspendiert 120.

Koblenz 103.

Königlich Dänische Societät der Wissenschaften in Kopenhagen 109, 122.

Königlich Norwegische Gesellschaft der Wissenschaften in Trondheim (Trondheim) 108 f.

K. Privilegierte (Wossische) Zeitung 119.

Körber, W. G. (1817—1885), Prof. in Breslau, hielt Vorlesungen über die Philosophie Sch. 120.

Kosack, Carl Rudolph (1823—1869), Prof. für Mathematik u. Physik am Gymnasium in Nordhausen 119.

Beiträge zu einer systematischen Entwicklung der Geometrie aus der Anschauung 119.

Krankheit 39.

Kreuzzüge 54.

Krokodile 132.

Kuhn, Friedrich Adolf (1774—1844), Advokat in Dresden, Dichter 69.

Kunst 44, 52, 74, 80.

Kunstwerk 74, 93.

Labes, Carl Wilhelm (geb. um 1790), Verwandter Sch. 8, seit 1832 sein Bevollmächtigter in Danzig 103.

La Bruyère, Jean de (1645—1696), französ. Apportistiker 127.

Laertes, Bruder Ophelias in Shakespeares „Hamlet“ 128.

Laucaster, The Rev., Anbaber einer Erziehungsanstalt (lange bekannt als „Eagle House“) in Wimbledon/England 37.

Langbein, August Friedrich Ernst (1757—1835), Schriftsteller 69.

Langeweile 93.

Languedoc 38.

Laocoon, myth. Priester des Apoll, der die Trojaner davor warnte, das hölzerne Pferd in die Stadt hineinzuziehen 38.

La Rochefoucauld, François VI., Herzog von (1613—1680), französ. Apportistiker 127.

Laun, Friedrich, siehe Schulze, Friedrich August.

Lehrgespräch, buddhistisches 52.

- Leibniz**, Gottfried Wilhelm Frhr. von (seit 1713) (1646—1716), Philosoph, Mathematiker u. Naturwissenschaftler 54.
- Leiden** 52.
- Leipzig** 92, 120.
Philosophische Fakultät 120.
- Leipziger Repertorium** 110.
- Lenz**, Christian Ludwig (1760—1833), Direktor des Gymnasiums in Weimar, Bruder des folgenden 46.
- Lenz**, Karl Gottbold (1763—1809), Altphilologe, Prof. am Gymnasium in Gotha 45, 47.
- Leonardo da Vinci** (1452—1519), italien. Maler, Bildhauer, Architekt, Naturforscher, Zeichner 38.
- Leopardi**, Giacomo Graf (1798—1837), italien. Dichter 79, 120, 127.
- Lessing**, Gottbold Ephraim (1729—1781), Dichter u. Philosoph 35.
- Lewall**, Ernst Anton (1788—1848), Theologe u. Altphilologe, Prof. in Heidelberg 45, 57, 83.
- Lichtenberg**, Georg Christoph (1742—1799), Physiker u. satir. Schriftsteller, seit 1769 Prof. der Physik in Göttingen 50, 90, 127.
- Lichtenstein**, Martin Heinrich (1780—1857), Mediziner u. Naturforscher, Prof. der Zoologie in Berlin 59, 60, 85, 86, 101.
- Liebe**, reine 44, 52.
- Lindner**, Ernst Otto Timotheus (1820—1867), (Hef-)Redakteur der Wollischen Zeitung in Berlin 119, 133.
- Litterarisches Centralblatt** 118.
- Litteraturblatt** (von Krenzel) 103.
- Livius**, Titus (59 v. Chr.—17 n. Chr.), röm. Geschichtsschreiber 67.
- Logik** 54, 89, 98.
- London** 37, 38.
Drury Lane 37.
Tower 37.
Vauxhall 37.
Westminsterabtei 37.
- Lorgnette** 129.
- Louvet de Couvray**, Jean Baptiste (1764—1795), franzöf. Schriftsteller.
Les amours du chevalier de Faublas 36.
- Lutjow**, Heinrich von (1790—1855), Gutsbesitzer 97, 101, 102.
- Ludwig XV.** (1710—1774), seit 1715 König von Frankreich 131.
- Lueder**, August Ferdinand (1760—1819), Prof. der Philosophie in Göttingen und Jena 54.
- Luteschütz**, Jules (eigentl. Naak) (1822—1893), Maler, seit 1845 in Frankfurt a. M. 122, 123, 125, 133.
- Lützen** 61.
- Luxburg**, Graf von, um 1828 Kgl. Bayer. Gesandter in Berlin 98.
- Luzern** 92.
- Lyon** 38.
- Machiavelli**, Niccolò (1469—1527), italien. Schriftsteller u. florentin. Staatsdiener 126, 128.
Il principe 128.
- Madonna**, sirtinische 74.
- Magnetismus** 59.
— animalischer 98.
- Mailand** 82, 92.
- Mainz** 103, 113.
- Majer**, Friedrich (1772—1818), Pflanzler, Jurist, Orientalist, Schüler Herders 43, 68.
- Malebranche**, Nicole (1638—1715), franzöf. Philosoph, Vertreter des Deklationalismus 126.
- Mannheim** 94, 102 f.
Harmonie-Gesellschaft 102 f.
- Marquet**, Caroline Louise (1774—1842), Näherin, Freundin der Hauswirtin Sch. in Berlin 92, 96.
- Materialismus** 115.
- Mathematik** 47, 54.
- Mayer**, Johann Tobias (1752—1830), seit 1799 Prof. der Physik in Göttingen 54.
- Medizin** 54.
- Medon**, Caroline = Caroline Wilhelmine Richter, gen. Medau, dann Medon (1802—1882), Schauspielerin, Choristin in Berlin, Geliebte Sch. 91, 96 f., 101, 133.
- Medon**, Carl Gustav (geb. 6. 4. 1823), nicht Sch. Sohn 91.
- Meißner**, August Gottlieb (1753—1807), Schriftsteller 35.
- Menzel**, Wolfgang (1798—1873), Schriftsteller 103.
- Mercier**, Louis Sébastien (1740—1814), franzöf. Schriftsteller 38.
- Merinoschafe** 84, 85.
- Merrens Schaaflhausen**, Sibylle (1797—1857), Archäologin, Sammlerin, Freundin von Adele Sch., Dittlie von Goethe u. Annette Droste 115.
- Metaphysik** 55, 60 f., 87, 89, 107, 109.
- Meteorologie** 54.
- Metzbornus**, um 330 v. Chr., Verbreiter der epikuräischen Philosophie 113.
- Meyer**, Friedrich Johann Lorenz (1760—1844), Jurist, Publizist, Präses des Domkapitels Hamburg („der letzte Hamburger Domberr“) 35.
- Meyer**, Johann Heinrich (1760—1832), Maler u. Kunstschriftsteller, seit 1807 Direktor am Zeichninstitut Weimar 43.

- Meyers Konversationslexikon** 119.
- Midas**, dhrvg. König 122.
- Mineralogie** 54.
- Mitleid** 81, 109.
- Modena** 136.
- Molière**, eigentl. Jean Baptiste Poquelin (1622—1673), franzöf. Komödiendichter.
Sganarelle 38.
- Monafel** 129.
- Montaigne**, Michel de (1533—1492), franzöf. Philosoph u. Schriftsteller 127.
- Montblanc** 39.
- Moral**, siehe Ethik.
- Moralisten**, französische 128.
- Mathe-Guyon**, Jeanne Marie Bouvier de la (1648—1714), Mystikerin, Hauptvertreterin des Quietismus 127.
- Motive** 86.
- Mozart**, Wolfgang Amadeus (1747—1791), Komponist 38, 121, 131.
Don Juan 131.
Zauberflöte 38, 123.
- Müller von Gerstenbergk**, Friedrich (1780—1838), Beamter in Weimar, heiratete 1825 Gräfin Häfeler, die sich aber wieder von ihm getrennt haben soll; Weimarer „Hausfreund“ Johanna Schopenhauers 61, 65, 66, 67, 104.
- München** 93, 94.
- Münchener Gelehrte Anzeigen** 103.
- Mühl**, Ludwig Abraham (1768—1835), Handelsherr, Senator in Danzig 49, 83—85.
- Musik** 44.
- Napoleon I.** (1769—1821), Kaiser der Franzosen (1804—1814/15) 38, 48.
- Natur** 130.
- Naturgeschichte** 54.
- Naturwissenschaften** 53 f.
- Neapel** 81, 82.
- Nelson**, Horatio (1758—1805), brit. Admiral 35.
- Neue Franische Litteraturzeitung** 112.
- Newton**, Sir (seit 1705) Isaac (1643—1727), engl. Physiker, Mathematiker u. Astronom 71, 72, 99.
- Neu**, Elifabet(s) (1833—1907), Bildhauerin 133 f.
- Nil** 119.
- Nimes** 38.
- Noack**, Ludwig (1819—1885), Philosoph u. Theologe 119.
Propädeutik der Philosophie 119.
- Nordhausen** 119.
- Nordwall**, Nordwall, Adolf Leonhard (1824—1892), Rektor für Philosophie, Ministerialsekretär, Vertreter (von Sch. angelegt) des Tierchutzgedankens („ein durchreisender Schneeb“) 124.
- Normanby**, Constantin George Phipps, Earl of Mulgrave, 1st Marquess of N. (1797—nach 1845), engl. Politiker, Offizier, Schriftsteller 99.
The Prophet of St. Paul 99.
- Norwegische Gesellschaft der Wissenschaften**, siehe Königlich Norwegische Gesellschaft der Wissenschaften.
- Not** 51.
- Novalis**, siehe Hardenberg.
- Nürnberg** 92.
- Odyssens**, myth. König von Ithaka, Sohn des Laertes 81.
- Ohra bei Danzig** 102.
- Odenburg**, Heinrich (1626—1678), Diplomat, Korrespondent Spinozas 113.
- Oliva** 34.
- Oper** 37, 53, 131.
— italienische 37.
- Optik**, physiologische 72.
- Orléans** 38.
- Ornithologie** 59.
- Oßann**, Friedrich Gotthilf (1794—1858), Freund Sch. aus der ersten Weimarer Zeit u. Studienfreund, lehrte ab 1825 in Gießen 48, 90, 92, 93, 94, 126.
- Dupnehat** 68, 103, 127, 132.
- Ogenford**, John (1812—1877), Literat u. Lustspielbichter, Theaterkritiker der „Ziemes“, seine Aufsätze in der „Westminster Review“ machten den Namen Sch. erstmals in weiten Kreisen bekannt 119.
- Iconoclasm** in German Philosophy 119.
- Paris** 33, 35, 38.
Bibliothèque Nationale 38.
Jardin des plantes 38.
Louvre 38.
- Parma** 136.
- Paffow**, Franz Ludwig Karl Friedrich (1786—1833), Altphilologe, ab 1815 Prof. in Breslau 46, 47.
- Pästum** 81.
- Peter I.**, der Große (1672—1725), seit 1682 Zar von Rußland 31.
- Petershagen** 31.
- Petrarca**, Francesco (1304—1374), italien. Dichter u. Humanist 48, 80, 108, 126, 134.
De vera sapientia 108.
- Phantastie** 51.
- Philister** 74.
- Philosophie** 50, 52, 55, 56, 58, 59, 63, 86, 87, 89, 105, 107, 113, 119, 120.
- Philosophieprofessoren** 90, 105, 114, 119, 122, 131, 136.
- Physik** 54, 59.

Physiologie 54, 60, 86, 97.

Vicard, Louis Benoît (1769—1828), französl. Bühnenschriftsteller u. Schauspieler 38.

Vilof (Zeitschrift) 110.

Platon (428/27—348/47 v. Chr.), griech. Philosoph 52, 55, 56, 57, 59, 60, 68, 81, 126.

Plautus, Titus Maccius (um 250—um 184 v. Chr.), röm. Komödiendichter 43.

Poesie 51.

— nordische 59.

Polarität der Farben 72.

Polonius, Vater der Ophelia in Shakespeares „Hamlet“ 128.

Pompeji 81.

Prag 36.

Psychologie 55.

Quandt, Johann Gottlob (von) (1787—1859), Gutbesitzer, Kunstsammler, Mäzen 67, 70, 71.

Raphael, eigentl. Raffaello Santi (1483—1520), italien. Maler u. Baumeister 38, 97, 107.

Sizilische Madonna 74.

Rätze, Johann Gottlieb, Lehrer am Gymnasium in Zittau, Verfasser einer Gegenschrift (1820) zu Sch. 8 „Die Welt als Wille und Vorstellung“ 90, 114.

Reimarus, Hermann Samuel (1694—1768), Philosoph u. Theologe 35.

Reinhard, Karl Friedrich, Graf (seit 1815), (1761—1837), französ. Diplomat deutscher Herkunft 35.

Reisen 40.

Religion 52, 59.

— natürliche 94.

Renan, Ernest (1823—1892), französ. Religionshistoriker, Orientalist u. Schriftsteller 47.

Repertorium, siehe Leipziger Repertorium.

Revolution von 1848, 117 f., 133.

Richter, Caroline, siehe Medon, Caroline.

Richter, Johann Paul Friedrich — Jean Paul (1763—1825), Schriftsteller 45, 95.

Kleine Nachschule 95.

Ridinger, Johann Elias (1698—1767), Maler u. Kupferstecher 125.

Riemer, Friedrich Wilhelm (1774—1845), Philologe, Literaturhistoriker u. Spracher, lebte 1803—12 in Goethes Haus; dann Gymnasialprofessor u. Bibliothekar in Weimar 43, 57.

Rivista contemporanea 120.

Rom 80, 81, 82.

Café Greco 80.

Vatikan 81.

Romagna 136.

Romantik 49—53.

Römer, Georg (1813—1896), Handelsmann, Kurhauskommissar in Bad Homburg, Lustspielmacher; verlebte in den 30er und 40er Jahren viel mit Sch. 79, 104.

Rosenkranz, Johann Carl (Karl) Friedrich (1805—1879), Philosoph u. Philosophiehistoriker 108, 110, 123.

Zur Charakteristik Schopenhauers 123.

Rosenthal, Friedrich Christian (1779—1829), Arzt u. Anatom, lehrte 1810—19 an der Univ. in Berlin 60.

Rossini, Gioacchino (1792—1868), italien. Komponist 80, 84, 121, 130.

Rouffseau, Jean-Jacques (1712—1778), französ. Moralphilosoph, Schriftsteller, Komponist u. Musiktheoretiker 32, 94, 127.

La Nouvelle Héloïse (Die neue Héloïse) 126.

Rudolfstadt 61, 62, 65, 123.

Rügen 101.

Ruhl, Ludwig Sigismund (1794—1887), Maler, Direktor von Museum u. Galerie in Kassel 69.

Eine Grotte 69.

Ruhm 123, 124.

Rühs, Christian Friedrich (1779—1820), Prof. der Philosophie u. Geschichte, Standinavist 59.

Runge, Johann Heinrich Christian (1768—1811), Direktor einer Privatschule in Hamburg 36, 37.

Rungesches Institut 36.

Rüppell, Eduard (1794—nach 1884), Naturwissenschaftler, Forschungsreisender 132.

Sanctis, Francesco de (1817—1883), italien. Literaturhistoriker u. Politiker 120.

Schopenhauer e Leopardi 120.

St. Férial 38.

Sarastro, Gestalt aus Mozarts „Zauberflöte“ 123.

Schaffhausen 92.

Schauspielkunst 74.

Schelling, Friedrich Wilhelm Joseph von (seit 1806) (1775—1854), Philosoph, Prof. in Jena, Würzburg, Erlangen u. München 54, 55.

Schiller, Johann Christoph Friedrich von (seit 1802) (1759—1805) 37.

Schilling, Friedrich Gustav (1766—nach 1836), Schriftsteller 70.

Schlabrendorf, General 100.

Schlaf 132.

Schlegel, August Wilhelm von (seit 1815) (1767—1845), Dichter, Literaturhistoriker u. Orientalist 68.

Schlegel, Friedrich von (seit 1815) (1767—1845), Kultur- u. Kunstphilosoph, Literaturhistoriker 68.

Sprache und Weisheit der Indier 68.

Schleiermacher, Friedrich Daniel Ernst (1768—1834), evang. Theologe, Philosoph u. Pädagoge 59 f.

Schmerz, Siegmund, Verleger in Frankfurt a. M. 106, 107.

Schmerz 39, 128.

Schmidt, N. N. = Isaac Jacob Sch. (1779—1847), Kenner der Sprachen u. Literaturen der Mongolen u. Tibeter 114.

Schnepp, Margarethe (gest. 1869), Sch. 8 Haushälterin (April 1849 — Sept. 1860) 130, 133.

Schubder von Wartensee, Xaver (1786—1868), Kompositionslehrer, Musikschriftsteller 104.

Schulastiker 52.

Schopenhauer, Adele (eigentl. Louise Adelaide Ravinia) (1797—1849), Schwester des Philosophen 36, 43, 48, 65, 71, 79, 82, 83, 84, 101, 104, 115.

Briefwechsel mit Sch. 79, 82, 101.

Schopenhauer, Andreas, Großvater des Philosophen 31, 32.

Schopenhauer, Anna Renata, geb. Soermanns, Gattin des Andreas Sch., Großmutter des Philosophen 31, 32.

Schopenhauer, Arthur Biographisches: Abstammung 31 f.

Kuufere 131.

Bibliothek 126 f.

Briefstücken 92, 128.

Gepläne 91, 96 f., 99 f.

Erziehung 33, 34, 35, 36.

Frankfurter Wohnungen 124 f., 133.

Geburt 33.

Großjährigkeit 48 f.

Honoreare 77, 112, 117, 121.

Erste italienische Reise 47 f., 78—82.

Zweite italienische Reise 90, 91, 92—93.

Kindheit 34 f., 80 f.

Konfirmation 39.

Krankheiten 93, 102, 135, 137.

Lebensreise 128—132.

Lektüre 37, 126—128.

Rauchen 130, 132.

Reisen 35—40, 47, 78—82, 90, 92—94, 100.

Testament 104, 114, 118, 133.

Vermögensverhältnisse 48 f., 67, 83—85, 97, 101.

Briefe:

an F. A. Becker 113, 114.

an F. A. Blumenbach 90.

an F. A. Wöttinger 66.

an F. A. Brockhaus 76 f., 78, 94, 99, 106, 110, 111, 116, 129.

an F. A. von Döb 114, 133 f., 135.

an F. W. van Eden 31.

an F. C. Erdmann 75.

an F. Frauenstädt 113 f., 114, 117 f., 123, 127, 131.

an Goethe 70, 71, 72, 78.

an Dittlie von Goethe 134.

an M. Fenišč 45.

an F. G. Keil 102.

an C. Labes 103.

an C. D. Lindner 97, 133.

an Sibylla Mertens 115.

an F. A. Mühl 84, 85.

an F. Osann 90, 92, 93 f., 126.

an F. Chr. Rosenkranz u. F. W. Schubert 108.

an Adele Schopenhauer 45, 102.

an M. Sitt u. C. Schramm 137.

an F. A. Wolf 63.

handschriftlicher Nachlaß:

Adversaria 98, 105.

Aufzeichnung in Ulrich 57.

Briefstasche 92.

Cholerabuch 39, 101.

Cogitata 102, 106.

Deifikation der 2. Auflage, den Anen meines Vaters 42 f., 98.

εἰς αὐτὸν 35, 126.

Christliche Dialektik 90.

Erstlingsmanuskripte 61, 68, 74.

Foliant 89.

Fragmente aus der Hamburger Zeit 45.

Fragmente von 1808/09 50 f.

Gedichte 45, 47, 48, 74.

Pandectae 105, 107, 126.

Préface zu einer projektierten Uebersetzung Hume's 94 f.

Quartant 52, 75.

Reisebuch 79.

Senilia 135.

Spicilegia 105, 108, 132.

Ueber das Interessante 89.

Vorlesungen 86—89, 98.

Probevorlesung 86.

Einführungsvorrede 86.

Reisetagebücher

Curriculum vitae 40, 47 f., 63, 85.

Gutachten über das Goethe-Monument 108.

Uebersetzung „Der Prophet von St. Paul“ 99.

Werke:

Die beiden Grundprobleme der Ethik 109, 114, 116, 122.

Ueber die Freiheit des menschlichen Willens 108.

Ueber die Grundlage der Moral 109.

- Varerga und Paralipomena 40, 54, 82, 104, 116, 118, 119, 137.
 Aphorismen zur Lebensweisheit 116.
 Theoria colorum physiologica eadem primaria 99.
 Ueber das Sehn und die Farben 71, 99, 121.
 Ueber den Willen in der Natur 106, 108, 110, 121.
 Ueber die vierfache Wurzel des Satzes vom zureichenden Grunde 62, 110, 114—115, 116.
 Die Welt als Wille und Vorstellung 34, 41 f., 74, 75, 76—78, 87, 90 f., 97, 99 f., 102, 106, 110—112, 115, 122, 123, 134.
Schopenhauer, Heinrich Floris (1747—1805), erster Sohn des Andreas Sch., Vater des Philosophen 31, 32, 33, 34, 35, 36, 37, 38, 39—40, 41, 42—43, 61, 65, 98, 101, 102.
Schopenhauer, Johann I., Urgroßvater des Philosophen 31.
Schopenhauer, Johann II., Urgroßvater des Philosophen 31, 133.
Schopenhauer, Johann Friedrich (1748—1794), Bruder von Heinrich Floris Sch. (34).
Schopenhauer, Johanna Henriette (1766—1838), geb. Trossener, Mutter des Philosophen 33, 34, 35, 36, 37, 38, 39, 40, 41, 45, 46, 47, 48, 56, 63, 65—67, 80, 83, 84, 101, 104, 125, 133.
 Fernows Leben 43.
 Jugendleben und Reisebilder 35.
 Briefe an Arthur Sch. 37, 43, 46, 49, 65, 66—67, 102.
Schopenhauer, Karl Gottfried, vierter Sohn des Andreas Sch. 32.
Schopenhauer, Simon, Bauer in Fürstenaau 31.
Schorecht, Wilhelmine (gest. 1834), Enkelin C. W. Wielands 56.
Schottland 37.
Schrader, Heinrich Adolf (1767—1836), Prof. der Botanik in Göttingen 54.
Schramel, Camillo (gest. 1890), Kadett in Weiskirchen, später Hauptmann der Artillerie, Bildungsbeauftragter im Kriegsministerium Wien, arbeitete über die Farbenlehre Goethes und Sch. 124, 137.
Schubert, Friedrich Wilhelm (1799—1868), seit 1823 Prof. der Geschichte, Geographie u. Staatskunde in Königsberg 108.
Schuld 52.
Schulze, Christian Ferdinand (1774—1850), seit 1800 Prof. am Gymnasium in Göttingen, 1803—11 Schriftleiter der „Nationalzeitung der Deutschen“ 46.
Schulze, Friedrich August, Pseudonym Friedrich Laun (1770—1849), Schriftsteller 69, 70.
Schulze, Gottlob Ernst, genannt „Menesidemus“ (1761—1833), Philosoph, Prof. in Helmstädt, seit 1810 in Göttingen, Lehrer Sch. 55.
 Aenesidemus 55.
Schur, („ein Stallmeister aus Hameln“) 98.
Schütze, Johann Stephan (1771—1839), Theologe, Schriftsteller in Weimar 43.
Schweden 101.
Schweiz 39.
 — sächsische 68.
Serebeck, Thomas Johann (1770—1831), Physiker 99.
Seneca, Lucius Annaeus (um 4 v. Chr.—65 n. Chr.), röm. Politiker, Philosoph u. Dichter, Stoiker 126, 128.
Sensualismus 97.
Sèvres 38.
Seydel, Georg Carl Rudolf (1835—1892), erhielt den Preis der Leipziger philosoph. Fakultät für seine Schrift „Schopenhauers philosophisches System dargestellt und beurteilt“ (erschienen Leipzig 1857) 120.
Shaffesbury, Antony Ashley Cooper, 3rd Earl of (seit 1699) (1671—1713), engl. Philosoph, bedeutender Vertreter der engl. Aufklärung 127.
Shakespeare, William (1564—1616), engl. Dramatiker u. Dichter 37, 70, 115, 125, 126, 134.
 Hamlet 45, 58, 102, 116, 120, 128.
 König Lear 59.
 Richard II. 39.
 The Tempest 37.
 Viel Lärm um nichts 135.
Shenstone, William (1714—1763), engl. Dichter 127, 128.
Siebeling, Georg Heinrich (gest. 1799), Hamburger Kaufherr u. Gutsbesitzer 35.
Siliä, Michael (gest. 1893), Kadett in Weiskirchen, später Marineoberingenieur beim Reichskriegsministerium in Wien 124, 137.
Suermanns, Anna Renata, siehe Schopenhauer, Anna Renata.
Suermanns, Henrich, Urgroßvater von Arthur Sch. 31, 32.
Sokrates (um 470—399 v. Chr.), griech. Philosoph 57.
Sophisten 86, 112.
Sophokles (um 496—um 406 v. Chr.), griech. Tragiker 51.
Spinoza, Baruch (Benedictus) de (1632—1677), niederländ. Philosoph 31, 55, 113.
Stachelschweine 104.
Stael-Holstein, Erik Magnus Baron von

- (1749—1802), schwed. Gesandter in Paris vor u. nach der Revolution, seit 1786 verheiratet mit Anne Louise Germaine Recker („Anne de Staël“), 1796 geschieden 35.
Sterne, Laurence (1713—1768), engl. Schriftsteller u. Theologe 50, 94, 126.
 Tristram Shandy 94, 126.
Stiebel, Dr. Salomon Friedrich (1799—1869), Geh. Hofrat, Sch. Arzt 135, 137.
Stobäus, Johannes, griech. Schriftsteller des 5. Jahrh. n. Chr., Neuplatoniker 136.
Stoiker 51.
Strauß, David Friedrich (1808—1874), evang. Theologe 107.
Streckfuß, Karl (1778—1844), Dichter u. Uebersetzer 69.
Strohmeyer, Christ. Friedrich (1776—1835), Prof. der Chemie u. Pharmazie in Göttingen, Entdecker des Cadmiums 54.
Stuttgart 92.
Stuttgarter Morgenblatt für gebildete Leser 70.
Stutthof, Domäne 31, 34.
Suchsland, Friedrich Emil, siehe Hermannsche Buchhandlung.
Sulzer, Johann Georg (1720—1779), schweizer. Philosoph u. Pädagoge, Mathematiker 44, 96.
 Allgemeine Theorie der schönen Künste 44.
Talma, François-Joseph (1763—1826), franzöf. Schauspieler 38.
Tasso, Töquato (1544—1595), italien. Dichter 80.
Tauler, Johannes (um 1300—1361), Mystiker u. Prediger 127.
Teplitz 68.
Teiragami 92.
Thackeray, William Makepeace (1811—1863), engl. Schriftsteller 118.
 Jahrmarkt der Eitelkeit 118.
Theater 69, 124, 130.
Theophrastus (um 372—287 v. Chr.), griech. Philosoph u. Naturforscher, Haupt der peripatetischen Schule 113.
Thibaut, Bernhard Friedrich (1775—1832), Mathematiker, seit 1805 Prof. in Göttingen 54.
Thiersch, Friedrich Wilhelm (1784—1860), Philologe, Mitglied der Bayer. Akademie der Wissenschaften 98.
Tieck, Ludwig (1773—1853), Dichter 43, 45, 48, 50, 95, 96.
 Times 32, 102.
Tischbein, Johann Heinrich Wilhelm (1751—1829), Maler u. Radierer, Freund Goethes 35.
Tobianus, Johann Samuel, Adjunkt am reformer. Gymnasium in Lissa; Verfasser von De crimine furti Israelis frustra impacto ... (um 1743) 96.
Tob 39, 51, 136.
Toskana 136.
Toulon 38.
Traktat, der Scholastiker 52.
Trauerspiel 51.
Traum 100, 101.
Trient 93.
Trossener, Christian Heinrich, Großvater Arthur Sch. 33, 34.
Trossener, Johanna Henriette, siehe Schopenhauer, Johanna Henriette.
Tübingen 92.
Uhlkau, Gut bei Danzig 84, 85.
Universitätskollegien über Sch. 120.
Universitätsphilosophie 105, 116.
Unterhaltungen am häuslichen Herd 118.
Upanishaden, Upanishaden 68.
Vauvenargues, Luc de Clapiers, Marquis de (1715—1747), franzöf. Schriftsteller, Moralist 127.
Wabanta 68.
Waben 79, 82.
Venus, medicische 38.
Versailles 38.
Versen, Hauptmann von, Interessent an Sch. nicht zustandekommener Vorlesung (1828/29) 98.
Violett (Entfärbung) 72.
Witry, Hubert de, siehe Hubert de Witry.
Voltaire, eigentl. François-Marie Arouet (1694—1778), franzöf. Schriftsteller u. Philosoph 32, 42, 94, 126, 132.
Vorzeit 51.
Wossische Zeitung 119.
Wackenroder, Wilhelm Heinrich (1773—1798), Schriftsteller, Freund von E. Tieck 44, 45, 49.
Wagner, Richard (1813—1883), Komponist 121, 122.
 Der Ring des Nibelungen 121.
Weigelt, Georg Christian (1816—1885), Prediger der Deutsch.-kath. Gemeinde in Hamburg, später Besitzer des Bades Wyk auf Föhr 119 f.
 Zur Geschichte der neueren Philosophie 119.
Weimar 43, 46, 47, 61, 62, 83, 103.
Weiß, Christian Samuel (1780—1856), seit 1810 Prof. der Physik in Berlin 59.
Weiß, Flora (1810—1892), verwitwete v. d. Lehe, wieder verh. Weiß, Tochter des Berliner Kunsthandlers Johann Weiß (Battisto Bianco), Nichte von Caspary Weiß, dem Schwiegervater des Prof. J. K. Wäh 99.
Weiskirchen 124, 137.

- Werner**, Zacharias (1768—1823), Jurist, Dichter 43, 48, 49.
 Weiße der Kraft 48.
Westminster and Foreign Quarterly Review 119.
Wieland, Christoph Martin (1733—1813), Dichter 43, 56, 125.
Wien 39.
Wiesfle, Carl Ferdinand (1798—1880), Gutsbesitzer, Förderer der homöopath. Medizin 123, 132.
Wiggers, Julius (1811—1901), Theologe, zeitweise Reichstagsabgeordneter (als er mit Sch. in Berlin zusammentraf, war er 17 Jahre alt) 100.
de Wilde, preuß. (Staats-)Angestellter, Verehrer Sch.s 124.
Wille, 52, 60 f., 92, 108
Wille, Franz (François) Arnold (1811—1896), Schweizer, Journalist, Freund G. Herweghs, mit R. Wagner bekannt 121.
Willensfreiheit 108.
Willensmetaphysik 61, 119.
Wimbledon 37.
Winckelmann, Johann Joachim (1717—1768), Archäologe 78.
Windischgrätz, Alfred Fürst zu (1787—1862), österr. Feldmarschall 97.
Windsor 37.
Witte, Karl (1800—1883), Jurist u. Danteforscher 57, 80.
Wolf, Friedrich August (1759—1824), klass. Philologe u. Altertumswissenschaftler, Prof. in Halle, seit 1807 in Berlin (1810 Prof. an der neugegründeten Univ.) 59, 63.
Wohlfart, Carl (Karl) Christian (1778—1832), seit 1817 Prof. der Medizin in Berlin, Anhänger des tier. Magnetismus 98.
Wollen, siehe Wille.
Woollett, William (1735—1785), Stabsstabschef 125.
Würzburg 98.
Zeitschrift für Philosophie und philosophische Kritik 119.
Zimmer, Heinrich (1890—1943), Indologe, Schwiegersohn D. von Hofmannsthal's 68, 112.
Zoologie 59, 60.
Zürich 92, 121.

Arthur Schopenhauer
 Schriften
 zur
 Erkenntnislehre

Ueber die vierfache Wurzel
des Satzes vom zureichenden Grunde.

Eine philosophische Abhandlung

von

Arthur Schopenhauer.

Ναί μα τον ἀμετέραν ψυχῇ παραδόντα τετρακτῶν,
Παγὰν ἀνάου φέουσι, βίξωμα τ' ἔχουσιν.

Vorrede.

Diese elementarphilosophische Abhandlung, welche zuerst im Jahr 1813 erschien, als ich mir die Doktorwürde damit erworben hatte, ist nachmals der Unterbau meines ganzen Systems geworden. Dieserhalb darf sie im Buchhandel nicht fehlen; wie Dies, ohne daß ich es wußte, seit vier Jahren der Fall gewesen ist.

Nun aber eine solche Jugendarbeit nochmals mit allen ihren Flecken und Fehlern in die Welt zu schicken schien mir unverantwortlich. Denn ich bedenke, daß die Zeit, da ich nichts mehr werde emendiren können, nicht mehr sehr ferne seyn kann, mit ihr aber erst die Periode meiner eigentlichen Wirksamkeit eintritt, von der ich mich getröste, daß sie eine lange seyn wird, im festen Vertrauen auf die Verheißung des Seneka: *etiamsi omnibus tecum*
15 *viventibus silentium livor indixerit; venient qui sine offensa, sino gratia judicent* (ep. 79). Ich habe daher, so weit es anging, der vorliegenden Jugendarbeit nachgeholfen und muß sogar,
[IV] bei der Kürze und Ungewißheit des Lebens, es als ein besonderes Glück ansehen, daß mir vergönnt gewesen ist, im sechs-
20 Jahre noch zu berichtigen was ich im sechs und zwanzigsten geschrieben hatte.

Dabei nun aber ist es mein Vorfaß gewesen, mit meinem jungen Menschen glimpflich zu verfahren und ihn, so viel als immer möglich, zum Worte kommen und auch ausreden zu lassen. Allein wo er Unrichtiges, oder Ueberflüssiges vorbrachte, oder auch das Beste zur Seite liegen ließ, habe ich ihm denn doch ins Wort fallen müssen; und Dies ist oft genug der Fall gewesen; so daß vielleicht Mancher den Eindruck davon erhalten wird, wie wenn ein Alter das Buch eines jungen Mannes vorliest, jedoch es öfter sinken läßt, um sich in eigenen Erkursen über das Thema zu ergehen.

10

Es ist leicht abzusehn, daß ein in dieser Art und nach so langer Zeit nachgebeffertes Werk nimmermehr die Einheit und Abründung erlangen konnte, welche nur denen zukommt, die aus einem Gusse sind. Sogar schon im Stil und Vortrag wird eine so unverkennbare Verschiedenheit sich fühlbar machen, daß der taktbegabte Leser wohl nie im Zweifel seyn wird, ob er den Alten oder den Jungen hört. Denn freilich ist ein weiter Abstand zwischen dem sanften, bescheidenen Ton des jungen Mannes, der seine Sache vertrauensvoll vorträgt, indem er noch einfältig genug ist, ganz ernstlich zu glauben, daß es Allen, die sich mit Philosophie beschäftigen, um nichts Anderes, als die Wahrheit, zu thun seyn könne und daß folglich wer diese fördert ihnen willkommen seyn werde; — und der festen, mitunter aber etwas rauhen Stimme des Alten, der denn doch endlich hat dahinterkommen müssen, in welche noble Gesellschaft von Gewerbsleuten und unterthänigen Augendienern er da gerathen ist, und worauf es bei ihnen eigentlich abgesehen sei. Ja, wenn jetzt mitunter ihm die Indignation aus allen Poren quillt; so wird der billige Leser ihm auch Das nicht verdenken; hat es doch nachgerade der Erfolg gelehrt, was dabei herauskommt, wenn man, das Streben nach Wahrheit im Munde, die Augen immer nur auf die Intentionen höchster Vorgesetzten gerichtet hält; und wenn dabei, von der an-

[V]

30

bern Seite, das *e quovis ligno fit Mercurius* auch auf die großen Philosophen ausgedehnt und demnach ein plumper Scharlatan, wie Hegel, getrost zu einem solchen gestämpelt wird. Die Deutsche Philosophie steht nämlich da, mit Verachtung beladen, vom Auslande verspottet, von den redlichen Wissenschaften ausgestoßen, — gleich einer Meze, die, für schnöden Lohn, sich gestern Jenem, heute Diesem Preis gegeben hat; und die Köpfe der jetzigen Gelehrten-generation sind desorganisirt durch Hegelschen Unsinn: zum Denken unfähig, roh und betäubt werden sie die Beute des platten Materialismus, der aus dem Basiliskenei hervorgekrochen ist. Glück zu! Ich kehre zu meiner Sache zurück.

Ueber die Disparität des Tones also wird man sich zu trösten haben: denn ich konnte hier nicht, wie ich bei meinem Hauptwerke gethan, die spätern Zusätze abgesondert beifügen; kommt es doch auch nicht darauf an, daß man wisse, was ich im sechs und zwanzigsten und was im sechszigsten Jahre geschrieben habe; vielmehr nur darauf, daß Die, welche in den Grundbegriffen alles Philosophirens sich orientiren, sich festsetzen und klar werden wollen, auch an diesen wenigen Bogen ein Büchelchen erhalten, woraus sie etwas Nüchternes, Solides und Wahres lernen können: und Dies, [VI] hoffe ich, wird der Fall seyn. Sogar ist, bei der Ausführung, die manche Theile jetzt erhalten haben, eine compendiose Theorie des gesammten Erkenntnißvermögens daraus geworden, welche, indem sie immer nur dem Satz vom Grunde nachgeht, die Sache von einer neuen und eigenthümlichen Seite vorführt, ihre Ergänzung dann aber durch das erste Buch der „Welt als Wille und Vorstellung“, nebst dazu gehörigen Kapiteln des zweiten Bandes, und durch die Kritik der Kantischen Philosophie erhält.

Frankfurt a. M. im September 1847.

Inhalt.

	Seite
Erstes Kapitel.	
Einleitung	1
Zweites Kapitel.	
Uebersicht des Hauptsächlichsten, so bisher über den Satz vom zureichenden Grunde gelehrt worden	6
Drittes Kapitel.	
Unzulänglichkeit der bisherigen Darstellung und Entwurf zu einer neuen	25
Viertes Kapitel.	
Ueber die erste Klasse der Objekte für das Subjekt und die in ihr herrschende Gestaltung des Satzes vom zureichenden Grunde	28
Fünftes Kapitel.	
Ueber die zweite Klasse der Objekte für das Subjekt und die in ihr herrschende Gestaltung des Satzes vom zureichenden Grunde	97
Sechstes Kapitel.	
Ueber die dritte Klasse der Objekte für das Subjekt und die in ihr herrschende Gestaltung des Satzes vom zureichenden Grunde	130
Siebentes Kapitel.	
Ueber die vierte Klasse der Objekte für das Subjekt und die in ihr herrschende Gestaltung des Satzes vom zureichenden Grunde	140
Achtes Kapitel.	
Allgemeine Bemerkungen und Resultate	150

Erstes Kapitel.

Einleitung.

§ 1.

Die Methode.

Plato der göttliche und der erstaunliche Kant vereinigen ihre nachdrucksvollen Stimmen in der Anempfehlung einer Regel zur Methode alles Philosophirens, ja alles Wissens überhaupt*). Man soll, sagen sie, zweien Gesetzen, dem der Homogenität und dem der Specification, auf gleiche Weise, nicht aber dem einen, zum Nachtheil des andern, Genüge leisten. Das Gesetz der Homogenität heißt uns, durch Aufmerken auf die Ähnlichkeiten und Uebereinstimmungen der Dinge, Arten erfassen, diese eben so zu Gattungen, und diese zu Geschlechtern vereinigen, bis wir zuletzt zum obersten, Alles umfassenden Begriff gelangen. Da dieses Gesetz ein transcendentes, unserer Vernunft wesentliches ist, setzt es Uebereinstimmung der Natur mit sich voraus, welche Voraus-
15 setzung ausgedrückt ist in der alten Regel: entia praeter necessitatem non esse multiplicanda. — Das Gesetz der Specification drückt Kant dagegen so aus: entium varietates non temere esse minuendas. Es heißt nämlich, daß wir die unter

*) Platon, Phileb. pp. 219—223. Politic. 62, 63. Phaedr. 361—363.
20 ed. Bip. Kant, Krit. d. reinen Vern., Anhang zur transsc. Dialektik.

einem vielumfassenden Geschlechtsbegriff vereinigten Gattungen und wiederum die unter diesen begriffenen, höhern und niederern Arten [2] wohl unterscheiden, uns hütend, irgend einen Sprung zu machen und wohl gar die niedern Arten, oder vollends Individuen, unmittelbar unter den Geschlechtsbegriff zu subsumiren; indem jeder Begriff noch einer Eintheilung in niedrigere fähig ist und sogar keiner auf die bloße Anschauung herabgeht. Kant lehrt, daß beide Gesetze transcendente, Uebereinstimmung der Dinge mit sich a priori postulirende Grundsätze der Vernunft seien, und Plato scheint das Selbe auf seine Weise auszudrücken, indem er sagt, diese Regeln, denen alle Wissenschaft ihre Entstehung verdanke, seien zugleich mit dem Feuer des Prometheus vom Göttersitze zu uns herabgeworfen.

§ 2.

Ihre Anwendung in gegenwärtigem Fall.

Das letztere dieser Gesetze finde ich, so mächtiger Empfehlung ungeachtet, zu wenig angewendet auf einen Hauptgrundsatz in aller Erkenntniß, den Satz vom zureichenden Grunde. Obgleich man nämlich längst und oft ihn allgemein aufgestellt hat, so hat man dennoch seine höchst verschiedenen Anwendungen, in deren jeder er eine andere Bedeutung erhält, und welche daher seinen Ursprung aus verschiedenen Erkenntnißkräften verrathen, gehörig zu sondern vernachlässigt. Daß aber gerade bei Betrachtung unserer Geisteskräfte die Anwendung des Principis der Homogenität, mit Vernachlässigung des ihm entgegengesetzten, viele und langdauernde Irrthümer erzeugt und dagegen die Anwendung des Gesetzes der Specifikation die größten und wichtigsten Fortschritte bewirkt hat, — dies lehrt die Vergleichung der Kantischen Philosophie mit allen früheren. Es sei mir deshalb vergönnt, eine Stelle herzusetzen, in der Kant die Anwendung des Gesetzes der Specifikation auf die Quellen unserer Erkenntnisse empfiehlt, indem solche meinem gegenwärtigen Bestreben seine Würdigung giebt. „Es ist von der äußersten Erheblichkeit, Erkenntnisse, die ihrer Gattung und Ursprunge nach von andern unterschieden sind, zu isoliren und sorgfältig zu verhüten, daß sie nicht mit andern, mit welchen sie im Gebrauche gewöhnlich verbunden sind, in ein Gemische zusammenfließen. Was Chemiker beim Scheiden der Ma-

- [3] terien, was Mathematiker in ihrer reinen Größenlehre thun, das liegt noch weit mehr dem Philosophen ob, damit er den Antheil, den eine besondere Art der Erkenntniß am herumschweifenden Verstandesgebrauch hat, ihren eigenen Werth und Einfluß, sicher bestimmen könne.“ (Kritik d. rein. Vern., der Methodenlehre 3. Hauptst.)

§ 3.

Nutzen dieser Untersuchung.

- Sollte mir zu zeigen gelingen, daß der zum Gegenstand dieser Untersuchung gemachte Grundsatz nicht unmittelbar aus einer, sondern zunächst aus verschiedenen Grunderkenntnissen unsers Geistes fließt; so wird daraus folgen, daß die Nothwendigkeit, welche er als ein a priori feststehender Satz bei sich führt, ebenfalls nicht eine und überall die selbe, sondern eine eben so vielfache, wie die Quellen des Satzes selbst ist. Dann aber wird Jeder, der auf den Satz einen Schluß gründet, die Verbindlichkeit haben, genau zu bestimmen, auf welche der verschiedenen, dem Satze zum Grunde liegenden Nothwendigkeiten er sich stütze, und solche durch einen eigenen Namen (wie ich welche vorschlagen werde) zu bezeichnen. Ich hoffe, daß dadurch für die Deutlichkeit und Bestimmtheit im Philosophiren Einiges gewonnen seyn wird, und halte die, durch genaue Bestimmung der Bedeutung jedes Ausdrucks zu bewirkende, größtmögliche Verständlichkeit für ein zur Philosophie unumgänglich nöthiges Erforderniß, um uns vor Irrthum und absichtlicher Täuschung zu sichern und jede im Gebiet der Philosophie gewonnene Erkenntniß zu einem sicheren und nicht, durch später aufgedeckten Mißverständnis oder Zweideutigkeit, uns wieder zu entreißenden Eigenthum zu machen. Ueberhaupt wird der achte Philosoph überall Helle und Deutlichkeit suchen, und stets bestrebt seyn, nicht einem trüben, reißenden Regenbach zu gleichen, sondern vielmehr einem Schweizer See, der, durch seine Ruhe, bei großer Tiefe große Klarheit hat, welche eben erst die Tiefe sichtbar macht. La clarté est la bonne foi des philosophes hat Baubenargues gesagt. Der unächte hingegen wird zwar keineswegs, nach Talleyrand's Maxime, durch die Worte seine Gedanken, vielmehr nur seinen Mangel daran zu verbergen suchen, und wird die aus eigener Unklarheit des Denkens erwachsende

Unverständlichkeit seiner Philosopheme dem Leser ins Gewissen [4] schieben. Hieraus erklärt sich, warum in einigen Schriften, z. B. den Schelling'schen, der didaktische Ton so häufig in den schelten- den übergeht, ja oft die Leser schon zum voraus, durch Anticipation ihrer Unfähigkeit, gescholten werden.

5

§ 4.

Wichtigkeit des Satzes vom zureichenden Grunde.

Sie ist überaus groß, da man ihn die Grundlage aller Wissenschaft nennen darf. Wissenschaft nämlich bedeutet ein System von Erkenntnissen, d. h. ein Ganzes von verknüpften 10 Erkenntnissen, im Gegensatz des bloßen Aggregats derselben. Was aber Anderes, als der Satz vom zureichenden Grunde, verbindet die Glieder eines Systems? Das eben zeichnet jede Wissenschaft vor dem bloßen Aggregat aus, daß ihre Erkenntnisse eine aus der andern, als ihrem Grunde, folgen. Darum sagt schon Plato: 15 και γαρ αἱ δοξαὶ αἱ ἀληθεῖς οὐ πολλοῦ ἀξίαι εἰσιν, ἕως ἂν τις αὐτὰς δῇσῃ αἰτίας λογισμῷ. (etiam opiniones verae non multi pretii sunt, donec quis illas ratiocinatione a causis ducta liget). Meno, p. 385. Bip. — Zudem enthalten fast alle Wissenschaften Kenntnisse von Ursachen, aus denen die Wirkungen sich bestimmen 20 lassen, und eben so andere Erkenntnisse von Nothwendigkeiten der Folgen aus Gründen, wie sie in unserer ferneren Betrachtung vorkommen werden; welches bereits Aristoteles ausdrückt in den Worten: πασα επιστημη διανοητικη, η και μετεχουσα τι δια- νοιας, περι αιτιας και αρχας εστι. (omnis intellectualis scientia, 25 sive aliquo modo intellectu participans, circa causas et principia est). Metaph. V, 1. — Da es nun die, von uns stets a priori gemachte Voraussetzung, daß Alles einen Grund habe, ist, die uns berechtigt, überall Warum zu fragen; so darf man das Warum die Mutter aller Wissenschaften nennen. 30

§ 5.

Der Satz selbst.

Weiterhin soll gezeigt werden, daß der Satz vom zureichenden Grunde ein gemeinschaftlicher Ausdruck mehrerer a priori

[5] gegebener Erkenntnisse ist. Vorläufig muß er indessen in irgend einer Formel aufgestellt werden. Ich wähle die Wolfische als die allgemeinste: Nihil est sine ratione cur potius sit, quam non sit. Nichts ist ohne Grund warum es sei.

Zweites Kapitel.

[6]

Uebersicht des Hauptsächlichsten, so bisher über den Satz vom zureichenden Grunde gelehrt worden.

§ 6.

Erste Aufstellung des Satzes und Unterscheidung zweier Bedeutungen desselben.

Für einen solchen Ur-Grundsatz aller Erkenntniß mußte auch der, mehr oder weniger genau bestimmte, abstrakte Ausdruck sehr 5 früh gefunden werden; daher es schwer und dabei nicht von großem Interesse seyn möchte, nachzuweisen, wo zuerst ein solcher vorkommt. Plato und Aristoteles stellen ihn noch nicht förmlich als einen Hauptgrundsatz auf, sprechen ihn jedoch öfter als eine durch sich selbst gewisse Wahrheit aus. So sagt Plato, mit einer 10 Naivetät, welche gegen die kritischen Untersuchungen der neuen Zeit wie der Stand der Unschuld gegen den der Erkenntniß des Guten und Bösen erscheint: αναγκαιον, παντα τα γιγνομενα δια τινα αιτιαν γινεσθαι: πως γαρ αν χωρις τουτων γιγνοιτο; (necesse est, quaecunque fiunt, per aliquam causam fieri: quomodo 15 enim absque ea fierent?) Phileb. p. 240. Bip. und wieder im Timaios (p. 302) παν δε το γιγνομενον υπ αιτιου τινος εξ αναγκης γινεσθαι: παντι γαρ αδυνατον χωρις αιτιου γενεσιν σchein. (quidquid gignitur, ex aliqua causa necessario gignitur: sine causa enim oriri quidquam, impossibile est). — Plutarch, 20 am Schlusse seines Buches de fato, führt unter den Hauptsätzen der Stoiker an: μαλιστα μεν και πρωτον ειναι δοξεις, το μηδεν [7]

αναιτιως γινεσθαι, αλλα κατα προηγουμενας αιτιας. (maxime id primum esse videbitur, nihil fieri sine causa, sed omnia causis antegressis).

Aristoteles stellt in den Analyt. post. I, 2 den Satz vom 5 Grunde gewissermaßen auf, durch die Worte: επιστασθαι δε οιομεθα εκαστον απλως, οταν την τ αιτιαν οιομεθα γινωσκειν, δι την το πραγμα εστιν, οτι εκεινου αιτια εστιν, και μη ενδεχεσθαι τουτο αλλως ειναι. (Scire autem putamus unamquamque rem simpliciter, quum putamus causam cognoscere, propter 10 quam res est, ejusque rei causam esse, nec posse eam aliter se habere). Auch giebt er in der Metaphysik, Lib. IV. c. 1, schon eine Eintheilung der verschiedenen Arten der Gründe, oder vielmehr der Principien, αρχαι, deren er acht Arten annimmt; welche Eintheilung aber weder gründlich, noch scharf genug ist. 15 Jedoch sagt er hier vollkommen richtig: πασων μεν ουν κοινον των αρχων, το πρωτον ειναι, οδεν η εστιν, η γινεται, η γινωσκεται. (omnibus igitur principiis commune est, esse primum, unde aut est, aut fit, aut cognoscitur). Im folgenden Kapitel unterscheidet er verschiedene Arten der Ursachen; wiewohl mit einiger 20 Seichtigkeit und Verworrenheit zugleich. Besser jedoch, als hier, stellt er vier Arten der Gründe auf in den Analyt. post. II, 11. αιτιαι δε τεσσαρες: μια μεν το τι ην ειναι: μια δε το τι των οντων, αναγκη τουτο ειναι: ετερα δε, η τι πρωτον εκινησε: τεταρτη δε, το τινος ενεκα. (causae autem quatuor sunt: una 25 quae explicat quid res sit; altera, quam, si quaedam sint, necesse est esse; tertia, quae quid primum movit; quarta id, cujus gratia). Dieses ist nun der Ursprung der von den Scholastikern durchgängig angenommenen Eintheilung der causarum, in causas materiales, formales, efficientes et finales; wie dies denn 30 auch zu ersehn aus Suarii disputationibus metaphysicis, diesem wahren Compendio der Scholastik, disp. 12, sect. 2 et 3. Aber sogar noch Hobbes (de corpore, P. II. c. 10, § 7.) führt sie an und erklärt sie. — Jene Eintheilung ist im Aristoteles nochmals, und zwar etwas ausführlicher und deutlicher, zu finden: nämlich 35 Metaph. I, 3. Auch im Buche de somno et vigilia, c. 2, ist sie kurz angeführt. — Was jedoch die so höchst wichtige Unterscheidung zwischen Erkenntnißgrund und Ursache betrifft, so verrieth zwar Aristoteles gewissermaßen einen Begriff von der Sache,

sofern er in den *Analyt. post. I, 13*, ausführlich darthut, daß [8] das Wissen und Beweisen, daß etwas sei, sich sehr unterscheide von dem Wissen und Beweisen, warum es sei: was er nun als Letzteres darstellt, ist die Erkenntniß der Ursache, was als Erstes, der Erkenntnißgrund. Aber zu einem ganz deutlichen Bewußtseyn des Unterschiedes bringt er es doch nicht; sonst er ihn auch in seinen übrigen Schriften festgehalten und beobachtet haben würde. Dies aber ist durchaus nicht der Fall: denn sogar wo er, wie in den oben beigebrachten Stellen, darauf ausgeht, die verschiedenen Arten der Gründe zu unterscheiden, kommt ihm der in dem hier in Betracht genommenen Kapitel angeregte, so wesentliche Unterschied nicht mehr in den Sinn; und überdies gebraucht er das Wort *αιτιον* durchgängig für jeden Grund, welcher Art er auch sei, nennt sogar sehr häufig den Erkenntnißgrund, ja, die Prämissen eines Schlusses, *αιτιας*: so z. B. *Metaph. IV, 18. 15 Rhet. II, 21. de plantis I. p. 316. (ed. Berol.)*, besonders *Analyt. post. I, 2*, wo geradezu die Prämissen eines Schlusses *αιτιαι του συμπρασματος* heißen. Wenn man aber zwei verwandte Begriffe durch das selbe Wort bezeichnet; so ist dies ein Zeichen, daß man ihren Unterschied nicht kennt, oder doch nicht 20 festhält: denn zufällige Homonymie weit verschiedener Dinge ist etwas ganz Anderes. Am auffallendsten kommt aber dieser Fehler zu Tage in seiner Darstellung des Sophisma's *non causae ut causa*, *παρα το μη αιτιον ες αιτιον*, im Buche *de sophisticis elenchis*, c. 5. Unter *αιτιον* versteht er hier durchaus nur den 25 Beweisgrund, die Prämissen, also einen Erkenntnißgrund, indem das Sophisma darin besteht, daß man ganz richtig etwas als unmöglich darthut, dasselbe jedoch auf den damit bestrittenen Satz gar nicht einfließt, welchen man dennoch dadurch umgestoßen zu haben vorgiebt. Von physischen Ursachen ist also dabei gar nicht 30 die Rede. Allein der Gebrauch des Wortes *αιτιον* hat bei den Logikern neuerer Zeit so viel Gewicht gehabt, daß sie, bloß daran sich haltend, in ihren Darstellungen der *fallaciarum extra dictionem* die *fallacia non causae ut causa* durchgängig erklären als die Angabe einer physischen Ursache, die es nicht ist: so z. B. 35 Reimarus, G. E. Schulze, Fries und Alle, die mir vorgekommen: erst in Twisten's *Logik* finde ich dies Sophisma richtig dargestellt. Auch in sonstigen wissenschaftlichen Werken und Dis-

putationen wird, in der Regel, durch die Anschuldigung einer *fallacia non causae ut causa* die Einschlebung einer falschen Ursache bezeichnet.

Von dieser, bei den Alten durchgängig vorhandenen Vermengung und Verwechselung des logischen Gesetzes vom Erkenntnißgrunde mit dem transcendentalen Naturgesetz der Ursache und Wirkung liefert uns noch *Sextus Empiricus* ein starkes Beispiel. Nämlich im 9. Buche *adversus Mathematicos*, also dem Buche *adv. physicos*, § 204, unternimmt er, das Gesetz der 10 Kausalität zu beweisen, und sagt: Einer, der behauptet, daß es keine Ursache (*αιτια*) gebe, hat entweder keine Ursache (*αιτια*), aus der er dies behauptet, oder er hat eine. Im ersten Falle ist seine Behauptung nicht wahrer, als ihr Gegenteil: im andern stellt er eben durch seine Behauptung fest, daß es Ursachen giebt. 15 Wir sehn also, daß die Alten es noch nicht zur deutlichen Unterscheidung zwischen der Forderung eines Erkenntnißgrundes zur Begründung eines Urtheils und der einer Ursache zum Eintritt eines realen Vorganges gebracht haben. — Was nun späterhin die Scholastiker betrifft, so war das Gesetz der Kausalität 20 ihnen eben ein über alle Untersuchung erhabenes Axiom: *non inquirimus an causa sit, quia nihil est per se notius*, sagt Suarez, *Disp. 12, sect. 1*. Dabei hielten sie die oben beigebrachte Aristotelische Eintheilung der Ursachen fest: hingegen die hier in Rede stehende nothwendige Unterscheidung haben, so viel mir be- 25 kannt, auch sie sich nicht zum Bewußtseyn gebracht.

§ 7.

Cartesius.

Denn sogar unsern vortrefflichen Cartesius, den Anreger der subjektiven Betrachtung und dadurch den Vater der neueren Philosophie, finden wir, in dieser Hinsicht, noch in kaum erklärlichen 30 Verwechselungen begriffen, und werden sogleich sehn, zu welchen ernstlichen und beklagenswerthen Folgen diese in der Metaphysik geführt haben. Er sagt in der *responsio ad secundas objectiones in meditationes de prima philosophia, axioma I*: *Nulla res existit, de qua non possit quaeri, quatenam sit causa, cur* 35 *existat. Hoc enim de ipso Deo quaeri potest, non quod* [10]

indigeat ulla causa ut existat, sed quia ipsa ejus naturae immensitas est causa sive ratio, propter quam nulla causa indiget ad existendum. Er hätte sagen müssen: die Unermesslichkeit Gottes ist ein Erkenntnißgrund, aus welchem folgt, daß Gott keiner Ursache bedarf. Er vermengt jedoch Beides, und man sieht, 5 daß er sich des großen Unterschiedes zwischen Ursache und Erkenntnißgrund nicht deutlich bewußt ist. Eigentlich aber ist es die Absicht, welche bei ihm die Einsicht verfälscht. Er schiebt nämlich hier, wo das Kausalitätsgesetz eine Ursache fordert, statt dieser einen Erkenntnißgrund ein, weil ein solcher nicht gleich wieder 10 weiter führt, wie jene; und bahnt sich so, durch eben dieses Axiom, den Weg zum ontologischen Beweise des Daseyns Gottes, dessen Erfinder er ward, nachdem Anselmus nur die Anleitung dazu im Allgemeinen geliefert hatte. Denn gleich nach den Axiomen, von denen das angeführte das erste ist, wird nun dieser ontologische Beweis förmlich und ganz ernsthaft aufgestellt: ist er ja 15 doch in jenem Axiom eigentlich schon ausgesprochen, oder liegt wenigstens so fertig darin, wie das Hühnchen im lange bebrüteten Eie. Also, während alle andern Dinge zu ihrem Daseyn einer Ursache bedürfen, genügt dem auf der Leiter des kosmologischen Beweises herangebrachten Gotte, statt derselben, die in seinem eigenen Begriffe liegende immensitas: oder, wie der Beweis selbst sich ausdrückt: in conceptu entis summe perfecti existentia necessaria continetur. Dies also ist der tour de passe-passe, zu welchem man die schon dem Aristoteles geläufige Verwechse- 20 lung der beiden Hauptbedeutungen des Sages vom Grunde, sogleich in majorem Dei gloriam, gebrauchte.

Beim Lichte und unbefangen betrachtet ist nun dieser berühmte ontologische Beweis wirklich eine allerliebste Schnurre. Da denkt nämlich Einer, bei irgend einer Gelegenheit, sich einen Begriff 30 aus, den er aus allerlei Prädikaten zusammengesetzt, dabei jedoch Sorge trägt, daß unter diesen, entweder blank und haar, oder aber, welches anständiger ist, in ein anderes Prädikat, z. B. perfectio, immensitas, oder so etwas, eingewickelt, auch das Prädikat der Realität oder Existenz sei. Bekanntlich kann man aus 35 einem gegebenen Begriffe alle seine wesentlichen, d. h. in ihm mit gedachten, Prädikate, und eben so auch die wesentlichen Prädikate dieser Prädikate, mittelst lauter analytischer Urtheile, herauszeln, [11]

welche demnach logische Wahrheit, d. h. an dem gegebenen Begriff ihren Erkenntnißgrund haben. Demgemäß holt nun Jener aus seinem beliebig erdachten Begriff auch das Prädikat der Realität, oder Existenz, heraus: und darum nun soll ein dem Begriff entsprechender Gegenstand, unabhängig von demselben, in der Wirklichkeit existiren!

„Wär' der Gedank' nicht so vernünftig geschent,
Man wär' versucht ihn herzlich dumm zu nennen.“

Uebrigens ist die einfache Antwort auf eine solche ontologische 10 Demonstration: „Es kommt Alles darauf an, wo du deinen Begriff her hast: ist er aus der Erfahrung geschöpft; à la bonne heure, da existirt sein Gegenstand und bedarf keines weitem Beweises: ist er hingegen in deinem eigenen sinciput ausgeheckt; da helfen ihm alle seine Prädikate nichts: er ist eben ein Hirnspinnst.“ 15 Daß aber die Theologie, um in dem ihr ganz fremden Gebiet der Philosophie, als wo sie gar zu gerne wäre, Fuß zu fassen, zu dergleichen Beweisen hat ihre Zuflucht nehmen müssen, erregt ein sehr ungünstiges Vorurtheil gegen ihre Ansprüche. — Aber ol über die prophetische Weisheit des Aristoteles! Er hatte nie et- 20 was vernommen vom ontologischen Beweise: aber, als sähe er vor sich in die Nacht der kommenden finsternen Zeiten, erblickte darin jene scholastische Klaufse und wollte ihr den Weg verrennen, demonstirt er sorgfältig, im 7. Kapitel des 2. Buchs *Analyticorum posteriorum*, daß die Definition einer Sache und der Beweis ihrer Existenz zwei verschiedene und ewig geschiedene Dinge sind, indem wir 25 durch das eine erfahren, was gemeint sei, durch das andere aber, daß so etwas existire: und wie ein Orakel der Zukunft spricht er die Sentenz aus: το δ' εἶναι οὐκ οὐσία οὐδενί· οὐ γὰρ γένος το οὐ: esse autem nullius rei essentia est, quandoquidem ens 30 non est genus. Das besagt: „Die Existenz kann nie zur Essenz, das Daseyn nie zum Wesen des Dinges gehören.“ — Wie sehr hingegen Herr v. Schelling den ontologischen Beweis venerirt, ist zu ersehn aus einer langen Note S. 152 des ersten Bandes seiner philosophischen Schriften von 1809. Aber etwas noch Lehr- 35 reicheres ist daraus zu ersehn, nämlich, wie dreistes, vornehmthuendes Schwadroniren hinreicht, den Deutschen Sand in die [12] Augen zu streuen. Daß aber gar ein so durchweg erbärmlicher Patron, wie Hegel, dessen ganze Philosophasterei eigentlich eine

monstrose Amplifikation des ontologischen Beweises war, diesen gegen Kants Kritik hat vertheidigen wollen, ist eine Allianz, deren der ontologische Beweis selbst sich schämen würde, so wenig sonst das Schämen seine Sache ist. — Man erwarte nur nicht, daß ich mit Achtung von Leuten spreche, welche die Philosophie in Verachtung gebracht haben.

§ 8.

Spinoza.

Obgleich Spinoza's Philosophie hauptsächlich im Negiren des von seinem Lehrer Cartesius aufgestellten zwiefachen Dualismus, nämlich zwischen Gott und Welt, und zwischen Seele und Leib, besteht; so blieb er ihm doch völlig getreu in der oben nachgewiesenen Verwechselung und Vermischung des Verhältnisses zwischen Erkenntnißgrund und Folge mit dem zwischen Ursache und Wirkung; ja, er suchte aus derselben, für seine Metaphysik, wo möglich noch größere Vortheile zu ziehen, als sein Lehrer für die seinige daraus gezogen hatte: denn die besagte Verwechselung ist die Grundlage seines ganzen Pantheismus geworden.

In einem Begriffe nämlich sind alle seine wesentlichen Prädikate enthalten, implicite; daher sie, durch bloß analytische Urtheile, sich explicite aus ihm entwickeln lassen: die Summe dieser ist seine Definition. Diese ist daher von ihm selbst, nicht dem Inhalt, sondern nur der Form nach, verschieden; indem sie aus Urtheilen besteht, die alle in ihm mitgedacht sind, und daher in ihm ihren Erkenntnißgrund haben, sofern sie sein Wesen darlegen. Diese können demnach angesehen werden als die Folgen jenes Begriffs, als ihres Grundes. Dieses Verhältniß eines Begriffs zu den in ihm gegründeten und aus ihm entwickelbaren analytischen Urtheilen ist nun ganz und gar das Verhältniß, welches Spinoza's sogenannter Gott zur Welt, oder richtiger, welches die einzige und alleinige Substanz zu ihren zahllosen Accidenzien hat. (Deus, sive substantia constans infinitis attributis. Eth. I. pr. 11. — Deus, sive omnia Dei attributa.) Es ist also das Verhältniß des Erkenntnißgrundes zu seiner Folge; statt daß der wirkliche Theismus (der des Spinoza ist bloß ein nomineller) das Verhältniß der Ursache zur Wirkung annimmt, in welchem der

Grund von der Folge, nicht, wie in jenem, bloß der Betrachtungsart nach, sondern wesentlich und wirklich, also an sich selbst und immer, verschieden und getrennt bleibt. Denn eine solche Ursache der Welt, mit Hinzufügung der Persönlichkeit, ist es, die das Wort Gott, ehrlicherweise gebraucht, bezeichnet. Hingegen ist ein unpersönlicher Gott eine *contradictio in adjecto*. Indem nun aber Spinoza auch in dem von ihm aufgestellten Verhältnisse das Wort Gott für die Substanz beibehalten wollte und solche sogar ausdrücklich die Ursache der Welt benannte, konnte er dies nur dadurch zu Stande bringen, daß er jene beiden Verhältnisse, folglich auch den Satz vom Erkenntnißgrunde mit dem der Kausalität, ganz und gar vermischte. Dies zu belegen bringe ich, von unzähligen, nur folgende Stelle in Erinnerung. Notandum, dari necessario uniuscujusque rei existentis certam aliquam causam, propter quam existit. Et notandum, hanc causam, propter quam aliqua res existit, vel debere contineri in ipsa natura et definitione rei existentis (nimirum quod ad ipsius naturam pertinet existere), vel debere extra ipsam dari. (Eth. P. I, prop. 8, schol. 2). Im letztern Fall meint er eine wirkende Ursache, wie sich dies aus dem Folgenden ergibt; im erstern hingegen einen bloßen Erkenntnißgrund: er identificirt jedoch Beides und arbeitet dadurch seiner Absicht, Gott mit der Welt zu identificiren, vor. Einen im Innern eines gegebenen Begriffes liegenden Erkenntnißgrund mit einer von außen wirkenden Ursache zu verwechseln und dieser gleichzustellen, ist überall sein Kunstgriff; und vom Cartesius hat er ihn gelernt. Als Belege dieser Verwechselung führe ich noch folgende Stellen an. Ex necessitate divinae naturae omnia, quae sub intellectum infinitum cadere possunt, sequi debent. (Eth. P. I, prop. 16.) Zugleich aber nennt er Gott überall die Ursache der Welt. Quidquid existit Dei potentiam, quae omnium rerum causa est, exprimit. *ibid.* prop. 36. demonstr. — Deus est omnium rerum causa immanens, non vero transiens. *ibid.* prop. 18. — Deus non tantum est causa efficiens rerum existentiae, sed etiam essentiae. *ibid.* prop. 25. — Eth. P. III, prop. 1. demonstr. heißt es: ex data quacunque idea aliquis effectus necessario sequi debet. Und *ibid.* prop. 4. Nulla res nisi a causa externa potest destrui. — Demonstr. *Definitio* cujuscunque rei, ipsius essentiam (Wesen,

Beschaffenheit zum Unterschied von existentia, Daseyn) affirmat, sed non negat; sive rei essentiam ponit, sed non tollit. Dum itaque ad rem ipsam tantum, non autem ad causas externas attendimus, nihil in eadem poterimus invenire, quod ipsam possit destruere. Dies heißt: weil ein Begriff nichts 5 enthalten kann, was seiner Definition, d. i. der Summe seiner Prädikate, widerspricht; kann auch ein Ding nichts enthalten, was Ursache seiner Zerstörung werden könnte. Diese Ansicht wird aber auf ihren Gipfel geführt in der etwas langen, zweiten Demonstration der ersten Proposition, woselbst die Ursache, welche ein 10 Wesen zerstören oder aufheben könnte, vermischet wird mit einem Widerspruch, den die Definition desselben enthielte, und der sie deshalb aufhobe. Die Nothwendigkeit, Ursache und Erkenntnißgrund zu konfundiren, wird hiebei so dringend, daß Spinoza nie 15 causa, oder auch ratio, allein sagen darf, sondern jedesmal ratio seu causa zu setzen genöthigt ist, welches daher hier, auf Einer Seite, acht Mal geschieht, um den Unterschleif zu decken. Das 20 Selbste hatte schon Cartesius in dem oben angeführten Axiom gethan.

So ist denn Spinoza's Pantheismus eigentlich nur die Realisation des ontologischen Beweises des Cartesius. Zunächst 20 adoptirt er den oben angeführten ontotheologischen Satz des Cartesius: ipsa naturae Dei immensitas est causa sive ratio, propter quam nulla causa indiget ad existendum: statt Deus sagt er (im Anfang) stets substantia, und nun schließt er: substantiae essentia necessario involvit existentiam, ergo erit substantia causa sui. (Eth. P. I, prop. 7.) Also durch das selbe 25 Argument, womit Cartesius das Daseyn Gottes bewiesen hatte, beweist er das absolut nothwendige Daseyn der Welt, — die also keines Gottes bedarf. Dies leistet er noch deutlicher im 2. Scholio zur 8. Proposition: Quoniam ad naturam substantiae pertinet existere, debet ejus definitio necessariam existentiam involvere, et consequenter ex sola ejus definitione debet ip- 30 sius existentia concludi. Diese Substanz aber ist bekanntlich die Welt. — Im selben Sinne sagt die Demonstration zur Prop. 24: Id, cujus natura in se considerata (d. i. Definition) involvit 35 existentiam, est causa sui.

Was nämlich Cartesius nur ideal, nur subjektiv, d. h. nur für uns, nur zum Behuf der Erkenntniß, nämlich des

Beweises des Daseyns Gottes, aufgestellt hatte, Das nahm Spinoza real und objektiv, als das wirkliche Verhältniß Gottes zur Welt. Beim Cartesius liegt im Begriffe Gottes die Existenz und wird also zum Argument für sein wirkliches Daseyn: 5 beim Spinoza steckt Gott selbst in der Welt. Was demnach beim Cartesius bloßer Erkenntnißgrund war, macht Spinoza zum Realgrund: hatte jener im ontologischen Beweise gelehrt, daß aus der essentia Gottes seine existentia folgt, so macht dieser daraus die causa sui und eröffnet dreist seine Ethik mit: per causam sui 10 intelligo id, cujus essentia (Begriff) involvit existentiam; — taub gegen den Aristoteles, der ihm zuruft το δ' ειναι cum ουσια ουδενι! Hier haben wir nun die handgreiflichste Verwechselung des Erkenntnißgrundes mit der Ursache. Und wenn die Neospinozisten (Schellingianer, Hegelianer u. s. w.), gewohnt, Worte für Ge- 15 danken zu halten, sich oft in vornehm andächtiger Bewunderung über dieses causa sui ergehen; so sehe ich meinerseits in causa sui nur eine contradictio in adjecto, ein Vorher was nachher ist, ein freches Machtwort, die unendliche Kausalkette abzuschneiden, ja, ein Analogon zu jenem Oesterreicher, der, als er, die Agraffe 20 auf seinem festgeschallten Sacko zu befestigen, nicht hoch genug hinaufreichen konnte, auf den Stuhl stieg. Das rechte Emblem der causa sui ist Baron Münchhausen, sein im Wasser sinkendes Pferd mit den Beinen umklammernd und an seinem über den Kopf nach vorn geschlagenen Zopf sich mit sammt dem Pferde in 25 die Höhe ziehend; und darunter gesetzt: Causa sui.

Zum Schluß werfe man noch einen Blick auf die propos. 16. des ersten Buchs der Ethik, wo aus dem Grunde, daß ex data cujuscunque rei definitione plures proprietates intellectus con- 30 cludit, quae revera ex eadem necessario sequuntur, gefolgert wird: ex necessitate divinae naturae (d. h. real genommen) infinita infinitis modis sequi debent; unstreitig also hat dieser Gott zur Welt das Verhältniß eines Begriffes zu seiner Definition. Nichtsdestoweniger knüpft sich gleich daran das Corollarium: Deum omnium rerum esse causam efficientem. Weiter kann die 35 Verwechselung des Erkenntnißgrundes mit der Ursache nicht getrieben werden, und bedeutendere Folgen, als hier, konnte sie nicht haben. Dies aber zeugt für die Wichtigkeit des Themas gegenwärtiger Abhandlung.

Zu diesen, aus Mangel an Deutlichkeit im Denken entsprungenen Verirrungen jener beiden großen Geister der Vergangenheit hat in unsern Tagen Hr. v. Schelling noch ein kleines Nachspiel geliefert, indem er dem vorliegenden Klimax noch die dritte Stufe aufzusehen sich bemüht hat. War nämlich Cartesius der Forde- 5 rung des unerbittlichen Kausalitätsgesetzes, welches seinen Gott in die Enge trieb, dadurch begegnet, daß er der verlangten Ursache einen Erkenntnißgrund substituirt, um die Sache zur Ruhe zu bringen; und hatte Spinoza aus diesem eine wirkliche Ursache und also causa sui gemacht, wobei ihm der Gott zur Welt ward; so 10 ließ Hr. v. Schelling (in seiner Abhandlung von der menschlichen Freiheit) in Gott selbst den Grund und die Folge auseinander-treten, konsolidirte also die Sache noch viel besser dadurch, daß er sie zu einer realen und leibhaften Hypostase des Grundes und seiner Folge erhob, indem er uns mit etwas bekannt machte, „das 15 in Gott nicht Er selbst sei, sondern sein Grund, als ein Urgrund, oder vielmehr Ungrund.“ Hoc quidem vere palmarium est. — Daß er übrigens die ganze Fabel aus Jakob Böhme's „Gründ-lichem Bericht vom irdischen und himmlischen Mysterio“ genom- men hat, ist heut zu Tage bekannt genug: woher aber Jakob 20 Böhme selbst die Sache habe und wo also eigentlich der Ungrund zu Hause sei, scheint man nicht zu wissen; daher ich mir erlaube, es herzusetzen. Es ist der βυδος, d. i. abyssus, vorago, also bodenlose Tiefe, Ungrund, der Valentinianer (einer Rehersekte des zweiten Jahrhunderts), welcher das ihm konsubstantiale 25 Schweigen befruchtete, das nun den Verstand und die Welt ge- bar: wie es Irenäus contr. haeres. lib. I. c. 1, in folgen- den Worten berichtet: Λεγουσι γαρ τινα ειναι εν αορατοις και [16] ακατονομαστοις ὑψωμασι τελειον Αιωνα προοντα· τουτον δε και προαρχην, και προπατορα, και βυδον καλουσιν. — Ὑπαρχοντα 30 δε αυτον αχωρητον και αορατον, αιδιον τε και αγεννητον, εν ἡσυχια και ηρεμια πολλη γεγονεναι εν απειροις αιωσι χρονων. Συνυπαρχειν δε αυτω και Εννοιαν, ην δε και Χαριν, και Σιγην ονομαζουσι· και εννοηθηναι ποτε αφ' εαυτου προβαλεσθαι τον βυδον τουτον αρχην των παντων, και καθαπερ σπερμα την 35 προβολην ταυτην (ην προβαλεσθαι ενενοηθη) καθεσθαι, ως εν μητρη, τη συνυπαρχουση εαυτω Σιγη. Ταυτην δε, υποδεξαμενην το σπερμα τουτο, και εγκυμονα γενομενην, αποκυησαι Νουν, δμοιον

τε και ισον τω προβαλοντι, και μονον χωρουντα το μεγαδος του Πατρος. Τον δε νουν τουτον και μονογενη καλουσι, και αρχην των παντων. (Dicunt enim esse quendam in sublimitatibus illis, quae nec oculis cerni, nec nominari possunt, perfectum 5 Aeonem praeexistentem, quem et proarchen, et propatorem, et *Bythum* vocant. Eum autem, quum incomprehensibilis et invisibilis, sempiternus idem et ingenuus esset, infinitis tem- porum seculis in summa quiete ac tranquillitate fuisse. Unā etiam cum eo Cogitationem exstitisse, quam et Gratiam et 10 Silentium (*Sigen*) nuncupant. Hunc porro *Bythum* in animum aliquando induxisse, rerum omnium initium proferre, atque hanc, quam in animum induxerat, productionem, in *Sigen* (*silentium*) quae unā cum eo erat, non secus atque in vul- vam demisisse. Hanc vero, suscepto hoc semine, praegnan- 15 tem effectam peperisse Intellectum, parenti suo parem et aequalem, atque ita comparatum, ut solus paternae magni- tudinis capax esset. Atque hunc Intellectum et Monogenem et Patrem et principium omnium rerum appellant.) Dem Jak. Böhme muß Das irgendwie aus der Rehergeschichte zu Oh- 20 ren gekommen seyn, und aus dessen Händen hat Hr. v. Schelling es gläubig entgegengenommen.

§ 9.

Leibniz.

Leibniz hat zuerst den Satz vom Grunde als einen Haupt- 25 grundsatz aller Erkenntniß und Wissenschaft förmlich aufgestellt. Er proklamirt ihn an vielen Stellen seiner Werke sehr pomphaft, thut gar wichtig damit, und stellt sich, als ob er ihn erst erfunden hätte; jedoch weiß er von demselben nichts weiter zu sagen, als nur immer, daß Alles und Jedes einen zureichenden Grund haben 30 müsse, warum es so und nicht anders sei; was die Welt denn doch wohl auch vor ihm gewußt haben wird. Die Unterscheidung der zwei Hauptbedeutungen desselben deutet er dabei gelegentlich [17] zwar an, hat sie jedoch nicht ausdrücklich hervorgehoben, noch auch sonst sie irgendwo deutlich erörtert. Die Hauptstelle ist in 35 seinen principiis philosophiae § 32, und ein wenig besser in der französischen Bearbeitung derselben, überschrieben Monadologie:

en vertu du principe de la raison suffisante nous considérons qu'aucun fait ne sauroit se trouver vrai ou existant, aucune énonciation véritable, sans qu'il y ait une raison suffisante, pourquoi il en soit ainsi et non pas autrement: — womit zu vergleichen Theodicee § 44, und der 5. Brief an Clarke, § 125.

§ 10.

Wolf.

Wolf ist also der Erste, welcher die beiden Hauptbedeutungen unsers Grundsatzes ausdrücklich gesondert und ihren Unterschied auseinandergelegt hat. Er stellt jedoch den Satz vom zureichenden Grunde noch nicht, wie es jetzt geschieht, in der Logik auf, sondern in der Ontologie. Dasselbst bringt er zwar schon § 71 darauf, daß man den Satz vom zureichenden Grund der Erkenntniß nicht mit dem der Ursache und Wirkung verwechseln solle, bestimmt hier aber doch nicht deutlich den Unterschied und begeht selbst Verwechselungen, indem er eben hier im Kapitel de ratione sufficienti §§ 70, 74, 75, 77, zum Beleg für das principium rationis sufficientis Beispiele von Ursache und Wirkung und Motiv und Handlung anführt, die, wenn er jene Unterscheidung machen will, im Kapitel de causis des selben Werks angeführt werden müßten. In diesem nun führt er wieder ganz ähnliche Beispiele an und stellt auch hier wieder das principium cognoscendi auf (§ 876), das zwar, als oben bereits abgehandelt, nicht hieher gehört, jedoch dient, die bestimmte und deutliche Unterscheidung desselben vom Gesetz der Kausalität einzuführen, welche sodann §§ 881—884 folgt. Principium, sagt er hier ferner, dicitur id, quod in se continet rationem alterius, und er unterscheidet drei Arten desselben, nämlich: 1) *principium fiendi* (causa), das er definirt als *ratio actualitatis alterius*; e. gr. si lapis calescit, ignis aut radii solares sunt rationes, cur calor lapidi insit. — 2) *principium essendi*, das er definirt: *ratio possibilitatis alterius*: in eodem exemplo, *ratio possibilitatis*, cur lapis calorem recipere possit, est in essentia seu modo compositionis lapidis. Dies letztere scheint mir ein unstatthafter Begriff. Möglichkeit überhaupt ist, wie Kant zur Genüge gezeigt

hat, Uebereinstimmung mit den uns a priori bewußten Bedingungen aller Erfahrung. Aus diesen wissen wir, in Beziehung auf Wolf's Beispiel vom Stein, daß Veränderungen als Wirkungen von Ursachen möglich sind, d. h. daß ein Zustand auf einen andern folgen kann, wenn dieser die Bedingungen zu jenem enthält: hier finden wir, als Wirkung, den Zustand des Warmseyns des Steins, und, als Ursache, den ihm vorhergehenden der endlichen Wärmekapazität des Steins und seiner Berührung mit freier Wärme. Daß nun Wolf die zuerst genannte Beschaffenheit dieses Zustandes des principium essendi und die zweite principium fiendi nennen will, beruht auf einer Täuschung, die ihm daraus entsteht, daß die auf der Seite des Steins liegenden Bedingungen bleibender sind und daher auf die übrigen länger warten können. Daß nämlich der Stein ein solcher ist, wie er ist, von solcher chemischen Beschaffenheit, die so und so viel spezifische Wärme, folglich eine im umgekehrten Verhältniß derselben stehende Wärmekapazität mit sich bringt, ist, eben wie andererseits sein in Berührung mit freier Wärme kommen, Folge einer Kette früherer Ursachen, sämmtlich principiorum fiendi: das Zusammentreffen beiderseitiger Umstände aber macht allererst den Zustand aus, der, als Ursache, die Erwärmung, als Wirkung, bedingt. Nirgends bleibt dabei Raum für Wolf's principium essendi, das ich daher nicht anerkenne und über welches ich hier theils deshalb etwas ausführlich gewesen bin, weil ich den Namen in einer ganz andern Bedeutung unten gebrauchen werde, und theils weil die Erörterung beiträgt, den wahren Sinn des Kausalitätsgesetzes faßlich zu machen. 3) unterscheidet Wolf, wie gesagt, principium cognoscendi, und unter causa führt er noch an causa impulsiva, sive ratio voluntatem determinans.

30

§ 11.

Philosophen zwischen Wolf und Kant.

Baumgarten, in seiner Metaphysica, §§ 20—24 und §§ 306—313, wiederholt die Wolf'schen Unterscheidungen.

Reimarus, in der Vernunftlehre § 81, unterscheidet 1) innern Grund, wovon seine Erklärung mit Wolf's ratio essendi übereinstimmt, indessen von der ratio cognoscendi gelten würde,

wenn er nicht auf Dinge übertrüge, was nur von Begriffen gilt; und 2) äußern Grund, d. i. causa. — § 120 seq. bestimmt er die ratio cognoscendi richtig, als eine Bedingung der Aussage: allein § 125 verwechselt er doch, in einem Beispiel, Ursache damit.

Lambert, im neuen Organon, erwähnt die Wolfischen Unterscheidungen nicht mehr, zeigt aber in einem Beispiel, daß er Erkenntnißgrund von Ursache unterscheidet, nämlich Bd. I, § 572, wo er sagt, Gott sei principium essendi der Wahrheiten und die Wahrheiten principia cognoscendi Gottes.

Platner, in den Aphorismen, § 868, sagt: „Was innerhalb der Vorstellung Grund und Folge (principium cognoscendi, ratio — rationatum) heißt, das ist in der Wirklichkeit Ursache und Wirkung (causa efficiens — effectus). Jede Ursache ist ein Erkenntnißgrund, jede Wirkung eine Erkenntnißfolge.“ Er meint also, daß Ursache und Wirkung Dasjenige seien, was, in der Wirklichkeit, den Begriffen von Grund und Folge im Denken entspricht, daß jene zu diesen sich verhielten etwan wie Substanz und Accidenz zu Subjekt und Prädikat, oder wie Qualität des Objekts zur Empfindung derselben in uns u. s. f. Ich halte es für überflüssig, diese Meinung zu widerlegen, da Jeder leicht einsehen wird, daß das Verhältniß von Grund und Folge in Urtheilen etwas ganz anderes ist, als eine Erkenntniß von Wirkung und Ursache; obwohl in einzelnen Fällen auch Erkenntniß einer Ursache, als solcher, Grund eines Urtheils seyn kann, das die Wirkung aus-
sagt. (Vergl. § 36.)

§ 12.

Hume.

Bis auf diesen ernstlichen Denker hatte noch Niemand gezweifelt an Folgendem. Zuerst und vor allen Dingen im Himmel und auf Erden ist der Satz vom zureichenden Grunde, nämlich als Gesetz der Kausalität. Denn er ist eine veritas aeterna: d. h. er selbst ist an und für sich, erhaben über Götter und Schicksal: alles Uebrige hingegen, z. B. der Verstand, der den Satz vom Grunde denkt, nicht weniger die ganze Welt und auch was etwan die Ursache dieser Welt seyn mag, wie Atome, Be-

wegung, ein Schöpfer u. s. w., ist Dies erst in Gemäßheit und vermöge desselben. Hume war der Erste, dem es einfiel, zu fragen, woher denn dieses Gesetz der Kausalität seine Auktorität habe, und die Kreditive derselben zu verlangen. Sein Ergebnis, daß die Kausalität nichts weiter, als die empirisch wahrgenommene und uns gewöhnlich gewordene Zeitfolge der Dinge und Zustände sei, ist bekannt: Jeder fühlt sogleich das Falsche desselben, und es zu widerlegen ist auch nicht schwer. Allein das Verdienst lag in der Frage selbst: sie wurde die Anregung und der Anknüpfungspunkt zu Kants tiefinnigen Untersuchungen und dadurch zu einem ungleich tiefer gefaßten und gründlicheren Idealismus, als der bisherige, der hauptsächlich der Berkeley'sche ist, gewesen war, zum transcendentalen Idealismus, aus welchem uns die Ueberzeugung hervorgeht, daß die Welt so abhängig von uns im Ganzen ist, wie wir es von ihr im Einzelnen sind. Denn indem er die transcendentalen Principien nachwies als solche, vermöge deren wir über die Objekte und ihre Möglichkeit Einiges a priori, d. h. vor aller Erfahrung, bestimmen können, bewies er daraus, daß diese Dinge nicht unabhängig von unserer Erkenntniß so da seyn können, wie sie sich uns darstellen. Die Verwandtschaft einer solchen Welt mit dem Traume tritt hervor.

§ 13.

Kant und seine Schule.

Kants Hauptstelle über den Satz vom zureichenden Grunde steht in der kleinen Schrift „über eine Entdeckung, nach der alle Kritik der reinen Vernunft entbehrlich gemacht werden soll“ und zwar im ersten Abschnitt derselben, unter A. Dasselbst bringt Kant auf die Unterscheidung des logischen (formalen) Princip der Erkenntniß „„ein jeder Satz muß seinen Grund haben““ von dem transcendentalen (materialen) Princip „„ein jedes Ding muß seinen Grund haben,““ indem er gegen Eberhard polemisiert, der Beides hatte identificiren wollen. — Seinen Beweis der Apriorität und dadurch Transcendentalität des Kausalitätsgesetzes werde ich weiterhin in einem eigenen Paragraphen kritisiren, nachdem ich den allein richtigen zuvor werde geliefert haben.

§ 14.

Ueber die Beweise des Satzes.

Nach diesen Vorgängen bestimmen denn die mancherlei Lehrbücher der Logik, welche die Kantische Schule geliefert hat, z. B. die von Hofbauer, Maaß, Jakob, Kiesewetter u. A. den Unterschied zwischen Erkenntnißgrund und Ursache ziemlich genau. Kiesewetter besonders giebt ihn in seiner Logik (Bd. 1. S. 16) völlig genügend also an: „Logischer Grund (Erkenntnißgrund) ist nicht zu verwechseln mit dem realen (Ursache). Der Satz des zureichenden Grundes gehört in die Logik, der Satz der Kausalität in die Metaphysik. (S. 60.) Jener ist Grundsatz des Denkens, dieser der Erfahrung. Ursache betrifft wirkliche Dinge, logischer Grund nur Vorstellungen.“

Die Gegner Kants bringen noch mehr auf diese Unterscheidung. G. E. Schulze, in seiner Logik § 19. Anmerk. 1 und § 63, klagt über Verwechselung des Satzes vom zureichenden Grund mit dem der Kausalität. Salomon Maimon, in seiner Logik S. 20, 21, klagt, daß man viel vom zureichenden Grunde gesprochen habe, ohne zu erklären, was man darunter verstehe, und in der Vorrede S. XXIV tabelt er, daß Kant das Princip der Kausalität von der logischen Form der hypothetischen Urtheile ableite.

F. H. Jacobi, in seinen „Briefen über die Lehre des Spinoza“, Beilage 7, S. 414, sagt, daß aus der Vermischung des Begriffes des Grundes mit dem der Ursache eine Täuschung entstehe, welche die Quelle verschiedener falscher Spekulationen geworden sei: auch giebt er den Unterschied derselben auf seine Weise an. Indessen findet man hier, wie gewöhnlich bei ihm, mehr ein selbstgefälliges Spiel mit Phrasen, als ernstliches Philosophiren.

Wie endlich Hr. v. Schelling Grund und Ursache unterscheidet, kann man ersehn aus seinen „Aphorismen zur Einleitung in die Naturphilosophie“, § 184, welche das erste Heft des ersten Bandes der Jahrbücher der Medicin von Marcus und Schelling eröffnen. Dasselbst wird man belehrt, daß die Schwere der Grund und das Licht die Ursache der Dinge sei; — welches ich bloß als ein Curiosum anführe, da außerdem ein solches leichtfertiges In-den-Tag-hinein-Schwätzen keine Stelle unter den Meinungen ernster und redlicher Forscher verdient.

Noch ist zu erwähnen, daß man mehrmals vergeblich versucht hat, den Satz vom zureichenden Grund überhaupt zu beweisen, meistens ohne genau zu bestimmen, in welcher Bedeutung man ihn nahm. J. B. Wolf in der Ontologie § 70, welchen Beweis Baumgarten in der Metaphysik § 20 wiederholt. Es wäre überflüssig, ihn auch hier zu wiederholen und zu widerlegen, da es in die Augen fällt, daß er auf einem Wortspiel beruht. Platner in den Aphorismen § 828, Jakob in der Logik und Metaphysik (S. 38. 1794), haben andere Beweise versucht, in denen der Cirkel sehr leicht zu erkennen ist. Von Kants Beweise soll, wie gesagt, weiter unten geredet werden. Da ich durch diese Abhandlung die verschiedenen Gesetze unsers Erkenntnißvermögens, deren gemeinschaftlicher Ausdruck der Satz vom zureichenden Grunde ist, aufzuweisen hoffe; so wird sich von selbst ergeben, daß der Satz überhaupt nicht zu beweisen ist, sondern von allen jenen Beweisen (mit Ausnahme des Kantischen, als welcher nicht auf die Gültigkeit, sondern auf die Apriorität des Kausalitätsgesetzes gerichtet ist) gilt was Aristoteles sagt: λόγον ζητοῦσι ὃν οὐκ ἐστὶ λόγος ἀποδείξας γὰρ ἀρχὴ οὐκ ἀποδείξις ἐστὶ. Metaph. III, 6. (rationem eorum quaerunt, quorum non est ratio: demonstrationis enim principium non est demonstratio), womit zu vergleichen Analyt. post. I, 3. Denn jeder Beweis ist die Zurückführung des Zweifelhafteu auf ein Anerkanntes, und wenn wir von diesem, was es auch sei, immer wieder einen Beweis fordern, so werden wir zuletzt auf gewisse Sätze gerathen, welche die Formen und Gesetze, und daher die Bedingungen alles Denkens und Erkennens ausdrücken, aus deren Anwendung mithin alles Denken und Erkennen besteht; so daß Gewißheit nichts weiter ist, als Uebereinstimmung mit ihnen, folglich ihre eigene Gewißheit nicht wieder aus andern Sätzen erhellen kann. Wir werden im 5. Kapitel die Art der Wahrheit solcher Sätze erörtern.

Einen Beweis für den Satz vom Grunde insbesondere zu suchen, ist überdies eine specielle Verkehrtkeit, welche von Mangel an Besonnenheit zeugt. Jeder Beweis nämlich ist die Darlegung des Grundes zu einem ausgesprochenen Urtheil, welches eben da-

durch das Prädikat wahr erhält. Eben von diesem Erforderniß eines Grundes für jedes Urtheil ist der Satz vom Grunde der Ausdruck. Wer nun einen Beweis, d. i. die Darlegung eines Grundes, für ihn fordert, setzt ihn eben hiedurch schon als wahr voraus, ja, stützt seine Forderung eben auf diese Voraussetzung. Er geräth also in diesen Cirkel, daß er einen Beweis der Berechtigung, einen Beweis zu fordern, fordert.

[24]

Drittes Kapitel.

Unzulänglichkeit der bisherigen Darstellung und Entwurf zu einer neuen.

§ 15.

Fälle, die unter den bisher aufgestellten Bedeutungen des Satzes nicht begriffen sind.

Aus der im vorigen Kapitel gegebenen Uebersicht ergibt sich als allgemeines Resultat, daß man, obwohl erst allmählig und auffallend spät, auch nicht ohne öfter von Neuem in Verwechselungen und Fehlgriiffe zu gerathen, zwei Anwendungen des Satzes vom zureichenden Grunde unterschieden hat: die eine auf Urtheile, die, um wahr zu seyn, immer einen Grund, die andere auf Veränderungen realer Objekte, die immer eine Ursache haben müssen. Wir sehn, daß in beiden Fällen der Satz vom zureichenden Grund zur Frage Warum berechtigt, welche Eigenschaft ihm wesentlich ist. Allein sind unter jenen beiden Verhältnissen alle Fälle begriffen, in denen wir Warum zu fragen berechtigt sind? Wenn ich frage: Warum sind in diesem Triangel die drei Seiten gleich? So ist die Antwort: weil die drei Winkel gleich sind. Ist nun die Gleichheit der Winkel Ursache der Gleichheit der Seiten? Nein, denn hier ist von keiner Veränderung, also von keiner Wirkung, die eine Ursache haben müßte, die Rede. — Ist sie bloß Erkenntnißgrund? Nein, denn die Gleichheit der Winkel ist nicht bloß Beweis der Gleichheit der Seiten, nicht bloß Grund eines Urtheils: aus bloßen Begriffen ist ja nimmermehr einzusehn, daß, weil die

Winkel gleich sind, auch die Seiten gleich seyn müssen: denn im Begriff von Gleichheit der Winkel liegt nicht der von Gleichheit der Seiten. Es ist hier also keine Verbindung zwischen Begriffen, oder Urtheilen, sondern zwischen Seiten und Winkeln. Die Gleichheit der Winkel ist nicht unmittelbar Grund zur Erkenntniß der Gleichheit der Seiten, sondern nur mittelbar, indem sie Grund des So-seyns, hier des Gleichseyns der Seiten ist: darum daß die Winkel gleich sind, müssen die Seiten gleich seyn. Es findet sich hier eine nothwendige Verbindung zwischen Winkeln und Seiten, nicht unmittelbar eine nothwendige Verbindung zweier Urtheile. — Oder wiederum, wenn ich frage, warum zwar *infecta facta*, aber nimmermehr *facta infecta fieri possunt*; also warum denn eigentlich die Vergangenheit schlechthin unwiederbringlich, die Zukunft unausbleiblich sei; so läßt sich Dies auch nicht rein logisch, mittelst bloßer Begriffe, darthun. Und eben so wenig ist es Sache der Kausalität; da diese nur die Begebenheiten in der Zeit, nicht diese selbst beherrscht. Aber nicht durch Kausalität, sondern unmittelbar durch ihr bloßes Daseyn selbst, dessen Eintritt jedoch unausbleiblich war, hat die jetzige Stunde die verfloßene in den bodenlosen Abgrund der Vergangenheit gestürzt und auf ewig zu nichts gemacht. Dies läßt sich aus bloßen Begriffen nicht verstehen, noch durch sie verdeutlichen; sondern wir erkennen es ganz unmittelbar und intuitiv, eben wie den Unterschied zwischen Rechts und Links und was von diesem abhängt, z. B. daß der linke Handschuh nicht zur rechten Hand paßt.

Da nun also nicht alle Fälle, in denen der Satz vom zureichenden Grunde Anwendung findet, sich zurückführen lassen auf logischen Grund und Folge und Ursache und Wirkung; so muß bei dieser Eintheilung dem Gesetz der Specificifikation kein Genüge geschehn seyn. Das Gesetz der Homogenität nöthigt uns jedoch vorauszusetzen, daß jene Fälle nicht ins Unendliche verschieden seyn, sondern auf gewisse Gattungen müssen zurückgeführt werden können. Ehe ich nun diese Eintheilung versuche, ist es nöthig zu bestimmen, was dem Satz vom zureichenden Grunde, als sein eigenthümlicher Charakter, in allen Fällen eigen sei; weil der Geschlechtsbegriff vor den Gattungsbegriffen festgestellt werden muß.

[26]

§ 16.

Die Wurzel des Satzes vom zureichenden Grund.

Unser erkennendes Bewußtseyn, als äußere und innere Sinnlichkeit (Receptivität), Verstand und Vernunft auftretend, zerfällt in Subjekt und Object, und enthält nichts außerdem. Object für das Subjekt seyn, und unsere Vorstellung seyn, ist das Selbe. Alle unsere Vorstellungen sind Objecte des Subjekts, und alle Objecte des Subjekts sind unsere Vorstellungen. Nun aber findet sich, daß alle unsere Vorstellungen unter einander in einer geschmässigen und der Form nach *a priori* bestimmbaren Verbindung stehn, vermöge welcher nichts für sich Bestehendes und Unabhängiges, auch nichts Einzelnes und Abgerissenes, Object für uns werden kann. Diese Verbindung ist es, welche der Satz vom zureichenden Grund, in seiner Allgemeinheit, ausdrückt. Obgleich dieselbe nun, wie wir schon aus dem Bisherigen entnehmen können, je nach Verschiedenheit der Art der Objecte, verschiedene Gestalten annimmt, welche zu bezeichnen der Satz vom Grunde dann auch wieder seinen Ausdruck modificirt; so bleibt ihr doch immer das allen jenen Gestalten Gemeinsame, welches unser Satz, allgemein und abstrakt gefaßt, besagt. Die demselben zum Grunde liegenden, im Folgenden näher nachzuweisenden Verhältnisse sind es daher, welche ich die Wurzel des Satzes vom zureichenden Grunde genannt habe. Diese nun sondern sich, bei näherer, den Gesetzen der Homogenität und der Specificifikation gemäß angestellter Betrachtung, in bestimmte, von einander sehr verschiedene Gattungen, deren Anzahl sich auf vier zurückführen läßt, indem sie sich richtet nach den vier Klassen, in welche Alles, was für uns Object werden kann, also alle unsere Vorstellungen, zerfallen. Diese Klassen werden in den nächsten vier Kapiteln aufgestellt und abgehandelt.

In jeder derselben werden wir den Satz vom zureichenden Grund in einer andern Gestalt auftreten, sich aber überall dadurch, daß er den oben angegebenen Ausdruck zuläßt, als den selben und als aus der hier angegebenen Wurzel entsprossen zu erkennen geben sehn.

Viertes Kapitel.

[27]

Ueber die erste Klasse der Objekte für das Subjekt und die in ihr herrschende Gestaltung des Satzes vom zureichenden Grunde.

§ 17.

Allgemeine Erklärung dieser Klasse von Objekten.

Die erste Klasse der möglichen Gegenstände unsers Vorstellungsvermögens ist die der anschaulichen, vollständigen, empirischen Vorstellungen. Sie sind anschauliche, im Gegensatz der bloß gedachten, also der abstrakten Begriffe; vollständige, sofern sie, nach Kants Unterscheidung, nicht bloß das Formale, sondern auch das Materiale der Erscheinungen enthalten; empirische, theils sofern sie nicht aus bloßer Gedankenverknüpfung hervorgehn, sondern in einer Anregung der Empfindung unsers sensitiven Leibes ihren Ursprung haben, auf welchen sie, zur Beglaubigung ihrer Realität, stets zurückweisen; theils weil sie, gemäß den Gesetzen des Raumes, der Zeit und der Kausalität im Verein, zu demjenigen end- und anfangslosen Komplex verknüpft sind, der unsere empirische Realität ausmacht. Da jedoch diese, nach dem Ergebnis der Kantischen Belehrung, die transcendente Idealität derselben nicht aufhebt; so kommen sie hier, wo es sich um die formellen Elemente der Erkenntnis handelt, bloß als Vorstellungen in Betracht.

[28]

§ 18.

Umriss einer transcendentalen Analysis der empirischen Realität.

Die Formen dieser Vorstellungen sind die des innern und äußern Sinnes, Zeit und Raum. Aber nur als erfüllt sind diese wahrnehmbar. Ihre Wahrnehmbarkeit ist die Materie, auf welche ich weiterhin, wie auch § 21, zurückkommen werde.

Wäre die Zeit die alleinige Form dieser Vorstellungen; so gäbe es kein Zugleichseyn und deshalb nichts Beharrliches und keine Dauer. Denn die Zeit wird nur wahrgenommen, sofern sie erfüllt ist, und ihr Fortgang nur durch den Wechsel des sie Erfüllenden. Das Beharren eines Objekts wird daher nur erkannt durch den Gegensatz des Wechsels anderer, die mit ihm zugleich sind. Die Vorstellung des Zugleichseyns aber ist in der bloßen Zeit nicht möglich; sondern, zur andern Hälfte, bedingt durch die Vorstellung vom Raum; weil in der bloßen Zeit alles nach einander, im Raum aber neben einander ist: dieselbe entsteht also erst durch den Verein von Zeit und Raum.

Wäre andererseits der Raum die alleinige Form der Vorstellungen dieser Klasse; so gäbe es keinen Wechsel: denn Wechsel, oder Veränderung, ist Succession der Zustände, und Succession ist nur in der Zeit möglich. Daher kann man die Zeit auch definiren als die Möglichkeit entgegengesetzter Bestimmungen am selben Dinge.

Wir sehn also, daß die beiden Formen der empirischen Vorstellungen, obwohl sie bekanntlich unendliche Theilbarkeit und unendliche Ausdehnung gemein haben, doch grundverschieden sind, darin, daß was der einen wesentlich ist, in der andern gar keine Bedeutung hat: das Nebeneinander keine in der Zeit, das Nacheinander keine im Raum. Die empirischen, zum gesetzmäßigen Komplex der Realität gehörigen Vorstellungen erscheinen dennoch in beiden Formen zugleich, und sogar ist eine innige Vereinigung beider die Bedingung der Realität, welche aus ihnen gewissermaßen wie ein Produkt aus seinen Faktoren erwächst. Was diese Vereinigung schafft ist der Verstand, der, mittelst seiner, ihm eigenthümlichen Funktion, jene heterogenen Formen der Sinn-

lichkeit verbindet, so daß aus ihrer wechselseitigen Durchdringung, wiewohl eben auch nur für ihn selbst, die empirische Realität hervorgeht, als eine Gesamtvorstellung, welche einen, durch die Formen des Satzes vom Grunde zusammengehaltenen Komplex, jedoch mit problematischen Gränzen, bildet, von dem alle einzelnen, dieser Klasse angehörigen Vorstellungen Theile sind und in ihm, bestimmten, uns a priori bewußten Gesetzen gemäß, ihre Stellen einnehmen, in welchem daher unzählige Objekte zugleich existiren, weil in ihm, ungeachtet der Unaufhaltsamkeit der Zeit, die Substanz, d. i. die Materie, beharrt, und ungeachtet der starren Unbeweglichkeit des Raums ihre Zustände wechseln, in welchem also, mit Einem Wort, diese ganze objektive reale Welt für uns daist. Die Ausführung der hier nur im Umriss gegebenen Analysis der empirischen Realität, durch eine nähere Auseinandersetzung der Art und Weise, wie durch die Funktion des Verstandes jene Vereinigung und mit ihr die Erfahrungswelt für ihn zu Stande kommt, findet der theilnehmende Leser in der „Welt als Wille und Vorstellung,“ Bd. 1. § 4 (oder erste Aufl. S. 12 fg.), wozu ihm die dem 4. Kapitel des 2. Bandes beigegebene und seiner aufmerksamen Beachtung empfohlene Tafel der „Prädikabilia a priori der Zeit, des Raumes und der Materie“ eine wesentliche Beihilfe seyn wird; da aus ihr besonders erhellt, wie die Gegensätze des Raumes und der Zeit sich in der Materie, als ihrem in der Form der Kausalität sich darstellenden Produkt, ausgleichen.

Die Funktion des Verstandes, welche die Basis der empirischen Realität ausmacht, soll sogleich ihre ausführliche Darstellung erhalten: nur müssen zuvor, durch ein Paar beiläufige Erörterungen, die nächsten Anstöße, welche die hier befolgte idealistische Grund-Auffassung finden könnte, beseitigt werden.

§ 19.

Unmittelbare Gegenwart der Vorstellungen.

Weil nun aber, ungeachtet dieser Vereinigung der Formen des innern und äußern Sinnes, durch den Verstand, zur Vorstellung der Materie und damit zu der einer beharrenden Außenwelt, das Subjekt unmittelbar nur durch den innern Sinn erkennt, indem der äußere Sinn wieder Objekt des innern ist und

dieser die Wahrnehmungen jenes wieder wahrnimmt, das Subjekt also in Hinsicht auf die unmittelbare Gegenwart der Vorstellungen in seinem Bewußtseyn, den Bedingungen der Zeit allein, als der Form des innern Sinnes, unterworfen bleibt*); so kann ihm nur eine deutliche Vorstellung, wiewohl diese sehr zusammengesetzt seyn kann, auf Ein Mal gegenwärtig seyn. Vorstellungen sind unmittelbar gegenwärtig heißt: sie werden nicht nur in der vom Verstande (der, wie wir sogleich sehn werden, ein intuitives Vermögen ist) vollzogenen Vereinigung der Zeit und des Raums zur Gesamtvorstellung der empirischen Realität, sondern sie werden als Vorstellungen des innern Sinnes in der bloßen Zeit erkannt und zwar auf dem Indifferenzpunkt zwischen den beiden auseinandergehenden Richtungen dieser, welcher Gegenwart heißt. Die im vorigen Paragraphen berührte Bedingung zur unmittelbaren Gegenwart einer Vorstellung dieser Klasse ist ihre kausale Einwirkung auf unsere Sinne, mithin auf unsern Leib, welcher selbst zu den Objekten dieser Klasse gehört, mithin dem in ihr herrschenden, sogleich zu erörternden Gesetze der Kausalität unterworfen ist. Weil dieserhalb das Subjekt, nach den Gesetzen sowohl der innern, wie der äußern Welt, bei jener einen Vorstellung nicht bleiben kann, in der bloßen Zeit aber kein Zugleichseyn ist; so wird jene Vorstellung stets wieder verschwinden, von andern verdrängt, nach einer nicht a priori bestimmbar, sondern von bald zu erwähnenden Umständen abhängigen Ordnung. Daß außerdem Phantasie und Traum die unmittelbare Gegenwart der Vorstellungen reproduciren, ist eine bekannte Thatsache, deren Erörterung jedoch nicht hieher, sondern in die empirische Psychologie gehört. Da nun aber, ungeachtet dieser Flüchtigkeit und dieser Vereinzelung der Vorstellungen, in Hinsicht auf ihre unmittelbare Gegenwart im Bewußtseyn des Subjekts, diesem dennoch die Vorstellung von einem Alles begreifenden Komplex der Realität, wie ich diesen oben beschrieben, durch die Funktion des Verstandes, bleibt; so hat man, in Hinsicht auf diesen Gegensatz, die Vorstellungen, sofern sie zu jenem Komplex gehören, für etwas ganz anderes gehalten, als sofern sie dem Bewußt-

*) Vergl. Krit. d. rein. Vern., Elementarlehre Abschn. II, Schlüsse a. d. Begr., b und c. Der ersten Aufl. S. 33; der 5. S. 49.

seyn unmittelbar gegenwärtig sind, und in jener Eigenschaft sie reale Dinge, in dieser aber allein Vorstellungen κατ' εἶδος genannt. Diese Auffassung der Sache, welche die gemeine ist, heißt bekanntlich Realismus. Ihr hat sich, mit dem Eintritte der neueren Philosophie, der Idealismus entgegengestellt und immer mehr 5 Feld gewonnen. Zuerst durch Malebranche und Berkeley vertreten, wurde er durch Kant zum transcendentalen Idealismus potenziert, welcher das Zusammenbestehn der empirischen Realität der Dinge mit der transcendentalen Idealität derselben begreiflich macht, und dem gemäß Kant, in der Krit. d. rein. Vern., sich 10 unter Anderm so ausspricht: „Ich verstehe unter dem transcendentalen Idealismus aller Erscheinungen den Lehrbegriff, nach welchem wir sie insgesamt als bloße Vorstellungen, und nicht als Dinge an sich selbst ansehen.“ Weiterhin in der Anmerkung: „Der Raum ist selbst nichts Anderes, als Vorstellung; folglich, was in ihm ist, muß in der Vorstellung enthalten seyn, und im Raum ist gar nichts, außer sofern es in ihm wirklich vorgestellt wird.“ (Kritik des 4. Paralogismus der transsc. Psychol. S. 369 und 375 der ersten Aufl.) Endlich in der diesem Kapitel angehängten „Betrachtung“ heißt es: „Wenn ich das denkende Subjekt wegnehme, muß die ganze Körperwelt wegfallen, als die nichts ist, als die Erscheinung in der Sinnlichkeit unsers Subjekts, und eine Art Vorstellungen desselben.“ In Indien ist, sowohl im Brahmanismus, als im Buddhismus, der Idealismus sogar Lehre der Volksreligion: bloß in Europa ist er, in Folge der wesentlich und 25 unumgänglich realistischen jüdischen Grundansicht, paradox. Der Realismus übersieht aber, daß das sogenannte Seyn dieser realen Dinge doch durchaus nichts Anderes ist, als ein Vorge stelltwerden, oder, wenn man darauf besteht, nur die unmittelbare Gegenwart im Bewußtseyn des Subjekts ein Vorge stelltwerden 30 κατ' εἰσαγγελίαν zu nennen, gar nur ein Vorge stelltwerdenkönnen κατὰ δύναμιν: er übersieht, daß das Objekt außerhalb seiner Beziehung auf das Subjekt nicht mehr Objekt bleibt, und daß, wenn man ihm diese nimmt oder davon abstrahirt, sofort auch alle objektive Existenz aufgehoben ist. Leibniz, der das Bedingtfeyn 35 des Objekts durch das Subjekt wohl fühlte, jedoch sich von dem Gedanken eines Seyns an sich der Objekte, unabhängig von ihrer Beziehung auf das Subjekt, d. h. vom Vorge stelltwerden,

nicht frei machen konnte, nahm zunächst eine der Welt der Vorstellung genau gleiche und ihr parallel laufende Welt der Objekte an sich an, die aber mit jener nicht direkt, sondern nur äußerlich, mittelst einer harmonia praestabilita, verbunden war; — augenscheinlich das Ueberflüssigste auf der Welt, da sie selbst nie in die Wahrnehmung fällt und die ihr ganz gleiche Welt in der Vorstellung auch ohne sie ihren Gang geht. Als er nun aber wieder das Wesen der an sich selbst objektiv existirenden Dinge näher bestimmen wollte, gerieth er in die Nothwendigkeit, die Objekte an 10 sich selbst für Subjekte (monades) zu erklären, und gab eben dadurch den sprechendsten Beweis davon, daß unser Bewußtseyn, soweit es ein bloß erkennendes ist, also innerhalb der Schranken des Intellekts, d. h. des Apparats zur Welt der Vorstellung, eben nichts weiter finden kann, als Subjekt und Objekt, Vorstellendes 15 und Vorstellung, und wir daher, wenn wir vom Objektseyn (Vorge stelltwerden) eines Objekts abstrahirt, d. h. als solches es aufgehoben haben, und dennoch etwas sehen wollen, auf gar nichts gerathen können, als das Subjekt. Wollen wir aber umgekehrt vom Subjektseyn des Subjekts abstrahiren und dennoch nicht nichts 20 übrig behalten, so tritt der umgekehrte Fall ein, der sich zum Materialismus entwickelt.

Spinoza, der mit der Sache nicht aufs Reine und daher nicht zu deutlichen Begriffen gekommen war, hatte dennoch die nothwendige Beziehung zwischen Objekt und Subjekt, als eine 25 ihnen so wesentliche, daß sie durchaus Bedingung ihrer Denkbarkeit ist, sehr wohl verstanden und sie deshalb als eine Identität des Erkennenden und Ausgedehnten in der allein existirenden Substanz dargestellt.

Anmerk. Ich bemerke bei Gelegenheit der Hauptörterung dieses Paragraphen, daß, wenn ich, im Fortgange der Abhandlung, mich, der Kürze und leichtern Faßlichkeit halber, des Ausdrucks reale Objekte bedienen werde, darunter nichts Anderes zu verstehen ist, als eben die anschaulichen, zum Komplex der an sich selbst stets ideal bleibenden empirischen Realität verknüpften Vorstellungen.

Satz vom zureichenden Grunde des Werdens.

In der nunmehr dargestellten Klasse der Objekte für das Subjekt, tritt der Satz vom zureichenden Grunde auf als Gesetz der Kausalität, und ich nenne ihn als solches den Satz vom zureichenden Grunde des Werdens, principium rationis sufficientis fiendi. Alle in der Gesamtvorstellung, welche den Komplex der erfahrungsmäßigen Realität ausmacht, sich darstellenden Objekte sind, hinsichtlich des Ein- und Austritts ihrer Zustände, mithin in der Richtung des Laufes der Zeit, durch ihn mit einander verknüpft. Er ist folgender. Wenn ein neuer Zustand eines oder mehrerer realer Objekte eintritt; so muß ihm ein anderer vorhergegangen seyn, auf welchen der neue regelmäßig, d. h. allemal, so oft der erstere daist, folgt. Ein solches Folgen heißt ein Erfolgen und der erstere Zustand die Ursache, der zweite die Wirkung. Wenn sich z. B. ein Körper entzündet; so muß diesem Zustand des Brennens vorhergegangen seyn ein Zustand 1) der Verwandtschaft zum Drygen, 2) der Berührung mit dem Drygen, 3) einer bestimmten Temperatur. Da, sobald dieser Zustand vorhanden war, die Entzündung unmittelbar erfolgen mußte, diese aber erst jetzt erfolgt ist; so kann auch jener Zustand nicht immer dagewesen, sondern muß erst jetzt eingetreten seyn. Dieser Eintritt heißt eine Veränderung. Daher steht das Gesetz der Kausalität in ausschließlicher Beziehung auf Veränderungen und hat es stets nur mit diesen zu thun. Jede Wirkung ist, bei ihrem Eintritt, eine Veränderung und giebt, eben weil sie nicht schon früher eingetreten, unfehlbare Anweisung auf eine andere, ihr vorhergegangene Veränderung, welche, in Beziehung auf sie, Ursache, in Beziehung auf eine dritte, ihr selbst wieder nothwendig vorhergegangene Veränderung aber Wirkung heißt. Dies ist die Kette der Kausalität: sie ist nothwendig anfangslos. Demnach also muß jeder eintretende Zustand aus einer ihm vorhergegangenen Veränderung erfolgt seyn, z. B. in unserm obigen Fall, aus dem Hinzutreten freier Wärme an den Körper, aus welchem die Temperaturerhöhung erfolgen mußte: dieses Hinzutreten der Wärme ist wieder durch eine vorhergehende Veränderung, z. B. das Auffallen der Sonnenstrahlen auf einen Brennspiegel, [34]

bedingt; dieses etwa durch das Wegziehen einer Wolke von der Richtung der Sonne; dieses durch Wind; dieser durch ungleiche Dichtigkeit der Luft; diese durch andere Zustände, und so in infinitum. Daß, wenn ein Zustand, um Bedingung zum Eintritt eines neuen zu seyn, alle Bestimmungen bis auf eine enthält, man diese eine, wenn sie jetzt noch, also zuletzt, hinzutritt, die Ursache $\alpha\alpha'$ $\epsilon\chi\sigma\chi\eta$ nennen will, ist zwar insofern richtig, als man sich dabei an die letzte, hier allerdings entscheidende Veränderung hält: davon abgesehen aber hat, für die Feststellung der ursächlichen Verbindung der Dinge im Allgemeinen, eine Bestimmung des kausalen Zustandes, dadurch daß sie die letzte ist, die hinzutritt, vor den übrigen nichts voraus. So ist, im angeführten Beispiel, das Wegziehen der Wolke zwar insofern die Ursache der Entzündung zu nennen, als es später eintritt, als das Richten des Brennspiegels auf das Objekt: Dieses hätte jedoch später geschehn können, als das Wegziehen der Wolke, und das Zulassen des Drygens wieder später als dieses: solche zufällige Zeitbestimmungen haben denn in jener Hinsicht zu entscheiden, welches die Ursache sei. Bei genauerer Betrachtung hingegen finden wir, daß der ganze Zustand die Ursache des folgenden ist, wobei es im Wesentlichen einerlei ist, in welcher Zeitfolge seine Bestimmungen zusammengekommen seien. Demnach mag man, in Hinsicht auf einen gegebenen einzelnen Fall, die zuletzt eingetretene Bestimmung eines Zustandes, weil sie die Zahl der hier erforderlichen Bedingungen voll macht, also ihr Eintritt die hier entscheidende Veränderung wird, die Ursache $\alpha\alpha'$ $\epsilon\chi\sigma\chi\eta$ nennen: jedoch für die allgemeine Betrachtung darf nur der ganze, den Eintritt des folgenden herbeiführende Zustand als Ursache gelten. Die verschiedenen einzelnen Bestimmungen aber, welche erst zusammengenommen die Ursache kompletiren und ausmachen, kann man die ursächlichen Momente, oder auch die Bedingungen nennen, und demnach die Ursache in solche zerlegen. Ganz falsch hingegen ist es, wenn man nicht den Zustand, sondern die Objekte Ursache nennt, z. B. im angeführten Fall würden Einige den Brennspiegel Ursache der Entzündung nennen, Andere die Wolke, Andere die Sonne, Andere das Drygen und so regellos nach Belieben. Es hat aber gar keinen Sinn zu sagen, ein Objekt sei Ursache eines andern; zunächst, weil die [35] Objekte nicht bloß die Form und Qualität, sondern auch die Ma-

terie enthalten, diese aber weder entsteht, noch vergeht; und so-
dann, weil das Gesetz der Kausalität sich ausschließlich auf Ver-
änderungen, d. h. auf den Ein- und Austritt der Zustände in
der Zeit bezieht, als woselbst es dasjenige Verhältniß regulirt,
in Beziehung auf welches der frühere Ursache, der spätere Wir- 5
kung heißt und ihre nothwendige Verbindung das Erfolgen.

Den nachdenkenden Leser verweise ich hier auf die Erläute-
rungen, welche ich in der „Welt als Wille und Vorst.“ Bd. 2,
Kap. 4, besonders S. 42 und fg. [3. Aufl. S. 46 fg.] geliefert
habe. Denn es ist von der höchsten Wichtigkeit, daß man von 10
der wahren und eigentlichen Bedeutung des Kausalitätsgesetzes,
wie auch vom Bereich seiner Geltung, vollkommen deutliche und
feste Begriffe habe, also vor allen Dingen klar erkenne, daß
dasselbe allein und ausschließlich auf Veränderungen mate-
rieller Zustände sich bezieht und schlechterdings auf nichts An- 15
deres; folglich nicht herbeigezogen werden darf, wo nicht davon
die Rede ist. Es ist nämlich der Regulator der in der Zeit ein-
tretenden Veränderungen der Gegenstände der äußern Erfah-
rung: diese aber sind sämmtlich materiell. Jede Veränderung
kann nur eintreten dadurch, daß eine andere, nach einer Regel be- 20
stimmte, ihr vorhergegangen ist, durch welche sie aber dann als
nothwendig herbeigeführt eintritt: diese Nothwendigkeit ist der Kau-
salnexus.

So einfach demnach das Gesetz der Kausalität ist; so finden
wir in den philosophischen Lehrbüchern, von den ältesten Zeiten 25
an, bis auf die neuesten, in der Regel, es ganz anders ausgedrückt,
nämlich abstrakter, mithin weiter und unbestimmter gefaßt. Da
heißt es denn etwan, Ursache sei, wodurch ein Anderes zum Da-
seyn gelangt, oder was ein Anderes hervorbringt, es wirklich macht
u. dgl. m.; wie denn schon Wolf sagt: causa est principium, a 30
quo existentia, sive actualitas, entis alterius dependet; wäh-
rend doch, bei der Kausalität, es sich offenbar nur um Formver-
änderungen der unentstandenen und unzerstörbaren Materie han-
delt und ein eigentliches Entstehen, ein Ins-Daseyntreten des vor-
her gar nicht Gewesenen, eine Unmöglichkeit ist. An jenen herge- 35
brachten, zu weiten, schiefen, falschen Fassungen des Kausalitäts-
verhältnisses mag nun zwar größtentheils Unklarheit des Denkens
Schuld seyn: aber zuverlässig steckt mitunter auch Absicht dahinter, [36]

nämlich theologische, schon von ferne mit dem kosmologischen Be-
weise liebäugelnde, welche bereit ist, diesem zu gefallen, selbst trans-
scendentale Wahrheiten a priori (diese Muttermilch des mensch-
lichen Verstandes) zu verfälschen. Am deutlichsten hat man Dies 5
vor Augen im Buche des Thomas Brown, On the relation of
cause and effect, welches, 460 Seiten zählend, schon 1835 seine
vierte Auflage, und seitdem wohl mehrere, erlebt hat und, abge-
sehn von seiner ermüdenden, Kathedermäßigen Weitsehigkeit,
seinen Gegenstand nicht übel behandelt. Dieser Engländer nun 10
hat ganz richtig erkannt, daß es allemal Veränderungen sind,
welche das Gesetz der Kausalität betrifft, daß also jede Wirkung
eine Veränderung sei: aber daß die Ursache ebenfalls eine Ver-
änderung sei, woraus folgt, daß die ganze Sache bloß der un-
unterbrochene Nexus der in der Zeit sich succedirenden Verände- 15
rungen sei, — damit will er nicht heraus, obwohl es ihm un-
möglich entgangen seyn kann; sondern er nennt jedesmal, höchst
ungeschickt, die Ursache ein der Veränderung vorhergehendes
Object, oder auch Substanz, und mit diesem ganz falschen Aus-
druck, der ihm seine Auseinandersetzungen überall verdirbt, dreht 20
und quält er sich, sein ganzes, langes Buch hindurch, erbärmlich
herum, gegen sein besseres Wissen und Gewissen; einzig und
allein, damit seine Darstellung dem etwan anderweitig und von
Andern dereinst aufzustellenden kosmologischen Beweise nur ja
nicht im Wege stehe. — Wie muß es doch mit einer Wahrheit 25
bestellt seyn, der man durch solche Schliche schon von ferne den
Weg zu bahnen hat.

Aber was haben denn unsere guten, redlichen, Geist und
Wahrheit höher als Alles schätzenden deutschen Philosophieprofes-
soren ihrerseits für den so theuern kosmologischen Beweis gethan, 30
nachdem nämlich Kant, in der Vernunftkritik, ihm die tödtliche
Wunde beigebracht hatte? Da war freilich guter Rath theuer:
denn (sie wissen es, die Würdigen, wenn sie es auch nicht sagen)
causa prima ist, eben so gut wie causa sui, eine contradictio
in adjecto; obgleich der erstere Ausdruck viel häufiger gebraucht 35
wird, als der letztere, und auch mit ganz ernsthafter, sogar feier-
licher Miene ausgesprochen zu werden pflegt, ja Manche, insonde-
re Englische Reverends, recht erbaulich die Augen verdrehn,
[37] wenn sie, mit Emphase und Rührung, the first cause, — diese

contradictio in adjecto, — aussprechen. Sie wissen es: eine erste Ursache ist gerade und genau so undenkbar, wie die Stelle, wo der Raum ein Ende hat, oder der Augenblick, da die Zeit einen Anfang nahm. Denn jede Ursache ist eine Veränderung, bei der man nach der ihr vorhergegangenen Veränderung, durch die sie herbeigeführt worden, nothwendig fragen muß, und so in infinitum, in infinitum! Nicht ein Mal ein erster Zustand der Materie ist denkbar, aus dem, da er nicht noch immer ist, alle folgenden hervorgegangen wären. Denn, wäre er an sich ihre Ursache gewesen; so hätten auch sie schon von jeher seyn müssen, also der jeßige nicht erst jeßt. Hieng er aber erst zu einer gewissen Zeit an, kausal zu werden; so muß ihn, zu der Zeit, etwas verändert haben, damit er aufhörte zu ruhen: dann aber ist etwas hinzugetreten, eine Veränderung vorgegangen, nach deren Ursache, d. h. einer ihr vorhergegangenen Veränderung, wir sogleich fragen müssen, und wir sind wieder auf der Leiter der Ursachen und werden höher und höher hinaufgepeitscht von dem unerbittlichen Gesetze der Kausalität, — in infinitum, in infinitum. (Die Herren werden sich doch nicht etwan entblöden, mir von einem Entstehn der Materie selbst aus nichts zu reden? weiter unten stehn Korollarien, ihnen aufzuwarten.) Das Gesetz der Kausalität ist also nicht so gefällig, sich brauchen zu lassen, wie ein Fiafer, den man, angekommen wo man hingewollt, nach Hause schickt. Vielmehr gleicht es dem, von Goethes Zauberlehrlinge belebten Besen, der, ein Mal in Aktivität gesetzt, gar nicht wieder aufhört zu laufen und zu schöpfen; so daß nur der alte Herrenmeister selbst ihn zur Ruhe zu bringen vermag. Aber die Herren sind sammt und sonders keine Herrenmeister. Was haben sie also gethan, die edelen und aufrichtigen Freunde der Wahrheit, sie, die allezeit nur auf das Verdienst in ihrem Fache warten, um, sobald es sich zeigt, es der Welt zu verkünden, und die, wenn Einer kommt, der wirklich ist, was sie denn doch nur vorstellen, weit entfernt durch tückisches Schweigen und feiges Sekretiren seine Werke ersticken zu wollen, vielmehr alsbald die Herolde seines Verdienstes seyn werden, — gewiß, so gewiß ja bekanntlich der Unverstand den Verstand über Alles liebt. Was also haben sie gethan für ihren alten Freund, den hart bedrängten, ja, schon auf dem Rücken liegenden kosmologischen Beweis? — O, sie haben [38]

einen feinen Pfiff erdacht: „Freund,“ haben sie zu ihm gesagt, „es steht schlecht mit dir, recht schlecht, seit deiner fatalen Rencontre mit dem alten Königsberger Starrkopf; so schlecht, — wie mit deinen Brüdern, dem ontologischen und dem physikotheologischen. Aber getrost, wir verlassen dich darum nicht (du weißt, wir sind dafür bezahlt): jedoch, — es ist nicht anders, — du mußt Namen und Kleidung wechseln: denn nennen wir dich bei deinem Namen, so läuft uns Alles davon. Inognito aber fassen wir dich untern Arm und bringen dich wieder unter Leute; nur, wie gesagt, inognito: es geht! Zunächst also: dein Gegenstand führt von jezt an den Namen „das Absolutum“: das klingt fremd, anständig und vornehm, — und wie viel man mit Vornehmthun bei den Deutschen ausrichten kann, wissen wir am besten: was gemeint sei, versteht doch Jeder und dünkt sich noch weise dabei. Du selbst aber trittst verkleidet, in Gestalt eines Enthymems auf. Alle deine Prosylogismen und Prämissen nämlich, mit denen du uns den langen Klimax hinaufzuschleppen pflegtest, laß nur hübsch zu Hause: man weiß ja doch, daß es nichts damit ist. Aber als ein Mann von wenig Worten, stolz, dreist und vornehm auftretend, bist du mit Einem Sprunge am Ziele: „Das Absolutum“, schreist du (und wir mit), „das muß denn doch, zum Teufel, seyn; sonst wäre ja gar nichts!“ (hiebei schlägst du auf den Tisch.) Woher aber Das sei? „Dumme Frage! habe ich nicht gesagt, es wäre das Absolutum?“ — Es geht, bei unserer Treu, es geht! Die Deutschen sind gewohnt, Worte statt der Begriffe hinzunehmen: dazu werden sie, von Jugend auf, durch uns dressirt, — sieh nur die Hegelei, was ist sie Anderes, als leerer, hohler, dazu ekelhafter Wortkram? Und doch, wie glänzend war die Carriere dieser philosophischen Ministerkreatur! Dazu bedurfte es nichts weiter, als einiger feilen Gesellen, den Ruhm des Schlechten zu intoniren, und ihre Stimme fand an der leeren Höhlung von tausend Dummköpfen ein noch jezt nachhallendes und sich fortpflanzendes Echo: siehe, so war bald aus einem gemeinen Kopf, ja einem gemeinen Scharlatan, ein großer Philosoph gemacht. Also Muth gefaßt! Ueberdies, Freund und Gönner, sekundiren wir dich noch anderweitig; können wir doch ohne dich nicht leben! — Hat der alte Königsberger Kritiker die Vernunft kritisiert und ihr die Flügel beschnitten; — gut! so erfinden wir eine neue Vernunft, von [39]

der bis dahin noch kein Mensch etwas gehört hatte, eine Vernunft, welche nicht denkt, sondern unmittelbar anschaut, Ideen (ein vornehmes Wort, zum Mystificiren geschaffen) anschaut, leibhaftig; oder auch sie vernimmt, unmittelbar vernimmt was du und die Andern erst beweisen wollten; oder, — bei Denen nämlich, welche nur wenig zugestehn, aber auch mit wenig vorlieb nehmen, — es ahndet. Früh eingepflichte Volksbegriffe geben wir so für unmittelbare Eingebungen dieser unserer neuen Vernunft, d. h. eigentlich für Eingebungen von oben, aus. Die alte, auskritisirte Vernunft aber, die degradiren wir, nennen sie Verstand, und schicken sie promeniren. Und den wahren, eigentlichen Verstand? — was, in aller Welt, geht uns der wahre, eigentliche Verstand an? — Du lächelst unglaublich: aber wir kennen unser Publikum und die harum, horum, die wir da auf den Bänken vor uns haben. Hat doch schon Bako von Verulam gesagt: „Auf Universitäten lernen die jungen Leute glauben.“ Da können sie von uns etwas Rechtthaffenes lernen! wir haben einen guten Vorrath von Glaubensartikeln. — Will dich Verzagttheit anwandeln, so denke nur immer daran, daß wir in Deutschland sind, wo man gekonnt hat was nirgend anderswo möglich gewesen wäre, nämlich einen geistlosen, unwissenden, Unsinn schmierenden, die Köpfe, durch beipiellos hohlen Wortkram, von Grund aus und auf immer desorganisirenden Philosophaster, ich meine unsern theuern Hegel, als einen großen Geist und tiefen Denker ausschreien: und nicht nur ungestraft und unverhöhnt hat man das gekonnt; sondern wahrhaftig, sie glauben es, glauben es seit 30 Jahren, bis auf den heutigen Tag! — Haben wir also, trotz Kant und Kritik, mit deiner Beihülfe, nur erst das Absolutum; so sind wir geborgen. — Dann philosophiren wir von oben herab, lassen aus demselben, mittelst der verschiedenartigsten und nur durch ihre marternde Langweiligkeit einander ähnlichen Deduktionen, die Welt hervorgehn, nennen diese auch wohl das Endliche, jenes das Unendliche, — was wieder eine angenehme Variation im Wortkram giebt, — und reden überhaupt immer nur von Gott, expliciren, wie, warum, wozu, weshalb, durch welchen willkürlichen oder unwillkürlichen Proceß, er die Welt gemacht, oder geboren habe; ob er draußen, ob er drinne sei u. s. f.; als wäre die Philosophie Theologie und suchte nicht Aufklärung über die Welt, sondern über Gott.“

Der kosmologische Beweis also, dem jene Apostrophe galt und mit dem wir es hier vorhaben, besteht eigentlich in der Behauptung, daß der Satz vom Grunde des Werdens, oder das Gesetz der Kausalität, nothwendig auf einen Gedanken führe, von dem es selbst aufgehoben und für null und nichtig erklärt wird. Denn zur causa prima (Absolutum) gelangt man nur durch Aufsteigen von der Folge zum Grunde, eine beliebig lange Reihe hindurch: bei ihr stehn bleiben aber kann man nicht, ohne den Satz vom Grunde zu annulliren.

Nachdem ich nun hier die Nichtigkeit des kosmologischen, wie, im zweiten Kapitel, die des ontologischen Beweises kurz und klar dargelegt habe, wird der theilnehmende Leser vielleicht wünschen, auch über den physikotheologischen, der viel mehr Scheinbarkeit hat, das Nöthige beigebracht zu sehn. Allein der ist durchaus nicht dieses Orts; da sein Stoff einem ganz andern Theil der Philosophie angehört. Ich verweise also hinsichtlich seiner zunächst auf Kant, sowohl in der Krit. der rein. Vernunft, als, ex professo, in der Krit. der Urtheilskraft, und, zur Ergänzung seines rein negativen Verfahrens, auf mein positives, im „Willen in der Natur,“ dieser an Umfang geringen, an Inhalt reichen und gewichtigen Schrift. Der nicht theilnehmende Leser hingegen mag diese und alle meine Schriften intakt auf seine Enkel übergehn lassen. Mich kümmerts wenig: denn ich bin nicht für Ein Geschlecht da, sondern für viele.

Da, wie im nächsten § nachgewiesen wird, das Gesetz der Kausalität uns a priori bewußt und daher ein transcendentes, für alle irgend mögliche Erfahrung gültiges, mithin ausnahmsloses ist; da ferner dasselbe feststellt, daß auf einen bestimmt gegebenen, relativ ersten Zustand ein zweiter, ebenfalls bestimmter, nach einer Regel, d. h. jederzeit, folgen muß; so ist das Verhältniß der Ursache zur Wirkung ein nothwendiges: daher berechtigt das Gesetz der Kausalität zu hypothetischen Urtheilen und bewährt sich hiedurch als eine Gestaltung des Satzes vom zureichenden Grunde, auf welchen alle hypothetischen Urtheile sich stützen müssen, und auf welchem, wie weiterhin gezeigt werden soll, alle Nothwendigkeit beruht.

[41] Ich nenne diese Gestaltung unsers Satzes den Satz vom zureichenden Grunde des Werdens, deswegen, weil seine Anwen-

bung überall eine Veränderung, den Eintritt eines neuen Zustandes, also ein Werden, voraussetzt. Zu seinem wesentlichen Charakter gehört ferner, daß die Ursache allemal der Wirkung, der Zeit nach, vorhergehe (vergl. § 47), und nur daran wird ursprünglich erkannt, welcher von zwei durch den Kausalnexu^s verbundenen Zuständen Ursache und welcher Wirkung sei. Umgekehrt giebt es Fälle, wo uns, aus früherer Erfahrung, der Kausalnexu^s bekannt ist, die Succession der Zustände aber so schnell erfolgt, daß sie sich unserer Wahrnehmung entzieht: dann schließen wir, mit völliger Sicherheit, von der Kausalität auf die Succession, z. B. daß die Entzündung des Pulvers der Explosion vorhergeht. Ich verweise hierüber auf die „Welt als Wille u. Vorst.“ Bd. 2, Kap. 4. S. 41 (3. Aufl. S. 44 fg.)

Aus dieser wesentlichen Verknüpfung der Kausalität mit der Succession folgt wieder, daß der Begriff der Wechselwirkung, ¹⁵ strenge genommen, nichtig ist. Er setzt nämlich voraus, daß die Wirkung wieder die Ursache ihrer Ursache sei, also daß das Nachfolgende zugleich das Vorhergehende gewesen. Ich habe die Unstatthaftigkeit dieses so beliebten Begriffes ausführlich dargethan in meiner, der „Welt als Wille und Vorstellung,“ angehängten „Kritik der Kantischen Philosophie“, S. 517—521 der zweiten Auflage [3. Aufl. S. 544—549], wohin ich demnach verweise. Man wird bemerken, daß Schriftsteller sich jenes Begriffes, in der Regel, da bedienen, wo ihre Einsicht anfängt unklar zu werden; daher eben sein Gebrauch so häufig ist. Ja, wo einem Schreiber die Begriffe ²⁵ ganz ausgehn, ist kein Wort bereitwilliger sich einzustellen, wie „Wechselwirkung“; daher der Leser es sogar als eine Art Allarmkanone betrachten kann, welche anzeigt, daß man in's Bodenlose gerathen sei. Auch verdient angemerkt zu werden, daß das Wort Wechselwirkung sich allein im Deutschen findet und keine andere ³⁰ Sprache ein gebräuchliches Aequivalent desselben besitzt.

Aus dem Gesetze der Kausalität ergeben sich zwei wichtige Korollarien, welche eben dadurch ihre Beglaubigung als Erkenntnisse a priori, mithin als über allen Zweifel erhaben und keiner Ausnahme fähig, erhalten: nämlich das Gesetz der Trägheit und das der Beharrlichkeit der Substanz. Das erstere besagt, daß jeder Zustand, mithin sowohl die Ruhe eines Körpers, als auch seine Bewegung jeder Art, unverändert, unvermindert,

unvermehrt, fortbauern und selbst die endlose Zeit hindurch anhalten müsse, wenn nicht eine Ursache hinzutritt, welche sie verändert oder aufhebt. — Das andere aber, welches die Sempiternität der Materie ausspricht, folgt daraus, daß das Gesetz der ⁵ Kausalität sich nur auf die Zustände der Körper, also auf ihre Ruhe, Bewegung, Form und Qualität bezieht, indem es dem zeitlichen Entstehn und Vergehn derselben vorsteht; keineswegs aber auf das Daseyn des Trägers dieser Zustände, als welchem man, eben um seine Exemption von allem Entstehn und Vergehn auszudrücken, den Namen Substanz ertheilt hat. Die Substanz ¹⁰ beharrt: d. h. sie kann nicht entstehen, noch vergehn, mithin das in der Welt vorhandene Quantum derselben nie vermehrt, noch vermindert werden. Daß wir dieses a priori wissen, bezeugt das Bewußtseyn der unerschütterlichen Gewißheit, mit welcher Jeder, ¹⁵ der einen gegebenen Körper, sei es durch Taschenspielerstreiche, oder durch Zertheilung, oder Verbrennung, oder Verflüchtigung, oder sonst welchen Proceß, hat verschwinden sehn, dennoch fest voraussetzt, daß, was auch aus der Form des Körpers geworden seyn möge, die Substanz, d. i. die Materie desselben, unvermindert vorhanden und irgendwo anzutreffen seyn müsse; ungleichen, ²⁰ daß, wo ein vorher nicht dagewesener Körper sich vorfindet, er hingebraucht, oder aus unsichtbaren Theilchen, etwan durch Präcipitation, konfrescirt seyn müsse, nimmermehr aber, seiner Substanz (Materie) nach, entstanden seyn könne, als welches eine völlige ²⁵ Unmöglichkeit implicirt und schlechthin undenkbar ist. Die Gewißheit, mit der wir Das zum voraus (a priori) feststellen, entspringt daraus, daß es unserm Verstande an einer Form, das Entstehn oder Vergehn der Materie zu denken, durchaus fehlt; indem das Gesetz der Kausalität, welche die alleinige Form ist, unter der ³⁰ wir überhaupt Veränderungen denken können, doch immer nur auf die Zustände der Körper geht, keineswegs auf das Daseyn des Trägers aller Zustände, die Materie. Darum stelle ich den Grundsatz der Beharrlichkeit der Substanz als ein Korollarium des Kausalitätsgesetzes auf. Auch können wir die Ueberzeugung ³⁵ von der Beharrlichkeit der Substanz gar nicht a posteriori erlangt haben; theils weil, in den meisten Fällen, der Thatbestand empirisch zu konstatiren unmöglich ist, theils weil jede empirische, bloß durch Induktion gewonnene Erkenntniß immer nur approxi-

mative, folglich präkäre, nie unbedingte Gewißheit hat: daher eben auch ist die Sicherheit unserer Ueberzeugung von jenem Grundsatz [43] ganz anderer Art und Natur, als die von der Richtigkeit irgend eines empirisch herausgefundenen Naturgesetzes, indem sie eine ganz andere, völlig unerschütterliche, nie wankende Festigkeit hat. 5 Das kommt eben daher, daß jener Grundsatz eine transscendentale Erkenntniß ausdrückt, d. h. eine solche, welche das in aller Erfahrung irgend Mögliche vor aller Erfahrung bestimmt und feststellt, eben dadurch aber die Erfahrungswelt überhaupt zu einem bloßen Gehirnpheänomen herabsetzt. Sogar das allgemeinste 10 und ausnahmsloseste aller anderartigen Naturgesetze, das der Gravitation, ist schon empirischen Ursprungs, daher ohne Garantie für seine Allgemeinheit; weshalb auch es bisweilen noch angefochten wird, imgleichen mitunter Zweifel entstehen, ob es auch über unser Sonnensystem hinaus gelte, ja, die Astronomen nicht er- 15 mangeln, die gelegentlich gefundenen Anzeichen und Bestätigungen hievon hervorzuheben, hiedurch an den Tag legend, daß sie es als bloß empirisch betrachten. Man kann allerdings die Frage aufwerfen, ob auch zwischen Körpern, welche durch eine absolute Leere getrennt wären, Gravitation stattfände; oder ob dieselbe 20 innerhalb eines Sonnensystems, etwa durch einen Aether, vermittelt würde und daher zwischen Fixsternen nicht wirken könnte; welches dann nur empirisch zu entscheiden ist. Dies beweist, daß wir es hier mit keiner Erkenntniß a priori zu thun haben. Wenn wir hingegen, der Wahrscheinlichkeit zufolge, annehmen, daß jedes 25 Sonnensystem sich durch allmälige Kondensation eines Urweltnebels und darauf gemäß der Kant-Laplace'schen Hypothese gebildet habe; so können wir doch keinen Augenblick denken, daß jener Urstoff aus nichts entstanden wäre, sondern sind genöthigt, seine Partikeln als vorher irgendwo vorhanden gewesen und nur zusammengekom- 30 men vorauszusetzen; eben weil der Grundsatz der Beharrlichkeit der Substanz ein transscendentaler ist. Daß übrigens Substanz ein bloßes Synonym von Materie sei, weil der Begriff derselben nur an der Materie sich realisiren läßt und daher aus ihr seinen Ursprung hat, habe ich ausführlich dargethan und wie jener Be- 35 griff bloß zum Behuf einer Erschleichung gebildet worden speciell nachgewiesen in meiner Kritik der Kantischen Philosophie, S. 550 fg. der 2. Aufl. [3. Aufl. S. 581 fg.]. Diese a priori gewisse

Sempiternität der Materie (genannt Beharrlichkeit der Substanz) [44] ist, gleich vielen andern, eben so sichern Wahrheiten, für die Philosophieprofessoren eine verbotene Frucht; daher sie mit einem scheuen Seitenblick daran vorüberschleichen. 5 Von der endlosen Kette der Ursachen und Wirkungen, welche alle Veränderungen leitet, aber nimmer sich über diese hinaus erstreckt, bleiben, eben dieserhalb, zwei Wesen unberührt: einerseits nämlich, wie so eben gezeigt, die Materie, und andererseits die ursprünglichen Naturkräfte; jene, weil sie der Träger aller 10 Veränderungen, oder dasjenige ist, woran solche vorgehn; diese, weil sie Das sind, vermöge dessen die Veränderungen, oder Wirkungen, überhaupt möglich sind, Das, was den Ursachen die Kausalität, d. i. die Fähigkeit zu wirken, allererst ertheilt, von welchen sie also diese bloß zur Lehn haben. Ursache und Wirkung 15 sind die zu nothwendiger Succession in der Zeit verknüpften Veränderungen: die Naturkräfte hingegen, vermöge welcher alle Ursachen wirken, sind von allem Wechsel ausgenommen, daher in diesem Sinne außer aller Zeit, eben deshalb aber stets und überall vor- 20 handen, allgegenwärtig und unerschöpflich, immer bereit sich zu äußern, sobald nur, am Leitfaden der Kausalität, die Gelegenheit dazu eintritt. Die Ursache ist allemal, wie auch ihre Wirkung, ein Einzelnes, eine einzelne Veränderung: die Naturkraft hingegen ist ein Allgemeines, Unveränderliches, zu aller Zeit und überall Vorhandenes. 3. B. daß der Bernstein zieht die Flocke anzieht, 25 ist die Wirkung: ihre Ursache ist die vorhergegangene Reibung und jetzige Annäherung des Bernsteins; und die in diesem Proceß thätige, ihm vorstehende Naturkraft ist die Elektricität. Die Erläuterung der Sache durch ein ausführliches Beispiel findet man in der „Welt als Wille und Vorstellung“ Bd. 1. § 26. S. 153 30 fg. [3. Aufl. S. 160 fg.], woselbst ich an einer langen Kette von Ursachen und Wirkungen gezeigt habe, wie darin die verschiedenartigsten Naturkräfte successive hervortreten und ins Spiel kommen; wodurch denn der Unterschied zwischen Ursache und Naturkraft, dem flüchtigen Phänomen und der ewigen Thätigkeitsform, 35 überaus faßlich wird: und da überhaupt daselbst jener ganze lange § 26 dieser Untersuchung gewidmet ist, war es hier hinreichend, die Sache kurz anzugeben. Die Norm, welche eine Naturkraft, hinsichtlich ihrer Erscheinung an der Kette der Ur-

sachen und Wirkungen, befolgt, also das Band, welches sie mit [45] dieser verknüpft, ist das Naturgesetz. Die Verwechselung der Naturkraft mit der Ursache ist aber so häufig, wie für die Klarheit des Denkens verderblich. Es scheint sogar, daß vor mir diese Begriffe nie rein gesondert worden sind, so höchst nöthig es doch 5 ist. Nicht nur werden die Naturkräfte selbst zu Ursachen gemacht, indem man sagt: Die Elektricität, die Schwere u. s. f. ist Ursache; sondern sogar zu Wirkungen machen sie Manche, indem sie nach einer Ursache der Elektricität, der Schwere u. s. w. fragen; welches absurd ist. Etwas ganz Anderes ist es jedoch, wenn man die Zahl 10 der Naturkräfte dadurch vermindert, daß man eine derselben auf eine andere zurückführt, wie, in unsern Tagen, den Magnetismus auf die Elektricität. Jede ächte, also wirklich ursprüngliche Naturkraft aber, wozu auch jede chemische Grund-Eigenschaft gehört, ist wesentlich qualitas occulta, d. h. keiner physischen Erklärung 15 weiter fähig, sondern nur noch einer metaphysischen, d. h. über die Erscheinung hinausgehenden. jene Verwechselung, oder vielmehr Identifikation, der Naturkraft mit der Ursache hat nun aber Keiner so weit getrieben, wie Maine de Biran, in seinen Nouvelles considérations des rapports du physique au moral; 20 weil dieselbe seiner Philosophie wesentlich ist. Merkwürdig ist dabei, daß wenn er von Ursachen redet, er fast nie cause allein setzt, sondern jedesmal sagt cause ou force; gerade so, wie wir oben § 8 den Spinoza acht Mal auf einer Seite ratio sive causa setzen sahen. Beide nämlich sind sich bewußt, zwei disparate Begriffe zu identificiren, um, nach Umständen, bald den einen, bald 25 den andern geltend machen zu können: zu diesem Zwecke nun sind sie genöthigt, die Identifikation dem Leser stets gegenwärtig zu erhalten. —

Die Kausalität also, dieser Lenker aller und jeder Veränderung, tritt nun in der Natur unter drei verschiedenen Formen 30 auf: als Ursache im engsten Sinn, als Reiz, und als Motiv. Eben auf dieser Verschiedenheit beruht der wahre und wesentliche Unterschied zwischen unorganischem Körper, Pflanze und Thier; nicht auf den äußern anatomischen, oder gar chemischen Merkmalen. 35

Die Ursache im engsten Sinne ist die, nach welcher ausschließlich die Veränderungen im unorganischen Reiche erfolgen, also diejenigen Wirkungen, welche das Thema der Mechanik, der [46]

Physik und der Chemie sind. Von ihr allein gilt das dritte Newtonsche Grundgesetz „Wirkung und Gegenwirkung sind einander gleich“: es besagt, daß der vorhergehende Zustand (die Ursache) eine Veränderung erfährt, die an Größe der gleichkommt, die er 5 hervorgerufen hat (der Wirkung). Ferner ist nur bei dieser Form der Kausalität der Grad der Wirkung dem Grade der Ursache stets genau angemessen, so daß aus dieser jene sich berechnen läßt, und umgekehrt.

Die zweite Form der Kausalität ist der Reiz: sie beherrscht 10 das organische Leben als solches, also das der Pflanzen, und den vegetativen, daher bewußtlosen Theil des thierischen Lebens, der ja eben ein Pflanzenleben ist. Sie charakterisirt sich durch Abwesenheit der Merkmale der ersten Form. Also sind hier Wirkung und Gegenwirkung einander nicht gleich, und keineswegs folgt die Intensität der Wirkung, durch alle Grade, der Intensität der Ursache: 15 vielmehr kann, durch Verstärkung der Ursache, die Wirkung sogar in ihr Gegentheil umschlagen.

Die dritte Form der Kausalität ist das Motiv: unter dieser leitet sie das eigentlich animalische Leben, also das Thun, d. h. 20 die äußern, mit Bewußtseyn geschehenden Aktionen, aller thierischen Wesen. Das Medium der Motive ist die Erkenntniß: die Empfänglichkeit für sie erfordert folglich einen Intellekt. Daher ist das wahre Charakteristikon des Thiers das Erkennen, das Vorstellen. Das Thier bewegt sich, als Thier, allemal nach einem 25 Ziel und Zweck: diesen muß es demnach erkannt haben: d. h. derselbe muß ihm als ein von ihm selbst Verschiedenes, dessen es sich dennoch bewußt wird, sich darstellen. Demzufolge ist das Thier zu definiren „was erkennt“: keine andere Definition trifft das Wesentliche; ja, vielleicht ist auch keine andere stichhaltend. Mit 30 der Erkenntniß fehlt nothwendig auch die Bewegung auf Motive: dann bleibt also nur die auf Reize, das Pflanzenleben: daher sind Irritabilität und Sensibilität unzertrennlich. Die Wirkungsart eines Motivs aber ist von der eines Reizes augenfällig verschieden: die Einwirkung desselben nämlich kann sehr kurz, ja sie braucht 35 nur momentan zu seyn: denn ihre Wirksamkeit hat nicht, wie die des Reizes, irgend ein Verhältniß zu ihrer Dauer, zur Nähe des [47] Gegenstandes und dergleichen mehr; sondern das Motiv braucht nur wahrgenommen zu seyn, um zu wirken; während der Reiz

stets des Kontakts, oft gar der Intussusception, allemal aber einer gewissen Dauer, bedarf.

Diese kurze Angabe der drei Formen der Kausalität ist hier hinreichend. Die ausführliche Darstellung derselben findet man in meiner Preisschrift über die Freiheit (S. 30—34 der „beiden Grundprobleme der Ethik“ [2. Aufl. S. 29—33]). Nur eins ist hier zu urgiren. Der Unterschied zwischen Ursache, Reiz und Motiv ist offenbar bloß die Folge des Grades der Empfänglichkeit der Wesen: je größer diese, desto leichter Art kann die Einwirkung seyn: der Stein muß gestoßen werden; der Mensch gehorcht einem Blick. Beide aber werden durch eine zureichende Ursache, also mit gleicher Nothwendigkeit, bewegt. Denn die Motivation ist bloß die durch das Erkennen hindurchgehende Kausalität: der Intellekt ist das Medium der Motive, weil er die höchste Steigerung der Empfänglichkeit ist. Allein hiedurch verliert das Gesetz der Kausalität schlechterdings nichts an seiner Sicherheit und Strenge. Das Motiv ist eine Ursache und wirkt mit der Nothwendigkeit, die alle Ursachen herbeiführen. Beim Thier, dessen Intellekt ein einfacher, daher nur die Erkenntniß der Gegenwart liefernder ist, fällt jene Nothwendigkeit leicht in die Augen. Der Intellekt des Menschen ist doppelt: er hat, zur anschaulichen, auch noch die abstrakte Erkenntniß, welche nicht an die Gegenwart gebunden ist: d. h. er hat Vernunft. Daher hat er eine Wahlentscheidung, mit deutlichem Bewußtseyn: nämlich er kann die einander ausschließenden Motive als solche gegen einander abwägen, d. h. sie ihre Macht auf seinen Willen versuchen lassen; wonach sodann das stärkere ihn bestimmt und sein Thun mit eben der Nothwendigkeit erfolgt, wie das Rollen der gestoßenen Kugel. Freiheit des Willens bedeutet (nicht Philosophieprofessorenwortkram, sondern) „daß einem gegebenen Menschen, in einer gegebenen Lage, zwei verschiedene Handlungen möglich seien.“ Daß aber Dies zu behaupten vollkommen absurd sei, ist eine so sicher und klar bewiesene Wahrheit, wie irgend eine über das Gebiet der reinen Mathematik hinausgehende es seyn kann. Am deutlichsten, methodischsten, gründlichsten und dazu mit besonderer Rücksicht auf die Thatfachen des Selbstbewußtseyns, durch welche unwissende Leute obige Absurdität zu beglaubigen vermeinen, findet man die besagte Wahrheit dargelegt in meiner von der Königlich Norwegischen Societät der

Wissenschaften gekrönten Preisschrift über die Freiheit des Willens. In der Hauptsache haben jedoch schon Hobbes, Spinoza, Priestley, Voltaire, auch Kant*) das Selbe gelehrt. Das hält nun freilich unsere würdigen Philosophieprofessoren nicht ab, ganz unbefangen und als wäre nichts vorgefallen, von der Freiheit des Willens als einer ausgemachten Sache zu reden. Wozu glauben denn die Herren, daß, von Gnaden der Natur, die genannten großen Männer dagewesen seien? — damit sie von der Philosophie leben können; — nicht wahr? — Nachdem nun aber ich, in meiner Preisschrift, die Sache klarer, als jemals geschehn, dargelegt hatte, und noch dazu unter der Sanction einer Königl. Societät, die auch meine Abhandlung in ihre Denkschriften aufgenommen hat; da war es, bei obiger Gesinnung, doch wohl die Pflicht der Herren, einer solchen verderblichen Irlehre und abscheulichen Ketzerei entgegenzutreten und sie auf das Gründlichste zu widerlegen; ja, es war dies um so mehr, als ich in dem selben Bande mit jener

*) „Was man sich auch, in metaphysischer Absicht, für einen Begriff von der Freiheit des Willens machen möge; so sind doch die Erscheinungen desselben, die menschlichen Handlungen, eben so wohl, als jede andere Naturbegebenheit, nach allgemeinen Naturgesetzen bestimmt.“ Ideen zu einer allgemeinen Geschichte. Der Anfang. —

„Alle Handlungen des Menschen, in der Erscheinung, sind aus seinem empirischen Charakter und den mitwirkenden andern Ursachen nach der Ordnung der Natur bestimmt: und wenn wir alle Erscheinungen seiner Willkür bis auf den Grund erforschen könnten; so würde es keine einzige menschliche Handlung geben, die wir nicht mit Gewißheit vorherfagen und aus ihren vorhergehenden Bedingungen als nothwendig erkennen könnten. In Ansehung dieses empirischen Charakters giebt es also keine Freiheit, und nach diesem können wir doch allein den Menschen betrachten, wenn wir lebendig beobachten und, wie es in der Anthropologie geschieht, von seinen Handlungen die bewegenden Ursachen physiologisch erforschen wollen.“ Krit. der rein. Vern. S. 548 der 1., und S. 577 der 5. Aufl. —

„Man kann also eintäumen, daß, wenn es für uns möglich wäre, in eines Menschen Denkungsart, so wie sie sich durch innere sowohl als äußere Handlungen zeigt, so tiefe Einsicht zu haben, daß jede, auch die mindeste Triebfeder dazu uns bekannt würde, imgleichen alle auf diese wirkenden äußern Veranlassungen, man eines Menschen Verhalten auf die Zukunft, mit Gewißheit, so wie eine Mond- oder Sonnenfinsterniß ausrechnen könnte.“

Krit. d. prakt. Vern. S. 230 der Rosenkranzischen, u. S. 177 der 4. Aufl.

(„Grundprobleme der Ethik“), in der Preisschrift über das Fundament der Moral, Kants praktische Vernunft, mit ihrem kategorischen Imperativ, den die Herren unter dem Namen „Sittengesetz“ noch immer zum Grundstein ihrer platten Moralsysteme gebrauchen, als eine völlig unbegründete und nichtige Annahme so unwiderleglich und deutlich nachgewiesen habe, daß kein Mensch, der nur ein Fünkchen Urtheilskraft hat, wenn er es gelesen, an jene Fiktion noch länger glauben kann. — „Nun, Das werden sie doch wohl gethan haben!“ — Werden sich hüten, aufs Glatteis zu gehn! Schweigen, das Maul halten, Das ist ihr ganzes Talent und ihr einziges Mittel gegen Geist, Verstand, Ernst und Wahrheit. In keinem der seit 1841 erschienenen Produkte ihrer unnützen Vielschreiberei ist meiner Ethik mit einem Worte erwähnt, obwohl sie unstreitig das Wichtigste ist, was seit 60 Jahren in der Moral geschehn: ja, so groß ist ihre Angst vor mir und meiner Wahrheit, daß in keiner der von Universitäten oder Akademien ausgehenden Litteraturzeitungen das Buch auch nur angezeigt worden ist. Zitto, zitto, daß nur das Publikum nichts merke: Dies ist und bleibt ihre ganze Politik. Freilich mag diesem pffiffigen Benehmen der Selbsterhaltungstrieb zum Grunde liegen. Denn, muß nicht eine rücksichtslos auf Wahrheit gerichtete Philosophie zwischen den unter tausend Rücksichten und von ihrer guten Gesinnung halber dazu berufenen Leuten verfaßten Systemchen die Rolle des eisernen Topfes zwischen den irdenen spielen? Ihre erbärmliche Angst vor meinen Schriften ist Angst vor der Wahrheit. Und allerdings steht z. B. schon eben diese Lehre von der vollkommenen Nothwendigkeit aller Willensakte in schreiendem Widerspruch mit sämmtlichen Annahmen der beliebten, nach dem Judenthume zugeschnittenen Nockenphilosophie: aber, weit gefehlt, daß jene streng bewiesene Wahrheit davon angefochten würde, beweist vielmehr sie, als ein sicheres Datum und Richtepunkt, als ein wahres *δοξ μοι που στω*, die Nichtigkeit jener ganzen Nockenphilosophie und die Nothwendigkeit einer von Grund aus andern, ungleich tiefer gefaßten Ansicht vom Wesen der Welt und des Menschen; — gleichviel, ob eine solche mit den Befugnissen der Philosophieprofessoren bestehn könne, oder nicht.

[50]

§ 21.

Apriorität des Kausalitätsbegriffes. — Intellektualität der empirischen Anschauung. — Der Verstand.

In der Professorenphilosophie der Philosophieprofessoren wird man noch immer finden, daß die Anschauung der Außenwelt Sache der Sinne sei; worauf dann ein Langes und Breites über jeden der fünf Sinne folgt. Hingegen die Intellektualität der Anschauung, nämlich daß sie in der Hauptsache das Werk des Verstandes sei, welcher, mittelst der ihm eigenthümlichen Form der Kausalität und der dieser untergelegten der reinen Sinnlichkeit, also Zeit und Raum, aus dem rohen Stoff einiger Empfindungen in den Sinnesorganen diese objektive Außenwelt allererst schafft und hervorbringt, davon ist keine Rede. Und doch habe ich die Sache, in ihren Hauptzügen, bereits in der ersten Auflage gegenwärtiger Abhandlung, vom J. 1813, S. 53—55, aufgestellt und bald darauf, im J. 1816, in meiner Abhandlung über das Sehn und die Farben sie völlig ausgeführt, welcher Darstellung der Prof. Rosas in Wien seinen Beifall dadurch bezeugt hat, daß er sich durch sie zum Plagiat verleiten ließ; worüber das Nähere zu ersohn im „Willen in der Natur“ S. 19 [2. Aufl. S. 14]. Hingegen haben die Philosophieprofessoren so wenig von dieser, wie von andern großen und wichtigen Wahrheiten, welche darzulegen, um sie dem menschlichen Geschlechte auf immer anzueignen, die Aufgabe und Arbeit meines ganzen Lebens gewesen ist, — irgend Notiz genommen: ihnen mündet das nicht; es paßt alles nicht in ihren Kram; es führt zu keiner Theologie; es ist ja auf gehörige Studentenabrichtung zu höchsten Staatszwecken gar nicht ein Mal angelegt; kurzum, sie wollen von mir nichts lernen, und sehn nicht, wie sehr viel sie von mir zu lernen hätten: alles Das nämlich, was ihre Kinder, Enkel und Urenkel von mir lernen werden. Statt Dessen seht Jeder von ihnen sich hin, um in einer lang ausgesponnenen Metaphysik das Publikum mit seinen Originalgedanken zu bereichern. Wenn Finger dazu berechtigen, so ist er berechtigt. Aber wahrlich, Machiavelli hat Recht, wenn er, — wie schon vor ihm Hesiodus (*εργα*, 293) —, sagt: „Es giebt dreierlei Köpfe: erstlich solche, welche aus eigenen Mitteln Einsicht und Verstand von den Sachen erlangen; dann solche, die das Rechte er-

kennen, wenn Andere es ihnen darlegen; endlich solche, welche weder zum Einen noch zum Andern fähig sind.“ (il principe, c. 22.) —

Man muß von allen Göttern verlassen seyn, um zu wännen, daß die anschauliche Welt da draußen, wie sie den Raum in seinen drei Dimensionen füllt, im unerbittlich strengen Gange der Zeit sich fortbewegt, bei jedem Schritte durch das ausnahmslose Gesetz der Kausalität geregelt wird, in allen diesen Stücken aber nur die Gesetze befolgt, welche wir, vor aller Erfahrung davon, angeben können, — daß eine solche Welt da draußen ganz objektivreal und ohne unser Zuthun vorhanden wäre, dann aber, durch die bloße Sinnesempfindung, in unsern Kopf hineingelange, woselbst sie nun, wie da draußen, noch ein Mal dastände. Denn was für ein ärmliches Ding ist doch die bloße Sinnesempfindung! Selbst in den edelsten Sinnesorganen ist sie nichts mehr, als ein lokales, spezifisches, innerhalb seiner Art einiger Abwechslung fähiges, jedoch an sich selbst stets subjektives Gefühl, welches als solches gar nichts Objektives, also nichts einer Anschauung Ähnliches enthalten kann. Denn die Empfindung jeder Art ist und bleibt ein Vorgang im Organismus selbst, als solcher aber auf das Gebiet unterhalb der Haut beschränkt, kann daher, an sich selbst, nie etwas enthalten, das jenseit dieser Haut, also außer uns läge. Sie kann angenehm oder unangenehm seyn, — welches eine Beziehung auf unsern Willen besagt, — aber etwas Objektives liegt in keiner Empfindung. Die Empfindung in den Sinnesorganen ist eine durch den Zusammenfluß der Nervenenden erhöhte, wegen der Ausbreitung und der dünnen Bedeckung derselben leicht von außen erregbare und zudem irgend einem speciellen Einfluß, — Licht, Schall, Duft, — besonders offen stehende: aber sie bleibt bloße Empfindung, so gut wie jede andere im Innern unsers Leibes, mithin etwas wesentlich Subjektives, dessen Veränderungen unmittelbar bloß in der Form des innern Sinnes, also der Zeit allein, d. h. successiv, zum Bewußtseyn gelangen. Erst wenn der Verstand, — eine Funktion, nicht einzelner zarter Nervenenden, sondern des so künstlich und räthselhaft gebauten, drei, ausnahmsweise aber bis fünf Pfund wiegenden Gehirns, — in Thätigkeit geräth und seine einzige und alleinige Form, das Gesetz der Kausalität, in Anwendung bringt, geht eine mächtige Verwandlung vor, indem aus der subjektiven Empfindung die objektive

Anschauung wird. Er nämlich faßt, vermöge seiner selbsteigenen Form, also a priori, d. i. vor aller Erfahrung (denn diese ist bis dahin noch nicht möglich), die gegebene Empfindung des Leibes als eine Wirkung auf (ein Wort, welches er allein versteht), die als solche nothwendig eine Ursache haben muß. Zugleich nimmt er die ebenfalls im Intellekt, d. i. im Gehirn, prädisponirt liegende Form des äußern Sinnes zu Hülfe, den Raum, um jene Ursache außerhalb des Organismus zu verlegen: denn dadurch erst entsteht ihm das Außerhalb, dessen Möglichkeit eben der Raum ist; so daß die reine Anschauung a priori die Grundlage der empirischen abgeben muß. Bei diesem Proceß nimmt nun der Verstand, wie ich bald näher zeigen werde, alle, selbst die minutiösesten Data der gegebenen Empfindung zu Hülfe, um, ihnen entsprechend, die Ursache derselben im Raume zu konstruiren. Diese (übrigens von Schelling, im 1. Band seiner philos. Schriften, v. 1809, S. 237, 38, desgleichen von Fries, in seiner Kritik d. Vernunft, Bd. 1. S. 52—56 und 290 d. ersten Aufl. ausdrücklich geleugnete) Verstandesoperation ist jedoch keine diskursive, reflektive, in abstracto, mittelst Begriffen und Worten, vor sich gehende; sondern eine intuitive und ganz unmittelbare. Denn durch sie allein, mithin im Verstande und für den Verstand, stellt sich die objektive, reale, den Raum in drei Dimensionen füllende Körperwelt dar, die alsdann, in der Zeit, dem selben Kausalitätsgesetze gemäß, sich ferner verändert und im Raume bewegt. — Demnach hat der Verstand die objektive Welt erst selbst zu schaffen: nicht aber kann sie, schon vorher fertig, durch die Sinne und die Oeffnungen ihrer Organe, bloß in den Kopf hineinspazieren. Die Sinne nämlich liefern nichts weiter, als den rohen Stoff, welchen allererst der Verstand, mittelst der angegebenen einfachen Formen, Raum, Zeit und Kausalität, in die objektive Auffassung einer gesetzmäßig geregelten Körperwelt umarbeitet. Demnach ist unsere alltägliche, empirische Anschauung eine intellektuale, und ihr gebührt dieses Prädikat, welches die philosophischen Windbeutel in Deutschland einer vorgeblichen Anschauung erträumter Welten, in welchen ihr beliebtes Absolutum seine Evolutionen vornähme, beigelegt haben. Ich aber will jetzt zunächst die große Kluft zwischen Empfindung und Anschauung näher nachweisen, indem ich darlege, wie roh der Stoff ist, aus dem das schöne Werk erwächst.

Der objektiven Anschauung dienen eigentlich nur zwei Sinne: das Getaft und das Gesicht. Sie allein liefern die Data, auf deren Grundlage der Verstand, durch den angegebenen Proceß, die objektive Welt entstehen läßt. Die andern drei Sinne bleiben in der Hauptsache subjektiv: denn ihre Empfindungen deuten zwar auf eine äußere Ursache, aber enthalten keine Data zur Bestimmung räumlicher Verhältnisse derselben. Nun ist aber der Raum die Form aller Anschauung, d. i. der Apprehension, in welcher allein Objekte sich eigentlich darstellen können. Daher können jene drei Sinne zwar dienen, uns die Gegenwart der uns schon anderweitig bekannten Objekte anzukündigen: aber auf Grundlage ihrer Data kommt keine räumliche Konstruktion, also keine objektive Anschauung zu Stande. Aus dem Geruch können wir nie die Rose konstruiren; und ein Blinder kann sein Leben lang Musik hören ohne von den Musikern, oder den Instrumenten, oder den Luftvibrationen, die mindeste objektive Vorstellung zu erhalten. Das Gehör hat dagegen seinen hohen Werth als Medium der Sprache, wodurch es der Sinn der Vernunft ist, deren Name sogar von ihm stammt; sodann als Medium der Musik, des einzigen Weges complicirte Zahlenverhältnisse, nicht bloß in abstracto, sondern unmittelbar, also in concreto, aufzufassen. Aber der Ton deutet nie auf räumliche Verhältnisse, führt also nie auf die Beschaffenheit seiner Ursache; sondern wir bleiben bei ihm selbst stehen: mithin ist er kein Datum für den die objektive Welt konstruirenden Verstand. Dies sind allein die Empfindungen des Getafts und Gesichts: daher würde ein Blinder ohne Hände und Füße zwar den Raum in seiner ganzen Gesetzmäßigkeit a priori sich konstruiren können, aber von der objektiven Welt nur eine sehr unklare Vorstellung erhalten. Dennoch aber ist was Getaft und Gesicht liefern noch keineswegs die Anschauung, sondern bloß der rohe Stoff dazu: denn in den Empfindungen dieser Sinne liegt so wenig die Anschauung, daß dieselben vielmehr noch gar keine Aehnlichkeit haben mit den Eigenschaften der Dinge, die mittelst ihrer sich uns darstellen; wie ich sogleich zeigen werde. Nur muß man hiebei Das, was wirklich der Empfindung angehört, deutlich aussondern von Dem, was in der Anschauung der Intellekt hinzugehan hat. Dies ist Anfangs schwer; weil wir so sehr gewohnt sind, von der Empfindung sogleich zu ihrer Ursache überzugehen,

daß diese sich uns darstellt, ohne daß wir die Empfindung, welche hier gleichsam die Prämissen zu jenem Schlusse des Verstandes liefert, an und für sich beachten.

Getaft und Gesicht nun also haben zuvörderst jedes seine eigenen Vortheile; daher sie sich wechselseitig unterstützen. Das Gesicht bedarf keiner Berührung, ja keiner Nähe: sein Feld ist unermesslich, geht bis zu den Sternen. Sodann empfindet es die feinsten Nuancen des Lichts, des Schattens, der Farbe, der Durchsichtigkeit: es liefert also dem Verstande eine Menge fein bestimmter Data, aus welchen er, nach erlangter Uebung, die Gestalt, Größe, Entfernung und Beschaffenheit der Körper konstruirt und sogleich anschaulich darstellt. Hingegen ist das Getaft zwar an den Kontakt gebunden, giebt aber so untrügliche und vielseitige Data, daß es der gründlichste Sinn ist. Die Wahrnehmungen des Gesichts beziehen sich zuletzt doch auf das Getaft; ja, das Sehn ist als ein unvollkommenes, aber in die Ferne gehendes Tasten zu betrachten, welches sich der Lichtstrahlen als langer Taststangen bedient: daher eben ist es vielen Täuschungen ausgesetzt, weil es ganz auf die durch das Licht vermittelten Eigenschaften beschränkt, also einseitig ist; während das Getaft ganz unmittelbar die Data zur Erkenntniß der Größe, Gestalt, Härte, Weiche, Trockenheit, Nässe, Glätte, Temperatur u. s. w. liefert und dabei unterstützt wird theils durch die Gestalt und Beweglichkeit der Arme, Hände und Finger, aus deren Stellung beim Tasten der Verstand die Data zur räumlichen Konstruktion der Körper entnimmt; theils durch die Muskelkraft, mittelst welcher er die Schwere, Festigkeit, Zähigkeit oder Spröde der Körper erkennt: Alles mit geringster Möglichkeit der Täuschung.

Bei allen Dem geben diese Data durchaus noch keine Anschauung; sondern diese bleibt das Werk des Verstandes. Drücke ich mit der Hand gegen den Tisch, so liegt in der Empfindung, die ich davon erhalte, durchaus nicht die Vorstellung des festen Zusammenhangs der Theile dieser Masse, ja gar nichts dem Aehnliches; sondern erst indem mein Verstand von der Empfindung zur Ursache derselben übergeht, konstruirt er sich einen Körper, der die Eigenschaft der Solidität, Undurchdringlichkeit und Härte hat. Wenn ich im Finstern meine Hand auf eine Fläche lege, oder aber eine Kugel von etwan drei Zoll Durchmesser ergreife.

so sind es, in beiden Fällen, die selben Theile der Hand, welche den Druck empfinden: bloß aus der verschiedenen Stellung, die, im einen, oder im andern Fall, meine Hand annimmt, konstruirt mein Verstand die Gestalt des Körpers, mit welchem in Berührung gekommen zu seyn die Ursache der Empfindung ist, und er bestätigt sie sich dadurch, daß ich die Berührungstellen wechseln lasse. Betastet ein Blindgeborener einen kubischen Körper, so sind die Empfindungen der Hand dabei ganz einförmig und bei allen Seiten und Richtungen die selben: die Ranten drücken zwar einen kleinern Theil der Hand: doch liegt in diesen Empfindungen durchaus nichts einem Kubus Aehnliches. Aber von dem gefühlten Widerstande macht sein Verstand den unmittelbaren und intuitiven Schluß auf eine Ursache desselben, die jetzt, eben dadurch, sich als fester Körper darstellt; und aus den Bewegungen, die, beim Tasten, seine Arme machen, während die Empfindung der Hände die selbe bleibt, konstruirt er, in dem ihm a priori bewußten Raum, die kubische Gestalt des Körpers. Brächte er die Vorstellung einer Ursache und eines Raumes, nebst den Gesetzen desselben, nicht schon mit; so könnte nimmermehr aus jener successiven Empfindung in seiner Hand das Bild eines Kubus hervorgehn. Läßt man durch seine geschlossene Hand einen Strick laufen; so wird er als Ursache der Reibung und ihrer Dauer, bei solcher Lage seiner Hand, einen langen, cylinderförmigen, sich in Einer Richtung gleichförmig bewegenden Körper konstruiren. Nimmermehr aber könnte ihm aus jener bloßen Empfindung in seiner Hand die Vorstellung der Bewegung, d. i. der Veränderung des Ortes im Raum, mittelst der Zeit, entstehen: denn so etwas kann in ihr nicht liegen, noch kann sie allein es jemals erzeugen. Sondern sein Intellekt muß, vor aller Erfahrung, die Anschauungen des Raumes, der Zeit, und damit der Möglichkeit der Bewegung, in sich tragen, und nicht weniger die Vorstellung der Kausalität, um nun von der allein empirisch gegebenen Empfindung überzugehn auf eine Ursache derselben und solche dann als einen sich also bewegenden Körper, von der bezeichneten Gestalt, zu konstruiren. Denn, wie groß ist doch der Abstand zwischen der bloßen Empfindung in der Hand und den Vorstellungen der Ursächlichkeit, Materialität und der durch die Zeit vermittelten Bewegung im Raum! Die Empfindung in der Hand, auch bei verschiedener

Berührung und Lage, ist etwas viel zu Einförmiges und an Datis Aermliches, als daß es möglich wäre, daraus die Vorstellung des Raumes, mit seinen drei Dimensionen, und der Einwirkung von Körpern auf einander, nebst den Eigenschaften der Ausdehnung, Undurchdringlichkeit, Kohäsion, Gestalt, Härte, Weiche, Ruhe und Bewegung, kurz, die Grundlage der objektiven Welt, zu konstruiren: sondern Dies ist nur dadurch möglich, daß im Intellekt selbst der Raum als Form der Anschauung, die Zeit als Form der Veränderung, und das Gesetz der Kausalität als Regulator des Eintritts der Veränderungen präformirt seien. Das bereits fertige und aller Erfahrung vorhergängige Daseyn dieser Formen macht eben den Intellekt aus. Physiologisch ist er eine Funktion des Gehirns, welche dieses so wenig erst aus der Erfahrung erlernt, wie der Magen das Verdauen, oder die Leber die Gallenabsonderung. Nur hieraus ist es erklärlich, daß manche Blindgeborene eine so vollständige Kenntniß der räumlichen Verhältnisse erlangen, daß sie dadurch den Mangel des Gesichts in hohem Grade ersetzen und erstaunliche Leistungen vollbringen; wie denn vor hundert Jahren der von Kindheit auf blinde *Saunderson* zu Cambridge Mathematik, Optik und Astronomie gelehrt hat. (Ausführlichen Bericht über *Saunderson* giebt *Diderot*: *Lettre sur les aveugles*.) Und eben so nur ist der umgekehrte Fall der *Eva Laub* erklärlich, welche, ohne Arme und Beine geboren, durch das Gesicht allein, eben so bald wie andere Kinder, eine richtige Anschauung der Außenwelt erlangt hat. (Den Bericht über sie findet man in der „Welt als Wille und Vorstellung“ Bd. 2, Kap. 4.) Alles Dieses also beweist, daß Zeit, Raum und Kausalität weder durch das Gesicht, noch durch das Getaft, sondern überhaupt nicht von außen in uns kommen, vielmehr einen innern, daher nicht empirischen, sondern intellektuellen Ursprung haben; woraus wieder folgt, daß die Anschauung der Körperwelt im Wesentlichen ein intellektueller Proceß, ein Werk des Verstandes ist, zu welchem die Sinnesempfindung bloß den Anlaß und die Data, zur Anwendung im einzelnen Falle, liefert. Jetzt will ich das Selbe am Sinne des Gesichts nachweisen. Das unmittelbar Gegebene ist hier beschränkt auf die Empfindung der Retina, welche zwar viele Mannigfaltigkeit zuläßt, jedoch zurückläuft auf den Eindruck des Hellen und Dunkeln, nebst ihren

Zwischenstufen, und den der eigentlichen Farben. Diese Empfindung ist durchaus subjektiv, d. h. nur innerhalb des Organismus und unter der Haut vorhanden. Auch würden wir, ohne den Verstand, uns jener nur bewußt werden als besonderer und mannigfaltiger Modifikationen unserer Empfindung im Auge, die nichts der Gestalt, Lage, Nähe oder Ferne von Dingen außer uns Ähnliches wären. Denn, was beim Sehn die Empfindung liefert ist nichts weiter, als eine mannigfaltige Affektion der Retina, ganz ähnlich dem Anblick einer Palette, mit vielerlei bunten Farbenkleuren: und nicht mehr als Dies ist es, was im Bewußtseyn übrig bleiben würde, wenn man Dem, der vor einer ausgebreiteten, reichen Aussicht steht, etwan durch Lähmung des Gehirns, plötzlich den Verstand ganz entziehen, jedoch die Empfindung übrig lassen könnte: denn Dies war der rohe Stoff, aus welchem vorhin sein Verstand jene Anschauung schuf.

Daß nun aus einem so beschränkten Stoff, wie Hell, Dunkel und Farbe, der Verstand, durch seine so einfache Funktion des Beziehens der Wirkung auf eine Ursache, unter Beihülfe der ihm beigegebenen Anschauungsform des Raums, die so unerschöpflich reiche und vielgestaltete sichtbare Welt hervorbringen kann, beruht zunächst auf der Beihülfe, die hier die Empfindung selbst liefert. Diese besteht darin, daß, erstlich, die Retina, als Fläche, ein Nebeneinander des Eindrucks zuläßt; zweitens, daß das Licht stets in geraden Linien wirkt, auch im Auge selbst geradlinigt gebrochen wird, und endlich, daß die Retina die Fähigkeit besitzt, auch die Richtung, in der sie vom Lichte getroffen wird, unmittelbar mit zu empfinden, welches wohl nur dadurch zu erklären ist, daß der Lichtstrahl in die Dicke der Retina eindringt. Hiedurch aber wird gewonnen, daß der bloße Eindruck auch schon die Richtung seiner Ursache anzeigt, also auf den Ort des das Licht ausSENDENDEN, oder reflektirenden, Objekts geradezu hindeutet. Allerdings setzt der Uebergang zu diesem Objekt als Ursache schon die Erkenntniß des Kausalverhältnisses, wie auch der Gesetze des Raums voraus: diese Weiden aber sind eben die Ausstattung des Intellekts, der auch hier wieder aus der bloßen Empfindung die Anschauung zu schaffen hat. Sein Verfahren hiebei wollen wir jetzt näher betrachten.

Das Erste, was er thut, ist, daß er den Eindruck des Ob-

jekts, welcher verkehrt, das Unterste oben, auf der Retina eintrifft, wieder aufrecht stellt. Jene ursprüngliche Umkehrung entsteht bekanntlich dadurch, daß, indem jeder Punkt des sichtbaren Objekts seine Strahlen geradlinigt nach allen Seiten aussendet, die von dessen oberem Ende kommenden Strahlen sich, in der engen Oeffnung der Pupille, mit den vom untern Ende kommenden kreuzen, wodurch diese oben, jene unten, und eben so die von der rechten Seite kommenden auf der linken, eintreffen. Der dahinter liegende Brechungsapparat im Auge, also humor aqueus, lens et corpus vitreum, dient bloß, die vom Objekt ausgehenden Lichtstrahlen so zu konzentriren, daß sie auf dem kleinen Raum der Retina Platz finden. Bestände nun das Sehn im bloßen Empfinden; so würden wir den Eindruck des Gegenstandes verkehrt wahrnehmen; weil wir ihn so empfangen: sodann aber würden wir ihn auch als etwas im Innern des Auges Befindliches wahrnehmen, indem wir eben stehn blieben bei der Empfindung. Wirklich hingegen tritt sogleich der Verstand mit seinem Kausalgesetze ein, bezieht die empfundene Wirkung auf ihre Ursache, hat von der Empfindung das Datum der Richtung, in welcher der Lichtstrahl eintraf, verfolgt also diese rückwärts zur Ursache hin, auf beiden Linien: die Kreuzung wird daher jetzt auf umgekehrtem Wege wieder zurückgelegt, wodurch die Ursache sich draußen, als Objekt im Raum, aufrecht darstellt, nämlich in der Stellung wie sie die Strahlen aussendet, nicht in der wie sie eintrafen (siehe Fig. 1.). — Die reine Intellektualität der Sache, mit Ausschließung aller anderweitigen, namentlich physiologischen, Erklärungsgründe, läßt sich auch noch dadurch bestätigen, daß, wenn man den Kopf zwischen die Beine steckt, oder am Abhänge, den Kopf nach unten, liegt, man dennoch die Dinge nicht verkehrt, sondern ganz richtig erblickt, obgleich den Theil der Retina, welchen gewöhnlich das Untere der Dinge traf, jetzt das Obere trifft, und Alles umgekehrt ist, nur der Verstand nicht.

Das Zweite, was der Verstand bei seiner Umarbeitung der Empfindung in Anschauung leistet, ist, daß er das zwei Mal empfundene zu einem einfach Angeschauten macht; da jedes Auge für sich, und sogar in einer etwas verschiedenen Richtung, den Eindruck vom Gegenstand erhält, dieser aber doch als nur Einer sich darstellt; welches nur im Verstande geschehn kann. Der Proceß,

durch den Dies zu Stande kommt, ist folgender. Unsere Augen stehen nur dann parallel, wenn wir in die Ferne, d. h. über 200 Fuß weit, sehn: außerdem aber richten wir sie beide auf den zu betrachtenden Gegenstand, wodurch sie konvergiren und die beiden, von jedem Auge bis zum genau fixirten Punkte des Objekts gezogenen Linien daselbst einen Winkel schließen, den man den optischen, sie selbst aber die Augenaxen nennt. Diese treffen, bei gerade vor uns liegendem Objekt, genau in die Mitte jeder Retina, mithin auf zwei in jedem Auge einander genau entsprechende Punkte. Als bald erkennt der Verstand, als welcher zu Allem immer nur die Ursache sucht, daß, obwohl hier der Eindruck doppelt ist, derselbe dennoch von nur einem äußern Punkte ausgeht, also nur eine Ursache ihm zum Grunde liegt: demnach stellt nunmehr diese Ursache sich als Objekt und nur einfach dar. Denn Alles, was wir anschauen, schauen wir als Ursache an, als Ursache empfundener Wirkung, mithin im Verstande. Da wir indessen nicht bloß Einen Punkt, sondern eine ansehnliche Fläche des Gegenstandes mit beiden Augen und doch nur einfach auffassen; so ist die gegebene Erklärung noch etwas weiter fortzuführen. Was im Objekt seitwärts von jenem Scheitelpunkte des optischen Winkels liegt, wirft seine Strahlen nicht mehr gerade in den Mittelpunkt jeder Retina, sondern eben so seitwärts von demselben, jedoch, in beiden Augen, auf die nämliche, z. B. die linke, Seite jeder Retina: daher sind die Stellen, welche diese Strahlen daselbst treffen, eben so gut wie die Mittelpunkte, einander symmetrisch entsprechende, oder gleichnamige Stellen. Der Verstand lernt diese bald kennen und dehnt demnach die obige Regel seiner kausalen Auffassung auch auf sie aus, bezieht folglich nicht bloß die auf den Mittelpunkt jeder Retina fallenden Lichtstrahlen, sondern auch die, welche die übrigen einander symmetrisch entsprechenden Stellen beider Retinen treffen, auf einen und den selben solche aussendenden Punkt im Objekt, schaut also auch alle diese Punkte, mithin das ganze Objekt, nur einfach an. Hierbei nun ist wohl zu merken, daß nicht etwa die äußere Seite der einen Retina der äußern Seite der andern und die innere der innern, sondern die rechte Seite der rechten Retina der rechten Seite der andern entspricht u. s. f., die Sache also nicht im physiologischen, sondern im geometrischen Sinne zu verstehn

ist. Deutliche und mannigfaltige, diesen Vorgang und alle damit zusammenhängenden Phänomene erläuternde Figuren findet man in Robert Smith's Optics, auch zum Theil in Kästner's Deutscher Uebersetzung, von 1755. Ich habe, Fig. 2, nur eine gegeben, welche eigentlich einen weiterhin beizubringenden speciellen Fall darstellt, jedoch auch dienen kann, das Ganze zu erläutern, wenn man vom Punkte R ganz absieht. Wir richten dem gemäß beide Augen allezeit gleichmäßig auf das Objekt, um die von den selben Punkten ausgehenden Strahlen mit den einander symmetrisch entsprechenden Stellen beider Retinen aufzufangen. Bei der Bewegung der Augen seitwärts, aufwärts, abwärts und nach allen Richtungen, trifft nun der Punkt des Objekts, welcher vorhin den Mittelpunkt jeder Retina traf, jedesmal eine andere, aber stets, in beiden Augen, eine gleichnamige, der im andern entsprechende, Stelle. Wenn wir einen Gegenstand mustern (perlustrare), lassen wir die Augen hin und her darauf gleiten, um jeden Punkt desselben successive mit dem Centro der Retina, welches am deutlichsten sieht, in Kontakt zu bringen, betasten also das Objekt mit den Augen. Hieraus wird deutlich, daß das Einfachsehn mit zwei Augen sich im Grunde eben so verhält, wie das Betasten eines Körpers mit 10 Fingern, deren jeder einen andern Eindruck und auch in anderer Richtung erhält, welche sämmtlichen Eindrücke jedoch der Verstand als von Einem Körper herrührend erkennt, dessen Gestalt und Größe er danach apprehendirt und räumlich konstruirt. Hierauf beruht es, daß ein Blinder ein Bildhauer seyn kann: ein solcher war seit seinem fünften Jahre der im J. 1853 in Tyrol gestorbene, rühmlich bekannte Joseph Kleinhanns†). Denn die

†) Ueber diesen berichtet das Frankfurter Konversationsblatt vom 22. Juli 1853: In Naubers (Tyrol) starb am 10. Juli der blinde Bildhauer Joseph Kleinhanns. In seinem fünften Jahre in Folge der Ruhrpocken erblindet, tändelte und schnitzte der Knabe für die Langeweile. Prugg gab ihm Anleitung und Figuren zum Nachbilden, und in seinem zwölften Jahre verfertigte der Knabe einen Christus in Lebensgröße. In der Werkstätte des Bildhauers Rißl in Fügen profitirte er in der kurzen Zeit sehr viel und wurde vermöge seiner guten Anlage und seines Talents der weithin bekannte blinde Bildhauer. Seine verschiedenartigen Arbeiten sind sehr zahlreich. Bloß seine Christusbilder belaufen sich auf vierhundert, und in

Anschauung geschieht immer durch den Verstand; gleichviel, von welchem Sinn er die Data erhält.

Wie nun aber, wenn ich eine Kugel mit gekreuzten Fingern betaste, ich sofort zwei Kugeln zu fühlen glaube, weil mein auf die Ursache zurückgehender und diese den Gesetzen des Raumes gemäß konstruierender Verstand, die natürliche Lage der Finger voraussetzend, zwei Kugelflächen, welche die äußeren Seiten des Mittels- und des Zeigefingers zugleich berühren, durchaus zweien verschiedenen Kugeln zuschreiben muß; eben so nun wird mir ein gesehenes Objekt doppelt erscheinen, wenn meine Augen nicht mehr, gleichmäßig konvergierend, den optischen Winkel an einem Punkte desselben schließen, sondern jedes in einem andern Winkel nach demselben schaut, d. h. wenn ich schiele. Denn jetzt werden nicht mehr von den aus einem Punkte des Objekts ausgehenden Strahlen auf den beiden Retinen die einander symmetrisch entsprechenden Stellen getroffen, welche mein Verstand, durch fortgesetzte Erfahrung, kennen gelernt hat; sondern ganz verschiedene Stellen, welche, bei gleichmäßiger Lage der Augen, nur von verschiedenen Körpern also afficirt werden könnten: daher sehe ich jetzt zwei Objekte; weil eben die Anschauung durch den Verstand und im Verstande geschieht. — Das Selbe tritt auch ohne Schielen ein, wenn nämlich zwei Gegenstände in ungleicher Entfernung vor mir stehn und ich den entfernteren fest ansehe, also an ihm den optischen Winkel schließe: denn jetzt werden die vom näher stehenden Gegenstände ausgehenden Strahlen auf einander nicht symmetrisch entsprechende Stellen in beiden Retinen treffen, mein Verstand wird daher sie zweien Gegenständen zuschreiben, d. h. ich werde das näher stehende Objekt doppelt sehn. (Hiezu Fig. 2.) Schließe ich hingegen an diesem letzteren den optischen Winkel, indem ich es fest ansehe; so wird, aus dem nämlichen Grunde, das entferntere Objekt mir doppelt erscheinen. Man darf, um dies zu erproben, nur etwa einen Bleistift zwei Fuß vom Auge halten und abwechselnd bald ihn, bald ein weit dahinter liegendes Objekt ansehen.

diesen tritt auch in Anbetracht seiner Blindheit seine Meisterschaft zu Tage. Er verfertigte auch andere anerkennungswerthe Stücke, und vor zwei Monaten noch die Büste des Kaisers Franz Joseph, welche nach Wien übersendet wurde.

Aber das Schönste ist, daß man auch das umgekehrte Experiment machen kann; so daß man, zwei wirkliche Gegenstände gerade und nahe vor beiden, offenen Augen habend, doch nur einen sieht; welches am schlagendsten beweist, daß die Anschauung keineswegs in der Sinnesempfindung liegt, sondern durch einen Akt des Verstandes geschieht. Man lasse zwei pappene Röhren, von etwa 8 Zoll Länge und $1\frac{1}{2}$ Zoll Durchmesser, vollkommen parallel, nach Art des Binokularteleskops, zusammenfügen, und befestige vor der Oeffnung eines jeden derselben ein Achtgroschenstück. Wenn man jetzt, das andere Ende an die Augen legend, durchschaut, wird man nur ein Achtgroschenstück, von einer Röhre umschlossen, wahrnehmen. Denn, durch die Röhren, zur gänzlich parallelen Lage genöthigt, werden beide Augen von beiden Münzen gerade im Centro der Retina und den dieses umgebenden, einander folglich symmetrisch entsprechenden Stellen ganz gleichmäßig getroffen; daher der Verstand, die, bei nahen Objekten sonst gewöhnliche, ja nothwendige, konvergierende Stellung der Augenaren voraussetzend, ein einziges Objekt als Ursache des also zurückgestrahlten Lichtes annimmt, d. h. wir nur Eines sehn: so unmittelbar ist die kausale Apprehension des Verstandes.

Die versuchten physiologischen Erklärungen des Einfachsehns einzeln zu widerlegen ist hier kein Raum. Ihre Falschheit geht aber schon aus folgenden Betrachtungen hervor. 1) Wenn die Sache auf einem organischen Zusammenhange beruhte, müßten die auf beiden Retinen einander entsprechenden Stellen, von denen nachweislich das Einfachsehn abhängt, die im organischen Sinne gleichnamigen seyn: allein sie sind es, wie schon erwähnt, bloß im geometrischen. Denn organisch entsprechen einander die beiden innern und die beiden äußern Augenwinkel und Alles demgemäß: hingegen zum Behuf des Einfachsehns entspricht umgekehrt die rechte Seite der rechten Retina der rechten Seite der linken Retina u. s. w.; wie Dies aus den angeführten Phänomenen unwiderleglich erhellt. Eben weil die Sache intellektual ist, haben auch nur die verständigsten Thiere, nämlich die obern Säugethiere, sodann die Raubvögel, vorzüglich die Eulen, u. a. m., so gestellte Augen, daß sie beide Aren derselben auf Einen Punkt richten können. 2) Die zuerst von Newton (Optics, query 15th) aufgestellte Hypothese aus dem Zusammenfluß oder partieller Kreuzung

der Sehnerven, vor ihrem Eintritt ins Gehirn, ist schon darum falsch, weil alsdann das Doppelte durch Schielen unmöglich wäre: zudem haben bereits Vesalius und Caesalpinus anatomische Fälle angeführt, in denen gar keine Vermischung, ja, kein Kontakt der Sehnerven daselbst Statt fand, die Subjekte aber nichtsdestoweniger einfach gesehn hatten. Endlich spricht gegen jene Vermischung des Eindrucks Dieses, daß, wenn man, das rechte Auge fest zuhaltend, mit dem linken in die Sonne sieht, man das, nachher lange anhaltende Blendungsbild nur im linken, nie im rechten Auge haben wird, oder vice versa.

Das Dritte, wodurch der Verstand die Empfindung in Anschauung umarbeitet, ist, daß er aus den bis hieher gewonnenen bloßen Flächen Körper konstruirt, also die dritte Dimension hinzufügt, indem er die Ausdehnung der Körper in derselben, in dem ihm a priori bewußten Raume, nach Maaßgabe der Art ihrer Einwirkung auf das Auge und der Gradationen des Lichtes und Schattens, kausal beurtheilt. Während nämlich die Objekte den Raum in allen dreien Dimensionen füllen, können sie auf das Auge nur mit zweien wirken: die Empfindung beim Sehn ist, in Folge der Natur des Organes, bloß planimetrisch, nicht stereometrisch. Alles Stereometrische der Anschauung wird vom Verstande allererst hinzugethan: seine alleinigen Data hiezu sind die Richtung, in der das Auge den Eindruck erhält, die Gränzen desselben und die verschiedenen Abstufungen des Hellen und Dunkeln, welche unmittelbar auf ihre Ursachen deuten und wonach wir erkennen, ob wir z. B. eine Scheibe, oder eine Kugel vor uns haben. Auch diese Verstandesoperation wird, gleich den vorhergehenden, so unmittelbar und schnell vollzogen, daß von ihr nichts, als bloß das Resultat, ins Bewußtseyn kommt. Daher eben ist die Projektionszeichnung eine so schwierige, nur nach mathematischen Principien zu lösende Aufgabe und muß erst erlernt werden, obgleich sie nichts weiter zu leisten hat, als die Darstellung der Empfindung des Sehns, wie solche dieser dritten Verstandesoperation als Datum vorliegt, also des Sehns in seiner bloß planimetrischen Ausdehnung, zu deren allein gegebenen zwei Dimensionen, nebst den besagten Datis in ihnen, der Verstand alsbald die dritte hinzuthut, sowohl beim Anblick der Zeichnung, wie bei dem der Realität. Eine solche Zeichnung ist nämlich eine Schrift,

welche, gleich der gedruckten, Jeder lesen, hingegen Wenige schreiben können; weil eben unser anschauender Verstand die Wirkung bloß auffaßt, um aus ihr die Ursache zu konstruiren, sie selbst aber, über dieser, alsbald ganz außer Acht läßt. Daher erkennen wir z. B. einen Stuhl augenblicklich, in jeder ihm möglichen Stellung und Lage; aber ihn in irgend einer zu zeichnen ist Sache derjenigen Kunst, die von dieser dritten Verstandesoperation abstrahirt, um bloß die Data zu derselben dem Beschauer, zu eigener Vollziehung, vorzulegen. Dies ist, wie gesagt, zunächst die Projektions-
10 Zeichnenkunst, dann aber, im Alles umfassenden Sinn, die Malerkunst. Das Bild liefert Linien, nach perspektivischen Regeln gezogen, helle und dunkle Stellen, nach Maaßgabe der Wirkung des Lichtes und Schattens, endlich Farbenflecke, in Qualität und Intension der Erfahrung abgelernt. Der Beschauer liest Dies ab,
15 indem er zu gleichen Wirkungen die gewohnten Ursachen setzt. Die Kunst des Malers besteht darin, daß er die Data der Empfindung beim Sehn, wie sie vor dieser dritten Verstandesoperation sind, mit Besonnenheit festzuhalten weiß; während wir
[64] Andern, sobald wir von ihnen den besagten Gebrauch gemacht haben, sie wegwerfen, ohne sie in unser Gedächtniß aufzunehmen. Wir werden die hier betrachtete dritte Verstandesoperation noch genauer kennen lernen, indem wir jetzt zu einer vierten übergehn, welche, als ihr sehr nahe verwandt, sie mit erläutert.

Diese vierte Verstandesoperation besteht nämlich im Erkennen
25 der Entfernung der Objekte von uns: diese aber ist eben die dritte Dimension, von der oben die Rede war. Die Empfindung beim Sehn liefert uns zwar, wie schon gesagt, die Richtung, in welcher die Objekte liegen, aber nicht ihre Entfernung, also nicht ihren Ort. Die Entfernung muß also erst durch den Verstand
30 herausgebracht werden, folglich aus lauter kausalen Bestimmungen sich ergeben. Von diesen nun ist die vornehmste der Sehwinkel, unter dem das Objekt sich darstellt: dennoch ist dieser durchaus zweideutig und kann für sich allein nichts entscheiden. Er ist wie ein Wort von zwei Bedeutungen: man muß
35 erst aus dem Zusammenhang abnehmen, welche gemeint sei. Denn, bei gleichem Sehwinkel, kann ein Objekt klein und nahe, oder groß und fern seyn. Nur wenn uns seine Größe anderweitig schon bekannt ist, können wir aus dem Sehwinkel seine Entfernung

erkennen, wie auch umgekehrt, wenn uns diese anderweitig gegeben ist, seine Größe. Auf der Abnahme des Sehwinkels in Folge der Entfernung beruht die Linearperspektive, deren Grundsätze sich hier leicht ableiten lassen. Weil nämlich unsere Sehkraft nach allen Seiten gleich weit reicht, sehn wir eigentlich Alles wie eine Hohlkugel, in deren Centro das Auge stände. Diese Kugel nun hat erstlich unendlich viele Durchschnittskreise nach allen Richtungen, und die Winkel, deren Maaß die Theile dieser Kreise abgeben, sind die möglichen Sehwinkel. Zweitens wird diese Kugel, je nachdem wir ihren Radius länger oder kürzer annehmen, größer oder kleiner: wir können sie daher auch als aus unendlich vielen konzentrischen und durchsichtigen Hohlkugeln bestehend denken. Da alle Radien divergiren, so sind diese konzentrischen Hohlkugeln, in dem Maaße, als sie ferner von uns stehn, größer, und mit ihnen wachsen die Grade ihrer Durchschnittskreise, also auch die wahre Größe der diese Grade einnehmenden Objekte. Diese sind daher, je nachdem sie von einer größern, oder kleinern Hohlkugel den gleichen Theil, z. B. 10° , einnehmen, größer oder kleiner, während ihr Sehwinkel, in beiden Fällen, der selbe bleibt, also unentschieden läßt, ob es 10° einer Kugel von 2 Meilen, oder von 10 Fuß Durchmesser sind, die sein Objekt einnimmt. Steht umgekehrt die Größe dieses Objekts fest; so wird die Zahl der Grade, die es einnimmt, abnehmen, in dem Maaße, als die Hohlkugel, auf die wir es versetzen, entfernter und daher größer ist: in gleichem Maaße werden mithin alle seine Gränzen zusammenrücken. Hieraus folgt die Grundregel aller Perspektive: denn da demnach, in stetiger Proportion mit der Entfernung, die Objekte und ihre Zwischenräume abnehmen müssen, wodurch alle Gränzen zusammenrücken; so wird der Erfolg seyn, daß, mit der wachsenden Entfernung, alles über uns Liegende herab, alles unter uns Liegende herauf, alles zu den Seiten Liegende zusammenrückt. So weit wir eine ununterbrochene Folge sichtbarlich zusammenhängender Gegenstände vor uns haben, können wir aus diesem allmäligen Zusammenlaufen aller Linien, also aus der Linearperspektive, allerdings die Entfernung erkennen. Hingegen aus dem bloßen Sehwinkel, für sich allein, können wir es nicht; sondern alsdann muß der Verstand immer noch ein anderes Datum zu Hülfe nehmen, welches gleichsam als Kommentar des Sehwinkels

dient, indem es den Antheil, den die Entfernung an ihm hat, bestimmter bezeichnet. Solcher Data sind hauptsächlich vier, die ich jetzt näher angeben werde. Vermöge ihrer geschieht es, selbst wo mir die Linearperspektive fehlt, daß, obwohl ein Mensch, der 100 Fuß von mir steht, mir in einem 24 Mal kleinern Sehwinkel, als wenn er 2 Fuß von mir stände, erscheint, ich dennoch, in den meisten Fällen, seine Größe sogleich richtig auffasse; welches Alles abermals beweist, daß die Anschauung intellektual und nicht bloß sensual ist. — Ein specieller und interessanter Beleg zu dem hier dargelegten Fundament der Linearperspektive, wie auch der Intellektualität der Anschauung überhaupt, ist folgender. Wenn ich, in Folge des längern Ansehns eines gefärbten Gegenstandes von bestimmtem Umriß, z. B. eines rothen Kreuzes, dessen physiologisches Farbenspektrum, also ein grünes Kreuz, im Auge habe; so wird mir dieses um so größer erscheinen, je entfernter die Fläche ist, auf die ich es fallen lasse, und um so kleiner, je näher diese. Denn das Spektrum selbst nimmt einen bestimmten und unveränderlichen Theil meiner Retina, die zuerst vom rothen Kreuz erregte Stelle, ein, schafft also, indem sie nach außen geworfen, d. h. als Wirkung eines äußern Gegenstandes aufgefaßt wird, einen ein für alle Mal gegebenen Sehwinkel desselben, nehmen wir an 2° : verlege ich nun diesen (hier, wo aller Kommentar zum Sehwinkel fehlt) auf eine entfernte Fläche, mit der ich ihn unvermeidlich, als zu ihrer Wirkung gehörig, identificire; so sind es 2° einer entfernten, also sehr großen Kugel, die es einnimmt, mithin ist das Kreuz groß: werfe ich hingegen das Spektrum auf einen nahen Gegenstand; so füllt es 2° einer kleinen Kugel, ist mithin klein. In beiden Fällen fällt die Anschauung vollkommen objektiv aus, ganz gleich der eines äußern Gegenstandes, und belegt dadurch, indem sie ja von einem völlig subjektiven Grunde (das ganz anderweitig erregte Spektrum) ausgeht, die Intellektualität aller objektiven Anschauung. — Ueber diese Thatsache (welche im Jahre 1815 zuerst bemerkt zu haben ich mich lebhaft und umständlich erinnere) findet sich in den Comptes rendus vom 2. August 1858 ein Aufsatz von Mr. Séguin, der die Sache als eine neue Entdeckung aufstischt und allerlei schiefe und alberne Erklärungen derselben giebt. Die Herrn illustres confrères häufen bei jedem Anlaß Experimente auf Experimente, und je complicirter,

desto besser. Nur *expérience!* ist ihre Lösung: aber ein wenig richtiges und aufrichtiges Nachdenken über die beobachteten Phänomene ist höchst selten anzutreffen: *expérience, expérience!* und albernes Zeug dazu.

Zu den erwähnten subsidiarischen Datis also, die den Kommentar zum gegebenen Sehwinkel liefern, gehören erstlich die *mutationes oculi internae*, vermöge welcher das Auge seinen optischen Brechungsapparat, durch Vermehrung oder Verminderung der Brechung, verschiedenen Entfernungen anpaßt. Worin nun aber diese Veränderungen physiologisch bestehen, ist noch immer unausgemacht. Man hat sie in der Vermehrung der Konvergenz halb der Cornea, halb der Lens gesucht: aber die neueste, in der Hauptsache jedoch schon von Kepler ausgesprochene Theorie, wonach die Linse beim Fernsehen zurücktritt, beim Nahesehen aber vorgeschoben, und dabei durch Seitendruck stärker gewölbt wird, ist mir die wahrscheinlichere: denn danach wäre der Hergang dem Mechanismus des Spermakters ganz analog. Diese Theorie findet man ausführlich dargelegt in A. Hueck's Abhandlung „Die Bewegung der Krystalllinse“, 1841. Jedenfalls haben wir von diesen innern Veränderungen des Auges, wenn auch keine deutliche Wahrnehmung, doch eine gewisse Empfindung, und diese benutzen wir unmittelbar zur Schätzung der Entfernung. Da aber jene Veränderungen nur dienen, von etwa 7 Zoll bis auf 16 Fuß weit, das vollkommen deutliche Sehen möglich zu machen; so ist auch das besagte Datum für den Verstand nur innerhalb dieser Entfernung anwendbar.

Darüber hinaus findet dagegen das zweite Datum Anwendung, nämlich der bereits oben, beim Einfachsehen, erklärte, von den beiden Augenaxen gebildete, optische Winkel. Offenbar wird er kleiner, je ferner, und größer, je näher das Objekt liegt. Dieses verschiedene Nichten der Augen gegen einander ist nicht ohne eine gewisse, leise Empfindung davon, die aber auch nur sofern ins Bewußtseyn kommt, als der Verstand sie, bei seiner intuitiven Beurtheilung der Entfernung, als Datum gebraucht. Dieses Datum läßt zudem nicht bloß die Entfernung, sondern auch genau den Ort des Objekts erkennen, vermöge der Parallaxe der Augen, die darin besteht, daß jedes derselben das Objekt in einer etwas andern Richtung sieht, weshalb es zu rücken scheint,

wenn man ein Auge schließt. Daher wird man, mit einem geschlossenen Auge, nicht leicht das Licht pugen können; weil dann dies Datum wegfällt. Da aber, sobald der Gegenstand 200 Fuß, oder weiter, abliegt, die Augen sich parallel richten, also der optische Winkel ganz wegfällt; so gilt dieses Datum nur innerhalb der besagten Entfernung.

Ueber diese hinaus kommt dem Verstande die Luftperspektive zu Hülfe, als welche durch das zunehmende Dampfwerden aller Farben, das Erscheinen des physischen Blau vor allen dunkeln Gegenständen (Goethes vollkommen wahrer und richtiger Farbenlehre gemäß) und das Verschwimmen der Kontouren, ihm eine größere Entfernung ankündigt. Dieses Datum ist in Italien, wegen der großen Durchsichtigkeit der Luft, äußerst schwach; daher es uns daselbst leicht irre führt: z. B. von Frascati aus gesehen scheint Tivoli sehr nahe. Hingegen erscheinen uns im Nebel, welcher eine abnorme Vermehrung dieses Datums ist, alle Gegenstände größer, weil der Verstand sie entfernter annimmt.

Endlich bleibt uns noch die Schätzung der Entfernung mittheilt der uns intuitiv bekannten Größe der dazwischen liegenden Gegenstände, wie Felder, Ströme, Wälder u. s. w. Sie ist nur bei ununterbrochenem Zusammenhang, also nur auf irdische, nicht auf himmlische Objekte anwendbar. Ueberhaupt sind wir mehr eingeübt, sie in horizontaler, als perpendikularer Richtung zu gebrauchen; daher die Kugel auf einem Thurm von 200 Fuß Höhe uns viel kleiner erscheint, als wenn sie auf der Erde 200 Fuß von uns liegt; weil wir hier die Entfernung richtiger in Anschlag bringen. So oft Menschen irgendwie uns so zu Gesicht kommen, daß das zwischen ihnen und uns Liegende großen Theils verborgen bleibt, erscheinen sie uns auffallend klein.

Theils dieser letztern Schätzungsart, sofern sie, gültig, nur auf irdische Objekte und in horizontaler Richtung anwendbar ist, theils der nach der Luftperspektive, die sich im selben Fall findet, ist es zuzuschreiben, daß unser anschauender Verstand, nach dem Horizont hin, Alles für entfernter, mithin für größer hält, als in der senkrechten Richtung. Daher kommt es, daß der Mond am Horizont so viel größer erscheint, als im Kulminationspunkt, während doch sein wohlgemessener Sehwinkel, also das Bild,

welches er ins Auge wirft, alsdann durchaus nicht größer ist; wie auch, daß das Himmelsgewölbe sich abgeplattet darstellt, d. h. horizontal weiter, als perpendikular, ausgedehnt. Beides ist also rein intellektual, oder cerebral; nicht optisch, oder sensual. Die Einwendung, daß der Mond, auch wenn kulminirend, bisweilen 5 getrübt und doch nicht größer erscheine, ist dadurch zu widerlegen, daß er daselbst auch nicht roth erscheint, weil die Trübung durch gröbere Dünste geschieht und daher anderer Art, als die durch die Luftperspektive ist; wie auch dadurch, daß wir, wie gesagt, diese Schätzung nur in der horizontalen, nicht in der perpendikularen 10 Richtung anwenden, auch in dieser Stellung andere Korrektive eintreten. *Saussure* soll, vom Montblanc aus, den aufgehenden Mond so groß gesehen haben, daß er ihn nicht erkannte und vor Schreck ohnmächtig ward.

Hingegen beruht auf der isolirten Schätzung nach dem Sehe- 15 winkel allein, also der Größe durch die Entfernung, und der Entfernung durch die Größe, die Wirkung des Teleskops und der Loupe; weil hier die vier andern, supplementarischen Schätzungs- 68] mittel ausgeschlossen sind. Das Teleskop vergrößert wirklich, scheint aber bloß näher zu bringen; weil die Größe der Objekte 20 uns empirisch bekannt ist und wir nun ihre vermehrte scheinbare Größe aus der geringern Entfernung erklären: so erscheint z. B. ein Haus, durch das Teleskop gesehen, nicht 10 Mal größer, sondern 10 Mal näher. Die Loupe hingegen vergrößert nicht wirklich, sondern macht es uns nur möglich, das Objekt dem Auge 25 so nahe zu bringen, wie wir dies außerdem nicht könnten, und dasselbe erscheint nur so groß, wie es, in solcher Nähe, auch ohne Loupe erscheinen würde. Nämlich die zu geringe Konveritt der Lens und Cornea gestattet uns kein deutliches Sehn in größerer Nähe, als 8—10 Zoll vom Auge: vermehrt nun aber die Kon- 30 veritt der Loupe, statt jener, die Brechung; so erhalten wir, selbst bei $\frac{1}{2}$ Zoll Entfernung vom Auge, noch ein deutliches Bild. Das in solcher Nähe und ihr entsprechender Größe gesehene Objekt versteht unser Verstand in die natürliche Entfernung des deutlichen Sehns, also 8—10 Zoll vom Auge, und schtzt nun nach 35 dieser Distanz, unter dem gegebenen Sehewinkel, seine Größe.

Ich habe alle diese das Sehn betreffenden Vorgänge so ausführlich dargelegt, um deutlich und unwiderleglich darzuthun, daß

in ihnen vorwaltend der Verstand thätig ist, welcher dadurch, daß er jede Veränderung als Wirkung auffaßt und sie auf ihre Ursache bezieht, auf der Unterlage der apriorischen Grundanschauungen des Raums und der Zeit, das Gehirnphnomen der gegen- 5 stündlichen Welt zu Stande bringt, wozu ihm die Sinnesempfindung bloß einige Data liefert. Und zwar vollzieht er dieses Geschäft allein durch seine eigene Form, welche das Kausalitätsgesetz ist, und daher ganz unmittelbar und intuitiv, ohne Beihufe der Reflexion, d. i. der abstrakten Erkenntniß, mittelst Begriffen und 10 Worten, als welche das Material der sekundären Erkenntniß, d. i. des Denkens, also der Vernunft, sind.

Diese Unabhängigkeit der Verstandeserkenntniß von der Vernunft und ihrer Beihufe erhellt auch daraus, daß, wenn ein Mal der Verstand zu gegebenen Wirkungen eine unrichtige Ursache setzt, 69] und mithin diese geradezu anschaut, wodurch der falsche Schein entsteht; die Vernunft immerhin den wahren Thatbestand in abstracto richtig erkennen mag, ihm damit jedoch nicht zu Hufe kommen kann; sondern, ihrer bessern Erkenntniß ungeachtet, der falsche Schein unverrückt stehn bleibt. Dergleichen Schein ist 20 z. B. das oben erörterte Doppeltehn und Doppelklappen, in Folge der Verrückung der Sinneswerkzeuge aus ihrer normalen Lage; imgleichen der erwähnte, am Horizont großer erscheinende Mond; ferner das sich ganz als schwebender, solider Körper darstellende Bild im Brennpunkt eines Hohlspiegels; das gemalte *Milievo*, 25 welches wir für ein wirkliches ansehen; die Bewegung des Ufers, oder der Brucke, worauf wir stehn, während ein Schiff durchfhrt; hohe Berge, die viel näher erscheinen, als sie sind, wegen des Mangels der Luftperspektive, welcher eine Folge der Reinheit der Atmosphäre, in der ihre hohen Gipfel liegen, ist; und hundert 30 ähnliche Dinge, bei welchen allen der Verstand die gewöhnliche, ihm geläufige Ursache voraussetzt, diese also sofort anschaut, obgleich die Vernunft den richtigen Thatbestand auf andern Wegen ermittelt hat, damit aber jenem, als welcher ihrer Belehrung unzugänglich, weil in seinem Erkennen ihr vorhergngig, ist, nicht 35 beikommen kann; wodurch der falsche Schein, d. i. der Trug des Verstandes, unverrückbar stehn bleibt, wenn gleich der Irrthum, d. i. der Trug der Vernunft, verhindert wird. — Das vom Verstande richtig Erkannte ist die Realität; das von der Vernunft

richtig Erkannnte die Wahrheit, d. i. ein Urtheil, welches Grund hat: jener ist der Schein (das fälschlich Angesehene), dieser der Irrthum (das fälschlich Gedachte) entgegengesetzt.

Obgleich der rein formale Theil der empirischen Anschauung, also das Gesetz der Kausalität, nebst Raum und Zeit, a priori im Intellekt liegt; so ist ihm doch nicht die Anwendung desselben auf empirische Data zugleich mitgegeben: sondern diese erlangt er erst durch Uebung und Erfahrung. Daher kommt es, daß neugeborene Kinder zwar den Licht- und Farbeneindruck empfangen, allein noch nicht die Objekte apprehendiren und eigentlich sehn; sondern sie sind, die ersten Wochen hindurch, in einem Stupor befangen, der sich alsdann verliert, wann ihr Verstand anfängt, seine Funktion an den Datis der Sinne, zumal des Getafsts und Gesichts, zu üben, wodurch die objektive Welt allmählig in ihr Bewußtseyn tritt. Dieser Eintritt ist am Intelligentwerden ihres Blicks und einiger Absichtlichkeit in ihren Bewegungen deutlich zu erkennen, besonders wenn sie zum ersten Mal durch freundliches Anlächeln an den Tag legen, daß sie ihre Pfleger erkennen. Man kann auch beobachten, daß sie noch lange mit dem Sehn und Tasten experimentiren, um ihre Apprehension der Gegenstände unter verschiedener Beleuchtung, Richtung und Entfernung derselben, zu vervollkommen, und so ein stilles, aber ernstes Studium treiben, bis sie alle die oben beschriebenen Verstandesoperationen des Sehns erlernt haben. Viel deutlicher jedoch ist diese Schule an spät operirten Blindgeborenen zu konstatiren; da diese von ihren Wahrnehmungen Bericht erstatten. Seit Cheselden's berühmten gewordenem Blinden (über welchen der ursprüngliche Bericht in den Philosophical transactions Vol. 35 steht) hat der Fall sich oft wiederholt und es sich jedesmal bestätigt, daß diese spät den Gebrauch der Augen erlangenden Leute zwar gleich nach der Operation Licht, Farben und Umrisse sehn, aber noch keine objektive Anschauung der Gegenstände haben: denn ihr Verstand muß erst die Anwendung seines Kausalgesetzes auf die ihm neuen Data und ihre Veränderungen lernen. Als Cheselden's Blinder zum ersten Mal sein Zimmer mit den verschiedenen Gegenständen darin erblickte, unterschied er nichts daran, sondern hatte nur einen Totaleindruck, wie von einem, aus einem einzigen Stücke bestehenden Ganzen: er hielt es für eine glatte, verschieden gefärbte

Oberfläche. Es fiel ihm nicht ein, gesonderte, verschieden entfernte, hinter einander geschobene Dinge zu erkennen. Bei solchen hergestellten Blinden muß das Getaft, als welchem die Dinge schon bekannt sind, diese dem Gesicht erst bekannt machen, gleichsam sie präsentiren und einführen. Ueber Entfernungen haben sie Anfangs gar kein Urtheil, sondern greifen nach Allem. Einer konnte, als er sein Haus von außen sah, nicht glauben, daß alle die großen Zimmer in dem kleinen Dinge da seyn sollten. Ein Anderer war hocherfreut, als er, mehrere Wochen nach der Operation, die Entdeckung machte, daß die Kupferstiche an der Wand allerlei Gegenstände vorstellten. Im Morgenblatt vom 23. October 1817 steht Nachricht von einem Blindgeborenen, der im 17. Lebensjahre das Gesicht erhielt. Er mußte das verständige Anschauen erst lernen, erkannte keinen ihm vorher durch das Getaft bekannten Gegenstand sehend wieder, hielt daher Ziegen für Menschen u. s. w. Der Tastsinn mußte dem Gesichtssinn erst jeden einzelnen Gegenstand bekannt machen. So auch hatte er gar kein Urtheil über die Entfernungen der gesehenen Objekte, sondern griff nach Allem. — Franz, in seinem Buche: The eye: a treatise on the art of preserving this organ in a healthy condition, and of improving the sight (London, Churchill 1839), sagt pag. 34—36: „A definite idea of distance, as well as of form and size, is only obtained by sight and touch, and by reflecting on the impressions made on both senses; but for this purpose we must take into account the muscular motion and voluntary locomotion of the individual. — Caspar Hauser*), in a detailed account of his own experience in this respect states, that upon his first liberation from confinement, whenever he looked through the window upon external objects, such as the street, garden etc., it appeared to him as if there were a shutter quite close to his eye, and covered with confused colours of all kinds, in which he could recognise or distinguish nothing singly. He says farther, that he did not convince himself till after some time during his walks out of doors, that what had at first appeared to him as a shutter of various colours, as well as many other objects, were in reality very different things;

*) Feuerbach's Caspar Hauser — Beispiel eines Verbrechens am Seelenleben eines Menschen. Anspach, 1832. pag. 79, etc.

and that at length the shutter disappeared, and he saw and recognised all things in their just proportions. Persons born blind who obtain their sight by an operation in later years only, sometimes imagine that all objects touch their eyes, and lie so near to them that they are afraid of stumbling 5 against them; sometimes they leap towards the moon, supposing that they can lay hold of it; at other times they run after the clouds moving along the sky, in order to catch them, or commit other such extravagancies.... Since ideas are gained by reflection upon sensation, it is further necessary in all cases, in order that an accurate idea of objects may be formed from the sense of sight, that the powers of the mind should be unimpaired, and undisturbed in their exercise. A proof of this is afforded in the instance related by Haslam*), of a boy who had no defect of sight, but was 15 weak in understanding, and who in his seventh year was unable to estimate the distances of objects, especially as to height; he would extend his hand frequently towards a nail on the ceiling, or towards the moon, to catch it. It is therefore the judgment which corrects and makes clear this 20 idea, or perception of visible objects."

Physiologische Bestätigung erhält die hier dargelegte Intellektualität der Anschauung durch Flourens: De la vie et de l'intelligence (Deuxième édition, Paris, Garnier Frères, 1858). Pag. 49, unter der Ueberschrift: Opposition entre les tubercules 25 et les lobes cérébraux, sagt Flourens: „Il faut faire une grande distinction entre les sens et l'intelligence. L'ablation d'un tubercule détermine la perte de la sensation, du sens de la vue; la rétine devient insensible, l'iris devient immobile. L'ablation d'un lobe cérébral laisse la sensation, le sens, la 30 sensibilité de la rétine, la mobilité de l'iris; elle ne détruit que la perception seule. Dans un cas, c'est un fait sensorial; et, dans l'autre, un fait cérébral; dans un cas, c'est la perte du sens; dans l'autre, c'est la perte de la perception. La distinction des perceptions et des sensations est encore un 35 grand résultat; et il est démontré aux yeux. Il y a deux

*) Haslam's Observations on Madness and Melancholy, 2. Ed. p. 192.

moyens de faire perdre la vision par l'encéphale: 1° par les tubercules, c'est la perte du sens, de la sensation; 2° par les lobes, c'est la perte de la perception, de l'intelligence. La sensibilité n'est donc pas l'intelligence, penser n'est donc 5 pas sentir; et voilà toute une philosophie renversée. L'idée n'est donc pas la sensation; et voilà encore une autre preuve du vice radical de cette philosophie." Ferner sagt Flourens pag. 77 unter der Ueberschrift: Séparation de la Sensibilité et de la Perception: „Il y a une de mes expériences qui sépare 10 nettement la sensibilité de la perception. Quand on enlève le cerveau proprement dit (lobes ou hémisphères cérébraux) à un animal, l'animal perd la vue. Mais, par rapport à l'oeil, rien n'est changé: les objets continuent à se peindre sur la rétine; l'iris reste contractile, le nerf optique sensible, par- 15 faitement sensible. Et cependant l'animal ne voit plus; il n'y a plus vision, quoique tout ce qui est sensation subsiste; il n'y a plus vision, parce qu'il n'y a plus perception. Le percevoir, et non le sentir, est donc le premier élément de l'intelligence. La perception est partie de l'intelligence, 20 car elle se perd avec l'intelligence, et par l'ablation du même organe, les lobes ou hémisphères cérébraux; et la sensibilité n'en est point partie, puisqu'elle subsiste après la perte de l'intelligence et l'ablation des lobes ou hémisphères."

Daß die Intellektualität der Anschauung im Allgemeinen schon 25 von den Alten eingesehen wurde, bezeugt der berühmte Vers des alten Philosophen Epicharmus:

Νους ὁρῇ καὶ νοὺς ἀκούει τ' ἄλλα κωφὰ καὶ τυφλὰ. (Mens 71] videt, mens audit; caetera surda et coeca.) Plutarch, der ihn (de solert. animal: c. 3) anführt, setzt hinzu: ὥς τοῦ περὶ τὰ 30 ὀμματα καὶ ὠτα παῖδους, ἀν μὴ παρῇ τὸ φρονεῖν, αἰσθῆσιν οὐ ποιουντος (quia affectio oculorum et aurium nullum affert sensum, intelligentia absente), und sagt kurz zuvor: Στρατωνος τοῦ φυσικοῦ λόγος ἐστίν, ἀποδεικνυων ὥς οὐδ' αἰσθάνεσθαι τοπαρᾶπαν ἀνευ τοῦ νοεῖν ὑπάρχει (Stratonis physici exstat 35 ratiocinatio, qua „sine intelligentia sentiri omnino nihil posse“ demonstrat). Bald darauf aber sagt er: ὁδὲν ἀναγκή, πασιν, οἷς τὸ αἰσθάνεσθαι, καὶ τὸ νοεῖν ὑπάρχειν, εἰ τῷ νοεῖν αἰσθάνεσθαι πεφυκαμέν (quare necesse est, omnia, quae sentiunt, etiam

intelligere, siquidem intelligendo demum sentiamus). Hiemit wäre denn wieder ein Vers des selben Epicharmus in Verbindung zu setzen, den Diogenes Laertius (III, 16) anführt:

Ευμαίε, το σοφον εστιν ου κατ' εν μονον,
αλλ' οσα περ ζη, παντα και γνωμων εχει.

(Eumaeae, sapientia non uni tantum competit, sed quaecunque vivunt etiam intellectum habent.) Auch Porphyrius (de abstinentia, III, 21) ist bemüht, ausführlich darzuthun, daß alle Thiere Verstand haben.

Daß nun Diesem so sei, folgt aus der Intellektualität der Anschauung nothwendig. Alle Thiere, bis zum niedrigsten herab, müssen Verstand, d. h. Erkenntniß des Kausalitätsgesetzes, haben, wenn auch in sehr verschiedenem Grade der Feinheit und Deutlichkeit; aber stets wenigstens so viel, wie zur Anschauung mit ihren Sinnen erfordert ist: denn Empfindung ohne Verstand wäre nicht nur ein unnützes, sondern ein grausames Geschenk der Natur. Den Verstand der obern Thiere wird Keiner, dem es nicht selbst daran gebracht, in Zweifel ziehn. Aber auch daß ihre Erkenntniß der Kausalität wirklich a priori und nicht bloß aus der Gewohnheit, Dies auf Jenes folgen zu sehn, entsprungen ist, tritt bisweilen unleugbar hervor. Ein ganz junger Hund springt nicht vom Tisch herab, weil er die Wirkung anticipirt. Vor Kurzem hatte ich in meinem Schlafzimmer große, bis zur Erde herabreichende Fenstergardinen anbringen lassen, von der Art, die in der Mitte auseinanderfährt, wenn man eine Schnur zieht: als ich nun Dies zum ersten Mal, Morgens beim Aufstehn, ausführte, bemerkte ich, zu meiner Ueberraschung, daß mein sehr kluger Pudel ganz verwundert dastand und sich, aufwärts und seitwärts, nach der Ursache des Phänomens umsah, also die Veränderung suchte, von der er a priori wußte, daß sie vorhergegangen seyn müsse: das Selbe wiederholte sich noch am folgenden Morgen. — Aber auch die untersten Thiere, sogar noch der Wasserpölpel, ohne gesonderte Sinneswerkzeuge, wann er, auf seiner Wasserpflanze, um in helles Licht zu kommen, mit seinen Armen sich anklammernd, von Blatt zu Blatt wandert, hat Wahrnehmung, folglich Verstand.

Und von diesem untersten Verstande ist der des Menschen, den wir jedoch von dessen Vernunft deutlich sondern, nur dem Grade nach verschieden; während alle dazwischen liegenden Stufen

von der Reihe der Thiere ausgefüllt werden, deren oberste Glieder, also Affe, Elephant, Hund, uns durch ihren Verstand in Erstaunen setzen. Aber immer und immer besteht die Leistung des Verstandes in unmittelbarem Auffassen der kausalen Verhältnisse, zuerst, wie gezeigt, zwischen dem eigenen Leib und den andern Körpern, woraus die objektive Anschauung hervorgeht; dann zwischen diesen objektiv angeschauten Körpern unter einander, wo nun, wie wir im vorigen § gesehen haben, das Kausalitätsverhältniß unter drei verschiedenen Formen auftritt, nämlich als Ursache, als Reiz und als Motiv, nach welchen Dreien sodann alle Bewegung auf der Welt vorgeht und vom Verstande allein verstanden wird. Sind es nun, von jenen Dreien, die Ursachen, im engsten Sinne, denen er nachspürt; dann schafft er Mechanik, Astronomie, Physik, Chemie, und erfindet Maschinen, zum Heil und zum Verderben: stets aber liegt allen seinen Entdeckungen, in letzter Instanz, ein unmittelbares intuitives Auffassen der ursächlichen Verbindung zum Grunde. Denn dieses ist die alleinige Form und Funktion des Verstandes; keineswegs aber das complicirte Räderwerk der zwölf Kantischen Kategorien, deren Wichtigkeit ich nachgewiesen habe. — Alles Verstehn ist ein unmittelbares und daher intuitives Auffassen des Kausalzusammenhangs, obwohl es sogleich in abstrakte Begriffe abgesetzt werden muß, um fixirt zu werden. Daher ist Rechnen nicht Verstehn und liefert an sich kein Verständniß der Sachen. Dies erhält man nur auf dem Wege der Anschauung, durch richtige Erkenntniß der Kausalität und geometrische Konstruktion des Hergangs; wie solche Euler besser als irgend jemand gegeben hat; weil er die Sachen von Grund aus verstand. Das Rechnen hingegen hat es mit lauter abstrakten Größenbegriffen zu thun, deren Verhältniß zu einander es feststellt. Dadurch erlangt man nie das mindeste Verständniß eines physischen Vorgangs. Denn zu einem solchen ist erfordert anschauliche Auffassung der räumlichen Verhältnisse, mittelst welcher die Ursachen wirken. Das Rechnen bestimmt das Wieviel und Wiegroß, ist daher zur Praxis unentbehrlich. Sogar kann man sagen: wo das Rechnen anfängt, hört das Verstehn auf: denn der mit Zahlen beschäftigte Kopf ist, während er rechnet, dem kausalen Zusammenhang und der geometrischen Konstruktion des physischen Hergangs gänzlich entfremdet: er steckt in lauter abstrakten Zahlenbegriffen. Das Resultat aber besagt nie mehr, als

Wieviel; nie Was. Mit l'expérience et le calcul, diesem Waid-
spruch der französischen Physiker, reicht man also keineswegs aus. —
Sind hingegen die Reize der Leitsaden des Verstandes; so wird er
Physiologie der Pflanzen und Thiere, Therapie und Toxikologie zu
Stande bringen. Hat er endlich sich auf die Motivation geworfen; 5
dann wird er entweder sie bloß theoretisch zum Leitsaden gebrauchen,
um Moral, Rechtslehre, Geschichte, Politik, auch dramatische und
epische Poesie, zu Tage zu fördern; oder aber sich ihrer praktisch be-
dienen, entweder bloß um Thiere abzurichten, oder sogar um das 73]
Menschengeschlecht nach seiner Pfeife tanzen zu lassen, nachdem er
glücklich an jeder Puppe das Fädchen herausgefunden hat, an
welchem gezogen sie sich beliebig bewegt. Ob er nun die Schwere
der Körper, mittelst der Mechanik, zu Maschinen so Flug benützt,
daß ihre Wirkung, gerade zu rechter Zeit eintretend, seiner Ab-
sicht in die Hände spielt; oder ob er eben so die gemeinsamen, 15
oder die individuellen Neigungen der Menschen zu seinen Zwecken
ins Spiel versetzt, ist, hinsichtlich der dabei thätigen Funktion,
das Selbe. In dieser praktischen Anwendung nun wird der Ver-
stand Klugheit und, wenn sie mit Ueberlistung Anderer geschieht,
Schlauheit genannt, auch wohl, wenn seine Zwecke sehr gering- 20
fügig sind, Piffigkeit, auch, wenn sie mit dem Nachtheil Ande-
rer verknüpft sind, Verschmütheit. Hingegen heißt er im bloß
theoretischen Gebrauch Verstand schlechweg, in den höhern
Graden aber alsdann Scharfsinn, Einsicht, Sagacität, Penetra-
tion; sein Mangel hingegen Stumpfheit, Dummheit, Pinselhaf- 25
tigkeit u. s. w. Diese höchst verschiedenen Grade seiner Schärfe
sind angeboren und nicht zu erlernen; wiewohl Uebung und Kennt-
niß des Stoffs überall zur richtigen Handhabung erfordert sind;
wie wir dies ja selbst an seiner ersten Anwendung, also an der
empirischen Anschauung, gesehen haben. Vernunft hat jeder Tropf: 30
gibt man ihm die Prämissen, so vollzieht er den Schluß. Aber
der Verstand liefert die primäre Erkenntniß, folglich die intuitive,
und da liegen die Unterschiede. Demgemäß ist auch der Kern jeder
großen Entdeckung, wie auch jedes welthistorischen Plans, das Er-
zeugniß eines glücklichen Augenblicks, in welchem, durch Günst 35
äußerer und innerer Umstände, dem Verstande complicirte Kausal-
reihen, oder verborgene Ursachen tausend Mal gesehener Phäno-
mene, oder nie betretene, dunkle Wege, sich plötzlich erhellen. —

Durch die obigen Auseinandersetzungen der Vorgänge beim
Lasten und Sehn ist unwidersprechlich dargethan, daß die empiri-
sche Anschauung im Wesentlichen das Werk des Verstandes
ist, dem dazu die Sinne nur den, im Ganzen ärmlichen Stoff, 5
in ihren Empfindungen, liefern; so daß er der werkbildende
Künstler ist, sie nur die das Material darreichenden Handlan-
ger. Durchweg aber besteht dabei sein Verfahren im Uebergehn
von gegebenen Wirkungen zu ihren Ursachen, welche, eben erst
dadurch, sich als Objekte im Raume darstellen. Die Voraussetzung
10 dazu ist das Gesetz der Kausalität, welches eben deshalb vom
[74] Verstande selbst hinzugebracht seyn muß; da es nimmermehr
ihm von außen hat kommen können. Ist es doch die erste Be-
dingung aller empirischen Anschauung, diese aber die Form in
der alle äußere Erfahrung auftritt: wie also sollte es erst aus
15 der Erfahrung geschöpft seyn, deren wesentliche Voraussetzung
es selbst ist? — Eben weil es Dies schlechterdings nicht kann,
Locke's Philosophie aber alle Apriorität aufgehoben hatte,
leugnete Hume die ganze Realität des Kausalitätsbegriffes.
Dabei erwähnte schon er (im 7ten seiner essays on human
20 understanding) zwei falsche Hypothesen, die man in unsern
Lagen wieder vorgebracht hat: die eine, daß die Wirkung des
Willens auf die Glieder des Leibes; die andere, daß der Wider-
stand, den die Körper unserm Druck gegen sie entgegensetzen,
der Ursprung und Prototyp des Kausalitätsbegriffes sei. Hume
25 widerlegt Beides in seiner Weise und seinem Zusammenhang.
Ich aber so: zwischen dem Willensakt und der Leibesaktion
ist gar kein Kausalzusammenhang; sondern Beide sind un-
mittelbar Eins und das Selbe, welches doppelt wahrgenommen
wird: ein Mal im Selbstbewußtseyn, oder innern Sinn, als
30 Willensakt; und zugleich in der äußern, räumlichen Gehirn-
anschauung, als Leibesaktion. (Vergl. Welt als Wille und Vor-
stellung, 3. Aufl. Bd. II, pag. 41.) Die zweite Hypothese ist
falsch, erstlich weil, wie oben ausführlich gezeigt, eine bloße
Empfindung des Tastsinnes noch gar keine objektive Anschauung,
35 geschweige den Kausalitätsbegriff liefert: nie kann dieser bloß aus
dem Gefühl einer verhinderten Leibesanstrengung hervorgehn, die
ja auch oft ohne äußere Ursache eintritt; und zweitens, weil unser
Drängen gegen einen äußern Gegenstand, da es ein Motiv haben

muß, schon die Wahrnehmung desselben, diese aber die Erkenntniß der Kausalität, voraussetzt. — Die Unabhängigkeit des Kausalitätsbegriffes von aller Erfahrung konnte aber gründlich nur dadurch dargethan werden, daß die Abhängigkeit aller Erfahrung, ihrer ganzen Möglichkeit nach, von ihm, nachgewiesen wurde; wie ich Dies im Obigen geleistet habe. Daß Kants in der selben Absicht aufgestellter Beweis falsch ist, werde ich § 23 darthun.

Hier ist auch der Ort darauf aufmerksam zu machen, daß Kant die Vermittelung der empirischen Anschauung durch das uns vor aller Erfahrung bewußte Kausalitätsgesetz entweder nicht eingesehn, oder, weil es zu seinen Absichten nicht paßte, geflissentlich umgangen hat. In der Kritik d. rein. Vern. kommt das Verhältnis der Kausalität zur Anschauung nicht in der Elementarlehre, sondern an einem Orte, wo man es nicht suchen würde, zur Sprache, nämlich im Kapitel von den Paralogismen der reinen Vernunft, und zwar in der Kritik des vierten Paralogismus der transcendentalen Psychologie, in der ersten Auflage allein, S. 367 ff. Schon daß er jener Erörterung diese Stelle angewiesen, zeigt an, daß er, bei Betrachtung jenes Verhältnisses, immer nur den Uebergang von der Erscheinung zum Dinge an sich, nicht aber das Entstehn der Anschauung selbst im Auge gehabt hat. Demgemäß sagt er hier, daß das Daseyn eines wirklichen Gegenstandes außer uns nicht geradezu in der Wahrnehmung gegeben sei, sondern als äußere Ursache derselben hinzugegaden und also geschlossen werden könne. Allein wer Dies thut, ist ihm ein transscendentaler Realist, mithin auf dem Irrwege begriffen. Denn unter dem „äußern Gegenstande“ versteht Kant hier schon das Ding an sich. Der transscendentale Idealist hingegen bleibt bei der Wahrnehmung eines empirisch Realen, d. h. im Raume außer uns Vorhandenen, stehn, ohne, um ihr Realität zu geben, erst auf eine Ursache derselben schließen zu müssen. Die Wahrnehmung ist nämlich, bei Kant, etwas ganz Unmittelbares, welches ohne alle Beihülfe des Kausalnerus, und mithin des Verstandes, zu Stande kommt: er identifizirt sie geradezu mit der Empfindung. Dies belegt a. a. O. die Stelle S. 371: „Ich habe, in Absicht auf die Wirklichkeit äußerer Gegenstände, eben so wenig nöthig“ u. s. w., wie auch, S. 372, diese: „Man

kann zwar einräumen, daß“ u. s. w. Aus diesen Stellen geht vollkommen deutlich hervor, daß bei ihm die Wahrnehmung äußerer Dinge im Raum aller Anwendung des Kausalgesetzes vöhergänglich ist, dieses also nicht in jene, als Element und Bedingung derselben, eingeht: die bloße Sinnesempfindung ist ihm sofort Wahrnehmung. Bloß sofern man nach Dem, was, im transscendentalen Sinne verstanden, außer uns seyn mag, also nach dem Dinge an sich selbst fragt, kommt bei der Anschauung die Kausalität zur Sprache. Kant nimmt ferner das Kausalgesetz als allein in der Reflexion, also in abstrakter, deutlicher Begriffserkenntniß vorhanden und möglich an, hat daher keine Ahnung davon, daß die Anwendung desselben aller Reflexion vorhergeht, was doch offenbar der Fall ist, namentlich bei der empirischen Sinnesanschauung, als welche außerdem nimmermehr zu Stande käme; wie Dies meine obige Analyse derselben unwiderleglich beweist. Daher muß denn Kant das Entstehn der empirischen Anschauung ganz unerklärt lassen: sie ist, bei ihm, wie durch ein Wunder gegeben, bloß Sache der Sinne, fällt also mit der Empfindung zusammen. Ich wünsche sehr, daß der denkende Leser die angeführte Stelle Kants nachsehe, damit ihm einleuchte, wie sehr viel richtiger meine Auffassung des ganzen Zusammenhanges und Herganges ist. Jene äußerst fehlerhafte Kantische Ansicht hat seitdem in der philosophischen Litteratur immer fortbestanden, weil Keiner sich getraute, sie anzutasten, und ich habe hier zuerst aufzuräumen gehabt, welches nöthig war, um Licht in den Mechanismus unsers Erkennens zu bringen.

Uebrigens hat, durch meine Berichtigung der Sache, die von Kant aufgestellte idealistische Grundansicht durchaus nichts verloren; ja, sie hat vielmehr gewonnen; sofern bei mir die Forderung des Kausalgesetzes in der empirischen Anschauung, als ihrem Produkt, aufgeht und erlischt, mithin nicht ferner geltend gemacht werden kann zu einer völlig transscendenten Frage nach dem Ding an sich. Sehn wir nämlich auf meine obige Theorie der empirischen Anschauung zurück; so finden wir, daß das erste Datum zu derselben, die Sinnesempfindung, ein durchaus Subjektives, ein Vorgang innerhalb des Organismus, weil unter der Haut, ist. Daß diese Empfindungen der Sinnesorgane, auch angenommen,

daß äußere Ursachen sie anregen, dennoch mit der Beschaffenheit dieser durchaus keine Aehnlichkeit haben können, — der Zucker nicht mit der Süße, die Rose nicht mit der Röthe, — hat schon Locke ausführlich und gründlich dargethan. Allein auch daß sie nur überhaupt eine äußere Ursache haben müssen, beruht auf einem Gesetze, dessen Ursprung nachweislich in uns, in unserm Gehirn liegt, ist folglich zuletzt nicht weniger subjektiv, als die Empfindung selbst. Ja, die Zeit, diese erste Bedingung der Möglichkeit jeder Veränderung, also auch der, auf deren Anlaß die Anwendung des Kausalitätsbegriffs erst eintreten kann; nicht weniger der Raum, welcher das Nach-außen-verlegen einer Ursache, die sich darauf als Objekt darstellt, allererst möglich macht, ist, wie Kant sicher dargethan hat, eine subjektive Form des Intellekts. Wir finden demnach sämtliche Elemente der empirischen Anschauung in uns liegend und nichts darin enthalten, was auf etwas schlechthin von uns Verschiedenes, ein Ding an sich selbst, sichere Anweisung gäbe. — Aber noch mehr: unter dem Begriff der Materie denken wir Das, was von den Körpern noch übrig bleibt, wenn wir sie von ihrer Form und allen ihren spezifischen Qualitäten entkleiden, welches eben deshalb in allen Körpern ganz gleich, Eins und das Selbe seyn muß. Jene von uns aufgehobenen Formen und Qualitäten nun aber sind nichts Anderes, als die besondere und speciell bestimmte Wirkungsart der Körper, welche eben die Verschiedenheit derselben ausmacht. Daher ist, wenn wir davon absehn, das dann noch Uebrigbleibende die bloße Wirksamkeit überhaupt, das reine Wirken als solches, die Kausalität selbst, objektiv gedacht, — also der Widerschein unsers eigenen Verstandes, das nach außen projectirte Bild seiner alleinigen Funktion, und die Materie ist durch und durch lautere Kausalität: ihr Wesen ist das Wirken überhaupt. (Vergl. Welt als W. und B. Bd. 1, § 4, S. 9; u. Bd. 2, S. 48, 49 [3. Aufl., I, 10, u. II, 52, 53.]) Daher eben läßt die reine Materie sich nicht anschauen, sondern bloß denken: sie ist ein zu jeder Realität als ihre Grundlage Hinzugedachtes. Denn reine Kausalität, bloßes Wirken, ohne bestimmte Wirkungsart, kann nicht anschaulich gegeben werden, daher in keiner Erfahrung vorkommen. — Die Materie ist also nur das objektive Korrelat des reinen Verstandes, ist nämlich Kausalität überhaupt

und sonst nichts; so wie dieser das unmittelbare Erkennen von Ursache und Wirkung überhaupt und sonst nichts ist. Eben dieserhalb nun wieder kann auf die Materie selbst das Gesetz der Kausalität keine Anwendung finden: d. h. sie kann weder entstehen, noch vergehn, sondern ist und beharrt. Denn da aller Wechsel der Accidenzien (Formen und Qualitäten), d. i. alles Entstehn und Vergehn, nur vermöge der Kausalität eintritt, die Materie aber die reine Kausalität als solche, objektiv aufgefaßt, selbst ist; so kann sie ihre Macht nicht an sich selbst ausüben; wie das Auge Alles, nur nicht sich selbst sehn kann. Da ferner „Substanz“ identisch ist mit Materie; so kann man sagen: Substanz ist das Wirken in abstracto aufgefaßt; Accidenz die besondere Art des Wirkens, das Wirken in concreto. — Dies sind nun also die Resultate, zu denen der wahre, d. i. der transcendente Idealismus leitet. Daß wir zum Dinge an sich selbst, d. i. dem überhaupt auch außer der Vorstellung Existirenden, nicht auf dem Wege der Vorstellung gelangen können, sondern dazu einen ganz andern, durch das Innere der Dinge führenden Weg, der uns gleichsam durch Verrath die Festung öffnet, einschlagen müssen, habe ich durch mein Hauptwerk dargethan. —

Wenn man aber etwan die hier gegebene, ehrliche und tief gründliche Auflösung der empirischen Anschauung in ihre Elemente, welche sich sämtlich als subjektiv ergeben, vergleichen, oder gar identificiren wollte mit Fichtes algebraischen Gleichungen zwischen Ich und Nicht-Ich, mit seinen sophistischen Scheindemonstrationen, die der Hülle der Unverständlichkeit, ja des Unsinnns bedurften, um den Leser zu täuschen, mit den Darlegungen, wie das Ich das Nicht-Ich aus sich selbst herausspinnt, kurz, mit sämtlichen Pöffen der Wissenschaftsleere; so würde Dies eine offenbare Schikane und nichts weiter seyn. Gegen alle Gemeinschaft mit diesem Fichte protestire ich, so gut wie Kant öffentlich und ausdrücklich in einer Anzeige ad hoc in der Jena'schen Literaturzeitung dagegen protestirt hat. (Kant: „Erklärung über Fichtes Wissenschaftslehre“, im Intelligenzblatt der Jena'schen Literaturzeitung, 1799, Nr. 109.) Mögen immerhin Hegelianer und ähnliche Ignoranten von einer Kant-Fichte'schen Philosophie reden: es giebt eine Kantische Philosophie und eine Fichte'sche Windbeutelei, — das ist das wahre Sachverhältniß und wird es

bleiben, trotz allen Präkonen des Schlechten und Verächtern des Guten, an denen das Deutsche Vaterland reicher ist, als irgend ein anderes.

§ 22.

Vom unmittelbaren Objekt.

Die Sinnesempfindungen des Leibes also sind es, welche die Data zur allerersten Anwendung des Kausalgesetzes abgeben, aus welcher eben dadurch die Anschauung dieser Klasse von Objekten entsteht, die folglich ihr Wesen und Daseyn nur vermöge und in der Ausübung der also eingetretenen Verstandesfunktion hat.

Insofern nun der organische Leib der Ausgangspunkt für die Anschauung aller andern Objekte, also das diese Vermittelnde ist, hatte ich ihn, in der ersten Auflage dieser Abhandlung, das unmittelbare Objekt genannt; welcher Ausdruck jedoch nur in sehr uneigentlichem Verstande gelten kann. Denn, obwohl die Wahrnehmung seiner Empfindungen eine schlechthin unmittelbare ist; so stellt doch er selbst sich dadurch noch gar nicht als Objekt dar; sondern soweit bleibt Alles noch subjektiv, nämlich Empfindung. Von dieser geht die Anschauung der übrigen Objekte, als Ursachen solcher Empfindungen, allerdings aus, worauf jene sich als Objekte darstellen; nicht aber er selbst: denn er liefert hiebei dem Bewußtseyn bloße Empfindungen. Objektiv, also als Objekt, wird auch er allein mittelbar erkannt, indem er, gleich allen andern Objekten, sich im Verstande, oder Gehirn (welches Eins ist), als erkannte Ursache subjektiv gegebener Wirkung und eben dadurch objektiv darstellt; welches nur dadurch geschehn kann, daß seine Theile auf seine eigenen Sinne wirken, also das Auge den Leib sieht, die Hand ihn betastet, u. s. f., als auf welche Data das Gehirn, oder Verstand, auch ihn, gleich andern Objekten, seiner Gestalt und Beschaffenheit nach, räumlich konstruirt. — Die unmittelbare Gegenwart der Vorstellungen dieser Klasse im Bewußtseyn hängt demnach ab von der Stellung, welche sie, in der Alles verbindenden Verkettung der Ursachen und Wirkungen, zu dem jedesmaligen Leibe des Alles erkennenden Subjekts erhalten.

§ 23.

Bestreitung des von Kant aufgestellten Beweises der Apriorität des Kausalitätsbegriffes.

Die Darlegung der Allgemeingültigkeit des Gesetzes der Kausalität für alle Erfahrung, seiner Apriorität und seiner eben aus dieser folgenden Beschränkung auf die Möglichkeit der Erfahrung ist ein Hauptgegenstand der Kritik der reinen Vernunft. Jedoch kann ich dem daselbst gegebenen Beweis der Apriorität des Satzes nicht beistimmen. Er ist im Wesentlichen folgender: „Die zu aller empirischen Kenntniß nöthige Synthesis des Mannigfaltigen durch die Einbildungskraft giebt Succession, aber noch keine bestimmte: d. h. sie läßt unbestimmt, welcher von zwei wahrgenommenen Zuständen, nicht nur in meiner Einbildungskraft, sondern im Objekt, vorausgehe. Bestimmte Ordnung aber dieser Succession, durch welche allein das Wahrgenommene Erfahrung wird, d. h. zu objektiv gültigen Urtheilen berechtigt, kommt erst hinein durch den reinen Verstandesbegriff von Ursache und Wirkung. Also ist der Grundsatz des Kausalverhältnisses Bedingung der Möglichkeit der Erfahrung, und als solche uns a priori gegeben.“ (Siehe Krit. d. rein. Vern., 1. Aufl., S. 201; 5. Aufl., S. 246.)

Danach also soll die Ordnung der Succession der Veränderungen realer Objekte allererst vermittelt der Kausalität derselben für eine objektive erkannt werden. Kant wiederholt und erläutert diese Behauptung, in der Kritik der reinen Vernunft, besonders in seiner „zweiten Analogie der Erfahrung“ (1. Aufl., S. 189; vollständiger in der 5. Aufl., S. 232), sodann am Schlusse seiner „dritten Analogie“, welche Stellen ich Jeden, der das Folgende verstehen will, nachzulesen bitte. Er behauptet hier überall, daß die Objektivität der Succession der Vorstellungen, welche er als ihre Uebereinstimmung mit der Succession realer Objekte erklärt, lediglich erkannt werde durch die Regel, nach der sie einander folgen, d. h. durch das Gesetz der Kausalität; daß also durch meine bloße Wahrnehmung das objektive Verhältniß auf einander folgender Erscheinungen völlig unbestimmt bleibe, indem ich alsdann bloß die Folge meiner Vorstellungen wahrnehme, die Folge in meiner Apprehension aber zu keinem Urtheil über die Folge im Objekt berechtigt, wenn mein Urtheil sich nicht auf das

Gesetz der Kausalität stützt; indem ich außerdem, in meiner Apprehension, die Succession der Wahrnehmungen auch in ganz umgekehrter Ordnung könnte gehn lassen, da nichts ist, was sie als objektiv bestimmt. Zur Erläuterung dieser Behauptung führt er das Beispiel eines Hauses an, dessen Theile er in jeder beliebigen Succession, z. B. von oben nach unten, und von unten nach oben betrachten kann, wo also die Bestimmung der Succession bloß subjektiv wäre und in keinem Objekt begründet, weil sie von seiner Willkür abhängt. Und als Gegensatz stellt er die Wahrnehmung eines den Strohstrom herabfahrenden Schiffes auf, das er zuerst oberhalb und successive immer mehr unterhalb des Laufs des Strohstroms wahrnimmt, welche Wahrnehmung der Succession der Stellen des Schiffes er nicht ändern kann: daher er hier die subjektive Folge seiner Apprehension ableitet von der objektiven Folge in der Erscheinung, die er deshalb eine Begebenheit nennt. Ich behaupte dagegen, daß beide Fälle gar nicht unterschieden sind, daß beides Begebenheiten sind, deren Erkenntniß objektiv ist, d. h. eine Erkenntniß von Veränderungen realer Objekte, die als solche vom Subjekt erkannt werden. Beides sind Veränderungen der Lage zweier Körper gegen einander. Im ersten Fall ist einer dieser Körper der eigene Leib des Betrachters und zwar nur ein Theil desselben, nämlich das Auge, und der andere ist das Haus, gegen dessen Theile die Lage des Auges successive geändert wird. Im zweiten Fall ändert das Schiff seine Lage gegen den Strohstrom, also ist die Veränderung zwischen zwei Körpern. Beides sind Begebenheiten: der einzige Unterschied ist, daß im ersten Fall die Veränderung ausgeht vom eigenen Leib des Beobachters, dessen Empfindungen zwar der Ausgangspunkt aller Wahrnehmungen desselben sind, der jedoch nichtsdestoweniger ein Objekt unter Objekten, mithin den Gesetzen dieser objektiven Körperwelt unterworfen ist. Die Bewegung seines Leibes nach seinem Willen ist für ihn, sofern er sich rein erkennend verhält, bloß eine empirisch wahrgenommene Thatsache. Die Ordnung der Succession der Veränderung könnte so gut im zweiten, wie im ersten Fall, umgekehrt werden, sobald nur der Betrachter eben so wohl die Kraft hätte, das Schiff stromaufwärts zu ziehn, wie die, sein Auge in einer der ersten entgegengesetzten Richtung zu bewegen. Denn daraus, daß die Succession der

Wahrnehmungen der Theile des Hauses von seiner Willkür abhängt, will Kant abnehmen, daß sie keine objektive und keine Begebenheit sei. Aber das Bewegen seines Auges in der Richtung vom Dach zum Keller ist eine Begebenheit und die entgegengesetzte vom Keller zum Dach eine zweite, so gut wie das Fahren des Schiffs. Es ist hier gar kein Unterschied; so wie, in Hinsicht auf das Begebenheitseyn oder nicht, kein Unterschied ist, ob ich an einer Reihe Soldaten vorbeigehe, oder diese an mir: beides sind Begebenheiten. Firire ich, vom Ufer aus, den Blick auf ein diesem nahe vorbeifahrendes Schiff; so wird es mir bald scheinen, daß das Ufer mit mir sich bewege und das Schiff stillestehe: hiebei bin ich nun zwar in der Ursache der relativen Ortsveränderung irre, da ich die Bewegung einem falschen Objekte zuschreibe: aber die reale Succession der relativen Stellungen meines Leibes zum Schiff erkenne ich dennoch objektiv und richtig. Kant würde auch, in dem von ihm aufgestellten Fall, nicht geglaubt haben, einen Unterschied zu finden, hätte er bedacht, daß sein Leib ein Objekt unter Objekten ist und daß die Succession seiner empirischen Anschauungen abhängt von der Succession der Einwirkungen anderer Objekte auf seinen Leib, folglich eine objektive ist, d. h. unter Objekten, unmittelbar (wenn auch nicht mittelbar) unabhängig von der Willkür des Subjekts, Statt hat, folglich sehr wohl erkannt werden kann, ohne daß die successive auf seinen Leib einwirkenden Objekte in einer Kausalverbindung unter einander stehn.

Kant sagt: die Zeit kann nicht wahrgenommen werden: also empirisch läßt sich keine Succession von Vorstellungen als objektiv wahrnehmen, d. h. als Veränderungen der Erscheinungen unterscheiden von den Veränderungen bloß subjektiver Vorstellungen. Nur durch das Gesetz der Kausalität, welches eine Regel ist, nach der Zustände einander folgen, läßt sich die Objektivität einer Veränderung erkennen. Und das Resultat seiner Behauptung würde seyn, daß wir gar keine Folge in der Zeit als objektiv wahrnehmen, ausgenommen die von Ursache und Wirkung, und daß jede andere von uns wahrgenommene Folge von Erscheinungen bloß durch unsere Willkür so und nicht anders bestimmt sei. Ich muß gegen alles Dieses anführen, daß Erscheinungen sehr wohl auf einander folgen können, ohne aus einander zu erfolgen.

Und Dies thut dem Gesetz der Kausalität keinen Abbruch. Denn es bleibt gewiß, daß jede Veränderung Wirkung einer andern ist, da Dies a priori fest steht: nur folgt sie nicht bloß auf die einzige, die ihre Ursache ist, sondern auf alle andern, die mit jener Ursache zugleich sind und mit denen sie in keiner Kausalverbindung steht. Sie wird nicht gerade in der Folge der Reihe der Ursachen von mir wahrgenommen, sondern in einer ganz andern, die aber deshalb nicht minder objektiv ist und von einer subjektiven, von meiner Willkür abhängigen, dergleichen z. B. die meiner Phantasmen ist, sich sehr unterscheidet. Das Aufeinanderfolgen in der Zeit von Begebenheiten, die nicht in Kausalverbindung stehn, ist eben was man Zufall nennt, welches Wort vom Zusammentreffen, Zusammenfallen, des nicht Verknüpften herkommt: eben so το συµβεβηκος von συµβαινεν. (Vergl. Arist. Anal. post. I. 4.) Ich trete vor die Hausthür, und darauf fällt ein Ziegel vom Dach, der mich trifft; so ist zwischen dem Fallen des Ziegels und meinem Heraustreten keine Kausalverbindung, aber dennoch die Succession, daß mein Heraustreten dem Fallen des Ziegels vorhergieng, in meiner Apprehension objektiv bestimmt und nicht subjektiv durch meine Willkür, die sonst wohl die Succession umgekehrt haben würde. Eben so ist die Succession der Töne einer Musik objektiv bestimmt und nicht subjektiv durch mich, den Zuhörer: aber wer wird sagen, daß die Töne der Musik nach dem Gesetz von Ursache und Wirkung auf einander folgen? Ja sogar die Succession von Tag und Nacht wird ohne Zweifel objektiv von uns erkannt, aber gewiß werden sie nicht als Ursache und Wirkung von einander aufgefaßt, und über ihre gemeinschaftliche Ursache war die Welt bis auf Kopernikus im Irrthum, ohne daß die richtige Erkenntniß ihrer Succession darunter zu leiden gehabt hätte. Hiedurch wird, beiläufig gesagt, auch Hume's Hypothese widerlegt; da die älteste und ausnahmsloseste Folge von Tag und Nacht doch nicht, vermöge der Gewohnheit, irgend Einen verleitet hat, sie für Ursache und Wirkung von einander zu halten.

Kant sagt a. a. O., daß eine Vorstellung nur dadurch objektiv Realität zeige (das heißt doch wohl von bloßen Phantasmen unterschieden werde), daß wir ihre nothwendige und einer Regel (dem Kausalgesetz) unterworfenen Verbindung mit andern

Vorstellungen und ihre Stelle in einer bestimmten Ordnung des Zeitverhltnisses unserer Vorstellungen erkennen. Aber von wie wenigen Vorstellungen erkennen wir die Stelle, die ihnen das Kausalgesetz in der Reihe der Ursachen und Wirkungen giebt! und doch wissen wir immer die objektiven von den subjektiven, reale Objekte von Phantasmen zu unterscheiden. Im Schlafe, als in welchem das Gehirn vom peripherischen Nervensystem und dadurch von äußern Eindrücken isolirt ist, können wir jene Unterscheidung nicht machen, daher wir, während wir träumen, Phantasmen für reale Objekte halten und erst beim Erwachen, d. h. dem Wiedereintritt der sensibeln Nerven und dadurch der Außenwelt ins Bewußtseyn, den Irrthum erkennen, obgleich auch im Traum, so lange er nicht abbricht, das Gesetz der Kausalität sein Recht behauptet, nur daß ihm oft ein unmöglicher Stoff untergeschoben wird. Fast möchte man glauben, daß Kant, bei obiger Stelle, unter Leibnizens Einfluß gestanden hat, so sehr er auch sonst diesem, in seiner ganzen Philosophie, entgegengesetzt ist; wenn man nämlich beachtet, daß ganz ähnliche Auerungen sich in Leibnizens [84] Nouveaux essais sur l'entendement (Liv. IV, ch. 2, § 14) finden, z. B. la vérité des choses sensibles ne consiste que dans la liaison des phénomènes, qui doit avoir sa raison, et c'est ce qui les distingue des songes. — — — Le vrai Critrion, en matière des objets des sens, est la liaison des phénomènes, qui garantit les vrits de fait, à l'égard des choses sensibles hors de nous.

Bei diesem ganzen Beweise der Apriorität und Nothwendigkeit des Kausalitätsgesetzes, daraus, daß wir nur durch dessen Vermittelung die objektive Succession der Veränderungen erkannten und es insofern Bedingung der Erfahrung wäre, ist Kant offenbar in einen höchst wunderlichen und so palpablen Irrthum gerathen, daß derselbe nur zu erklären ist als eine Folge seiner Vertiefung in den apriorischen Theil unserer Erkenntniß, welche ihn aus den Augen verlieren ließ was sonst Jeder hätte sehn müssen. Den allein richtigen Beweis der Apriorität des Kausalitätsgesetzes habe ich § 21 gegeben. Bestätigt wird dieselbe jeden Augenblick durch die unerschütterliche Gewißheit, mit der Jeder in allen Fällen von der Erfahrung erwartet, daß sie diesem Gesetze gemäß ausfalle, d. h. durch die Apodikticitt, die wir selbigem beilegen,

die sich von jeder andern auf Induktion gegründeten Gewißheit, z. B. der empirisch erkannter Naturgesetze, dadurch unterscheidet, daß es uns sogar zu denken unmöglich ist, daß dieses Gesetz irgendwo in der Erfahrungswelt eine Ausnahme leide. Wir können uns z. B. denken, daß das Gesetz der Gravitation ein Mal aufhörte zu wirken, nicht aber daß dieses ohne eine Ursache geschähe.

Kant in seinem Beweise ist in den, dem des Hume entgegen gesetzten Fehler gerathen. Dieser nämlich erklärte alles Erfolgen für bloßes Folgen: Kant hingegen will, daß es kein anderes Folgen gebe, als das Erfolgen. Der reine Verstand freilich kann allein das Erfolgen begreifen, das bloße Folgen aber so wenig wie den Unterschied zwischen rechts und links, welcher nämlich, eben wie das Folgen, bloß durch die reine Sinnlichkeit zu erfassen ist. Die Folge der Begebenheiten in der Zeit kann allerdings (was Kant a. a. O. leugnet) empirisch erkannt werden, so gut wie das Nebeneinanderseyn der Dinge im Raum. Die Art aber, wie etwas auf ein Anderes in der Zeit überhaupt folge, ist so wenig zu erklären, als die Art, wie etwas aus einem Andern erfolge: jene Erkenntniß ist durch die reine Sinnlichkeit, diese durch den reinen Verstand gegeben und bedingt. Kant aber, indem er objektive Folge der Erscheinungen für bloß durch den Zeitfaden der Kausalität erkennbar erklärt, verfällt in den selben Fehler, den er (Kr. d. r. W., 1. Aufl., S. 275; 5. Aufl., S. 331) dem Leibniz vorwirft, „daß er die Formen der Sinnlichkeit intellektuelle.“ — Ueber die Succession ist meine Ansicht diese. Aus der zur reinen Sinnlichkeit gehörigen Form der Zeit schöpfen wir die Kenntniß der bloßen Möglichkeit der Succession. Die Succession der realen Objekte, deren Form eben die Zeit ist, erkennen wir empirisch und folglich als wirklich. Die Nothwendigkeit aber einer Succession zweier Zustände, d. h. einer Veränderung, erkennen wir bloß durch den Verstand, mittelst der Kausalität: und daß wir den Begriff von Nothwendigkeit einer Succession haben, ist sogar schon ein Beweis davon, daß das Gesetz der Kausalität kein empirisch erkanntes, sondern ein uns a priori gegebenes ist. Der Satz vom zureichenden Grund überhaupt ist Ausdruck der im Innersten unsers Erkenntnißvermögens liegenden Grundform einer nothwendigen Verbindung aller unserer Objekte,

d. h. Vorstellungen: er ist die gemeinsame Form aller Vorstellungen und der alleinige Ursprung des Begriffes der Nothwendigkeit, als welcher schlechterdings keinen andern wahren Inhalt, noch Beleg, hat, als den des Eintritts der Folge, wenn ihr Grund gesetzt ist. Daß in der Klasse von Vorstellungen, die wir jetzt betrachten, wo jener Satz als Gesetz der Kausalität auftritt, derselbe die Zeitfolge bestimmt, kommt daher, daß die Zeit die Form dieser Vorstellungen ist, daher denn die nothwendige Verbindung hier als Regel der Succession erscheint. In andern Gestalten des Satzes vom zureichenden Grunde wird uns die nothwendige Verbindung, die er überall heischt, in ganz andern Formen, als die Zeit, und folglich nicht als Succession erscheinen, aber immer den Charakter einer nothwendigen Verbindung beibehalten, wodurch sich die Identität des Satzes vom zureichenden Grunde in allen seinen Gestalten, oder vielmehr die Einheit der Wurzel aller Gesetze, deren Ausdruck jener Satz ist, offenbart.

Wäre die angefochtene Behauptung Kants richtig, so würden wir die Wirklichkeit der Succession bloß aus ihrer Nothwendigkeit erkennen: dieses würde aber einen alle Reihen von Ursachen und Wirkungen zugleich umfassenden, folglich allwissenden Verstand voraussetzen. Kant hat dem Verstand das Unmögliche aufgelegt, bloß um der Sinnlichkeit weniger zu bedürfen.

Wie läßt sich Kants Behauptung, daß Objektivität der Succession allein erkannt werde aus der Nothwendigkeit der Folge von Wirkung auf Ursache, vereinigen mit jener (Kr. d. rein. W., 1. Aufl., S. 203; 5. Aufl., S. 249), daß das empirische Kriterium, welcher von zwei Zuständen Ursache und welcher Wirkung sei, bloß die Succession sei? Wer sieht hier nicht den offenbarsten Cirkel?

Würde Objektivität der Succession bloß erkannt aus der Kausalität, so wäre sie nur als solche denkbar und wäre eben nichts als diese. Denn wäre sie noch etwas Anderes, so hätte sie auch andere unterscheidende Merkmale, an denen sie erkannt werden könnte, was eben Kant leugnet. Folglich könnte man, wenn Kant Recht hätte, nicht sagen: „Dieser Zustand ist Wirkung jenes, daher folgt er ihm.“ Sondern Folgen und Wirkungseyn wäre Eins und das Selbe und jener Satz tautologisch. Auch erhielte nach also aufgehobenem Unterschied von Folgen und Erfolgen Hume wieder

Recht, der alles Erfolgen für bloßes Folgen erklärte, also ebenfalls jenen Unterschied leugnete.

Kants Beweis wäre also dahin einzuschränken, daß wir empirisch bloß Wirklichkeit der Succession erkennen: da wir aber außerdem auch Nothwendigkeit der Succession in gewissen Reihen der Begebenheiten erkennen und sogar vor aller Erfahrung wissen, daß jede mögliche Begebenheit in irgend einer dieser Reihen eine bestimmte Stelle haben müsse; so folgt schon hieraus die Realität und Apriorität des Gesetzes der Kausalität, für welche Letztere der oben § 21 gegebene Beweis der allein richtige ist.

Mit Kants Lehre, daß objektive Succession nur möglich und erkennbar sei durch Kausalverknüpfung, geht eine andere parallel, daß nämlich Zugleichseyn nur möglich und erkennbar sei durch Wechselwirkung; dargelegt in der Krit. d. r. V. unter dem Titel „Dritte Analogie der Erfahrung.“ Kant geht hierin so weit, zu sagen: „daß das Zugleichseyn von Erscheinungen, die nicht wechselseitig auf einander wirkten, sondern etwan durch einen leeren Raum getrennt würden, kein Gegenstand einer möglichen Wahrnehmung seyn würde“ (Das wäre ein Beweis a priori, daß zwischen den Fixsternen kein leerer Raum sei): und „daß das Licht, das zwischen unserm Auge und den Weltkörpern spiele“ (welcher Ausdruck den Begriff unterschiebt, als wirke nicht nur das Licht der Sterne auf unser Auge, sondern auch dieses auf jene), „eine Gemeinschaft zwischen uns und diesen bewirke und so das Zugleichseyn der Letztern beweiße.“ Dies Letztere ist sogar empirisch falsch; da der Anblick eines Fixsterns keineswegs beweist, daß er jetzt mit dem Beschauer zugleich sei; sondern höchstens, daß er vor einigen Jahren, oft nur, daß er vor Jahrtausenden dagewesen. Uebrigens steht und fällt diese Lehre Kants mit jener ersteren, nur ist sie viel leichter zu durchschauen: zudem ist von der Wichtigkeit des ganzen Begriffes der Wechselwirkung schon oben § 20 geredet worden.

Mit dieser Bestreitung des in Rede stehenden Kantischen Beweises kann man beliebig zwei frühere Angriffe auf denselben vergleichen, nämlich den von Feder, in seinem Buche „über Raum und Kausalität“, § 29, und den von G. E. Schulze, in seiner Kritik der theoretischen Philosophie, Bd. 2, S. 422 fg.

Nicht ohne große Scheu habe ich es (1813) gewagt, Einwendungen vorzubringen gegen eine hauptsächlich, als erwiesen geltende und noch in den neuesten Schriften (z. B. Fries, Krit. der Vernunft, Bd. 2, S. 85) wiederholte Lehre jenes Mannes, dessen Liefssinn ich bewundernd verehere und dem ich so Vieles und Großes verdanke, daß sein Geist in Homer's Worten zu mir sagen kann:

Αχλυν δ' αὖ τοι ἀπ' ὀφθαλμῶν ἔλον, ἢ πρὶν ἐπτεν.

§ 24.

10 Vom Mißbrauch des Gesetzes der Kausalität.

Unserer bisherigen Auseinandersetzung zufolge begeht man einen solchen, so oft man das Gesetz der Kausalität auf etwas Anderes, als auf Veränderungen, in der uns empirisch gegebenen, materiellen Welt anwendet, z. B. auf die Naturkräfte, vermöge welcher solche Veränderungen überhaupt erst möglich sind; oder auf die Materie, an der sie vorgehn; oder auf das Weltganze, als welchem dazu ein absolut objektives, nicht durch unsern Intellekt bedingtes Daseyn beigelegt werden muß; auch noch sonst auf mancherlei Weise. Ich verweise hier auf das in der „Welt als W. u. V.“ Bd. 2, Kap. 4, S. 42 fg. [3. Aufl., II, 46 fg.] darüber Gesagte. Der Ursprung solches Mißbrauchs ist allemal, theils, daß man den Begriff der Ursache, wie unzählige andere in der Metaphysik und Moral, viel zu weit faßt; theils, daß man vergißt, daß das Gesetz der Kausalität zwar eine Voraussetzung ist, die wir mit auf die Welt bringen, und welche die Anschauung der Dinge außer uns möglich macht, daß wir jedoch eben deshalb nicht berechtigt sind, einen solchen, aus der Vorrichtung unsers Erkenntnißvermögens entspringenden Grundsatz auch außerdem und unabhängig von Letzterem als die für sich bestehende ewige Ordnung der Welt und alles Existirenden geltend zu machen.

§ 25.

Die Zeit der Veränderung.

Da der Satz vom zureichenden Grunde des Werdens nur bei Veränderungen Anwendung findet, darf hier nicht unerwähnt bleiben, daß schon die alten Philosophen die Frage aufgeworfen

haben, in welcher Zeit die Veränderung vorgehe? sie könne nämlich nicht Statt haben, während der frühere Zustand noch da sei, und auch nicht nachdem schon der neue eingetreten: geben wir ihr aber eine eigene Zeit zwischen beiden; so müßte, während dieser, der Körper weder im ersten, noch im zweiten Zustande, z. B. ein Sterbender weder todt, noch lebendig, ein Körper weder ruhend, noch bewegt seyn; welches absurd wäre. Die Bedenklichkeiten und Spitzfindigkeiten hierüber findet man zusammengestellt im Sextus Empiricus, adv. Mathem. lib. IX, 267—271, et Hypot. III, c. 14, auch etwas davon im Gellius, L. VI, c. 13. — Plato hatte diesen schwierigen Punkt ziemlich cavalierement abgefertigt, indem er, im Parmenides (S. 138 Bip.), eben behauptet, die Veränderung geschehe plötzlich und fülle gar keine Zeit; sie sei im *εξαίφνης* (in repentino), welches er eine *ατοπος φυσικ, εν χρόνῳ ουδενι ουσια*, also ein wunderliches, zeitloses Wesen (das denn doch in der Zeit eintritt) nennt.

Dem Scharfsinn des Aristoteles ist es demnach vorbehalten geblieben, diese schwierige Sache ins Reine zu bringen; welches er gründlich und ausführlich geleistet hat, im 6. Buch der Physik, [89] Kap. 1—8. Sein Beweis, daß keine Veränderung plötzlich (dem *εξαίφνης* des Plato), sondern jede nur allmählig geschehe, mithin eine gewisse Zeit ausfülle, ist gänzlich auf Grundlage der reinen Anschauung a priori der Zeit und des Raums geführt, aber auch sehr subtil ausgefallen. Das Wesentliche dieser sehr langen Beweisführung ließe sich allenfalls auf folgende Sätze zurückführen. An einander gränzen heißt die gegenseitigen äußersten Enden gemeinschaftlich haben: folglich können nur zwei Ausgedehnte, nicht zwei Untheilbare, (da sie sonst Eins wären) an einander gränzen; folglich nur Linien, nicht bloße Punkte. Dies wird nun vom Raum auf die Zeit übertragen. Wie zwischen zwei Punkten immer noch eine Linie, so ist zwischen zwei Zeit immer noch eine Zeit. Diese nun ist die Zeit der Veränderung; wenn nämlich im ersten Zeit ein Zustand und im zweiten ein anderer ist. Sie ist, wie jede Zeit, ins Unendliche theilbar: folglich durchgeht in ihr das sich Verändernde unendlich viele Grade, durch die aus jenem ersten Zustande der zweite allmählig erwächst. — Gemeinverständlich ließe sich die Sache so erläutern: Zwischen zwei successiven Zuständen, deren Verschiedenheit in unsere Sinne fällt, liegen immer noch

mehrere, deren Verschiedenheit uns nicht wahrnehmbar ist; weil der neu eintretende Zustand einen gewissen Grad, oder Größe, erlangt haben muß, um sinnlich wahrnehmbar zu seyn. Daher gehn demselben schwächere Grade, oder geringere Ausdehnungen, vorher, welche durchlaufend er allmählig erwächst. Diese zusammen genommen begreift man unter dem Namen der Veränderung, und die Zeit, welche sie ausfüllen, ist die Zeit der Veränderung. Wenden wir dies an auf einen Körper, der gestoßen wird; so ist die nächste Wirkung eine gewisse Schwingung seiner innern Theile, welche, nachdem durch sie der Impuls sich fortgepflanzt hat, in äußere Bewegung ausbricht. — Aristoteles schließt ganz richtig, aus der unendlichen Theilbarkeit der Zeit, daß alles diese Ausfüllende, folglich auch jede Veränderung, d. i. Uebergang aus einem Zustand in den andern, ebenfalls unendlich theilbar seyn muß, daß also Alles, was entsteht, in der That aus unendlichen Theilen zusammenkommt, mithin stets allmählig, nie plötzlich wird. Aus den obigen Grundsätzen und aus dem daraus folgenden allmählichen Entstehn jeder Bewegung zieht er im letzten Kapitel dieses Buches die wichtige Folgerung, daß nichts Untheilbares, folglich kein bloßer Punkt, sich bewegen könne. Dazu stimmt sehr schön Kants Erklärung der Materie, daß sie sei „das Bewegliche im Raum.“

Dieses also zuerst vom Aristoteles aufgestellte und bewiesene Gesetz der Continuität und Allmähligkeit aller Veränderungen finden wir von Kant drei Mal dargelegt: nämlich in seiner Dissertation de mundi sensibilis et intelligibilis forma § 14; in der Kritik der reinen Vernunft, 1. Aufl., S. 207 und 5. Aufl., S. 253; endlich in den Metaphysischen Anfangsgründen der Naturwissenschaft, am Schluß der „Allgemeinen Anmerkung zur Mechanik.“ An allen drei Stellen ist seine Darstellung der Sache kurz, aber auch nicht so gründlich, wie die des Aristoteles, mit der sie dennoch im Wesentlichen ganz übereinstimmt; daher nicht wohl zu zweifeln ist, daß Kant diese Gedanken direkt, oder indirekt, vom Aristoteles überkommen habe; obwohl er ihn nirgends nennt. Der Satz des Aristoteles *ουκ εστι αλληλων εχομενα τα νυν* findet sich darin wiedergegeben mit „zwischen zwei Augenblicken ist immer eine Zeit“; gegen welchen Ausdruck sich einwenden läßt: „Sogar zwischen zwei Jahrhunderten ist keine; weil es in der Zeit, wie

im Raum, eine reine Gränze geben muß.“ — Statt also des Aristoteles zu erwähnen, will Kant, in der ersten und ältesten der angeführten Darstellungen, jene von ihm vorgetragene Lehre identificiren mit der *lex continuitatis* des Leibniz. Wäre diese mit jener wirklich das Selbe, so hätte Leibniz die Sache vom Aristoteles. Nun hat Leibniz diese *loi de la continuité* (nach seiner eigenen Aussage, S. 189 der *opera philos.* ed. Erdmann) zuerst aufgestellt in einem Briefe an Bayle (*ibid.* S. 104), wo er es jedoch *principe de l'ordre général* nennt und unter diesem Namen ein sehr allgemeines und unbestimmtes, vorzüglich geometrisches *Raisonnement* giebt, welches auf die Zeit der Veränderung, die er gar nicht erwähnt, keine direkte Beziehung hat.

Fünftes Kapitel.

[91]

Ueber die zweite Klasse der Objekte für das Subjekt und die in ihr herrschende Gestaltung des Sages vom zureichenden Grunde.

§ 26.

Erklärung dieser Klasse von Objekten.

Der allein wesentliche Unterschied zwischen Mensch und Thier, den man von jeher einem, Jenem ausschließlich eigenen und ganz besonderen Erkenntnißvermögen, der Vernunft, zugeschrieben hat, beruht darauf, daß der Mensch eine Klasse von Vorstellungen hat, deren kein Thier theilhaft ist: es sind die Begriffe, also die abstrakten Vorstellungen; im Gegensatz der anschaulichen, aus welchen jedoch jene abgezogen sind. Die nächste Folge hievon ist, daß das Thier weder spricht, noch lacht; mittelbare Folge aber alles das Viele und Große, was das menschliche Leben vor dem thierischen auszeichnet. Denn durch den Hinzutritt der abstrakten Vorstellung ist nunmehr auch die Motivation eine anderartige geworden. Wenn gleich die Handlungen des Menschen mit nicht minder strenger Nothwendigkeit, als die der Thiere, erfolgen; so ist doch durch die Art der Motivation, sofern sie hier aus Gedanken besteht, welche die Wahlentscheidung (d. i. den bewußten Konflikt der Motive) möglich machen, das Handeln mit Vorsatz, mit Ueberlegung, nach Plänen, Maximen, in Uebereinstimmung mit Andern u. s. w., an die Stelle des bloßen Impulses durch vorliegende, anschauliche Gegenstände getreten, dadurch aber

[92]

alles Das herbeigeführt, was des Menschen Leben so reich, so künstlich und so schrecklich macht, daß er, in diesem Occident, der ihn weiß gebleicht hat und wohin ihm die alten, wahren, tiefen Ur-Religionen seiner Heimath nicht haben folgen können, seine Brüder nicht mehr kennt, sondern wähnt, die Thiere seien etwas von Grund aus Anderes, als er, und, um sich in diesem Wahne zu befestigen, sie Bestien nennt, alle ihre ihm gemeinsamen Lebensverrichtungen an ihnen mit Schimpfnamen belegt und sie für rechtlos ausgiebt, indem er gegen die sich aufdrängende Identität des Wesens in ihm und ihnen sich gewaltsam verstockt.

Dennoch besteht, wie eben gesagt, der ganze Unterschied darin, daß, außer den anschaulichen Vorstellungen, die wir im vorigen Kapitel betrachtet haben und deren die Thiere ebenfalls theilhaft sind, der Mensch auch noch abstrakte, d. h. aus jenen abgezogene Vorstellungen in seinem, hauptsächlich hiezu so viel voluminöserem Gehirn beherbergt. Man hat solche Vorstellungen Begriffe genannt, weil jede derselben unzählige Einzeldinge in, oder vielmehr unter sich begreift, also ein Inbegriff derselben ist. Man kann sie auch definiren als Vorstellungen aus Vorstellungen. Denn bei ihrer Bildung zerlegt das Abstraktionsvermögen die, im vorigen Kapitel behandelten, vollständigen, also anschaulichen Vorstellungen in ihre Bestandtheile, um diese abgesondert, jeden für sich, denken zu können als die verschiedenen Eigenschaften, oder Beziehungen, der Dinge. Bei diesem Proceß nun aber büßen die Vorstellungen nothwendig die Anschaulichkeit ein, wie Wasser, wenn in seine Bestandtheile zerlegt, die Flüssigkeit und Sichtbarkeit. Denn jede also ausgesonderte (abstrahirte) Eigenschaft läßt sich für sich allein wohl denken, jedoch darum nicht für sich allein auch anschauen. Die Bildung eines Begriffs geschieht überhaupt dadurch, daß von dem anschaulich Gegebenen Vieles fallen gelassen wird, um dann das Uebrige für sich allein denken zu können: derselbe ist also ein Wenigerdenken, als angeschaut wird. Hat man, verschiedene anschauliche Gegenstände betrachtend, von jedem etwas Anderes fallen lassen und doch bei Allen das Selbe übrig behalten; so ist dies das genus jener Species. Demnach ist der Begriff eines jeden genus der Begriff einer jeden darunter begriffenen Species, nach Abzug alles Dessen, was nicht allen Speciebus zukommt. Nun kann aber jeder mögliche Begriff als

ein genus gedacht werden: daher ist er stets ein Allgemeines und als solches ein nicht Anschauliches. Darum auch hat er eine Sphäre, als welche der Inbegriff alles durch ihn Denkbaren ist. Je höher man nun in der Abstraktion aufsteigt, desto mehr läßt man fallen, also desto weniger denkt man noch. Die höchsten, d. i. die allgemeinsten Begriffe sind die ausgeleertesten und ärmsten, zuletzt nur noch leichte Hüllen, wie z. B. Seyn, Wesen, Ding, Werden u. dgl. m. — Was können, beiläufig gesagt, philosophische Systeme leisten, die bloß aus dergleichen Begriffen herausgesponnen sind und zu ihrem Stoff nur solche leichte Hüllen von Gedanken haben? Sie müssen unendlich leer, arm und daher eben auch suffokirend langweilig ausfallen.

Da nun, wie gesagt, die, zu abstrakten Begriffen sublimirten und dabei zerlegten Vorstellungen alle Anschaulichkeit eingebüßt haben; so würden sie dem Bewußtseyn ganz ent schlüpfen und ihm zu den damit beabsichtigten Denkopoperationen gar nicht Stand halten; wenn sie nicht durch willkürliche Zeichen sinnlich fixirt und festgehalten würden: dies sind die Worte. Daher bezeichnen diese, so weit sie den Inhalt des Lexikons, also die Sprache, ausmachen, stets allgemeine Vorstellungen, Begriffe, nie anschauliche Dinge: ein Lexikon, welches hingegen Einzeldinge aufzählt, enthält nicht Worte, sondern lauter Eigennamen und ist entweder ein geographisches, oder ein historisches, d. h. entweder das durch den Raum, oder das durch die Zeit Vereinzelte aufzählend, indem, wie meine Leser wissen, Zeit und Raum das principium individuationis sind. Bloß weil die Thiere auf anschauliche Vorstellungen beschränkt und keiner Abstraktion, mithin keines Begriffes, fähig sind, haben sie keine Sprache; selbst wenn sie Worte auszusprechen vermögen: hingegen verstehen sie Eigennamen. Daß der selbe Mangel es ist, der sie vom Lachen ausschließt, erhellt aus meiner Theorie des Lächerlichen, im ersten Buche der „Welt als W. u. W.“ § 13, und Bd. 2, Kap. 8.

Wenn man die längere und zusammenhängende Rede eines ganz rohen Menschen analysirt; so findet man darin einen solchen Reichthum an logischen Formen, Gliederungen, Wendungen, Distinktionen und Feinheiten jeder Art, richtig ausgedrückt mittelst grammatischer Formen und deren Flexionen und Konstruktionen, auch mit häufiger Anwendung des sermo obliquus, der verschie-

denen Modi des Verbums, u. s. w., Alles regelrecht; so daß es zum Erstaunen ist und man eine sehr ausgedehnte und wohlzusammenhängende Wissenschaft darin erkennen muß. Die Erwerbung dieser ist aber geschehn auf Grundlage der Auffassung der anschaulichen Welt, deren ganzes Wesen in die abstrakten Begriffe abzu-
 5 setzen das fundamentale Geschäft der Vernunft ist, welches sie nur mittelst der Sprache ausführen kann. Mit der Erlernung dieser daher wird der ganze Mechanismus der Vernunft, also das Wesentliche der Logik, zum Bewußtseyn gebracht. Offenbar kann
 10 Dieses nicht ohne große Geistesarbeit und gespannte Aufmerksamkeit geschehn, die Kraft zu welcher den Kindern ihre Lernbegierde verleiht, als welche stark ist, wenn sie das wahrhaft Brauchbare und Nothwendige vor sich sieht, und nur dann schwach erscheint, wann wir dem Kinde das ihm Unangemessene aufdringen wollen.
 15 Also bei der Erlernung der Sprache, sammt aller ihrer Wendungen und Feinheiten, sowohl mittelst Zuhören der Reden Erwachsener, als mittelst Selbstreden, vollbringt das Kind, sogar auch das roh aufgezogene, jene Entwicklung seiner Vernunft und erwirbt sich jene wahrhaft konkrete Logik, als welche nicht in den
 20 logischen Regeln, sondern unmittelbar in der richtigen Anwendung derselben besteht; wie ein Mensch von musikalischer Anlage die Regeln der Harmonie, ohne Notenlesen und Generalbaß, durch bloßes Klavierspielen nach dem Gehör, erlernt. — Die besagte
 25 logische Schule, mittelst Erlernung der Sprache, macht nur der Taubstumme nicht durch: deshalb ist er fast so unvernünftig wie das Thier, wenn er nicht die ihm angemessene, sehr künstliche
 30 Ausbildung, durch Lesenlernen, erhält, die ihm das Surrogat jener naturgemäßen Schule der Vernunft wird.

§ 27.

Nutzen der Begriffe.

Unsere Vernunft, oder das Denkvermögen, hat, wie in Obigem gezeigt worden, zu ihrem Grundwesen das Abstraktionsvermögen, oder die Fähigkeit, Begriffe zu bilden: die Gegenwart
 35 dieser im Bewußtseyn ist es also, welche so erstaunliche Resultate herbeiführt. Daß sie Dieses leisten könne, beruht, im Wesentlichen, auf Folgendem.

Eben dadurch, daß Begriffe weniger in sich enthalten, als die Vorstellungen daraus sie abstrahirt worden, sind sie leichter zu handhaben, als diese, und verhalten sich zu ihnen ungefähr wie die Formeln in der höheren Arithmetik zu den Denkoperati-
 5 onen, aus denen solche hervorgegangen sind und die sie vertreten, oder wie der Logarithmus zu seiner Zahl. Sie enthalten von den vielen Vorstellungen, aus denen sie abgezogen sind, gerade nur den Theil, den man eben braucht; statt daß, wenn man jene
 10 Vorstellungen selbst, durch die Phantasie, vergegenwärtigen wollte, man gleichsam eine Last von Unwesentlichem mit schleppen müßte und dadurch verwirrt würde: jetzt aber, durch Anwendung von Begriffen, denkt man nur die Theile und Beziehungen aller dieser
 15 Vorstellungen, die der jedesmalige Zweck erfordert. Ihr Gebrauch ist demnach dem Abwerfen unnützen Gepäcks, oder auch dem Operiren mit Quintessenzen, statt mit den Pflanzenspecies selbst,
 20 mit der Chinine statt der China, zu vergleichen. Ueberhaupt ist es die Beschäftigung des Intellekts mit Begriffen, also die Gegenwart der jetzt von uns in Betrachtung genommenen Klasse von Vorstellungen im Bewußtseyn, welche eigentlich und im engeren
 25 Sinne Denken heißt. Sie auch wird durch das Wort Reflexion bezeichnet, welches, als ein optischer Tropus, zugleich das Abgeleitete und Sekundäre dieser Erkenntnißart ausdrückt. Dieses Denken, diese Reflexion erteilt nun dem Menschen jene
 30 Besonnenheit, die dem Thiere abgeht. Denn, indem sie ihn befähigt, tausend Dinge durch Einen Begriff, in jedem aber immer nur das Wesentliche zu denken, kann er Unterschiede jeder Art, also auch die des Raumes und der Zeit, beliebig fallen lassen, wodurch er, in Gedanken, die Uebersicht der Vergangenheit und
 35 Zukunft, wie auch des Abwesenden, erhält; während das Thier in jeder Hinsicht an die Gegenwart gebunden ist. Diese Besonnenheit nun wieder, also die Fähigkeit sich zu besinnen, zu sich zu kommen, ist eigentlich die Wurzel aller seiner theoretischen und
 40 praktischen Leistungen, durch welche der Mensch das Thier so sehr übertrifft; zunächst nämlich der Sorge für die Zukunft, unter Berücksichtigung der Vergangenheit, sodann des absichtlichen, plan-
 45 mäßigen, methodischen Verfahrens bei jedem Vorhaben, daher des Zusammenwirkens Vieler zu Einem Zweck, mithin der Ordnung, des Gesetzes, des Staats, u. s. w. — Ganz besonders aber sind

die Begriffe das eigentliche Material der Wissenschaften, deren Zwecke sich zuletzt zurückführen lassen auf Erkenntniß des Besonderen durch das Allgemeine, welche nur mittelst des dictum de omni et nullo und dieses wieder nur durch das Vorhandenseyn der Begriffe möglich ist. Daher sagt Aristoteles: *ανευ μὲν γὰρ τὸν καὶ τοῦ οὐκ ἐστὶν ἐπιστημὴν λαβεῖν* (absque universalibus enim non datur scientia). (Metaph. XII, c. 9.) Die Begriffe sind eben jene Universalia, um deren Daseynsweise sich, im Mittelalter, der lange Streit der Realisten und Nominalisten drehte.

§ 28.

Repräsentanten der Begriffe. Die Urtheilskraft.

Mit dem Begriff ist, wie schon gesagt, das Phantasma überhaupt nicht zu verwechseln, als welches eine anschauliche und vollständige, also einzelne, jedoch nicht unmittelbar durch Eindruck auf die Sinne hervorgerufene, daher auch nicht zum Komplex der Erfahrung gehörige Vorstellung ist. Auch dann aber ist das Phantasma vom Begriff zu unterscheiden, wann es als Repräsentant eines Begriffs gebraucht wird. Dies geschieht wenn man die anschauliche Vorstellung, aus welcher der Begriff entsprungen ist, selbst, und zwar diesem entsprechend, haben will; was allemal unmöglich ist: denn z. B. von Hund überhaupt, Farbe überhaupt, Triangel überhaupt, Zahl überhaupt giebt es keine Vorstellung, kein diesen Begriffen entsprechendes Phantasma. Alsdann ruft man das Phantasma z. B. irgend eines Hundes hervor, der, als Vorstellung, durchweg bestimmt, d. h. von irgend einer Größe, bestimmter Form, Farbe u. s. w. seyn muß, da doch der Begriff, dessen Repräsentant er ist, alle solche Bestimmungen nicht hat. Beim Gebrauch aber eines solchen Repräsentanten eines Begriffs ist man sich immer bewußt, daß er dem Begriff, den er repräsentirt, nicht adäquat, sondern voll willkürlicher Bestimmungen ist. In Uebereinstimmung mit dem hier Gesagten äußert sich Hume in seinen essays on human understanding, ess. 12. pars 1 gegen das Ende; und ebenfalls Rousseau, sur l'origine de l'inégalité, pars 1 in der Mitte. Etwas ganz Anderes hingegen lehrt darüber Kant, im Kapitel vom Schematismus der reinen Verstandesbegriffe. Nur innere Beobachtung

und deutliches Besinnen kann die Sache entscheiden. Jeder untersuche demnach, ob er sich bei seinen Begriffen eines „Monogramms der reinen Einbildungskraft a priori“, z. B. wenn er Hund denkt, so etwas entre chien et loup, bewußt ist, oder ob er, den hier aufgestellten Erklärungen gemäß, entweder einen Begriff durch die Vernunft denkt, oder irgend einen Repräsentanten des Begriffs, als ein vollendetes Bild, durch die Phantasie vorstellt.

Alles Denken, im weitern Sinne des Worts, also alle innere Geistesthätigkeit überhaupt, bedarf entweder der Worte, oder der Phantasiebilder: ohne Eines von Beiden hat es keinen Anhalt. Aber Beide zugleich sind nicht erforderlich; obwohl sie, zu gegenseitiger Unterstützung, ineinandergreifen können. Das Denken im engeren Sinne, also das abstrakte, mit Hülfe der Worte vollzogene, ist nun entweder rein logisches Raisonement, wo es dann gänzlich auf seinem eigenen Gebiete bleibt; oder es streift an die Gränze der anschaulichen Vorstellungen, um sich mit diesen auseinanderzusetzen, in der Absicht, das empirisch Gegebene und anschaulich Erfasste mit deutlich gedachten abstrakten Begriffen in Verbindung zu bringen, um es so ganz zu besitzen. Es sucht also entweder zum gegebenen anschaulichen Fall den Begriff, oder die Regel, unter die er gehört; oder aber zum gegebenen Begriff, oder Regel, den Fall, der sie belegt. In dieser Eigenschaft ist es Thätigkeit der Urtheilskraft, und zwar (nach Kants Eintheilung) im erstern Falle reflektirende, im andern subsumirende. Die Urtheilskraft ist demnach die Vermittlerin zwischen der anschauenden und der abstrakten Erkenntnißart, oder zwischen Verstand und Vernunft. Bei den meisten Menschen ist sie nur rudimentarisch, oft sogar nur nominell, vorhanden:*) sie sind bestimmt, von andern geleitet zu werden. Man soll mit ihnen nicht mehr reden, als nöthig ist.

[98] Das mit Hülfe anschaulicher Vorstellungen operirende Denken ist der eigentliche Kern aller Erkenntniß, indem es zurückgeht auf die Urquelle, auf die Grundlage aller Begriffe. Daher ist

*) Wer dies für hyperbolisch hält, betrachte das Schicksal der Goethe'schen Farbenlehre: und wundere er sich, daß ich daran einen Beleg finde; so hat er selbst einen zweiten dazu gegeben.

es der Erzeuger aller wahrhaft originellen Gedanken, aller ursprünglichen Grundansichten und aller Erfindungen, so fern bei diesen nicht der Zufall das Beste gethan hat. Bei demselben ist der Verstand vorwaltend thätig, wie bei jenem ersteren, rein abstrakten, die Vernunft. Ihm gehören gewisse Gedanken an, die lange im Kopfe herumziehen, gehn und kommen, sich bald in diese, bald in jene Anschauung kleiden, bis sie endlich, zur Deutlichkeit gelangend, sich in Begriffen fixiren und Worte finden. Ja, es giebt deren, welche sie nie finden; und leider sind dies die besten: quae voce meliora sunt, wie Apulejus sagt.

Aber Aristoteles ist zu weit gegangen, indem er meinte, daß kein Denken ohne Phantasiebilder vor sich gehn könne. Seine Aeußerungen hierüber, in den Büchern de anima III, c. c. 3, 7, 8, wie οὐδεποῦς νοεῖ ἀνευ φαντασµατος ἢ ψυχῇ (anima sine phantasmate nunquam intelligit), und ὅταν θεωρῇ, ἀναγκὴ ἀµα φαντασµα τι θεωρεῖν (qui contemplatur, necesse est, una cum phantasmate contempletur), desgleichen de memoria c. 1, νοεῖν οὐκ ἐστὶν ἀνευ φαντασµατος (fieri non potest, ut sine phantasmate quidquam intelligatur), — haben jedoch viel Eindruck gemacht auf die Denker des 15. und 16. Jahrhunderts, von welchen sie daher öfter und mit Nachdruck wiederholt werden: so z. B. sagt Picus de Mirandula, de imaginatione c. 5: Necesse est, eum, qui ratiocinatur et intelligit, phantasmata speculari; — Melanchthon, de anima, p. 130, sagt: oportet intelligentem phantasmata speculari; — und Jord. Brunus, de compositione imaginum, p. 10, sagt: dicit Aristoteles: oportet scire volentem, phantasmata speculari. Auch Pomponatius, de immortalitate, p. 54 et 70, äußert sich in diesem Sinn. — Nur so viel läßt sich behaupten, daß jede wahre und ursprüngliche Erkenntniß, auch jedes ächte Philosophem, zu ihrem innersten Kern, oder ihrer Wurzel, irgend eine anschauliche Auffassung haben muß. Diese, obgleich ein Momentanes und Einheitliches, theilt nachmals der ganzen Auseinanderlegung, sei sie auch noch so ausführlich, Geist und Leben mit, — wie ein Tropfen des rechten Reagens der ganzen Auflösung die Farbe des bewirkten Niederschlags. Hat die Auseinanderlegung einen solchen Kern; so gleicht sie der Note einer Bank, die Kontanten in Kasse hat: jede andere, aus bloßen Begriffskombinationen entsprungene hingegen ist wie die Note

einer Bank, die zur Sicherheit wieder nur andere, verpflichtende Papiere hinterlegt hat. Jedes bloß rein vernünftige Gerede ist so eine Verbeutlichung Dessen, was aus gegebenen Begriffen folgt, fördert daher eigentlich nichts Neues zu Tage, könnte also Jedem selbst zu machen überlassen bleiben, statt daß man täglich ganze Bücher damit füllt.

§ 29.

Satz vom zureichenden Grunde des Erkennens.

Aber auch das Denken im engeren Sinne besteht nicht in der bloßen Gegenwart abstrakter Begriffe im Bewußtseyn, sondern in einem Verbinden, oder Trennen zweier, oder mehrerer derselben, unter mancherlei Restriktionen und Modifikationen, welche die Logik, in der Lehre von den Urtheilen, angiebt. Ein solches deutlich gedachtes und ausgesprochenes Begriffsverhältniß heißt nämlich ein Urtheil. In Beziehung auf diese Urtheile nun macht sich hier der Satz vom Grunde abermals geltend, jedoch in einer von der im vorigen Kapitel dargelegten sehr verschiedenen Gestalt, nämlich als Satz vom Grunde des Erkennens, principium rationis sufficientis cognoscendi. Als solcher besagt er, daß wenn ein Urtheil eine Erkenntniß ausdrücken soll, es einen zureichenden Grund haben muß: wegen dieser Eigenschaft erhält es sodann das Prädikat wahr. Die Wahrheit ist also die Beziehung eines Urtheils auf etwas von ihm Verschiedenes, das sein Grund genannt wird und, wie wir sogleich sehn werden, selbst eine bedeutende Varietät der Arten zuläßt. Da es jedoch immer etwas ist, darauf das Urtheil sich stützt, oder beruht; so ist der deutsche Name Grund passend gewählt. Im Lateinischen und allen von ihm abzuleitenden Sprachen fällt der Name des Erkenntnißgrundes mit dem der Vernunft selbst zusammen: also heißen Beide ratio, la ragione, la razon, la raison, the reason. Dies zeugt davon, daß man im Erkennen der Gründe der Urtheile die vornehmste Funktion der Vernunft, ihr Geschäft κατ' ἐξοχην, erkannte. Diese Gründe nun, worauf ein Urtheil beruhen kann, lassen sich in vier Arten abtheilen, nach jeder von welchen dann auch die Wahrheit, die es erhält, eine verschiedene ist. Diese sind in den nächsten vier Paragraphen aufgestellt.

Logische Wahrheit.

Ein Urtheil kann ein anderes Urtheil zum Grunde haben. Dann ist seine Wahrheit eine logische, oder formale. Ob es auch materiale Wahrheit habe, bleibt unentschieden und hängt davon ab, ob das Urtheil, darauf es sich stützt, materiale Wahrheit habe, oder auch die Reihe von Urtheilen, darauf dieses sich gründet, auf ein Urtheil von materialer Wahrheit zurückführe. — Eine solche Begründung eines Urtheils durch ein anderes entsteht immer durch eine Vergleichung mit ihm: diese geschieht nun entweder unmittelbar, in der bloßen Konversion, oder Kontraposition desselben; oder aber durch Hinzuziehung eines dritten Urtheils, wo denn aus dem Verhältnisse der beiden letzteren zu einander die Wahrheit des zu begründenden Urtheils erhellt. Diese Operation ist der vollständige Schluß. Er kommt sowohl durch Opposition als Subsumtion der Begriffe zu Stande. Da der Schluß, als Begründung eines Urtheils durch ein anderes, mittelst eines dritten, es immer nur mit Urtheilen zu thun hat und diese nur Verknüpfungen der Begriffe sind, welche letztere eben der ausschließliche Gegenstand der Vernunft sind; so ist das Schließen mit Recht für das eigenthümliche Geschäft der Vernunft erklärt worden. Die ganze Syllogistik ist nichts weiter, als der Inbegriff der Regeln zur Anwendung des Satzes vom Grunde auf Urtheile unter einander; also der Kanon der logischen Wahrheit.

Als durch ein anderes Urtheil begründet sind auch diejenigen anzusehn, deren Wahrheit aus den vier bekannten Denkgesetzen erhellt: denn eben diese sind Urtheile, aus denen die Wahrheit jener folgt. Z. B. das Urtheil: „Ein Triangel ist ein von drei Linien eingeschlossener Raum“, hat zum letzten Grunde den Satz der Identität, d. h. den durch diesen ausgedrückten Gedanken. Dieses: „Kein Körper ist ohne Ausdehnung“, hat zum letzten Grunde den Satz vom Widerspruch. Dieses: „Jedes Urtheil ist entweder wahr, oder nicht wahr“, hat zum letzten Grunde den Satz vom ausgeschlossenen Dritten. Endlich dieses: „Keiner kann etwas als wahr annehmen, ohne zu wissen warum“, hat zum letzten Grunde den Satz vom zureichenden Grunde des Erkennens. Daß

[101] man, im gewöhnlichen Gebrauch der Vernunft, die aus den vier Gesetzen des Denkens folgenden Urtheile als wahr annimmt, ohne sie erst auf jene, als ihre Prämissen, zurückzuführen, da sogar der größte Theil der Menschen jene abstrakten Gesetze nie gehört hat, macht jene Urtheile so wenig von diesen als ihren Prämissen unabhängig, als, wenn Jemand sagt: „Nimmt man jenem Körper da seine Stütze, so wird er fallen“, dieses Urtheil, weil es möglich ist ohne daß der Satz „Alle Körper streben zum Mittelpunkt der Erde“ jemals seinem Bewußtseyn gegenwärtig gewesen sei, dadurch von diesem als seiner Prämisse unabhängig wird. Daß man bisher in der Logik allen auf nichts außer den Denkgesetzen gegründeten Urtheilen eine innere Wahrheit beilegte, d. h. sie für unmittelbar wahr erklärte, und diese innere logische Wahrheit unterschied von der äußern logischen Wahrheit, welche das Veruhen auf einem andern Urtheil als Grund wäre, kann ich daher nicht billigen. Jede Wahrheit ist die Beziehung eines Urtheils auf etwas außer ihm, und innere Wahrheit ein Widerspruch.

§ 31.

Empirische Wahrheit.

Eine Vorstellung der ersten Klasse, also eine durch die Sinne vermittelte Anschauung, mithin Erfahrung, kann Grund eines Urtheils seyn: dann hat das Urtheil materiale Wahrheit, und zwar ist diese, sofern das Urtheil sich unmittelbar auf die Erfahrung gründet, empirische Wahrheit.

Ein Urtheil hat materiale Wahrheit, heißt überhaupt: seine Begriffe sind so mit einander verbunden, getrennt, eingeschränkt, wie es die anschaulichen Vorstellungen, durch die es begründet wird, mit sich bringen und erfordern. Dies zu erkennen ist unmittelbar Sache der Urtheilskraft, als welche, wie gesagt, das Vermittelnde zwischen dem anschauenden und dem abstrakten, oder diskursiven Erkenntnißvermögen, also zwischen Verstand und Vernunft, ist.

§ 32.

[102]

Transscendentale Wahrheit.

Die im Verstande und der reinen Sinnlichkeit liegenden Formen der anschauenden, empirischen Erkenntniß können, als Bedingungen der Möglichkeit aller Erfahrung, Grund eines Urtheils seyn, das alsdann ein synthetisches a priori ist. Da ein solches Urtheil dennoch materiale Wahrheit hat; so ist diese eine transscendentale; weil das Urtheil nicht bloß auf der Erfahrung, sondern auf den in uns gelegenen Bedingungen der ganzen Möglichkeit derselben beruht. Denn es ist durch eben Das bestimmt, wodurch die Erfahrung selbst bestimmt wird: nämlich entweder durch die a priori von uns angeschauten Formen des Raumes und der Zeit, oder durch das a priori uns bewußte Gesetz der Causalität. Beispiele solcher Urtheile sind Sätze wie: Zwei gerade Linien schließen keinen Raum ein. — Nichts geschieht ohne Ursache. — $3 \times 7 = 21$. — Materie kann weder entstehen noch vergehn. Eigentlich kann die ganze reine Mathematik, nicht weniger meine Tafel der Prädikabilia a priori, im 2. Bande der Welt a. W. und W., wie auch die meisten Sätze in Kants metaphys. Anfangsgr. d. Naturwissenschaft, als Beleg dieser Art der Wahrheit angeführt werden.

§ 33.

Metalogische Wahrheit.

Endlich können auch die in der Vernunft gelegenen formalen Bedingungen alles Denkens der Grund eines Urtheils seyn, dessen Wahrheit alsdann eine solche ist, die ich am besten zu bezeichnen glaube, wenn ich sie metalogische Wahrheit nenne; welcher Ausdruck übrigens nichts zu schaffen hat mit dem Metalogicus, den Joannes Sarisberriensis im 12. Jahrhundert geschrieben hat; da dieser, in seinem prologus, erklärt: quia Logicae suscepi patrocini-
um, Metalogicus inscriptus est liber, und von dem Worte weiter keinen Gebrauch macht. Solcher Urtheile von metalogischer Wahrheit giebt es aber nur vier, die man längst durch Induktion gefunden und Gesetze alles Denkens genannt hat, obgleich man sowohl über ihre Ausdrücke, als ihre Anzahl, noch immer nicht ganz einig, wohl aber über das, was sie überhaupt

bezeichnen sollen, vollkommen einverstanden ist. Sie sind folgende:

- 1) Ein Subjekt ist gleich der Summe seiner Prädikate, oder $a = a$.
- 2) Einem Subjekt kann ein Prädikat nicht zugleich beigelegt und abgesprochen werden, oder $a = -a = 0$.
- 3) Von jeden zwei kontradiktorisch entgegengesetzten Prädikaten muß jedem Subjekt eines zukommen.
- 4) Die Wahrheit ist die Beziehung eines Urtheils auf etwas außer ihm, als seinen zureichenden Grund.

Daß diese Urtheile der Ausdruck der Bedingungen alles Denkens sind und daher diese zum Grunde haben, erkennen wir durch eine Reflexion, die ich eine Selbstuntersuchung der Vernunft nennen möchte. Indem sie nämlich vergebliche Versuche macht, diesen Gesetzen zuwider zu denken, erkennt sie solche als Bedingungen der Möglichkeit alles Denkens: wir finden alsdann, daß ihnen zuwider zu denken, so wenig angeht, wie unsere Glieder der Richtung ihrer Gelenke entgegen zu bewegen. Könnte das Subjekt sich selbst erkennen, so würden wir auch unmittelbar und nicht erst durch Versuche an Objekten, d. i. Vorstellungen, jene Gesetze erkennen. Mit den Gründen der Urtheile von transscendentaler Wahrheit ist es in dieser Hinsicht eben so: auch sie kommen ins Bewußtseyn nicht unmittelbar, sondern zuerst in concreto, mittelst Objekten, d. h. Vorstellungen. Versuchen wir z. B. eine Veränderung ohne vorhergängige Ursache, oder auch ein Entstehn, oder Vergehn von Materie zu denken; so werden wir uns der Unmöglichkeit der Sache bewußt, und zwar als einer objektiven; obwohl sie ihre Wurzel in unserm Intellekt hat; sonst wir sie ja nicht auf subjektivem Wege zum Bewußtseyn bringen könnten. Ueberhaupt ist zwischen den transscendentalen und metalogischen Wahrheiten eine große Aehnlichkeit und Beziehung bemerkbar, die auf eine gemeinschaftliche Wurzel beider deutet. Den Satz vom zureichenden Grunde vorzüglich sehn wir hier als metalogische Wahrheit, nachdem er im vorigen Kapitel als transscendentale Wahrheit aufgetreten war und im folgenden noch in einer andern Gestalt als transscendentale Wahrheit erscheinen wird. Daher eben bin ich in dieser Abhandlung bemüht, den Satz vom zureichenden Grunde als ein Urtheil aufzustellen, das einen vierfachen Grund hat, nicht etwa vier verschiedene Gründe, die zufällig auf das selbe Urtheil leiteten, sondern einen sich vierfach darstellenden Grund, den ich bildlich vierfache Wurzel nenne. Die

drei andern metalogischen Wahrheiten haben eine so große Aehnlichkeit mit einander, daß man bei ihrer Betrachtung beinaß nothwendig auf das Bestreben geräth, einen gemeinschaftlichen Ausdruck für sie zu suchen; wie auch ich Dies im 9. Kapitel des 2. Bandes meines Hauptwerks gethan habe. Dagegen sind sie vom Satze des zureichenden Grundes sehr unterschieden. Wollte man für jene drei andern metalogischen Wahrheiten ein Analogon unter den transcendentalen suchen; so würde wohl diese, daß die Substanz, will sagen die Materie, beharrt, zu wählen seyn.

§ 34.

Die Vernunft.

Da die in diesem Kapitel in Betrachtung genommene Klasse von Vorstellungen dem Menschen allein zukommt, und da alles Das, was sein Leben von dem der Thiere so mächtig unterscheidet und ihn so sehr in Vortheil gegen sie stellt, nachgewiesenermaßen auf seiner Fähigkeit zu diesen Vorstellungen beruht; so macht diese, offenbar und unstreitig, jene Vernunft aus, welche von jeher als das Vorrecht des Menschen gerühmt worden ist; wie denn auch alles Das, was zu allen Zeiten und von allen Völkern ausdrücklich als Aeußerung oder Leistung der Vernunft, des λογος, λογισμον, λογιστικον, ratio, la ragione, la razon, la raison, reason, betrachtet worden, augenfällig zurückläuft auf das nur der abstrakten, diskursiven, reflektiven, an Worte gebundenen und mittelbaren Erkenntniß, nicht aber der bloß intuitiven, unmittelbaren, sinnlichen, deren auch die Thiere theilhaft sind, Mögliche. Ratio et oratio stellt Cicero, de offic. I, 16, ganz richtig zusammen und beschreibt sie als quae docendo, discendo, communicando, disceptando, judicando, conciliat inter se homines u. s. w. Eben so de nat. deor. II, 7: rationem dico, et, si placet, pluribus verbis, mentem, consilium, cogitationem, prudentiam. Auch de legib. I, 10: ratio, qua una praestamus beluis, per quam conjectura valemus, argumentamur, refellimus, disserimus, conficimus aliquid, concludimus. In diesem Sinne aber haben alle Philosophen überall und jederzeit von der Vernunft geredet, bis auf Kant, welcher übrigens selbst sie noch als das Vermögen der Principien und des Schließens bestimmt; wiewohl

nicht zu leugnen ist, daß er Anlaß gegeben hat zu den nachherigen Verdrehungen. Ueber jene Uebereinstimmung aller Philosophen in diesem Punkt, und über die wahre Natur der Vernunft, im Gegensatz der Verfälschung ihres Begriffs durch die Philosophieprofessoren in diesem Jahrhundert, habe ich schon ausführlich geredet in der Welt a. W. und W. Bd. 1. § 8, wie auch im Anhang S. 577—585 [3. Aufl. S. 610—619], und abermals Bd. 2, Kap. 6; endlich auch in den Grundprobl. d. Ethik S. 148—154 [2. Aufl. S. 146—151], brauche also nicht alles dort Gesagte hier zu wiederholen; sondern knüpfe daran folgende Betrachtungen.

Die Philosophieprofessoren haben gerathen gefunden, jenem den Menschen vom Thier unterscheidenden Vermögen des Denkens und Ueberlegens, mittelst der Reflexion und der Begriffe, welches der Sprache bedarf und zu ihr befähigt, an dem die menschliche Besonnenheit hängt und mit ihr alle menschlichen Leistungen, welches daher in solcher Weise und in solchem Sinn von allen Völkern und auch von allen Philosophen stets aufgefaßt worden ist, seinen bisherigen Namen zu entziehen und es nicht mehr Vernunft, sondern, wider allen Sprachgebrauch und allen gesunden Takt, Verstand, und eben so alles aus demselben Fließende verständig, statt vernünftig zu nennen; welches dann allemal queer und ungeschickt, ja wie ein falscher Ton herauskommen mußte. Denn jederzeit und überall hat man als Verstand, intellectus, acumen, perspicacia, sagacitas u. s. w. das im vorigen Kapitel dargestellte, unmittelbare und mehr intuitive Vermögen bezeichnet und die aus ihm entspringenden, von den hier in Rede stehenden, vernünftigen specifisch verschiedenen Leistungen verständig, Flug, fein u. s. w. genannt, demnach verständig und vernünftig stets vollkommen unterschieden, als Aeußerungen zweier gänzlich und weit verschiedener Geistesfähigkeiten. Allein die Philosophieprofessoren durften sich hieran nicht kehren: denn ihre Politik verlangte dieses Opfer, und in solchen Fällen heißt es: „Platz da, Wahrheit! wir haben höhere, wohlverstandene Zwecke: Platz, Wahrheit! in majorem Dei gloriam, wie du es längst gewohnt bist! Bezahle du etwan Honorar und Gehalt? Platz, Wahrheit, Platz! geh zum Verdienst, und laudere in der Ecke.“ Sie hatten nämlich die Stelle und den Namen der Vernunft nöthig für ein erfun-

denes und erdichtetes, richtiger und aufrichtiger ein völlig erlogenes Vermögen, das ihnen in den Nöthen, darin Kant sie versetzt hatte, aushelfen sollte, ein Vermögen unmittelbarer, metaphysischer, d. h. über alle Möglichkeit der Erfahrung hinausgehender, die Welt der Dinge an sich und ihre Verhältnisse erfassender Erkenntnisse, welches demnach vor Allem ein „Gottesbewußtseyn“ ist, d. h. Gott den Herrn unmittelbar erkennt, auch die Art und Weise a priori konstruirt, wie er die Welt geschaffen, oder, wenn das zu trivial seyn sollte, wie er sie, durch einen mehr oder minder nothwendigen Lebensproceß, aus sich herausgetrieben und gewissermaßen erzeugt, oder auch, was das Bequemste, wenn gleich hochkomisch ist, sie, nach Sitte und Brauch vornehmer Herren am Ende der Audienz, bloß „entlassen“ habe, da sie dann selbst sich auf die Beine machen und marschiren möge, wohin es ihr gefällt. Zu diesem Letzteren war freilich nur die Stirn eines frechen Unsinnschmierers, wie Hegel, dreist genug. Dergleichen Narrenspotten also sind es, welche seit fünfzig Jahren, unter dem Namen von Vernunftkenntnissen, breit ausgesponnen, Hunderte sich philosophisch nennender Bücher füllen und, man sollte meinen ironischer Weise, Wissenschaft und wissenschaftlich genannt werden, sogar mit bis zum Ekel getriebener Wiederholung dieses Ausdrucks. Die Vernunft, der man so frech alle solche Weisheit anlügt, wird erklärt als ein „Vermögen des Ueberfinnlichen“, auch wohl „der Ideen“, kurz, als ein in uns liegendes, unmittelbar auf Metaphysik angelegtes, orakelartiges Vermögen. Ueber die Art ihrer Perception aller jener Herrlichkeiten und übersinnlicher Wahrnehmungen herrscht jedoch, seit 50 Jahren, große Verschiedenheit der Ansichten unter den Adepten. Nach den Dreistesten hat sie eine unmittelbare Vernunftanschauung des Absolutums, oder auch ad libitum des Unendlichen, und seiner Evolutionen zum Endlichen. Nach Andern, etwas bescheideneren, verhält sie sich nicht sowohl sehend, als hörend, indem sie nicht gerade anschaut, sondern bloß vernimmt was in solchem Wolkenkuckucksheim (*νεφελοκοκοκυγία*) vorgeht, und dann dieses dem sogenannten Verstande treulich wiedererzählt, der danach philosophische Compendien schreibt. Und von diesem angeblichen Vernehmen soll nun gar, nach einem Jacobischen Wig, die Vernunft ihren Namen haben; — als ob es nicht am Tage läge, daß er von der durch sie beding-

ten Sprache und dem Vernehmen der Worte, im Gegensatz des bloßen Hörens, welches auch den Thieren zukommt, genommen ist. Aber jener armselige Wig florirt seit einem halben Jahrhundert, gilt für einen ernsthaften Gedanken, ja einen Beweis, und ist tausend Mal wiederholt worden. Nach den Bescheidensten endlich kann die Vernunft weder sehn, noch hören, empfängt also von allen besagten Herrlichkeiten weder den Anblick, noch den Bericht, sondern hat davon nichts weiter, als eine bloße Ahnung, aus welchem Worte nun aber das d ausgemerzt wird, wodurch dasselbe einen ganz eigenen Anstrich von Misserie erhält, welcher, durch die Schaafssphysiognomie des jedesmaligen Apostels solcher Weisheit unterstützt, ihr nothwendig Eingang verschaffen muß.

Meine Leser wissen, daß ich das Wort Idee nur in seinem ursprünglichen, dem Platonischen, Sinne gelten lasse, und diesen, besonders im 3. Buche meines Hauptwerks, gründlich ausgeführt habe. Der Franzose und Engländer andererseits verbindet mit dem Worte *idée*, oder *idea*, einen sehr alltäglichen, aber doch ganz bestimmten und deutlichen Sinn. Hingegen dem Deutschen, wenn man ihm von Ideen redet (zumal wenn man Uebähen ausspricht), fängt an, der Kopf zu schwindeln, alle Besonnenheit verläßt ihn, ihm wird, als solle er mit dem Luftballon aufsteigen. Da war also etwas zu machen für unsere Adepten der Vernunftanschauung; daher auch der frechste von allen, der bekannte Schallatän Hegel, sein Princip der Welt und aller Dinge ohne Weiteres die Idee genannt hat, — woran dann richtig Alle meinten etwas zu haben. — Wenn man jedoch sich nicht verbugen läßt, sondern fragt, was denn eigentlich die Ideen seien, als deren Vermögen die Vernunft bestimmt wird; so erhält man gewöhnlich, als Erklärung derselben, einen hochtrabenden, hohlen, konfusen Wortkram, in eingeschachtelten Perioden von solcher Länge, daß der Leser, wenn er nicht schon in der Mitte derselben eingeschlafen ist, sich am Ende mehr im Zustande der Betäubung, als in dem der erhaltenen Belehrung befindet, oder auch wohl gar auf den Verdacht geräth, es möchten ungefähr so etwas wie Chimären gemeint seyn. Verlangt er inzwischen, dergleichen Ideen speciell kennen zu lernen; so wird ihm allerlei aufgetischt: bald nämlich die Hauptthemata der Scholastik, welche leider Kant selbst, un-

berechtigter und fehlerhafter Weise, wie ich in meiner Kritik seiner Philosophie dargethan habe, Ideen der Vernunft genannt hat, jedoch nur, um sie als etwas schlechthin Unbeweisbares und theoretisch Unberechtigtes nachzuweisen: nämlich die Vorstellungen von Gott, einer unsterblichen Seele und einer realen, objektiv vorhandenen Welt und ihrer Ordnung; — auch wird wohl, als Variation, bloß Gott, Freiheit und Unsterblichkeit angeführt: bald wieder soll es seyn das Absolutum, welches wir oben § 20 als den nothgedrungen inkognito reisenden kosmologischen Beweis kennen gelernt haben; bisweilen aber auch das Unendliche, im Gegensatz des Endlichen, da an diesem Wortkram der deutsche Leser, in der Regel, sein Genügen hat und nicht merkt, daß er am Ende nichts Deutliches dabei denken kann, als nur „was ein Ende hat“, und „was keines hat.“ Sehr beliebt sind ferner, als angebliche Ideen, vorzüglich bei den Sentimentalen und Gemüthlichen, „das Gute, das Wahre und das Schöne“; obwohl dies eben nur drei sehr weite und abstrakte, weil aus einer Unzahl von Dingen und Verhältnissen abgezogene, mithin auch sehr inhaltsarme Begriffe sind, wie tausend andere dergleichen Abstrakta mehr. Ihren Inhalt anlangend, habe ich oben, § 29, die Wahrheit nachgewiesen als eine ausschließlich den Urtheilen zukommende, also logische Eigenschaft; und über die beiden andern hier in Rede stehenden Abstrakta verweise ich theils auf die „Welt als W. und B.“ Bd. 1, § 65, und theils auf das ganze dritte Buch des selben Werks. Allein wenn bei jenen drei mageren Abstraktis nur recht mysteriös und wichtig gethan und die Augenbrauen bis in die Perücke hinauf gezogen werden; so können junge Leute leicht sich einbilden, daß Wunder was dahinter stecke, nämlich etwas ganz Apartes und Unausprechliches, weshalb sie den Namen Ideen verdienen und somit vor den Triumpfwagen jener vorgeblichen, metaphysischen Vernunft gespannt werden.

Wenn nun also gelehrt wird, wir besäßen ein Vermögen unmittelbarer, materieller (d. h. den Stoff, nicht bloß die Form liefernder) übersinnlicher (d. h. über alle Möglichkeit der Erfahrung hinausführender) Erkenntnisse, ein ausdrücklich auf metaphysische Einsichten angelegtes und zu solchem Behuf uns einwohnendes Vermögen, und hierin bestände unsere Vernunft; — so muß [109]

ich so unhöflich seyn, dies eine baare Lüge zu nennen. Denn die leichteste, aber ehrliche Selbstprüfung muß Jeden überzeugen, daß in uns ein solches Vermögen schlechterdings nicht vorhanden ist. Diesem entspricht eben auch was im Laufe der Zeit aus den Forschungen der berufenen, befähigten und redlichen Denker sich als Resultat ergeben hat, daß nämlich das Angeborne, daher Apriorische und von der Erfahrung Unabhängige unsers gesammten Erkenntnißvermögens durchaus beschränkt ist auf den formellen Theil der Erkenntniß, d. h. auf das Bewußtseyn der selbsteigenen Funktionen des Intellekts und der Weise ihrer allein möglichen Thätigkeit, welche Funktionen jedoch sammt und anders des Stoffs von außen bedürfen, um materielle Erkenntnisse zu liefern. So liegen in uns die Formen der äußern, objektiven Anschauung, als Zeit und Raum, sodann das Gesetz der Kausalität, als bloße Form des Verstandes, mittelst welcher dieser die objektive Körperwelt aufbaut, endlich auch der formelle Theil der abstrakten Erkenntniß: dieser ist niedergelegt und dargestellt in der Logik, die deshalb von unsern Vätern ganz richtig Vernunftlehre benannt worden ist. Eben sie lehrt jedoch auch, daß die Begriffe, aus denen die Urtheile und Schlüsse bestehen, auf welche alle logischen Gesetze sich beziehen, ihren Stoff und Inhalt von der anschaulichen Erkenntniß zu erwarten haben; — eben wie der diese schaffende Verstand den Stoff, welcher seinen apriorischen Formen Inhalt giebt, aus der Sinnesempfindung nimmt.

Also alles Materielle in unserer Erkenntniß, d. h. Alles, was sich nicht auf subjektive Form, selbsteigene Thätigkeitsweise, Funktion des Intellekts zurückführen läßt, mithin der gesammte Stoff derselben, kommt von außen, nämlich zuletzt aus der, von der Sinnesempfindung ausgehenden, objektiven Anschauung der Körperwelt. Diese anschauliche und, dem Stoffe nach, empirische Erkenntniß ist es, welche sodann die Vernunft, die wirkliche Vernunft, zu Begriffen verarbeitet, die sie durch Worte sinnlich fixirt und dann an ihnen den Stoff hat zu ihren endlosen Kombinationen, mittelst Urtheilen und Schlüssen, welche das Gewebe unserer Gedankenwelt ausmachen. Die Vernunft hat also durchaus keinen materiellen, sondern bloß einen formellen Inhalt, [110] und dieser ist der Stoff der Logik, welche daher bloße Formen

und Regeln zu Gedankenoperationen enthält. Den materiellen Inhalt muß die Vernunft, bei ihrem Denken, schlechterdings von außen nehmen, aus den anschaulichen Vorstellungen, die der Verstand geschaffen hat. An diesen übt sie ihre Funktionen aus, indem sie, zunächst Begriffe bildend, von den verschiedenen Eigenschaften der Dinge Einiges fallen läßt und Anderes behält und es nun verbindet zu einem Begriff. Dadurch aber büßen die Vorstellungen ihre Anschaulichkeit ein, gewinnen dafür jedoch an Uebersichtlichkeit und Leichtigkeit der Handhabung; wie im Obigen gezeigt worden. — Dies also, und Dies allein, ist die Thätigkeit der Vernunft: hingegen Stoff aus eigenen Mitteln liefern kann sie nimmermehr. — Sie hat nichts, als Formen: sie ist weiblich, sie empfängt bloß, erzeugt nicht. Es ist nicht zufällig, daß sie, sowohl in den Lateinischen, wie den Germanischen Sprachen, als weiblich auftritt, der Verstand hingegen als männlich.

Wenn nun etwan gesagt wird: „Dies lehrt die gesunde Vernunft“, oder auch: „Die Vernunft soll die Leidenschaften zügeln“ und dergl. mehr; so ist damit keineswegs gemeint, daß die Vernunft aus eigenen Mitteln materielle Erkenntnisse liefere; sondern man weist dadurch hin auf die Ergebnisse des vernünftigen Nachdenkens, also auf die logische Folgerung aus den Sätzen, welche die aus der Erfahrung bereicherte, abstrakte Erkenntniß allmählig gewonnen hat, und vermöge welcher wir sowohl das empirisch Nothwendige, also vorkommenden Falls Vorauszusehende, als auch die Gründe und Folgen unsers eigenen Thuns deutlich und leicht überblicken können. Ueberall ist „vernünftig“ oder „vernunftgemäß“ gleichbedeutend mit „folgerecht“ oder „logisch“; wie auch umgekehrt; da ja die Logik eben nur das als ein System von Regeln ausgesprochene natürliche Verfahren der Vernunft selbst ist: jene Ausdrücke (vernünftig und logisch) verhalten sich also zu einander wie Praxis und Theorie. In eben diesem Sinne versteht man unter einer vernünftigen Handlungsweise eine ganz konsequente, also von allgemeinen Begriffen ausgehende und von abstrakten Gedanken, als Vorsätzen, geleitete, nicht aber durch den flüchtigen Eindruck der Gegenwart bestimmte; wodurch inzwischen über die Moralität einer solchen Handlungsweise nichts entschieden wird, sondern diese sowohl schlecht, als gut seyn kann. Hierüber findet man ausführliche Erläuterungen in meiner „Kritik der Kan-

tischen Philosophie“, S. 576 fg. [3. Aufl. S. 610 fg.], wie auch in den „Grundproblemen der Ethik“, S. 152 (2. Aufl. S. 149 fg.). Erkenntnisse aus reiner Vernunft endlich sind solche, deren Ursprung im formellen Theil unsers Erkenntnißvermögens, sei es des denkenden oder des anschauenden, liegt, die wir also a priori, d. h. ohne Hülfe der Erfahrung, uns zum Bewußtseyn bringen können: sie beruhen allemal auf Sätzen von transscendentaler, oder auch von metalogischer Wahrheit.

Hingegen eine, materielle Erkenntnisse ursprünglich und aus eigenen Mitteln liefernde, uns daher über alle Möglichkeit der Erfahrung hinaus, positiv belehrende Vernunft, als welche dazu angeborene Ideen enthalten müßte, ist eine reine Fiktion der Philosophieprofessoren und ein Erzeugniß der durch die Kritik der reinen Vernunft in ihnen hervorgerufenen Angst. — Kennen die Herren wohl einen gewissen Locke, und haben sie ihn gelesen? Vielleicht ein Mal, vor langer Zeit, obenhin, stellenweise, dabei mit wohlbewußter Superiorität auf den großen Mann herabsehend, zudem in schlechter, deutscher Tagelöhnerübersehung: — denn daß die Kenntniß der neuern Sprachen in dem Maaße zunähme, wie, dem Himmel sei's geklagt, die der alten abnimmt, merke ich noch nicht. Freilich haben sie auch keine Zeit auf solche alte Knasterbärte zu verwenden gehabt; ist doch sogar eine wirkliche und gründliche Kenntniß der Kantischen Philosophie höchstens nur noch in einigen, sehr wenigen, alten Köpfen zu finden. Denn die Jugendzeit der jetzt im Mannesalter stehenden Generation hat verwendet werden müssen auf die Werke des „Riesengeistes Hegel“, des „großen Schleiermacher“ und des „scharfsinnigen Herbart.“ Leider, leider, leider! Denn Das eben ist das Verderbliche solcher Universitätscelebritäten und jenes aus dem Munde ehrfamer Kollegen im Amte und hoffnungsvoller Aspiranten zu solchem emporsteigenden Rathgeberheldenruhmes, daß der guten, gläubigen, urtheilslosen Jugend mittelmäßige Köpfe, bloße Fabrikwaare der Natur, als große Geister, als Ausnahmen und Zierden der Menschheit angepriesen werden; wonach dann dieselbe sich mit aller ihrer Jugendkraft auf das sterile Studium der endlosen und geistlosen Schreibereien solcher Leute wirft und die wenige, kostbare Zeit, die ihr zu höherer Bildung vergönnt worden, vergeudet, statt solche der wirklichen Belehrung zu widmen, welche

die Werke der so seltenen, ächten Denker darbieten, dieser wahren Ausnahmen unter den Menschen, welche, *rari nantes in gurgite vasto*, im Laufe der Jahrhunderte nur hin und wieder ein Mal aufgetaucht sind, weil eben die Natur jeden ihrer Art nur Ein Mal machte und dann „die Form zerbrach.“ Auch für sie würden diese gelebt haben, wenn sie nicht um ihren Antheil an ihnen wären betrogen worden durch die so überaus verderblichen Präkonen des Schlechten, diese Mitglieder der großen Kamerad- und Gvatterschaft der Alltagsköpfe, die allezeit florirt und ihr Panier hoch flattern läßt, als stehender Feind des sie demüthigenden Großen und Achten. Durch eben Diese und ihr Treiben ist die Zeit so heruntergebracht, daß die, von unsern Vätern nur nach jahrelangem ernstlichen Studium und unter großer Anstrengung verstandene Kantische Philosophie der jetzigen Generation wieder fremd geworden ist, die nun davorsteht, wie *ovos προς λυραν*, und etwa rohe, plumpe, tölpelhaftige Angriffe darauf versucht, — wie Barbaren Steine werfen gegen ein ihnen fremdartiges, griechisches Götterbild. Weil es denn nun so steht, liegt auch mir heute ob, den Verfechtern der unmittelbar erkennenden, vernehmenden, anschauenden, kurz materielle Kenntnisse aus eigenen Mitteln liefernden Vernunft, als etwas ihnen Neues, in dem seit 150 Jahren weltberühmten Werke Locke's das erste, ausdrücklich gegen alle angeborenen Erkenntnisse gerichtete Buch zu empfehlen, und noch speciell im 3. Kapitel desselben die §§ 21—26. Denn obwohl Locke in seinem Leugnen aller angeborenen Wahrheiten insofern zu weit geht, als er es auch auf die formalen Erkenntnisse ausdehnt, worin er später von Kant auf das Glänzendste berichtigt worden ist; so hat er doch hinsichtlich aller materialen, d. i. Stoff gebenden Erkenntnisse vollkommen und unleugbar Recht.

Ich habe es schon in meiner Ethik gesagt, muß es jedoch wiederholen, weil, wie das Spanische Sprichwort lehrt, es keinen ärgern Lauben giebt, als den, der nicht hören will (*no hay peor sordo, que el que no quiere oir*): wenn die Vernunft ein auf Metaphysik angelegtes, Erkenntnisse, ihrem Stoffe nach, lieferndes und demnach alle Möglichkeit der Erfahrung überschreitende Aufschlüsse gebendes Vermögen wäre; so müßte ja nothwendig über die Gegenstände der Metaphysik, mithin auch der Religion, da sie

die selben sind, eine eben so große Uebereinstimmung unter dem Menschengeschlechte herrschen, wie über die Gegenstände der Mathematik; so daß, wenn etwan Einer in seinen Ansichten über Dergleichen von den Andern abweiche, er sofort als nicht recht bei Troste angesehen werden müßte. Aber gerade das Umgekehrte findet Statt: über kein Thema ist das Menschengeschlecht so durchaus uneinig, wie über das besagte. Seitdem Menschen denken, liegen überall die sämtlichen philosophischen Systeme im Streit und sind einander zum Theil diametral entgegengesetzt; und seitdem Menschen glauben (welches noch länger her ist), bekämpfen einander die Religionen mit Feuer und Schwert, mit Exkommunikationen und Kanonen. Für sporadische Heterodoxe aber gab es, zur Zeit des recht lebendigen Glaubens, nicht etwan Marrenhäuser, sondern Inquisitionsgefängnisse, nebst Zubehör. Also auch hier spricht die Erfahrung laut und unabweisbar gegen das lügenhafte Vorgeben einer Vernunft, die ein Vermögen unmittelbarer, metaphysischer Erkenntnisse, oder, deutlicher geredet, Eingebungen von oben wäre, und über welche ein Mal strenges Gericht zu halten, es wahrlich an der Zeit ist; da, *horribile dictu*, eine so lahme, so palpable Lüge seit einem halben Jahrhundert in Deutschland überall kolportirt wird, jahraus jahrein vom Katheder auf die Bänke und dann wieder von den Bänken aufs Katheder wandert, ja sogar unter den Franzosen ein Paar Pinsel gefunden hat, die sich das Märchen haben aufbinden lassen und nun damit in Frankreich hausiren gehn; woselbst jedoch der bon sens der Franzosen der *raison transcendente* bald die Thüre weisen wird.

Aber wo ist denn die Lüge ausgeheckt, und wie ist das Märchen in die Welt gekommen? — Ich muß es gestehn: den nächsten Anlaß hat leider Kants praktische Vernunft gegeben, mit ihrem kategorischen Imperativ. Diese nämlich ein Mal angenommen, hatte man weiter nichts nöthig, als derselben eine eben so reichs-unmittelbare, folglich *ex tripode* die metaphysischen Wahrheiten verkündende theoretische Vernunft, als ihren Pendant, oder ihre Zwillingsschwester, beizugeben. Den glänzenden Erfolg der Sache habe ich geschildert in den Grundproblemen der Ethik S. 148 fg. [2. Aufl. S. 146 fg.], wohin ich verweise. Indem ich also einräume, daß Kant zu dieser erlogenen Annahme den Anlaß ge-

geben, muß ich jedoch hinzufügen: wer gerne tanzt, dem ist leicht gepfeifen. Ist es doch wie ein Fluch, der auf dem bipedischen Geschlechte lastet, daß, vermöge seiner Wahlverwandtschaft zum Verkehrten und Schlechten, ihm sogar an den Werken großer Geister gerade das Schlechteste, ja geradezu die Fehler, am besten gefallen; so daß es diese lobt und bewundert, hingegen das wirklich Bewunderungswürdige ihnen nur so mit hingehn läßt. Das wahrhaft Große, das eigentlich Tiefe in Kants Philosophie ist jetzt äußerst Wenigen bekannt: denn mit dem ernstlichen Studio seiner Werke mußte auch das Verständniß derselben aufhören. Sie werden nur noch kursorisch, zum Behuf historischer Kenntnißnahme, gelesen von Jenen, welche wähnen, nach ihm sei auch etwas gekommen, ja, erst das Rechte: daher man allem Gerede Dieser von Kantischer Philosophie anmerkt, daß sie nur die Schaafe, die Außenfeste derselben kennen, einen rohen Umriss davon nach Hause getragen, hie und da ein Wort aufgeschnappt haben, aber nie in den tiefen Sinn und Geist derselben eingebrungen sind. Was nun allen Solchen von jeher am besten im Kant gefallen hat, sind zuvörderst die Antinomien, als ein gar vertracktes Ding, noch mehr aber die praktische Vernunft, mit ihrem kategorischen Imperativ, und wohl gar noch die darauf gesetzte Moralthologie, mit der es jedoch Kanten nie Ernst gewesen ist; da ein theoretisches Dogma von ausschließlich praktischer Geltung der hölzernen Flinte gleicht, die man ohne Gefahr den Kindern geben kann, auch ganz eigentlich zum „wasch' mir den Pelz, aber mach' ihn mir nicht naß“ gehört. Was nun aber den kategorischen Imperativ selbst betrifft, so hat Kant ihn nie als Thatsache behauptet, hiegegen vielmehr wiederholentlich protestirt und denselben bloß als das Resultat einer höchst wunderlichen Begriffskombination aufgetischt; weil er eben einen Nothanker für die Moral brauchte. Die Philosophieprofessoren aber haben niemals das Fundament der Sache untersucht, so daß, wie es scheint, vor mir dasselbe nicht ein Mal erkannt worden ist: statt Dessen haben sie sich beeilt, unter dem puristischen Namen „das Sittengesetz“, der mich jedesmal an Bürger's Ramsell's Regel erinnert, den kategorischen Imperativ als felsenfest begründete Thatsache in Kredit zu bringen, ja, haben etwas so Massives daraus gemacht, wie die steinernen Gesehtafeln des Moses, welche er ganz und gar bei ihnen vertreten muß.

Nun habe ich zwar, in meiner Abhandlung über das Fundament der Moral, die praktische Vernunft, mit ihrem Imperativ, unter das anatomische Messer genommen und daß nie Leben und Wahrheit in ihnen gewesen ist so deutlich und sicher nachgewiesen, daß ich Den sehn will, der mich mit Gründen widerlegen und ehrlicher Weise dem kategorischen Imperativ wieder auf die Beine helfen kann. Das macht jedoch die Philosophieprofessoren nicht irre. Sie können ihr „Sittengesetz der praktischen Vernunft“ als einen bequemen Deus ex machina zur Begründung ihrer Moral, so wenig wie die Freiheit des Willens, entbehren: denn dies sind zwei höchst wesentliche Stücke ihrer Alterweiber- und Rocken-Philosophie. Daß ich nun beide todtgeschlagen habe thut nichts: bei ihnen leben sie noch immer, — wie man bisweilen einen bereits gestorbenen Monarchen, aus politischen Gründen, noch einige Tage fortregieren läßt. Gegen meine unerbittliche Demolition jener beiden alten Fabeln gebrauchen die Tapfern eben nur ihre alte Taktik: schweigen, schweigen, sein leise vorüber schleichen, thun als ob nichts geschehn wäre, damit das Publikum glaube, daß was so Einer wie ich sagt nicht werth sei, daß man auch nur hinhöre: nun freilich; sind sie doch vom Ministerio zur Philosophie berufen, und ich bloß von der Natur. Zwar wird sich wohl am Ende ergeben, daß diese Helden es machen, wie der idealistisch gesinnte Vogel Strauß, welcher meint, daß wenn nur er die Augen verhält, der Jäger nicht mehr dasei. Je nun, kommt Zeit, kommt Rath: wenn nur noch einstweilen, etwa bis ich todt bin und man sich meine Sachen nach eigenem Gusto appretiren kann, das Publikum sich an dem unfruchtbaren Gesaalbader, dem unerträglich langweiligen Gekau, den arbiträren Konstruktionen des Absolutums und der Kinderschulmoral der Herren genügen lassen will, da wird man später weiter sehn.

Morgen habe denn das Rechte
Seine Freunde wohlgesinnet,
Wenn nur heute noch das Schlechte
Wollen Platz und Gunst gewinnt.

W. D. Divan p. 97.

Aber wissen die Herren auch, was es an der Zeit ist? — Eine längst prophezeite Epoche ist eingetreten: die Kirche wanft,

wankt so stark, daß es sich fragt, ob sie den Schwerpunkt wiederfinden werde: denn der Glaube ist abhanden gekommen. Ist es doch mit dem Licht der Offenbarung wie mit andern Lichtern: einige Dunkelheit ist die Bedingung. Die Zahl Derer, welche ein gewisser Grad und Umfang von Kenntnissen zum Glauben unfähig macht, ist bedenklich groß geworden. Dies bezeugt die allgemeine Verbreitung des platten Rationalismus, der sein Bulldogsgesicht immer breiter auslegt. Die tiefen Mysterien des Christenthums, über welche die Jahrhunderte gebrütet und gestritten haben, schießt er sich ganz gelassen an, mit seiner Schneiderelle auszumessen und dünkt sich wunderkugl dabei. Vor Allem ist das Christliche Kerndogma, die Lehre von der Erbsünde, bei den rationalistischen Plattköpfen zum Rinderspott geworden; weil eben ihnen nichts klärer und gewisser dünkt, als daß das Daseyn eines Jeden mit seiner Geburt angefangen habe, daher er unmöglich verschuldet auf die Welt gekommen seyn könne. Wie scharfsinnig! — Und wie, wenn Verarmung und Vernachlässigung überhand nehmen, dann die Wölfe anfangen sich im Dorfe zu zeigen; so erhebt, unter diesen Umständen, der stets bereit liegende Materialismus das Haupt und kommt, mit seinem Begleiter, dem Bestialismus (von gewissen Leuten Humanismus genannt), an der Hand, heran. — Mit der Unfähigkeit zum Glauben wächst das Bedürfniß der Erkenntniß. Es giebt einen Siedepunkt auf der Skala der Kultur, wo aller Glaube, alle Offenbarung, alle Auktoritäten sich verflüchtigen, der Mensch nach eigener Einsicht verlangt, belehrt, aber auch überzeugt seyn will. Das Gängelband der Kindheit ist von ihm gefallen: er will auf eigenen Beinen stehn. Dabei aber ist sein metaphysisches Bedürfniß (Welt als W. und B., B. 2, Kap. 17) so unvertilgbar, wie irgend ein physisches. Dann wird es Ernst mit dem Verlangen nach Philosophie, und die bedürftige Menschheit ruft alle denkenden Geister, die sie jemals aus ihrem Schooß erzeugt hat, an. Mit hohlem Wortkram und impotenten Bemühungen geistiger Kastraten ist da nicht mehr auszureichen; sondern es bedarf dann einer ernstlich gemeinten, d. h. einer auf Wahrheit, nicht auf Gehalte und Honorare gerichteten Philosophie, die daher nicht fragt, ob sie Ministern oder Räthen gefalle, oder dieser oder jener Kirchenpartei der Zeit in ihren Kram passe; sondern an den Tag legt, daß der Beruf der Philosophie ein

ganz anderer sei, als eine Erwerbsquelle für die Armen am Geiste abzugeben.

Doch ich kehre zu meinem Thema zurück. Dem praktischen Drakel, welches Kant der Vernunft fälschlich zugeschrieben hatte, wurde, mittelst einer, bloß einiger Kühnheit bedürftenden Amplifikation, ein theoretisches Drakel zugesellt. Die Ehre der Erfindung wird wohl auf F. H. Jacobi zurückzuführen seyn, von welchem theueren Manne die Philosophieprofessoren das werthvolle Geschenk freudig und dankbar entgegennahmen. Denn dadurch war ihnen geholfen aus der Noth, in die Kant sie versetzt hatte. Die kalte, nüchterne, überlegende Vernunft, welche Kant so grausam kritisirt hatte, wurde zum Verstande degradirt und mußte fortan diesen Namen führen: der Name der Vernunft aber wurde einem gänzlich imaginären, zu Deutsch, erlogenen Vermögen beigelegt, an dem man gleichsam ein in die supralunarisches, ja übernatürliche Welt sich öffnendes Fensterlein hatte, durch welches man daher alle die Wahrheiten ganz fertig und zugerichtet in Empfang nehmen konnte, um welche die bisherige, altmodische, ehrliche, reflektirende und besonnene Vernunft sich Jahrhunderte lang vergeblich abgemüht und gestritten hatte. Und auf einem solchen, völlig aus der Luft gegriffenen, völlig erlogenen Vermögen basirt sich seit funfzig Jahren die Deutsche sogenannte Philosophie, erst als freie Konstruktion und Projektion des absoluten Ich und seiner Emanationen zum Nicht-Ich, dann als intellektuale Anschauung der absoluten Identität, oder Indifferenz, und ihrer Evolutionen zur Natur, oder auch des Entstehens Gottes aus seinem finstern Grunde, oder Ungrunde, à la Jakob Böhme, endlich als reines Sichselbstdenken der absoluten Idee und Schauplatz des Ballets der Selbstbewegung der Begriffe, daneben aber stets noch als unmittelbares Vernehmen des Göttlichen, des Uebersinnlichen, der Gottheit, der Schönheit, Wahrheit, Gutheit, und was sonst noch für Heiten gefällig seyn mögen, oder auch als bloßes Ahnen (ohne d) aller dieser Herrlichkeiten. — Das also wäre Vernunft? o nein, das sind Vossen, welche den durch die ernsthaften Kantischen Kritiken in Verlegenheit gesetzten Philosophieprofessoren zum Nothbehelfe dienen sollen, um irgend wie, per fas aut nefas, die Gegenstände der Landesreligion für Ergebnisse der Philosophie auszugeben.

Nämlich die erste Obliegenheit aller Professorenphilosophie ist, die Lehre von Gott, dem Schöpfer und Regierer der Welt, als einem persönlichen, folglich individuellen, mit Verstand und Willen begabten Wesen, welches die Welt aus nichts hervorgebracht hat und sie mit höchster Weisheit, Macht und Güte lenkt, philosophisch zu begründen und über allen Zweifel hinaus festzustellen. Dadurch aber gerathen die Philosophieprofessoren in eine mißliche Stellung zur ernstlichen Philosophie. Nämlich Kant ist gekommen, die Kritik der reinen Vernunft ist geschrieben, schon vor mehr als 60 Jahren, und das Resultat derselben ist gewesen, daß alle Beweise, die man im Lauf der christlichen Jahrhunderte für das Daseyn Gottes aufgestellt hatte und die auf drei allein mögliche Beweisarten zurückzuführen sind, durchaus nicht vermögen das Verlangte zu leisten, ja, die Unmöglichkeit jedes solchen Beweises, und damit die Unmöglichkeit aller spekulativen Theologie, wird ausführlich a priori dargethan, und zwar, wohlverstanden, nicht etwa, wie es in unsern Tagen Mode geworden, mit hohlem Wortkram, Hegel'schem Wischiwaschi, woraus Jeder machen kann was er will; nein, ganz ernstlich und ehrlich, nach alter guter Sitte, folglich so, daß seit 60 Jahren, so höchst ungelegen die Sache auch Vielen gekommen, Keiner etwas Erhebliches dagegen hat einwenden können, vielmehr in Folge davon die Beweise des Daseyns Gottes ganz außer Kredit und Gebrauch gekommen sind. Ja, gegen dieselben haben, von Dem an, die Philosophieprofessoren äußerst vornehm gethan, sogar eine entschiedene Verachtung dagegen an den Tag gelegt; weil nämlich die Sache sich so ganz von selbst verstände, daß es lächerlich sei, sie erst beweisen zu wollen. Ei, ei, ei! hätte man doch Das früher gewußt! Dann würde man sich nicht Jahrhunderte lang um solche Beweise abgemüht haben, und Kant hätte nicht nöthig gehabt, dieselben mit dem ganzen Gewicht der Vernunftkritik zu zermalmen. Da wird denn wohl, bei besagter Verachtung, Manchem der Fuchs mit den sauern Trauben einfallen. Wer übrigens eine kleine Probe derselben sehn möchte, findet eine recht charakteristische in Schelling's philosophischen Schriften, Bd. 1, 1809, S. 152. — Während nun Andere sich damit trösteten, daß Kant gesagt habe, das Gegentheil ließe sich auch nicht beweisen, — als ob dem alten Schalk das affirmanti incumbit probatio unbekannt gewesen wäre, — kam, als

ein Retter in der Noth, für die Philosophieprofessoren, die bewundernswürdige Jacobische Erfindung, welche den deutschen Gelehrten dieses Jahrhunderts eine ganz aparte Vernunft verlieh, von der bis dahin kein Mensch etwas gehört, noch gewußt hatte. Und doch waren alle diese Schliche keineswegs nöthig. Denn durch jene Unbeweisbarkeit wird das Daseyn Gottes selbst nicht im Mindesten angefochten; da es auf viel sicherem Boden und unerschütterlich fest steht. Es ist ja Sache der Offenbarung, und zwar ist es Dies um so gewisser, als solche Offenbarung allein und ausschließlich demjenigen Volke, welches deshalb das erwählte heißt, zu Theil geworden ist. Dies ist daraus ersichtlich, daß die Erkenntniß Gottes, als des persönlichen Regierers und Schöpfers der Welt, der Alles wohlgemacht, sich ganz allein in der Jüdischen und den beiden aus ihr hervorgegangenen Glaubenslehren, die man, im weitern Sinne, ihre Sekten nennen könnte, findet, nicht aber in der Religion irgend eines andern Volkes, alter oder neuer Zeit. Denn es wird doch wohl Keinem in den Sinn kommen, etwa das Brahman der Hindu, welches in mir, in dir, in meinem Pferde, deinem Hunde lebt und leidet, — oder auch den Brahma, welcher geboren ist und stirbt, andern Brahmas Platz zu machen, und dem überdies sein Hervorbringen der Welt zur Schuld und Sünde angerechnet wird*), — geschweige den üppigen Sohn des betrogenen Saturns, dem Prometheus trotz und seinen Fall verkündet, — mit Gott dem Herrn zu verwechseln. Sehn wir aber gar die Religion an, welche auf Erden die größte Anzahl von Bekennern, folglich die Majorität der Menschheit für sich hat und in dieser Beziehung die vornehmste heißen kann, also den Buddhismus; so läßt es heut zu Tage sich nicht mehr verhehlen, daß dieser, so wie streng idealistisch und asketisch, auch entschieden und ausdrücklich atheistisch ist; so sehr, daß die Priester, wenn ihnen die Lehre des reinen Theismus vorgetragen wird, solche ausdrücklich perhorresciren. Daher (wie uns in den Asiatic

*) If Brimha be unceasingly employed in the creation of worlds, — — — — — how can tranquillity be obtained by inferior orders of being? (Wenn Brahma unaufhörlich Welten schafft, — — — wie sollen Wesen niedrigerer Art zur Ruhe gelangen?) Prabodh Chandro Daya, tr. by J. Taylor, p. 23. — Auch ist Brahma Theil des Trimurti, dieser aber die Personifikation der Natur, als Zeugung, Erhaltung und Tod: er vertritt also die erstere.

researches Vol. 6, p. 268, desgleichen von Sangermano in seiner Description of the Burmese empire, p. 81, berichtet wird) der Oberpriester der Buddhisten in Ava, in einem Aufsatze, den er einem katholischen Bischofe übergab, zu den sechs verdammlichen Regereien auch die Lehre zählte, „daß ein Wesen dasei, welches die Welt und alle Dinge geschaffen habe und allein würdig sei, angebetet zu werden.“ (Siehe J. J. Schmidt's „Forschungen im Gebiete der ältern Bildungsgeschichte Mittelasiens“, Petersburg 1824, S. 276.) Eben deswegen sagt auch J. J. Schmidt in Petersburg, welchen trefflichen Gelehrten ich entschieden für den gründlichsten Kenner des Buddhismus in Europa halte, in seiner Schrift „Über die Verwandtschaft der gnostischen Lehren mit dem Buddhismus“ S. 9: „In den Schriften der Buddhisten fehlt jede positive Andeutung eines höchsten Wesens, als Princip der Schöpfung, und scheint sogar dieser Gegenstand, wo er sich, der Konsequenz gemäß, von selbst darbietet, mit Fleiß umgangen zu werden.“ In seinen „Forschungen im Gebiete der ältern Bildungsgeschichte Mittelasiens“ S. 180 sagt derselbe: „Das System des Buddhismus kennt kein ewiges, unerschaffenes, einiges göttliches Wesen, das vor allen Zeiten war und alles Sichtbare und Unsichtbare erschaffen hat. Diese Idee ist ihm ganz fremd, und man findet in den buddhistischen Büchern nicht die geringste Spur davon. Eben so wenig giebt es eine Schöpfung; zwar ist das sichtbare Weltall nicht ohne Anfang, es ist aber aus dem leeren Raume nach folgerechten, unabänderlichen Naturgesetzen entstanden. Man würde sich indeß irren, wenn man annähme, daß Etwas, man nenne es nun Schicksal oder Natur, von den Buddhisten als göttliches Princip angesehen oder verehrt würde: vielmehr das Gegentheil; denn gerade diese Entwicklung des leeren Raumes, dieser Niederschlag aus demselben oder dessen Zerstückelung in unzählige Theile, diese nun entstandene Materie, ist das Uebel des Jirtintschü, oder des Weltalls in seinen innern und äußern Beziehungen, aus welchem der Ortschilang, oder der beständige Wechsel nach unabänderlichen Gesetzen entstanden ist, nachdem diese durch jenes Uebel begründet waren.“ Eben so sagt derselbe in seiner, am 15. September 1830 in der Petersburger Akademie gehaltenen Vorlesung S. 26: „Der Ausdruck Schöpfung ist dem Buddhismus fremd, indem derselbe nur von Weltentstehungen

weiß“; und S. 27: „Man muß einsehn, daß, bei ihrem System, keine Idee irgend einer urgöttlichen Schöpfung Statt finden kann.“ Es ließen sich hundert dergleichen Belege anführen. Nur auf einen jedoch will ich noch aufmerksam machen; weil er ganz populär und zudem offiziell ist. Nämlich der 3. Band des sehr belehrenden Buddhistischen Werkes Mahavansi, Raja-ratnācāri and Raja-vali, from the Singhalese, by E. Upham, Lond. 1833, enthält die aus den holländischen Protokollen übersetzten offiziellen Interrogatorien, welche, um 1766, der holländische Gouverneur von Ceylon mit den Oberpriestern der fünf vornehmsten Pagoden einzeln und successive abgehalten hat. Der Kontrast zwischen den Interlokutoren, welche sich nicht wohl verständigen können, ist höchst ergötzlich. Die Priester, den Lehren ihrer Religion gemäß, von Liebe und Mitleid gegen alle lebenden Wesen, selbst wenn es holländische Gouverneure seyn sollten, erfüllt, sind auf das Bereitwilligste bemüht, allen seinen Fragen zu genügen. Aber der naive und arglose Atheismus dieser frommen und sogar enkraatistischen Oberpriester geräth in Konflikt mit der innigen Herzensüberzeugung des schon in der Wiege judaisirten Gouverneurs. Sein Glaube ist ihm zur zweiten Natur geworden, er kann sich gar nicht darin finden, daß diese Geistlichen keine Theisten sind, fragt daher immer von Neuem nach dem höchsten Wesen, und wer denn die Welt geschaffen habe und dergl. mehr. — Eine meinen dann, es könne doch kein höheres Wesen geben, als den Siegreich-Vollendeten, den Buddha Schakia Muni, der, ein geborener Königssohn, freiwillig als Bettler gelebt und bis ans Ende seine hohe Lehre gepredigt hat, zum Heil der Menschheit, um uns Alle vom Elend der steten Wiedergeburt zu erlösen; die Welt nun aber sei von Niemanden gemacht, sie sei selbstgeschaffen (selfcreated), die Natur breite sie aus und ziehe sie wieder ein: allein sie sei Das, was existierend nicht existirt; sie sei die nothwendige Begleitung der Wiedergeburt, diese aber seien die Folgen unsers sündlichen Wandels u. s. w. So gehn denn diese Gespräche gegen hundert Seiten fort. — Ich erwähne solche Thatfachen hauptsächlich darum, weil es wirklich skandalös ist, wie noch heut zu Tage, in den Schriften

†) Κοσμον τονδε, φησιν Ἑρακλειτος, ουτε τις θεων ουτε ανθρωπων ποιησεν. Plut. de animae procreatione, c. 5.

deutscher Gelehrten, durchgängig Religion und Theismus ohne Weiteres als identisch und synonym genommen werden; während Religion sich zum Theismus verhält, wie das Genus zu einer einzigen Species, und in der That bloß Judenthum und Theismus identisch sind; daher eben auch alle Völker, die nicht Juden, 5 Christen, oder Mohammedaner sind, von uns durch den gemeinsamen Namen Heiden stigmatisirt werden. Sogar werfen Mohammedaner und Juden den Christen vor, daß sie nicht reine Theisten wären, wegen der Lehre von der Trinität. Denn das Christenthum, was man auch sagen möge, hat Indisches Blut im Leibe 10 und daher einen beständigen Hang, vom Judenthume los zu kommen. — Wäre Kants Vernunftkritik, welche der ernsthafteste Angriff auf den Theismus ist, der je gewagt worden, weshalb die Philosophieprofessoren sich beeilt haben, ihn zu beseitigen, in Buddhistischen Ländern erschienen; so hätte man, obigen Anführungen 15 gemäß, darin nichts weiter gesehen, als einen erbaulichen Traktat, zu gründlicherer Widerlegung derer Keger und heilsamer Befestigung der orthodoxen Lehre des Idealismus, also der Lehre von der bloß scheinbaren Existenz dieser unsern Sinnen sich darstellenden Welt. Eben so atheistisch, wie der Buddhismus, sind auch 20 die beiden andern, neben ihm in China sich behauptenden Religionen: die der Laotsee und die des Konfuzius; daher eben die Missionare den ersten Vers des Pentateuchs nicht ins Chinesische übersetzen konnten; weil diese Sprache für Gott und Schaffen gar keine Ausdrücke hat. Sogar der Missionär Gützlaff, in seiner 25 soeben erschienenen „Geschichte des Chinesischen Reichs“, ist so ehrlich, S. 18, zu sagen: „Es ist außerordentlich, daß keiner der Philosophen (in China), welche jedoch das Naturlicht in vollem Maaße besaßen, sich zur Erkenntniß eines Schöpfers und Herrn des Universums emporgeschwungen hat.“ Ganz übereinstimmend 30 hienit ist was J. F. Davis (The Chinese, chap. 15, p. 156) anführt, daß Milne, der Uebersetzer des Shing-yu, im Vorbericht über dieses Werk sagt, man könne daraus ersehen: „that the bare light of nature, as it is called, even when aided by all the light of pagan philosophy, is totally incapable of leading 35 men to the knowledge and worship of the true God.“ Alles dieses bestätigt, daß das alleinige Fundament des Theismus die Offenbarung ist; wie es auch seyn muß, wenn nicht die Offen-

barung eine überflüssige seyn soll. Bei dieser Gelegenheit sei bemerkt, daß das Wort Atheismus eine Erschleichung enthält; weil es vorweg den Theismus als sich von selbst verstehend annimmt. Man sollte statt Dessen sagen: Nichtjudenthum, und, statt Atheist, 5 Nicht-Jude: so wäre es ehrlich geredet.

Da nun, wie oben gesagt, das Daseyn Gottes Sache der Offenbarung und dadurch unerschütterlich festgestellt ist, bedarf es keiner menschlichen Beglaubigung. Die Philosophie nun aber ist [122] bloß der, eigentlich zum Ueberfluß und müßiger Weise angestellte 10 Versuch, ein Mal die Vernunft, also das Vermögen des Menschen, zu denken, zu überlegen, zu reflektiren, ganz allein ihren eigenen Kräften zu überlassen, — etwan wie man einem Kinde, auf einem Rasenplatz, ein Mal das Gängelband abnimmt, damit es seine Kräfte versuche, — um zu sehn, was dabei herauskommt. Man nennt solche 15 Proben und Versuche die Spekulation; wobei es in der Natur der Sache liegt, daß sie von aller Auktorität, göttlicher wie menschlicher, ein Mal absehe, solche ignore und ihren eigenen Weg gehe, um auf ihre Weise die höchsten und wichtigsten Wahrheiten aufzusuchen. Wenn nun, auf diesem Grund und Boden, ihr Resultat kein anderes, 20 als das oben angeführte unsers großen Kant ist; so hat sie deshalb nicht sofort aller Ehrlichkeit und Gewissenhaftigkeit zu entsagen und, wie ein Schelm, Schleichwege zu gehn, um nur irgend wie auf den jüdischen Grund und Boden, als ihre *conditio sine qua non*, zurückzugelangen: vielmehr hat sie, ganz redlich und 25 einfach, nunmehr der Wahrheit auf anderweitigen Wegen nachzuspüren, wie solche sich etwan vor ihr aufthun, nie aber irgend einem andern Lichte, als dem der Vernunft, zu folgen, sondern unbekümmert, wohin sie gelange, ihren Weg zu gehn, getrost und beruhigt, wie Einer, der in seinem Berufe arbeitet.

30 Wenn unsere Philosophieprofessoren die Sache anders verstehen und vermeinen, ihr Brod nicht mit Ehren essen zu können, so lange sie nicht Gott den Herrn (als ob er ihrer bedürfte) auf den Thron gesetzt haben; so ist schon hieraus erklärlich, warum sie an meinen Sachen keinen Geschmack haben finden können und 35 ich durchaus nicht ihr Mann bin: denn freilich kann ich mit Vergleichenen nicht dienen und habe nicht, wie sie, jede Messe die neuesten Berichte über den lieben Gott mitzutheilen.

Sechstes Kapitel.

[123]

Ueber die dritte Klasse der Objekte für das Subjekt und die in ihr herrschende Gestaltung des Seyns vom zureichenden Grunde.

§ 35.

Erklärung dieser Klasse von Objekten.

Die dritte Klasse der Gegenstände für das Vorstellungsvermögen bildet der formale Theil der vollständigen Vorstellungen, nämlich die a priori gegebenen Anschauungen der Formen des äußern und innern Sinnes, des Raums und der Zeit.

Als reine Anschauungen sind sie für sich und abgesondert von den vollständigen Vorstellungen und den erst durch diese hinzukommenden Bestimmungen des Voll- oder Leerseyns, Gegenstände des Vorstellungsvermögens, da sogar reine Punkte und Linien gar nicht dargestellt, sondern nur a priori angeschaut werden können, wie auch die unendliche Ausdehnung und unendliche Theilbarkeit des Raumes und der Zeit allein Gegenstände der reinen Anschauung und der empirischen fremd sind. Was diese Klasse von Vorstellungen, in welcher Zeit und Raum rein angeschaut werden, von der ersten Klasse, in der sie (und zwar im Verein) wahrgenommen werden, unterscheidet, das ist die Materie, welche ich daher einerseits als die Wahrnehmbarkeit von Zeit und Raum, und andererseits als die objektiv gewordene Kausalität erklärt habe.

[124] Hingegen ist die Verstandesform der Kausalität nicht für sich und abgesondert ein Gegenstand des Vorstellungsvermögens, sondern kommt erst mit und an dem Materiellen der Erkenntniß ins Bewußtseyn.

§ 36.

Satz vom Grunde des Seyns.

Raum und Zeit haben die Beschaffenheit, daß alle ihre Theile in einem Verhältniß zu einander stehen, in Hinsicht auf welches jeder derselben durch einen andern bestimmt und bedingt ist. Im Raum heißt dies Verhältniß Lage, in der Zeit Folge. Diese Verhältnisse sind eigenthümliche, von allen andern möglichen Verhältnissen unserer Vorstellungen durchaus verschiedene, daher weder der Verstand, noch die Vernunft, mittelst bloßer Begriffe, sie zu fassen vermag; sondern einzig und allein vermöge der reinen Anschauung a priori sind sie uns verständlich: denn was oben und unten, rechts und links, hinten und vorn, was vor und nach sei, ist aus bloßen Begriffen nicht deutlich zu machen. Kant belegt Dies sehr richtig damit, daß der Unterschied zwischen dem rechten und linken Handschuh durchaus nicht anders, als mittelst der Anschauung verständlich zu machen ist. Das Gesetz nun, nach welchem die Theile des Raums und der Zeit, in Absicht auf jene Verhältnisse, einander bestimmen, nenne ich den Satz vom zureichenden Grunde des Seyns, principium rationis sufficientis essendi. Ein Beispiel von diesem Verhältniß ist schon im 15. Paragraph gegeben, an der Verbindung zwischen den Seiten und den Winkeln eines Dreiecks, und daselbst gezeigt, daß dieses Verhältniß sowohl von dem zwischen Ursache und Wirkung, als dem zwischen Erkenntnißgrund und Folge, ganz und gar verschieden sei, weshalb hier die Bedingung Grund des Seyns, ratio essendi genannt werden mag. Es versteht sich von selbst, daß die Einsicht in einen solchen Seynsgrund Erkenntnißgrund werden kann, eben wie auch die Einsicht in das Gesetz der Kausalität und seine Anwendung auf einen bestimmten Fall Erkenntnißgrund der Wirkung ist, wodurch aber keineswegs die gänzliche Verschiedenheit zwischen Grund des Seyns, des Werdens und des Erkennens aufgehoben wird. In vielen Fällen ist Das, was nach einer Gestal-

tung unsers Satzes Folge ist, nach der andern Grund: so ist sehr oft die Wirkung Erkenntnißgrund der Ursache. Z. B. das Steigen des Thermometers ist, nach dem Gesetze der Kausalität, Folge der vermehrten Wärme; nach dem Satze vom Grunde des Erkennens aber ist es Grund, Erkenntnißgrund der vermehrten Wärme, wie auch des Urtheils, welches diese aussagt.

§ 37.

Seynsgrund im Raume.

Im Raum ist durch die Lage jedes Theils desselben, wir wollen sagen einer gegebenen Linie (von Flächen, Körpern, Punkten, gilt das Selbe), gegen irgend eine andere Linie, auch ihre von der ersten ganz verschiedene Lage gegen jede mögliche andere heraus bestimmt, so daß die letztere Lage zur ersteren im Verhältniß der Folge zum Grunde steht. Da die Lage der Linie gegen irgend eine der möglichen andern eben so ihre Lage gegen alle andern bestimmt, also auch die vorhin als bestimmt angenommene Lage gegen die erste; so ist es einerlei, welche man zuerst als bestimmt und die andern bestimmend, d. h. als ratio und die andern als rationata betrachten will. Dies daher, weil im Raume keine Succession ist, da ja eben durch Vereinigung des Raumes mit der Zeit, zur Gesamtvorstellung des Komplexes der Erfahrung, die Vorstellung des Gleichseyns entsteht. Bei dem Grunde des Seyns im Raum herrscht also überall ein Analogon der sogenannten Wechselwirkung: wovon das Ausführlichere bei Betrachtung der Reciprocation der Gründe § 48. Weil nun jede Linie in Hinsicht auf ihre Lage sowohl bestimmt durch alle andern, als sie bestimmend ist; so ist es nur Willkür, wenn man irgend eine Linie bloß als die andern bestimmend und nicht als bestimmt betrachtet, und die Lage jeder gegen irgend eine andere läßt die Frage zu nach ihrer Lage gegen irgend eine dritte, vermöge welcher zweiten Lage die erste nothwendig so ist, wie sie ist. Daher ist auch in der Verkettung der Gründe des Seyns, wie in der der Gründe des Werdens, gar kein Ende a parte ante zu finden, und, wegen der Unendlichkeit des Raums und der in ihm möglichen Linien, auch keines a parte post. Alle möglichen relativen Räume sind Figuren, weil sie begrenzt sind, und alle diese Figuren haben,

wegen der gemeinschaftlichen Gränzen, ihren Seynsgrund eine in der andern. Die series rationum essendi im Raum geht also, wie die series rationum fiendi, in infinitum und zwar nicht nur, wie jene, nach einer, sondern nach allen Richtungen.

Ein Beweis von allem Diesem ist unmöglich: denn es sind Sätze, deren Wahrheit transcendent ist, indem sie ihren Grund unmittelbar in der a priori gegebenen Anschauung des Raumes haben.

§ 38.

Seynsgrund in der Zeit. Arithmetik.

In der Zeit ist jeder Augenblick bedingt durch den vorigen. So einfach ist hier der Grund des Seyns, als Gesetz der Folge; weil die Zeit nur Eine Dimension hat, daher keine Mannigfaltigkeit der Beziehungen in ihr seyn kann. Jeder Augenblick ist bedingt durch den vorigen; nur durch jenen kann man zu diesem gelangen; nur sofern jener war, verfloßen ist, ist dieser. Auf diesem Nerus der Theile der Zeit beruht alles Zählen, dessen Worte nur dienen, die einzelnen Schritte der Succession zu markiren; folglich auch die ganze Arithmetik, die durchweg nichts Anderes, als methodische Abkürzungen des Zählens lehrt. Jede Zahl setzt die vorhergehenden als Gründe ihres Seyns voraus: zur Zehn kann ich nur gelangen durch alle vorhergehenden, und bloß vermöge dieser Einsicht in den Seynsgrund weiß ich, daß zw Zehn sind, auch Acht, Sechs, Vier sind.

§ 39.

Geometrie.

Eben so beruht auf dem Nerus der Lage der Theile des Raums die ganze Geometrie. Sie wäre demnach eine Einsicht in jenen Nerus: da solche aber, wie oben gesagt, nicht durch bloße Begriffe möglich ist, sondern nur durch Anschauung; so müßte jeder geometrische Satz auf diese zurückgeführt werden, und der Beweis bestände bloß darin, daß man den Nerus, auf dessen Anschauung es ankommt, deutlich heraushebe; weiter könnte man nichts thun. Wir finden indessen die Behandlung der Geometrie

ganz anders. Nur die zwölf Axiome Euklids läßt man auf bloßer Anschauung beruhen, und sogar beruhen von diesen eigentlich nur das neunte, elfte und zwölfte auf einzelnen verschiedenen Anschauungen, alle die andern aber auf der Einsicht, daß man in der Wissenschaft nicht, wie in der Erfahrung, es mit realen Dingen, die für sich neben einander bestehn und ins Unendliche verschieden seyn können, zu thun habe; sondern mit Begriffen, und in der Mathematik mit Normalanschauungen, d. h. Figuren und Zahlen, die für alle Erfahrung gesetzgebend sind und daher das Vielumfassende des Begriffs mit der durchgängigen Bestimmtheit der einzelnen Vorstellung vereinigen. Denn obgleich sie, als anschauliche Vorstellungen, durchweg genau bestimmt sind und auf diese Weise für Allgemeinheit durch das Unbestimmtgelassene keinen Raum geben; so sind sie doch allgemein: weil sie die bloßen Formen aller Erscheinungen sind, und als solche von allen realen Objekten, denen eine solche Form zukommt, gelten. Daher von diesen Normalanschauungen, selbst in der Geometrie, so gut als von den Begriffen, Das gelten würde, was Plato von seinen Ideen sagt, daß nämlich gar nicht zwei gleiche existiren können, weil solche nur Eine wären*). Dies würde, sage ich, auch von den Normalanschauungen in der Geometrie gelten, wären sie nicht, als allein räumliche Objekte, durch das bloße Nebeneinanderseyn, den Ort, unterschieden. Diese Bemerkung hat, nach dem Aristoteles, schon Plato selbst gemacht: *ἐτι δε, παρα τα αἰσθητα και τα εἰδη, τα μαθηματικα των πραγματος ειναι φησι μεταξυ, διαφοροντα των μεν αἰσθητων τῷ αἰδια και ακινητα ειναι, των δε εἰδων τῷ τα μεν πολλ' αττα ὁμοια ειναι, το δε εἶδος αὐτο ἐν ἑκαστον μονον* (item *praeter sensibilia et species, mathematica rerum ait media esse, a sensibilibus quidem differentia eo, quod perpetua et immobilia sunt, a speciebus vero eo, quod illorum quidem multa quaedam similia sunt, species vero ipsa* [128]

*) Die Platonischen Ideen lassen sich allenfalls beschreiben als Normalanschauungen, die nicht nur, wie die mathematischen, für das Formale, sondern auch für das Materiale der vollständigen Vorstellungen gültig wären: also vollständige Vorstellungen, die, als solche, durchgängig bestimmt wären, und doch zugleich, wie die Begriffe, Vieles unter sich befaßten; d. h. nach meiner § 28 gegebenen Erklärung, Repräsentanten der Begriffe, die ihnen aber völlig adäquat wären.

unaquaeque sola). Metaph. I, 6, womit X, 1 zu vergleichen. Die bloße Einsicht nun, daß ein solcher Unterschied des Orts die übrige Identität nicht aufhebt, scheint mir jene neun Axiome ersetzen zu können und dem Wesen der Wissenschaft, deren Zweck es ist, das Einzelne aus dem Allgemeinen zu erkennen, angemessener zu seyn, als die Aufstellung neun verschiedener Axiome, die auf Einer Einsicht beruhen. Alsdann nämlich wird von den geometrischen Figuren gelten, was Aristoteles, Metaph. X, 3 sagt: *ἐν τοις ἡ ἰσότης ἐνότης* (in illis aequalitas unitas est).

Von den Normalanschauungen in der Zeit aber, den Zahlen, gilt sogar kein solcher Unterschied des Nebeneinanderseyns, sondern schlechthin, wie von den Begriffen, die identitas indiscernibilium, und es giebt nur Eine Fünf und nur Eine Sieben. Auch hier ließe sich ein Grund dafür finden, daß $7 + 5 = 12$ nicht, wie Herder in der Metakritik meint, ein identischer, sondern wie Kant so tiefsinnig entdeckt hat, ein synthetischer Satz a priori ist, der auf reiner Anschauung beruht. $12 = 12$ ist ein identischer Satz.

Auf die Anschauung beruft man also in der Geometrie sich eigentlich nur bei den Axiomen. Alle übrigen Lehrsätze werden demonstirt, d. h. man giebt einen Erkenntnißgrund des Lehrsatzes an, welcher Jeden zwingt denselben als wahr anzunehmen: also man weist die logische, nicht die transcendente Wahrheit des Lehrsatzes nach. (§§ 30 und 32.) Diese aber, welche im Grund des Seyns und nicht in dem des Erkennens liegt, leuchtet nie ein, als nur mittelst der Anschauung. Daher kommt es, daß man nach so einer geometrischen Demonstration zwar die Ueberzeugung hat, daß der demonstirte Satz wahr sei, aber keineswegs einsieht, warum was er behauptet so ist, wie es ist: d. h. man hat den Seynsgrund nicht, sondern gewöhnlich ist vielmehr erst jetzt ein Verlangen nach diesem entstanden. Denn der Beweis durch Aufweisung des Erkenntnißgrundes wirkt bloß Ueberführung (convictio), nicht Einsicht (cognitio): er wäre deswegen vielleicht richtiger elenchus, als demonstratio zu nennen. Daher kommt es, daß er gewöhnlich ein unangenehmes Gefühl hinterläßt, wie es der bemerkte Mangel an Einsicht überall giebt, und hier wird der Mangel der Erkenntniß, warum etwas so sei, erst fühlbar durch die gegebene Gewißheit, daß es so sei. Die Empfindung dabei hat Ähnlichkeit mit der, die es uns giebt, wenn man uns etwas

aus der Tasche, oder in die Tasche, gespielt hat, und wir nicht begreifen wie. Der, wie es in solchen Demonstrationen geschieht, ohne den Grund des Seyns gegebene Erkenntnißgrund ist manchen Lehren der Physik analog, die das Phänomen darlegen, ohne die Ursache angeben zu können, wie z. B. der Leidenfrostische Versuch, 5 sofern er auch im Platinatiegel gelingt. Hingegen gewährt der durch Anschauung erkannte Seynsgrund eines geometrischen Satzes Befriedigung, wie jede gewonnene Erkenntniß. Hat man diesen, so stützt sich die Ueberzeugung von der Wahrheit des Satzes allein auf ihn, keineswegs mehr auf den durch Demonstration gegebenen 10 Erkenntnißgrund. Z. B. den 6. Satz des ersten Buchs Euklids: „Wenn in einem Dreieck zwei Winkel gleich sind, sind auch die ihnen gegenüberliegenden Seiten gleich“ beweist Euklid so: (siehe Fig. 3) das Dreieck sei abg , worin der Winkel abg dem Winkel agb gleich ist; so behaupte ich, daß auch die Seite ag der Seite 15 ab gleich ist.

Denn ist die Seite ag der Seite ab ungleich, so ist eine davon größer. ab sei größer. Man schneide von der größern ab das Stück db ab, das der kleinern ag gleich ist, und ziehe dg . Weil nun (in den Dreiecken dbg , abg) db gleich ag und 20 bg beiden gemeinschaftlich ist, so sind die zwei Seiten db und bg den zwei Seiten ag und gb gleich, jede einzeln genommen, der Winkel dbg dem Winkel agb , und die Grundlinie dg der Grundlinie ab , und das Dreieck abg dem Dreieck dgb , das größere dem kleineren, welches ungereimt ist. ab ist also ag 25 nicht ungleich, folglich gleich.

In diesem Beweis haben wir nun einen Erkenntnißgrund der Wahrheit des Lehrsatzes. Wer gründet aber seine Ueberzeugung von jener geometrischen Wahrheit auf diesen Beweis? und nicht vielmehr auf den durch Anschauung erkannten Seynsgrund, vermöge 30 welches, (durch eine Nothwendigkeit die sich weiter nicht demonstrieren, sondern nur anschauen läßt,) wenn von den beiden Endpunkten einer Linie sich zwei andere gleich tief gegen einander neigen, sie nur in einem Punkt, der von beiden jenen Endpunkten 35 gleich weit entfernt ist, zusammentreffen können, indem die ent- stehenden zwei Winkel eigentlich nur Einer sind, der bloß durch die entgegengesetzte Lage als zwei erscheint, weshalb kein Grund

vorhanden ist, aus dem die Linien näher dem Einen als dem andern Punkte sich begegnen sollten.

Durch Erkenntniß des Seynsgrundes sieht man die nothwendige Folge des Bedingten aus seiner Bedingung, hier der Gleichheit der Seiten aus der Gleichheit der Winkel, ein, ihre Verbindung: durch den Erkenntnißgrund aber bloß das ZusammenDaseyn 5 Weider. Ja, es ließe sich sogar behaupten, daß man durch die gewöhnliche Methode der Beweise eigentlich nur überführt werde, daß Beides in gegenwärtiger, zum Beispiel aufgestellter Figur 10 zusammen dasei, keineswegs aber daß es immer zusammen dasei, von welcher Wahrheit (da die nothwendige Verknüpfung ja nicht gezeigt wird) man hier eine bloß auf Induktion gegründete Ueberzeugung erhalte, die darauf beruht, daß bei jeder Figur, die man macht, es sich so findet. Freilich ist nur bei so einfachen Lehr- 15 sätzen, wie jener sechste Euklids, der Seynsgrund so leicht in die Augen fallend: doch bin ich überzeugt, daß bei jedem, auch dem verwickeltsten Lehrsatz, derselbe aufzuweisen und die Gewißheit des Satzes auf eine solche einfache Anschauung zurückzuführen seyn muß. Auch ist sich Jeder der Nothwendigkeit eines solchen Seyns- 20 grundes für jedes räumliche Verhältniß, so gut wie der Nothwendigkeit der Ursache für jede Veränderung, a priori bewußt. Allerdings muß derselbe, bei complicirten Lehrsätzen, sehr schwer anzugeben seyn, und zu schwierigen geometrischen Untersuchungen ist hier nicht der Ort. Ich will daher, bloß um noch deutlicher zu 25 machen was ich meine, einen nur wenig complicirteren Satz, dessen Seynsgrund jedoch wenigstens nicht sogleich in die Augen fällt, auf selbigen zurückzuführen suchen. Ich gehe zehn Lehrsätze weiter, zum sechszehnten. „In jedem Dreieck, dessen eine Seite verlängert worden, ist der äußere Winkel größer, als jeder der beiden gegen- 30 überstehenden innern.“ Euklids Beweis ist folgender: (siehe Fig. 4)

Das Dreieck sei abg : man verlängere die Seite bg nach d , und ich behaupte, daß der äußere Winkel agd größer sei, als 35 [131] jeder der beiden innern gegenüberstehenden. — Man halbiere die Seite ag bei e , ziehe be , verlängere sie bis z und mache ez gleich eb , verbinde zg und verlängere ag bis h . — Da nun ae gleich eg und be gleich ez ist, so sind die zwei Seiten ae und eb gleich den zwei Seiten ge und ez , jede einzeln genommen, und der Winkel aeb gleich dem Winkel zeg : denn es sind

Scheitelwinkel. Mithin ist die Grundlinie ab gleich der Grundlinie zg und das Dreieck abo ist gleich dem Dreieck zeg und die übrigen Winkel den übrigen Winkeln, folglich auch der Winkel bae dem Winkel egz . Es ist aber egd größer als egz , folglich ist auch der Winkel agd größer als der Winkel bae . — 5
Halbirt man auch bg , so wird auf ähnliche Art bewiesen, daß auch der Winkel bgh , d. i. sein Scheitelwinkel agd größer sei als abg .

Ich würde den selben Satz folgendermaßen beweisen: (siehe Fig. 5)

Damit Winkel bag nur gleich komme, geschweige übertreffe, 10
Winkel agd , müßte (denn das eben heißt Gleichheit der Winkel) die Linie ba auf ga in der selben Richtung liegen wie bd , d. h. mit bd parallel seyn, d. h. nie mit bd zusammentreffen: sie muß aber (Seynsgrund), um ein Dreieck zu bilden, auf bd 15
treffen, also das Gegentheil dessen thun, was erfordert wäre, damit Winkel bag nur die Größe von agd erreichte.

Damit Winkel abg nur gleich komme, geschweige übertreffe, Winkel agd , müßte (denn das eben heißt Gleichheit der Winkel) die Linie ba in der selben Richtung auf bd liegen wie ag , d. h. 20
mit ag parallel seyn, d. h. nie mit ag zusammentreffen: sie muß aber, um ein Dreieck zu bilden, auf ag treffen, also das Gegentheil thun von dem, was erfordert wäre, damit Winkel abg nur die Größe von agd erreichte.

Durch alles Dieses habe ich keineswegs eine neue Methode 25
mathematischer Demonstrationen vorschlagen, auch eben so wenig meinen Beweis an die Stelle des Euklidischen setzen wollen, als wohin er, seiner ganzen Natur nach und auch schon weil er den Begriff von Parallellinien voraussetzt, der im Euklid erst später vorkommt, nicht paßt; sondern ich habe nur zeigen wollen, was 30
Seynsgrund sei und wie er sich vom Erkenntnißgrunde unterscheide, indem dieser bloß convictio wirkt, welche etwas ganz Anderes ist, als Einsicht in den Seynsgrund. Daß man aber in der Geometrie nur strebt convictio zu wirken, welche, wie gesagt, einen un- 35
angenehmen Eindruck macht, nicht aber Einsicht in den Grund des Seyns, die, wie jede Einsicht, befriedigt und erfreut; Dies möchte nebst Anderm ein Grund seyn, warum manche sonst vortreffliche Köpfe Abneigung gegen die Mathematik haben.

Ich kann mich nicht entbrechen, nochmals die, schon an einem andern Orte gegebene Figur herzusetzen (Fig. 6), deren bloßer Anblick, ohne alles Gerede, von der Wahrheit des Pythagorischen Lehrsatzes zwanzig Mal mehr Ueberzeugung giebt, als der Euklidische Mausfallenbeweis. Der für dieses Kapitel sich interessirende Leser findet den Gegenstand desselben weiter ausgeführt in der „Welt als Wille und Vorstellung“, Bd. 1, § 15, und Bd. 2, Kap. 13.

Siebentes Kapitel.

[133]

Ueber die vierte Klasse der Objekte für das Subjekt und die in ihr herrschende Gestaltung des Sages vom zureichenden Grunde.

§ 40.

Allgemeine Erklärung.

Die letzte unserer Betrachtung noch übrige Klasse der Gegenstände des Vorstellungsvermögens ist eine gar eigene, aber sehr wichtige: sie begreift für Jeden nur ein Objekt, nämlich das unmittelbare Objekt des innern Sinnes, das Subjekt des Wollens, welches für das erkennende Subjekt Objekt ist und zwar nur dem innern Sinn gegeben, daher es allein in der Zeit, nicht im Raum, erscheint, und auch da noch, wie wir sehn werden, mit einer bedeutenden Einschränkung.

10

§ 41.

Subjekt des Erkennens und Objekt.

Jede Erkenntniß setzt unumgänglich Subjekt und Objekt voraus. Daher ist auch das Selbstbewußtseyn nicht schlechthin einfach; sondern zerfällt, eben wie das Bewußtseyn von andern Dingen (b. i. das Anschauungsvermögen), in ein Erkanntes und ein Erkennendes. Hier tritt nun das Erkannte durchaus und ausschließlich als Wille auf.

[134] Demnach erkennt das Subjekt sich nur als ein Vollendes, nicht aber als ein Erkennendes. Denn das vorstellende Ich, das Subjekt des Erkennens, kann, da es, als nothwendiges Korrelat aller Vorstellungen, Bedingung derselben ist, nie selbst Vorstellung oder Objekt werden; sondern von ihm gilt der schöne Ausspruch des heiligen Upanishad: Id videndum non est: omnia videt; et id audiendum non est: omnia audit; sciendum non est: omnia scit; et intelligendum non est: omnia intelligit. Praeter id, videns, et sciens, et audiens, et intelligens ens aliud non est. — Oupnekhat. Vol. I, p. 202. —

Daher also giebt es kein Erkennen des Erkennens; weil dazu erfordert würde, daß das Subjekt sich vom Erkennen trennte und nun doch das Erkennen erkennte, was unmöglich ist.

Auf den Einwand: „Ich erkenne nicht nur, sondern ich weiß doch auch, daß ich erkenne“, würde ich antworten: Dein Wissen von deinem Erkennen ist von deinem Erkennen nur im Ausdruck unterschieden. „Ich weiß, daß ich erkenne“, sagt nicht mehr, als „Ich erkenne“, und dieses, so ohne weitere Bestimmung, sagt nicht mehr, als „Ich.“ Wenn dein Erkennen und dein Wissen von diesem Erkennen zweierlei sind, so versuche nur ein Mal jedes für sich allein zu haben, jetzt zu erkennen, ohne darum zu wissen, und jetzt wieder bloß vom Erkennen zu wissen, ohne daß dies Wissen zugleich das Erkennen sei. Freilich läßt sich von allem besondern Erkennen abstrahiren und so zu dem Satz „Ich erkenne“ gelangen, welches die letzte uns mögliche Abstraktion ist, aber identisch mit dem Satz „Für mich sind Objekte“ und dieser identisch mit dem „Ich bin Subjekt“, welcher nicht mehr enthält als das bloße „Ich.“

Nun könnte man aber fragen, woher uns, wenn das Subjekt nicht erkannt wird, seine verschiedenen Erkenntnißkräfte, Sinnlichkeit, Verstand, Vernunft, bekannt seien. — Diese sind uns nicht dadurch bekannt, daß das Erkennen Objekt für uns geworden ist, sonst würden über selbige nicht so viele widersprechende Urtheile vorhanden seyn; vielmehr sind sie erschlossen, oder richtiger: sie sind allgemeine Ausdrücke für die aufgestellten Klassen der Vorstellungen, die man zu jeder Zeit, eben in jenen Erkenntnißkräften, mehr oder weniger bestimmt unterschied. Aber sie sind mit Rücksicht auf das als Bedingung nothwendige Korrelat jener Vorstel-

[135]

lungen, das Subjekt, von ihnen abstrahirt, verhalten sich folglich zu den Klassen der Vorstellungen gerade so, wie das Subjekt überhaupt zum Objekt überhaupt. Wie mit dem Subjekt sofort auch das Objekt gesetzt ist (da sogar das Wort sonst ohne Bedeutung ist) und auf gleiche Weise mit dem Objekt das Subjekt, und also Subjektsfeyn gerade so viel bedeutet, als ein Objekt haben, und Objektsfeyn so viel, als vom Subjekt erkannt werden: genau eben so nun ist auch mit einem auf irgend eine Weise bestimmten Objekt sofort auch das Subjekt als auf eben solche Weise erkennend gesetzt. Insofern ist es einerlei, ob ich sage: Die Objekte haben solche und solche ihnen anhängende und eigenthümliche Bestimmungen; oder: das Subjekt erkennt auf solche und solche Weisen: einerlei, ob ich sage: die Objekte sind in solche Klassen zu theilen; oder: dem Subjekt sind solche unterschiedne Erkenntnißkräfte eigen. Auch von dieser Einsicht findet sich die Spur bei jenem wunderbaren Gemisch von Tiefsinn und Oberflächlichkeit, dem Aristoteles, wie überhaupt bei ihm schon der Keim zur kritischen Philosophie liegt. De anima III, 8 sagt er: ἡ ψυχὴ παντα πως ἐστὶ παντα (anima quodammodo est universa, quae sunt); sodann: ὁ νοῦς ἐστὶ εἶδος εἰδῶν, d. h. der Verstand ist die Form der Formen, καὶ ἡ αἰσθητικὴ εἶδος αἰσθητῶν, und die Sinnlichkeit die Form der Sinnesobjekte. Demnach nun, ob man sagt: Sinnlichkeit und Verstand sind nicht mehr; oder: die Welt hat ein Ende, — ist Eins. Ob man sagt: es giebt keine Begriffe; oder: die Vernunft ist weg und es giebt nur noch Thiere, — ist Eins.

Das Verkennen dieses Verhältnisses ist der Anlaß des Streites zwischen Realismus und Idealismus, zuletzt auftretend als Streit des alten Dogmatismus mit den Kantianern, oder der Ontologie und Metaphysik mit der transcendentalen Aesthetik und transcendentalen Logik, welcher auf dem Verkennen jenes Verhältnisses bei Betrachtung der ersten und dritten der von mir aufgestellten Klassen der Vorstellungen beruht; wie der Streit der Realisten und Nominalisten, im Mittelalter, auf dem Verkennen jenes Verhältnisses in Beziehung auf die zweite unserer Klassen der Vorstellungen.

[136]

§ 42.

Subjekt des Wollens.

Das Subjekt des Erkennens kann, laut Obigem, nie erkannt, nie Objekt, Vorstellung, werden. Da wir dennoch nicht nur eine äußere (in der Sinnesanschauung), sondern auch eine innere Selbst-erkenntniß haben, jede Erkenntniß aber, ihrem Wesen zufolge, ein Erkanntes und ein Erkennendes voraussetzt; so ist das Erkannte in uns, als solches, nicht das Erkennende, sondern das Wollende, das Subjekt des Wollens, der Wille. Von der Erkenntniß ausgehend kann man sagen „Ich erkenne“ sei ein analytischer Satz, dagegen „Ich will“ ein synthetischer und zwar a posteriori, nämlich durch Erfahrung, hier durch innere (d. h. allein in der Zeit) gegeben. Insofern wäre also das Subjekt des Wollens für uns ein Objekt. Wenn wir in unser Inneres blicken, finden wir uns immer als wollend. Jedoch hat das Wollen viele Grade, vom leisesten Wunsche bis zur Leidenschaft, und daß nicht nur alle Affekte, sondern auch alle die Bewegungen unsers Innern, welche man dem weiten Begriffe Gefühl subsumirt, Zustände des Willens sind, habe ich öfter auseinandergelegt, z. B. in den „Grundproblemen der Ethik“, S. 11, und auch sonst.

Die Identität nun aber des Subjekts des Wollens mit dem erkennenden Subjekt, vermöge welcher (und zwar nothwendig) das Wort „Ich“ beide einschließt und bezeichnet, ist der Weltknoten und daher unerklärlich. Denn nur die Verhältnisse der Objekte sind uns begreiflich: unter diesen aber können zwei nur insofern Eins seyn, als sie Theile eines Ganzen sind. Hier hingegen, wo vom Subjekt die Rede ist, gelten die Regeln für das Erkennen der Objekte nicht mehr, und eine wirkliche Identität des Erkennenden mit dem als wollend Erkannten, also des Subjekts mit dem Objekt, ist unmittelbar gegeben. Wer aber das Unerklärliche dieser Identität sich recht vergegenwärtigt, wird sie mit mir das Wunder κατ' ἐξοχὴν nennen.

Wie nun das subjektive Korrelat der ersten Klasse der Vorstellungen der Verstand ist, das der zweiten die Vernunft, das der dritten die reine Sinnlichkeit; so finden wir als das dieser vierten den innern Sinn, oder überhaupt das Selbstbewußtseyn.

§ 43.

Das Wollen. Gesetz der Motivation.

Eben weil das Subjekt des Wollens dem Selbstbewußtseyn unmittelbar gegeben ist, läßt sich nicht weiter definiren, oder beschreiben, was Wollen sei: vielmehr ist es die unmittelbarste aller unserer Erkenntnisse, ja die, deren Unmittelbarkeit auf alle übrigen, als welche sehr mittelbar sind, zuletzt Licht werfen muß.

Bei jedem wahrgenommenen Entschluß sowohl Anderer, als unserer selbst, halten wir uns berechtigt, zu fragen Warum? d. h. wir setzen als nothwendig voraus, es sei ihm etwas vorhergegangen, daraus er erfolgt ist, und welches wir den Grund, genauer, das Motiv der jetzt erfolgenden Handlung nennen. Ohne ein solches ist dieselbe uns so undenkbar, wie die Bewegung eines leblosen Körpers ohne Stoß, oder Zug. Demnach gehört das Motiv zu den Ursachen und ist auch bereits unter diesen als die dritte Form der Kausalität, § 20, aufgezählt und charakterisirt worden. Allein die ganze Kausalität ist nur die Gestalt des Sages vom Grunde in der ersten Klasse der Objekte, also in der in äußerer Anschauung gegebenen Körperwelt. Dort ist sie das Band der Veränderungen unter einander, indem die Ursache die von außen hinzutretende Bedingung jedes Vorgangs ist. Das Innere solcher Vorgänge hingegen bleibt uns dort ein Geheimniß: denn wir stehn daselbst immer draußen. Da sehn wir wohl diese Ursache jene Wirkung mit Nothwendigkeit hervorbringen: aber wie sie eigentlich Das könne, was nämlich dabei im Innern vorgehe, erfahren wir nicht. So sehn wir die mechanischen, physikalischen, chemischen Wirkungen, und auch die der Reize, auf ihre respektiven Ursachen jedesmal erfolgen; ohne deswegen jemals den Vorgang durch und durch zu verstehn; sondern die Hauptsache dabei bleibt uns ein Mysterium: wir schreiben sie alsdann den Eigenschaften der Körper, den Naturkräften, auch der Lebenskraft, zu, welches jedoch lauter qualitates occultae sind. Nicht besser nun würde es mit unserm Verständniß der Bewegungen und Handlungen der Thiere und Menschen stehn, und wir würden auch diese auf unerklärliche Weise durch ihre Ursachen (Motive) hervorgerufen sehn; wenn uns nicht hier die Einsicht in das Innere des Vorgangs eröffnet wäre: wir wissen nämlich, aus der an uns selbst

[137]

gemachten innern Erfahrung, daß dasselbe ein Willensakt ist, welcher durch das Motiv, das in einer bloßen Vorstellung besteht, hervorgerufen wird. Die Einwirkung des Motivs also wird von uns nicht bloß, wie die aller andern Ursachen, von außen und daher nur mittelbar, sondern zugleich von innen, ganz unmittelbar und daher ihrer ganzen Wirkungsart nach, erkannt. Hier stehn wir gleichsam hinter den Koulissen und erfahren das Geheimniß, wie, dem innersten Wesen nach, die Ursache die Wirkung herbeiführt: denn hier erkennen wir auf einem ganz andern Wege, daher in ganz anderer Art. Hieraus ergiebt sich der wichtige Satz: die Motivation ist die Kausalität von innen gesehen. Diese stellt sich demnach hier in ganz anderer Weise, in einem ganz andern Medio, für eine ganz andere Art des Erkennens dar: daher nun ist sie als eine besondere und eigenthümliche Gestalt unsers Sages aufzuführen, welcher sonach hier auftritt als Satz vom zureichenden Grunde des Handelns, principium rationis sufficientis agendi, kürzer, Gesetz der Motivation.

Zu anderweitiger Orientirung, in Bezug auf meine Philosophie überhaupt, füge ich hier hinzu, daß, wie das Gesetz der Motivation sich zu dem oben, § 20, aufgestellten Gesetz der Kausalität verhält; so diese vierte Klasse von Objekten für das Subjekt, also der in uns selbst wahrgenommene Wille, zur ersten Klasse. Diese Einsicht ist der Grundstein meiner ganzen Metaphysik.

Ueber die Art und die Nothwendigkeit der Wirkung der Motive, das Bedingtseyn derselben durch den empirischen, individuellen Charakter, wie auch durch die Erkenntnißfähigkeit der Individuen u. s. w. verweise ich auf meine Preisschrift über die Freiheit des Willens, woselbst dies Alles ausführlich abgehandelt ist.

§ 44.

Einfluß des Willens auf das Erkennen.

Nicht auf eigentlicher Kausalität, sondern auf der § 42 erörterten Identität des erkennenden mit dem wollenden Subjekt beruht der Einfluß, den der Wille auf das Erkennen ausübt, indem er es nöthigt, Vorstellungen, die demselben ein Mal gegenwärtig gewesen, zu wiederholen, überhaupt die Aufmerksamkeit auf dieses oder jenes zu richten und eine beliebige Gedankenreihe hervorzu-

[139]

rufen. Auch hierin wird er bestimmt durch das Gesetz der Motivation, welchem gemäß er auch der heimliche Lenker der sogenannten Ideenassociation ist, der ich im 2. Bande der Welt als W. und B. ein eigenes Kapitel (das 14.) gewidmet habe, und welche selbst nichts Anderes ist, als die Anwendung des Satzes vom Grunde, in seinen vier Gestalten, auf den subjektiven Gedankenlauf, also auf die Gegenwart der Vorstellungen im Bewußtseyn. Der Wille des Individuums aber ist es, der das ganze Getriebe in Thätigkeit versetzt, indem er dem Interesse, d. h. den individuellen Zwecken der Person gemäß, den Intellekt antreibt, zu seinen gegenwärtigen Vorstellungen die mit ihnen logisch, oder analogisch, oder durch räumliche, oder zeitliche Nachbarschaft verschwisterten herbeizuschaffen. Die Thätigkeit des Willens hiebei ist jedoch so unmittelbar, daß sie meistens nicht ins deutliche Bewußtseyn fällt; und so schnell, daß wir uns bisweilen nicht ein Mal des Anlasses zu einer also hervorgerufenen Vorstellung bewußt werden, wo es uns dann scheint, als sei Etwas ohne allen Zusammenhang mit einem Andern in unser Bewußtseyn gekommen: daß aber dies nicht geschehn könne, ist eben, wie oben gesagt, die Wurzel des Satzes vom zureichenden Grunde, und hat in dem erwähnten Kapitel seine nähere Erörterung gefunden. Jedes unserer Phantasie sich plötzlich darstellende Bild, auch jedes Urtheil, das nicht auf seinen vorher gegenwärtig gewesenen Grund folgt, muß durch einen Willensakt hervorgerufen seyn, der ein Motiv hat, obwohl das Motiv, weil es geringfügig, und der Willensakt, weil seine Erfüllung so leicht ist, daß sie mit ihm zugleich daist, oft nicht wahrgenommen werden.

§ 45.

Gedächtniß.

Die Eigenthümlichkeit des erkennenden Subjekts, daß es in Vergegenwärtigung von Vorstellungen dem Willen desto leichter gehorcht, je öfter solche Vorstellungen ihm schon gegenwärtig gewesen sind, d. h. seine Übungsfähigkeit, ist das Gedächtniß. Der gewöhnlichen Darstellung desselben, als eines Behältnisses, in welchem wir einen Vorrath fertiger Vorstellungen aufbewahrten, die wir folglich immer hätten, nur ohne uns derselben immer bewußt zu seyn, — kann ich nicht beistimmen. Die willkürliche

Wiederholung gegenwärtig gewesener Vorstellungen wird durch Übung so leicht, daß, sobald ein Glied einer Reihe von Vorstellungen uns gegenwärtig geworden ist, wir alsbald die übrigen, selbst oft scheinbar gegen unsern Willen, hinzurufen. Will man von dieser Eigenthümlichkeit unsers Vorstellungsvermögens ein Bild (wie Plato eines giebt, indem er das Gedächtniß mit einer weichen Masse vergleicht, welche Eindrücke annimmt und bewahrt), so scheint mir das richtigste das eines Luchs, welches die Falken, in die es oft gelegt ist, nachher gleichsam von selbst wieder schlägt. Wie der Leib dem Willen durch Übung gehorchen lernt, eben so das Vorstellungsvermögen. Keineswegs ist, wie die gewöhnliche Darstellung es annimmt, eine Erinnerung immer die selbe Vorstellung, die gleichsam aus ihrem Behältniß wieder hervorgeholt wird, sondern jedesmal entsteht wirklich eine neue, nur mit besonderer Leichtigkeit durch die Übung: daher kommt es, daß Phantasmen, welche wir im Gedächtniß aufzubewahren glauben, eigentlich aber nur durch öftere Wiederholung üben, unvermerkt sich ändern, was wir inne werden, wenn wir einen alten bekannten Gegenstand nach langer Zeit wiedersehn und er dem Bilde, das wir von ihm mitbringen, nicht vollkommen entspricht. Dies könnte nicht seyn, wenn wir ganz fertige Vorstellungen aufbewahrten. Eben daher kommt es, daß alle erworbenen Kenntnisse, wenn wir sie nicht üben, allmählig aus unserm Gedächtniß verschwinden; weil sie eben nur aus der Gewohnheit und dem Griffe kommende Übungsstücke sind: so z. B. vergessen die meisten Gelehrten ihr Griechisch, und die heimgekehrten Künstler ihr Italienisch. Ebenfalls erklärt sich daraus, daß, wenn wir einen Namen, einen Vers oder dergleichen ehemals wohl gewußt, aber in vielen Jahren nicht gedacht haben, wir ihn mit Mühe zurückbringen, aber, wenn dieses gelungen ist, ihn abermals auf einige Jahre zur Disposition haben; weil jetzt die Übung erneuert ist. Daher soll wer mehrere Sprachen versteht in jeder derselben von Zeit zu Zeit etwas lesen; wodurch er seinen Besitz sich erhält.

Hieraus erklärt sich auch, warum die Umgebungen und Begebenheiten unserer Kindheit sich so tief dem Gedächtniß einprägen; weil wir nämlich als Kinder nur wenige und hauptsächlich anschauliche Vorstellungen haben und wir diese daher, um beschäftigt zu seyn, unablässig wiederholen. Bei Menschen, die zum Selbst-

denken wenig Fähigkeit haben, ist dieses ihr ganzes Leben hindurch (und zwar nicht nur mit anschaulichen Vorstellungen, sondern auch mit Begriffen und Worten) der Fall, daher solche bisweilen, wenn nämlich nicht Stumpfheit und Geistessträgheit es verhindert, ein sehr gutes Gedächtniß haben. Dagegen hat das Genie bisweilen kein vorzügliches Gedächtniß, wie Rousseau Dies von sich selbst angiebt: es wäre daraus zu erklären, daß dem Genie die große Menge neuer Gedanken und Kombinationen zu vielen Wiederholungen keine Zeit läßt; wiewohl dasselbe sich wohl nicht leicht mit einem ganz schlechten Gedächtniß findet, weil die größere Energie und Beweglichkeit der gesammten Denkkraft hier die anhaltende Übung ersetzt. Auch wollen wir nicht vergessen, daß die Mnemosyne die Mutter der Musen ist. Man kann demnach sagen: das Gedächtniß steht unter zwei einander antagonistischen Einflüssen: dem der Energie des Vorstellungsvermögens einerseits und dem der Menge der dieses beschäftigenden Vorstellungen andererseits. Je kleiner der erste Faktor, desto kleiner muß auch der andere seyn, um ein gutes Gedächtniß zu liefern; und je größer der zweite, desto größer muß der andere seyn. Hieraus erklärt sich auch, warum Menschen, die unablässig Romane lesen, dadurch ihr Gedächtniß verlieren; weil nämlich auch bei ihnen, eben wie beim Genie, die Menge von Vorstellungen, die hier aber nicht eigne Gedanken und Kombinationen, sondern fremde, rasch vorüberziehende Zusammenstellungen sind, zur Wiederholung und Übung keine Zeit noch Geduld läßt: und was beim Genie die Übung kompensirt geht ihnen ab. Uebrigens unterliegt die ganze Sache noch der Korrektion, daß Jeder das meiste Gedächtniß hat für Das, was ihn interessirt, das wenigste für das Uebrige. Daher vergißt mancher große Geist die kleinen Angelegenheiten und Vorfälle des täglichen Lebens, imgleichen die ihm bekannt gewordenen unbedeutenden Menschen, unglaublich schnell; während beschränkte Köpfe das Alles trefflich behalten: nichtsdestoweniger wird Jener für die ihm wichtigen Dinge und für das an sich selbst Bedeutende ein gutes, wohl gar ein stupendes Gedächtniß haben.

Ueberhaupt aber ist leicht einzusehn, daß wir am besten solche Reihen von Vorstellungen behalten, welche unter sich am Bande einer oder mehrerer der angegebenen Arten von Gründen und Folgen zusammenhängen; schwerer aber die, welche nicht unter

sich, sondern nur mit unserm Willen nach dem Gesetze der Motivation verknüpft, d. h. willkürlich zusammengestellt sind. Bei jenen nämlich ist in dem uns a priori bewußten Formalen die Hälfte der Mühe uns erlassen: Dieses, wie überhaupt alle Kenntniß a priori, hat auch wohl Plato's Lehre, daß alles Lernen nur ein Erinnern sei, veranlaßt. —

Achtes Kapitel.

Allgemeine Bemerkungen und Resultate.

§ 46.

Die systematische Ordnung.

Die Reihenfolge, in welcher ich die verschiedenen Gestaltungen
unseres Satzes aufgestellt habe, ist nicht die systematische, sondern
bloß der Deutlichkeit wegen gewählt, um das Bekanntere und Das,
welches das Uebrige am wenigsten voraussetzt, voranzuschicken;
gemäß der Regel des Aristoteles: *και μαθησεως ουκ απο του*
πρωτου, και της του πραγματος αρχης ενιοτε αρκτεον, αλλ' οδεν
ραστ' αν μαθοι. (et doctrina non a primo, ac rei principio
aliquando inchoanda est, sed unde quis facilius discat.)
Metaph. IV, 1. Die systematische Ordnung, in der die Klassen
der Gründe folgen müßten, ist aber diese. Zuerst müßte der Satz
vom Seynsgrund angeführt werden und zwar von diesem wieder
zuerst seine Anwendung auf die Zeit, als welche das einfache,
nur das Wesentliche enthaltende Schema aller übrigen Gestaltungen
des Satzes vom zureichenden Grunde, ja, der Urtypus aller End-
lichkeit ist. Dann müßte, nach Aufstellung des Seynsgrundes auch
im Raum, das Gesetz der Kausalität, diesem das der Motivation
folgen und der Satz vom zureichenden Grunde des Erkennens zu-
letzt aufgestellt werden; da die andern auf unmittelbare Vorstel-
lungen, dieser aber auf Vorstellungen aus Vorstellungen geht.

[142]

[143] Die hier ausgesprochene Wahrheit, daß die Zeit das einfache,
nur das Wesentliche enthaltende Schema aller Gestaltungen des
Satzes vom Grunde ist, erklärt uns die absolut vollkommene Klar-
heit und Genauigkeit der Arithmetik, worin keine andere Wissen-
schaft ihr gleichkommen kann. Alle Wissenschaften nämlich beruhen
auf dem Satze vom Grunde, indem sie durchweg Verknüpfungen
von Gründen und Folgen sind. Die Zahlenreihe nun aber ist die
einfache und alleinige Reihe der Seynsgründe und Folgen in der
Zeit: wegen dieser vollkommenen Einfachheit, indem nichts ihr zur
Seite liegen bleibt, noch irgendwo unbestimmte Beziehungen sind,
läßt sie an Genauigkeit, Apodikticität und Deutlichkeit nichts zu
wünschen übrig. Hierin stehen alle andern Wissenschaften ihr nach;
sogar die Geometrie: weil aus den drei Dimensionen des Raums
so viele Beziehungen hervorgehn, daß die Uebersicht derselben so-
wohl der reinen, wie der empirischen Anschauung zu schwer fällt;
daher die complicirteren Aufgaben der Geometrie nur durch Rech-
nung gelöst werden, die Geometrie also eilt, sich in Arithmetik
aufzulösen. Daß die übrigen Wissenschaften mancherlei verdunkelnde
Elemente enthalten, brauche ich nicht darzuthun.

20

§ 47.

Zeitverhältniß zwischen Grund und Folge.

Nach den Gesetzen der Kausalität und der Motivation muß
der Grund der Folge, der Zeit nach, vorhergehn. Dies ist durch-
aus wesentlich, wie ich ausführlich dargethan habe im 2. Bande
meines Hauptwerks, Kap. 4, S. 41, 42 [3. Aufl. S. 44 fg.]; worauf
ich hier verweise, um mich nicht zu wiederholen. Danach wird
man sich nicht irre machen lassen durch Beispiele, wie Kant
(Krit. d. rein. Vern., 1. Aufl., S. 202; 5. Aufl., S. 248) eines
anführt, nämlich daß die Ursache der Stubenwärme, der Ofen,
mit dieser seiner Wirkung zugleich sei, — sobald man nur
bedenkt, daß nicht ein Ding Ursache des andern, sondern ein
Zustand Ursache des andern ist. Der Zustand des Ofens, daß er
eine höhere Temperatur, als das ihn umgebende Medium hat,
muß der Mittheilung des Ueberschusses seiner Wärme an dieses
vorhergehn; und da nun jede erwärmte Luftschicht einer hinzuströ-
menden kälteren Platz macht, erneuert sich der erste Zustand, die

[144]

Ursache, und folglich auch der zweite, die Wirkung, so lange, als Ofen und Stube nicht die selbe Temperatur haben. Es ist hier also nicht eine dauernde Ursache, Ofen, und eine dauernde Wirkung, Stubenwärme, die zugleich wären, sondern eine Kette von Veränderungen, nämlich eine stete Erneuerung zweier Zustände, deren einer Wirkung des andern ist. Wohl aber ist aus diesem Beispiel zu ersehen, welchen unklaren Begriff von der Kausalität sogar noch Kant hatte.

Hingegen der Satz vom zureichenden Grunde des Erkennens bringt kein Zeitverhältniß mit sich, sondern allein ein Verhältniß für die Vernunft: also sind vor und nach hier ohne Bedeutung.

Beim Satz vom Grunde des Seyns ist, sofern er in der Geometrie gilt, ebenfalls kein Zeitverhältniß, sondern allein ein räumliches, von dem sich sagen ließe, alles wäre zugleich, wenn nicht das Zugleich hier, sowohl als das Nacheinander, ohne Bedeutung wäre. In der Arithmetik dagegen ist der Seynsgrund nichts anderes, als eben das Zeitverhältniß selbst.

§ 48.

Reciprocation der Gründe.

Der Satz vom zureichenden Grunde kann in jeder seiner Bedeutungen ein hypothetisches Urtheil begründen, wie denn auch jedes hypothetische Urtheil zuletzt auf ihm beruht, und immer bleiben dabei die Gesetze der hypothetischen Schlüsse gültig, nämlich: vom Daseyn des Grundes auf das Daseyn der Folge, und vom Nichtseyn der Folge auf das Nichtseyn des Grundes, ist der Schluß richtig: aber vom Nichtseyn des Grundes auf das Nichtseyn der Folge, und vom Daseyn der Folge auf das Daseyn des Grundes ist der Schluß unrichtig. Nun ist es merkwürdig, daß dennoch in der Geometrie fast überall auch vom Daseyn der Folge auf das Daseyn des Grundes und vom Nichtseyn des Grundes auf das Nichtseyn der Folge geschlossen werden kann. Dies kommt daher, daß, wie § 37 gezeigt ist, jede Linie die Lage der andern bestimmt und es dabei einerlei ist, von welcher man anfangen, d. h. welche man als Grund und welche als Folge betrachten will. Man kann hievon sich überzeugen, indem man sämtliche geometrische Lehrsätze durchgeht. Nur da, wo nicht bloß von Figur,

d. h. von Lage der Linien, sondern von Flächeninhalt, abgesehen von der Figur, die Rede ist, kann man meistens nicht vom Daseyn der Folge auf das Daseyn des Grundes schließen, oder vielmehr die Sätze reciprociren und das Bedingte zur Bedingung machen. Ein Beispiel hievon giebt der Satz: Wenn Dreiecke gleiche Grundlinien und gleiche Höhen haben, sind sie an Flächeninhalt gleich. Er läßt sich nicht also umkehren: Wenn Dreiecke gleichen Flächeninhalt haben, sind auch ihre Grundlinien und Höhen gleich. Denn die Höhen können sich auch umgekehrt wie die Grundlinien verhalten.

Daß das Gesetz der Kausalität keine Reciprocation zulasse, indem die Wirkung nie die Ursache ihrer Ursache seyn könne, und daher der Begriff der Wechselwirkung, seinem eigentlichen Sinne nach, nicht zulässig sei, ist schon oben, § 20, zur Sprache gekommen. — Eine Reciprocation nach dem Satz vom Grunde des Erkennens könnte nur bei Wechselbegriffen Statt finden; indem nur die Sphären dieser sich gegenseitig decken. Außerdem giebt sie den *circulus vitiosus*.

§ 49.

Die Nothwendigkeit.

Der Satz vom zureichenden Grunde, in allen seinen Gestalten, ist das alleinige Princip und der alleinige Träger aller und jeder Nothwendigkeit. Denn Nothwendigkeit hat keinen andern wahren und deutlichen Sinn, als den der Unausbleiblichkeit der Folge, wenn der Grund gesetzt ist. Demnach ist jede Nothwendigkeit bedingt; absolute, d. h. unbedingte, Nothwendigkeit also eine *contradictio in adjecto*. Denn Nothwendigseyn kann nie etwas Anderes besagen, als aus einem gegebenen Grunde folgen. Will man es hingegen definiren „was nicht nichtseyn kann“; so giebt man eine bloße Worterklärung und flüchtet sich, um die Sachklärung zu vermeiden, hinter einen höchst abstrakten Begriff; von wo man jedoch sogleich herauszutreiben ist durch die Frage, wie es denn möglich, oder nur denkbar, sei, daß irgend etwas nicht nichtseyn könne; da ja doch alles Daseyn bloß empirisch gegeben ist? Da ergiebt sich denn, daß es nur insofern möglich sei, als irgend ein Grund gesetzt oder vorhanden ist, aus dem es folgt.

Nothwendigseyn und Aus einem gegebenen Grunde folgen sind mithin Wechselbegriffe, welche als solche überall einer an die Stelle des andern gesetzt werden können. Der bei den Philosophastern beliebte Begriff vom „absolut nothwendigen Wesen“ enthält also einen Widerspruch: durch das Prädikat „absolut“ (d. h. „von nichts Anderm abhängig“) hebt er die Bestimmung auf, durch welche allein das „Nothwendige“ denkbar ist und einen Sinn hat. Wir haben daran wieder ein Beispiel vom Mißbrauch abstrakter Begriffe zum Behuf metaphysischer Erschleichung, wie ich ähnliche nachgewiesen habe am Begriff „Immaterielle Substanz“, „Grund schlechthin“, „Ursache überhaupt“ u. s. w.+) Ich kann es nicht genug wiederholen, daß alle abstrakte Begriffe durch die Anschauung zu kontrolliren sind.

Demnach giebt es, den vier Gestalten des Sages vom Grunde gemäß, eine vierfache Nothwendigkeit. 1) Die logische, nach dem Satz vom Erkenntnißgrunde, vermöge welcher, wenn man die Prämissen hat gelten lassen, die Konklusion unweigerlich zuzugeben ist. 2) Die physische, nach dem Gesetz der Kausalität, vermöge welcher, sobald die Ursache eingetreten ist, die Wirkung nicht ausbleiben kann. 3) Die mathematische, nach dem Satz vom Grunde des Seyns, vermöge welcher jedes von einem wahren geometrischen Lehrsatze ausgesagte Verhältniß so ist, wie er es besagt, und jede richtige Rechnung unwiderleglich bleibt. 4) Die moralische, vermöge welcher jeder Mensch, auch jedes Thier, nach eingetretenem Motiv, die Handlung vollziehen muß, welche seinem angeborenen und unveränderlichen Charakter allein gemäß ist und demnach jezt so unausbleiblich, wie jede andere Wirkung einer Ursache, erfolgt; wenn sie gleich nicht so leicht, wie jede andere, vorherzusagen ist, wegen der Schwierigkeit der Ergründung und vollständigen Kenntniß des individuellen empirischen Charakters und der ihm beigegebenen Erkenntnißsphäre; als welche zu erforschen ein ander Ding ist, als die Eigenschaften eines Mittelsalzes kennen zu lernen und danach seine Reaktion vorherzusagen. Ich darf nicht müde werden, dies zu wiederholen, wegen der Ignor-

+) Vergl. über „immaterielle Substanz“ die Welt als Wille und Vorstellung, I, 582 fg. (der 3. Aufl.), und über „Grund schlechthin“ den § 52 des vorliegenden Werkes.
Der Herausgeber [Frauenstädt].

ranten und Dummköpfe, welche die einhellige Belehrung so vieler großen Geister für nichts achtend, noch immer, zu Gunsten ihrer Rockenphilosophie, das Gegentheil zu behaupten dreist genug sind. Bin ich doch kein Philosophieprofessor, der nöthig hätte, vor dem Unverstande des andern Bücklinge zu machen.

§ 50.

Reihen der Gründe und Folgen.

Nach dem Gesetz der Kausalität ist die Bedingung immer wieder bedingt und zwar auf gleiche Art: daher entsteht a parte ante eine series in infinitum. Eben so ist es mit dem Seynsgrund im Raum: jeder relative Raum ist eine Figur, hat Gränzen, die ihn mit einem andern in Verbindung setzen und wieder die Figur dieses andern bedingen, und so nach allen Dimensionen, in infinitum. Betrachtet man aber eine einzelne Figur in sich, so hat die Reihe der Seynsgründe ein Ende; weil man von einem gegebenen Verhältniß anhub: wie auch die Reihe der Ursachen ein Ende hat, wenn man bei irgend einer Ursache beliebig stehn bleibt. In der Zeit hat die Reihe der Seynsgründe sowohl a parte ante, wie parte post eine unendliche Ausdehnung, indem jeder Augenblick durch einen früheren bedingt ist und den folgenden nothwendig herbeiführt, die Zeit also weder Anfang noch Ende haben kann. Die Reihe der Erkenntnißgründe dagegen, d. h. eine Reihe von Urtheilen, deren jedes dem andern logische Wahrheit ertheilt, endigt immer irgendwo, nämlich entweder in einer empirischen, oder transcendentalen, oder metalogischen Wahrheit. Ist das erstere, also eine empirische Wahrheit der Grund des obersten Sages, darauf man geführt worden, und man fährt fort zu fragen Warum; so ist was man jezt verlangt kein Erkenntnißgrund mehr, sondern eine Ursache: d. h. die Reihe der Gründe des Erkennens geht über in die Reihe der Gründe des Werdens. Macht man nun aber es ein Mal umgekehrt, läßt nämlich die Reihe der Gründe des Werdens, damit sie ein Ende finden könne, übergehn in die Reihe der Gründe des Erkennens; so ist Dies nie durch die Natur der Sache herbeigeführt, sondern durch specielle Absicht, also ein Kniff, und zwar ist es das unter dem Namen des ontologischen Beweises bekannte Sophisma. Nämlich nachdem man,

durch den kosmologischen Beweis, zu einer Ursache gelangt ist, bei welcher man stehen zu bleiben Belieben trägt, um sie zur ersten zu machen, das Gesetz der Kausalität jedoch sich nicht so zur Ruhe bringen läßt, sondern fortfahren will, Warum zu fragen; so schafft man es heimlich bei Seite und schiebt ihm den ihm von Weitem ähnlich sehenden Satz vom Erkenntnißgrunde unter, giebt also, statt der hier verlangten Ursache, einen Erkenntnißgrund, der aus dem zu beweisenden, seiner Realität nach also noch problematischen, Begriff selbst geschöpft wird und der nun, weil er doch ein Grund ist, als Ursache figuriren muß. Natürlich hat man jenen Begriff schon zum voraus darauf eingerichtet, indem man die Realität, allenfalls, des Anstandes halber, noch in ein Paar Hüllen gewickelt, hineinlegte und sich also die nunmehrige, freudige Ueberraschung, sie darin zu finden, vorbereitete, — wie wir Dies schon oben, § 7, näher beleuchtet haben. — Beruht hingegen eine Kette von Urtheilen zuletzt auf einem Satz von transcendentaler, oder metalogischer Wahrheit, und man fährt fort zu fragen Warum; so giebt es darauf keine Antwort, weil die Frage keinen Sinn hat, nämlich nicht weiß, was für einen Grund sie fordert. Denn der Satz vom Grunde ist das Princip aller Erklärung: eine Sache erklären heißt ihren gegebenen Bestand, oder Zusammenhang, zurückführen auf irgend eine Gestaltung des Satzes vom Grunde, der gemäß er seyn muß, wie er ist. Diesem gemäß ist der Satz vom Grunde selbst, d. h. der Zusammenhang, den er, in irgend einer Gestalt, ausdrückt, nicht weiter erklärbar; weil es kein Princip giebt, das Princip aller Erklärung zu erklären, — oder wie das Auge Alles sieht, nur sich selbst nicht. — Von den Motiven giebt es zwar Reihen, indem der Entschluß zur Erreichung eines Zwecks, Motiv wird des Entschlusses zu einer ganzen Reihe von Mitteln: doch endigt diese Reihe immer a parte priori in einer Vorstellung aus den zwei ersten Klassen, woselbst das Motiv liegt, welches ursprünglich vermochte, diesen individuellen Willen in Bewegung zu setzen. Daß es nun Dieses konnte, ist ein Datum zur Erkenntniß des hier gegebenen empirischen Charakters: warum dieser aber dadurch bewegt werde, kann nicht beantwortet werden, weil der intelligible Charakter außer der Zeit liegt und nie Objekt wird. Die Reihe der Motive als solcher findet also in einem solchen letzten Motiv ihr Ende und geht, je-

nachdem ihr letztes Glied ein reales Objekt, oder ein bloßer Begriff war, über in die Reihe der Ursachen, oder in die der Erkenntnißgründe.

§ 51.

Jede Wissenschaft hat eine der Gestaltungen des Satzes vom Grunde vor den andern zum Leitfaden.

Weil die Frage Warum immer einen zureichenden Grund will und die Verbindung der Erkenntnisse nach dem Satz vom zureichenden Grunde die Wissenschaft vom bloßen Aggregat von Erkenntnissen unterscheidet, ist § 4 gesagt worden, daß das Warum die Mutter der Wissenschaften sei. Auch findet sich, daß in jeder derselben Eine der Gestaltungen unsers Satzes, vor den übrigen, der Leitfaden ist; obgleich in derselben auch die andern, nur mehr untergeordnet, Anwendung finden. So ist in der reinen Mathematik der Seynsgrund Hauptleitfaden (obgleich die Darstellung in den Beweisen nur am Erkenntnißgrunde fortschreitet); in der angewandten tritt zugleich das Gesetz der Kausalität auf; und dieses gewinnt ganz die Oberherrschaft in der Physik, Chemie, Geologie u. a. m. Der Satz vom Grunde des Erkennens findet durchaus in allen Wissenschaften starke Anwendung, da in allen das Besondere aus dem Allgemeinen erkannt wird. Hauptleitfaden und fast allein herrschend aber ist er in der Botanik, Zoologie, Mineralogie und andern classificirenden Wissenschaften. Das Gesetz der Motivation ist, wenn man alle Motive und Maximen, welche sie auch seien, als Gegebenes betrachtet, aus dem man das Handeln erklärt, Hauptleitfaden der Geschichte, Politik, pragmatischen Psychologie u. a. — wenn man aber die Motive und Maximen selbst, ihrem Werth und Ursprung nach, zum Gegenstand der Untersuchung macht, Leitfaden der Ethik. Im 2. Bande meines Hauptwerks findet man, Kap. 12, S. 126 [3. Aufl. S. 139], die oberste Eintheilung der Wissenschaften nach diesem Princip ausgeführt.

§ 52.

Zwei Hauptresultate.

Ich habe mich bestrebt, in dieser Abhandlung zu zeigen, daß der Satz vom zureichenden Grund ein gemeinschaftlicher Ausdruck

sei für vier ganz verschiedene Verhältnisse, deren jedes auf einem besonderen und (da der Satz vom zureichenden Grund ein synthetischer a priori ist) a priori gegebenen Gesetze beruht, von welchen vier, nach dem Grundsatz der Specification gefundenen, Gesetzen, nach dem Grundsatz der Homogenität angenommen werden muß, daß, so wie sie in einem gemeinschaftlichen Ausdruck zusammentreffen, sie auch aus einer und der selben Urbeschaffenheit unsers ganzen Erkenntnißvermögens, als ihrer gemeinschaftlichen Wurzel, entspringen, welche demnach anzusehn wäre als der innerste Keim aller Dependenz, Relativität, Instabilität und Endlichkeit der Objekte unsers in Sinnlichkeit, Verstand und Vernunft, Subjekt und Objekt befangenen Bewußtseyns, oder derjenigen Welt, welche der hohe Plato wiederholentlich als das *αιγιγνομενον μιν και απολλυμενον, οντως δε ουδεποτε ον*, deren Erkenntniß nur eine *δοξα μετ' αιοδησεως αλογου* wäre, herabsetzt, und welche das Christenthum, mit richtigem Sinn, nach derjenigen Gestaltung unsers Satzes, welche ich § 46 als sein einfachstes Schema und den Urtypus aller Endlichkeit bezeichnet habe, die Zeitlichkeit nennt. Der allgemeine Sinn des Satzes vom Grunde überhaupt läuft darauf zurück, daß immer und überall Jegliches nur vermöge eines Andern ist. Nun ist aber der Satz vom Grunde in allen seinen Gestalten a priori, wurzelt also in unserm Intellekt: daher darf er nicht auf das Ganze aller daseienden Dinge, die Welt, mit Einschluß dieses Intellekts, in welchem sie dasteht, angewandt werden. Denn eine solche, vermöge apriorischer Formen sich darstellende Welt ist eben deshalb bloße Erscheinung: was daher nur in Folge eben dieser Formen von ihr gilt, findet keine Anwendung auf sie selbst, d. h. auf das in ihr sich darstellende Ding an sich. Daher kann man nicht sagen: „Die Welt und alle Dinge in ihr existiren vermöge eines Andern“; — welcher Satz eben der kosmologische Beweis ist.

Ist mir die Ableitung des so eben ausgesprochenen Resultats durch gegenwärtige Abhandlung gelungen; so wäre, dünke ich, an jeden Philosophen, der, bei seinen Spekulationen, auf den Satz vom zureichenden Grunde einen Schluß baut, oder überhaupt nur von einem Grunde spricht, die Forderung zu machen, daß er bestimme, welche Art von Grund er meine. Man könnte glauben, daß, so oft von einem Grunde die Rede ist, Jenes sich von selbst

ergebe und keine Verwechslung möglich sei. Allein es finden sich nur gar zu viele Beispiele, theils daß die Ausdrücke Grund und Ursache verwechselt und ohne Unterscheidung gebraucht werden, theils daß im Allgemeinen von einem Grund und Begründeten, Princip und Principiat, Bedingung und Bedingten geredet wird, ohne nähere Bestimmung; vielleicht eben weil man sich im Stillen eines unberechtigten Gebrauchs dieser Begriffe bewußt ist. So spricht selbst Kant von dem Ding an sich als dem Grunde der Erscheinung. So spricht er (*Krit. d. r. R.*, 5. Aufl., S. 590) von einem Grunde der Möglichkeit aller Erscheinung; von einem intelligiblen Grund der Erscheinungen; von einer intelligiblen Ursache, einem unbekannten Grund der Möglichkeit der sinnlichen Reihe überhaupt (S. 592); von einem den Erscheinungen zum Grunde liegenden transscendentalen Objekt und dem Grunde warum unsere Sinnlichkeit diese viel mehr als alle andern obersten Bedingungen habe (S. 641); und so an mehreren Stellen. Welches alles mir schlecht zu passen scheint zu jenen gewichtigen, tiefsinnigen, ja unsterblichen Worten (S. 591): „daß die Zufälligkeit*) der Dinge selbst nur Phänomene sei und auf keinen andern Regressus führen könne, als den empirischen, der die Phänomene bestimmt.“

Daß, seit Kant, die Begriffe Grund und Folge, Princip und Principiat u. s. w. noch viel unbestimmter und ganz und gar transcendent gebraucht sind, weiß Jeder dem die neueren philosophischen Schriften bekannt sind.

Gegen diesen unbestimmten Gebrauch des Wortes Grund und mit ihm des Satzes vom zureichenden Grunde überhaupt ist Folgendes meine Einwendung und zugleich das zweite, mit dem ersten genau verbundene Resultat, welches diese Abhandlung über ihren eigentlichen Gegenstand giebt. Obgleich die vier Gesetze unsers Erkenntnißvermögens, deren gemeinschaftlicher Ausdruck der Satz vom zureichenden Grunde ist, durch ihren gemeinsamen Charakter, und dadurch, daß alle Objekte des Subjekts unter sie vertheilt sind, sich ankündigen als durch Eine und die selbe Ur-

*) Die empirische Zufälligkeit ist gemeint, welche bei Kant so viel bedeutet, wie Abhängigkeit von andern Dingen; worüber ich auf meine Rüge, S. 524 [3. Aufl. S. 552] meiner „Kritik der Kantischen Philosophie“ verweise.

beschaffenheit und innere Eigenthümlichkeit des als Sinnlichkeit, Verstand und Vernunft erscheinenden Erkenntnißvermögens gesetzt, so daß sogar, wenn man sich einbildete, es könnte eine neue, fünfte Klasse von Objekten entstehen, dann ebenfalls vorauszusetzen wäre, daß in ihr auch der Satz vom zureichenden Grund in einer neuen 5 Gestalt auftreten würde; so dürfen wir dennoch nicht von einem Grunde schlecht hin sprechen, und es giebt so wenig einen Grund überhaupt, wie einen Triangel überhaupt, anders, als in einem abstrakten, durch diskursives Denken gewonnenen Begriff, der als Vorstellung aus Vorstellungen, nichts weiter ist, als 10 ein Mittel Vieles durch Eines zu denken. Wie jeder Triangel spitz-, recht- oder stumpf-winklich, gleichseitig, gleichschenkelich oder ungleichseitig seyn muß; so muß auch (da wir nur vier und zwar bestimmt gesonderte Klassen von Objekten haben) jeder Grund zu 15 einer der angegebenen vier möglichen Arten der Gründe gehören und demnach innerhalb einer der vier angegebenen möglichen Klassen von Objekten unsers Vorstellungsvermögens, — die folglich, mit sammt diesem Vermögen, d. h. der ganzen Welt, sein Gebrauch schon als gegeben voraussetzt und sich diesseit hält, — gelten, nicht aber außerhalb derselben, oder gar außerhalb aller Objekte. Sollte 20 dennoch Jemand hierüber anders denken, und meinen, Grund überhaupt sei etwas Anderes, als der aus den vier Arten der Gründe abgezogene, ihr Gemeinschaftliches ausdrückende Begriff; so könnten wir den Streit der Realisten und Nominalisten erneuen, wobei ich in gegenwärtigem Fall auf der Seite der letztern stehn müßte. 25

Fig. 2.

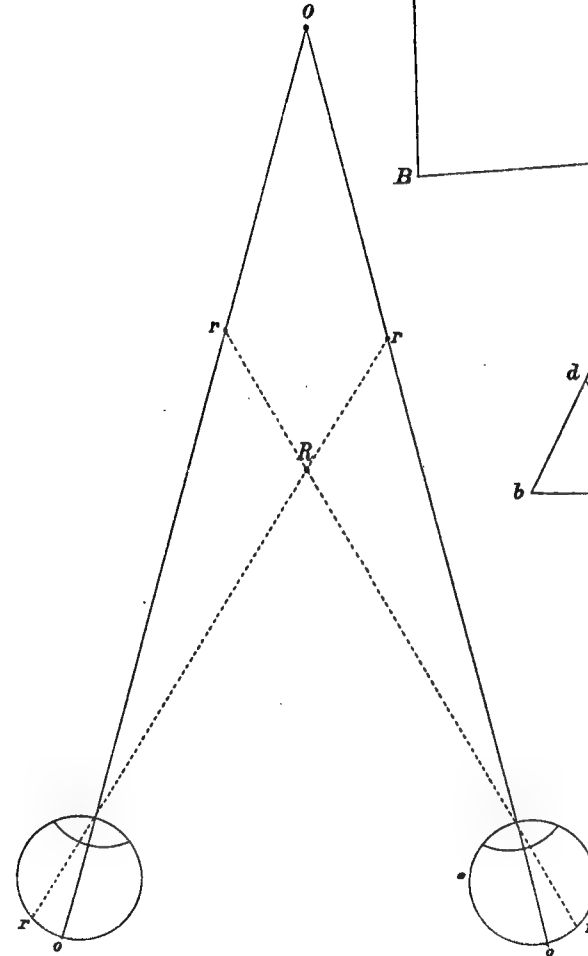


Fig. 1.

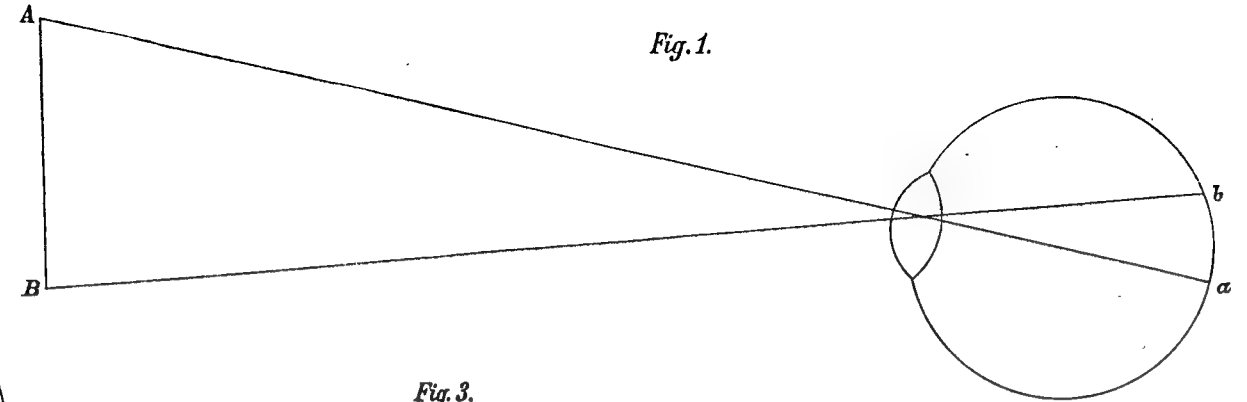


Fig. 3.

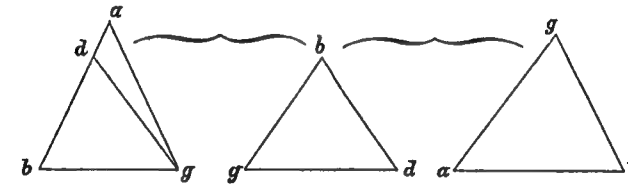


Fig. 4.

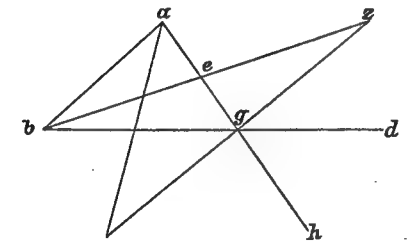


Fig. 5.

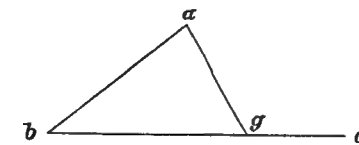
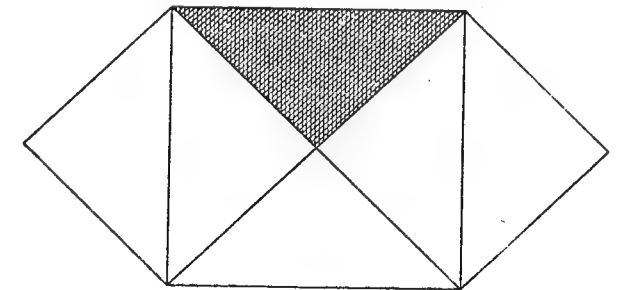


Fig. 6.



Ueber das
Sehn und die Farben.

Eine Abhandlung
von
Arthur Schopenhauer.

Est enim verum index sui et falsi.
Spinoza. epist. 74.

Ich befinde mich in dem seltenen Fall, ein Buch, welches ich vor vierzig Jahren geschrieben habe, zur zweiten Auflage nachbessern zu müssen. Wie nun zwar der Mensch, seinem Kern und
 5 eigentlichen Wesen nach, stets der selbe und unverändert bleibt, hingegen an seiner Schaal, also seinem Aussehen, Manieren, Handschrift, Stil, Geschmacksrichtungen, Begriffen, Ansichten, Einsichten, Kenntnissen u. s. w. im Laufe der Jahre große Veränderungen vorgehn; so ist, Dem analog, auch dieses Werkchen meiner
 10 Jugend im Wesentlichen ganz das selbe geblieben, weil eben sein Stoff und Inhalt heute noch so wahr ist, wie damals; aber an seiner Außenseite, Ausstattung und Form habe ich nachgebessert, so weit es angien; wobei man indessen zu bedenken hat, daß die nachbessernde Hand vierzig Jahre älter ist, als die schreibende;
 15 daher hier der selbe Uebelstand nicht zu vermeiden war, den ich schon bei der zweiten Auflage der Abhandlung über den Satz vom Grunde habe beklagen müssen, daß nämlich der Leser zwei verschiedene Stimmen vernimmt, die des Alten und die des Jungen; so deutlich, daß wer ein feines Ohr hat, nie im Zweifel bleibt, wer
 20 eben jetzt spreche. Dieses aber stand nicht zu ändern, ist auch im Grunde nicht meine Schuld, sondern kommt zuletzt daher, daß ein verehrtes deutsches Publikum vierzig Jahre braucht, um herauszufinden, wem es seine Aufmerksamkeit zuzuwenden wohlthäte.

Ich habe nämlich diese Abhandlung im Jahre 1815 abgefaßt, [IV] worauf Goethe das Manuscript länger behielt, als ich erwartet hatte, indem er es auf seiner damaligen Rheinreise mit sich führte: dadurch verzögerte sich die letzte Bearbeitung und der Druck, so daß erst zur Ostermesse 1816 das Werkchen an das Licht trat. — 5 Seitdem haben weder Physiologen, noch Physiker es der Berücksichtigung würdig gefunden, sondern sind, davon ungestört, bei ihrem Text geblieben. Kein Wunder also, daß es, funfzehn Jahre später, den Plagiarus verlockte, nunmehr (as a snapper-up of unconsidered trifles. Winter's tale, p. 489.) es zu eigenem Nutzen zu ver- 10 wenden; worüber ich das Nähere beigebracht habe im „Willen in der Natur“, erste Aufl. S. 19 und zweite Aufl. S. 14.

Inzwischen habe ich vierzig Jahre Zeit gehabt, meine Farbentheorie auf alle Weise und bei mannigfaltigen Anlässen zu prüfen: jedoch ist meine Ueberzeugung von der vollkommenen Wahrheit 15 derselben keinen Augenblick wankend geworden, und auch die Richtigkeit der Goethe'schen Farbenlehre ist mir noch eben so einleuchtend, als vor 41 Jahren, da er selbst mir seine Experimente vorzeigte. So darf ich denn wohl annehmen, daß der Geist der Wahrheit, welcher in größeren und wichtigeren Dingen auf mir ruhte, auch 20 in dieser untergeordneten Angelegenheit mich nicht verlassen hat. Das macht, er ist dem Geiste der Ehrlichkeit verwandt und sucht sich die redlichen Häupter aus, — wobei er denn freilich keine sehr große Auswahl hat; zumal er eine Hingebung verlangt, welche weder die Bedürfnisse, noch die Ueberzeugungen, noch die 25 Neigungen des Publikums, oder Zeitalters, irgend berücksichtigt, sondern, ihm allein die Ehre gebend, bereit ist, Goethe'sche Farbenlehre unter Newtonianern, wie asketische Moral unter modernen Protestanten, Juden und Optimisten zu lehren.

Bei dieser zweiten Auflage habe ich aus der ersten bloß ein 30 Paar, nicht unmittelbar zur Sache gehöriger Nebenerörterungen ausfallen lassen, dagegen aber sie durch beträchtliche Zusätze be-

reichert. Zwischen der gegenwärtigen und der ersten Auflage dieser Abhandlung liegt nun aber noch meine lateinische Bearbeitung derselben, welche ich unter dem Titel: Theoria colorum physiologica, eademque primaria, im Jahre 1830, dem dritten Bande 5 der von Justus RADIUS herausgegebenen Scriptores ophthalmologici minores einverleibt habe. Diese ist keine bloße Uebersetzung der ersten Auflage, sondern weicht schon in Form und Darstellung merklich von ihr ab und ist auch an Stoff ansehnlich bereichert. Obgleich ich daher sie bei der gegenwärtigen benutzt 10 habe, behält sie noch immer ihren Werth, zumal für das Ausland. Ferner habe ich, im J. 1851, im zweiten Bande meiner „Parerga und Paralipomena“ eine Anzahl Zusätze zu meiner Farbentheorie niedergelegt, um sie vor dem Untergange zu retten; indem, wie ich daselbst angegeben habe, mir, bei meinem vor- 15 gerückten Alter, wenig Hoffnung blieb, eine zweite Auflage gegenwärtiger Abhandlung zu erleben. Inzwischen hat es sich anders gefügt: die meinen Werken endlich zugewendete Aufmerksamkeit des Publikums hat sich auch auf diese kleine und frühe Schrift erstreckt, obwohl ihr Inhalt nur dem kleineren Theile nach der 20 Philosophie, dem größern nach der Physiologie angehört. Jedoch wird dieser letztere auch dem bloß auf Philosophie gerichteten Leser keineswegs unfruchtbar bleiben, indem eine genauere Kenntniß und festere Ueberzeugung von der ganz subjektiven Wesenheit der Farbe beiträgt zum gründlicheren Verständniß der Kantischen Lehre von 25 den ebenfalls subjektiven, intellektuellen Formen aller unserer Erkenntnisse, und daher eine sehr passende philosophische Vorschule abgiebt. Eine solche aber muß uns um so willkommener seyn, als, in diesen Zeiten Ueberhand nehmender Rohheit, Plattköpfe der leichtesten Art sich sogar erdreisten, den apriorischen und daher 30 subjektiven Antheil der menschlichen Erkenntniß, welchen entdeckt [V] und ausgesondert zu haben das unsterbliche Verdienst Kants ist, ohne Umstände abzuleugnen; während zugleich andererseits einige

Chemiker und Physiologen ganz ehrlich vermeinen, ohne alle Transcendentalphilosophie das Wesen der Dinge ergründen zu können, und demnach mit dem unbefangenen Realismus täppisch Hand anlegen: sie nehmen eben das Objektive unbefehnt als schlechthin gegeben, und fällt ihnen nicht ein, das Subjektive in Betracht zu ziehn, mittelst dessen allein jenes dasteht. Die Unschuld, mit welcher diese Leute, von ihrem Skalpel und Ziegel kommend, sich an die philosophischen Probleme machen, ist wirklich zum Erstaunen: sie schreibt sich jedoch daher, daß Jeder ausschließlich sein Brodstudium treibt, nachher aber von Allem mitreden will. Könnte man nur solchen Herren begreiflich machen, daß zwischen ihnen und dem wirklichen Wesen der Dinge ihr Gehirn steht, wie eine Mauer, weshalb es weiter Umwege bedarf, um nur einigermaßen dahinter zu kommen; — so würden sie nicht mehr so dreist von „Seelen“ und „Stoff“ u. dgl. in den Tag hinein dogmatifiren, — wie die philosophirenden Schuster.†)

Also die in Rede stehenden, in meinen „Parergis“ einstweilen deponirten, daher aber auch wie in einer Kumpelkammer zusammengehäuften Zusätze habe ich nothwendigerweise der gegenwärtigen Auflage, an ihren gehörigen Stellen, einverleiben müssen; weil ich diese doch nicht unvollkommen lassen konnte, um, betreffenden Ortes, allemal den Leser auf jenes Kapitel der „Parerga“ zu verweisen. Natürlich sollen dagegen die hier verwendeten Zusätze aus der zweiten Auflage der „Parerga“ weggelassen werden.

Frankfurt am Main, im November 1854.

†) Der ganze, im Jahre 1855—56 so laut gewordene Streit zwischen Materialisten und Spiritualisten ist bloß ein Beweis der unglaublichen Rohheit und schaamlosen Unwissenheit, zu welcher der gelehrte Stand herabgesunken ist, in Folge des Studiums Hegelschen Unsinn und Vernachlässigung Kantischer Philosophie.

Inhalt.

	Seite
Einleitung	1
Erstes Kapitel.	
Von dem Sehn.	
§ 1.	
Verständigkeit der Anschauung. Unterscheidung des Verstandes von der Vernunft, und des Scheines vom Irrthum. Erkenntniß, der Charakter der Thierheit. Anwendung alles Gesagten auf die Anschauung durch das Auge	7
Zweites Kapitel.	
Von den Farben.	
§ 2.	
Volle Thätigkeit der Retina	21
§ 3.	
Intensiv getheilte Thätigkeit der Retina	24
§ 4.	
Extensiv getheilte Thätigkeit der Retina	24
§ 5.	
Qualitativ getheilte Thätigkeit der Retina	25
§ 6.	
Polarität der Retina und Polarität überhaupt	35
§ 7.	
Die schattige Natur der Farbe	37
§ 8.	
Verhältniß der aufgestellten Theorie zur Newtonischen	38

Inhalt.

§ 9.	Seite
Ungetheilter Rest der Thätigkeit der Retina	41
§ 10.	
Herstellung des Weißen aus Farben	42
§ 11.	
Die drei Arten der Theilung der Thätigkeit der Retina im Verein	62
§ 12.	
Von einigen Verletzungen und einem abnormen Zustande des Auges . . .	63
§ 13.	
Von den äußern Reizen, welche die qualitative Theilung der Thätigkeit der Retina erregen	66
§ 14.	
Einige Zugaben zu Goethes Lehre von der Entstehung der physischen Farben	80

Einleitung.

[1]

Der Inhalt nachstehender Abhandlung ist eine neue Theorie der Farbe, die schon am Ausgangspunkte von allen bisherigen sich gänzlich entfernt. Sie ist hauptsächlich für Diejenigen geschrieben, welche mit Goethes Farbenlehre bekannt und vertraut sind. Doch wird sie auch außerdem, der Hauptsache nach, allgemein verständlich seyn, immer aber um so mehr, als man einige Kenntniß der Farbenphänomene mitbringt, namentlich der physiologischen, d. i. dem Auge allein angehörigen Farbenerscheinungen, von denen zwar die vollkommenste Darstellung sich in Goethes Farbenlehre findet, die jedoch auch früher, hauptsächlich von Buffon*), Waring Darwin**) und Himly***) mehr oder minder richtig beschrieben sind.

Buffon hat das Verdienst, der Entdecker dieser merkwürdigen Thatsache zu seyn, deren Wichtigkeit, ja, Unentbehrlichkeit zum wahren Verständniß des Wesens der Farbe aus meiner Theorie derselben erhellt. Zur Auffindung dieser selbst aber hat Goethe mir den Weg eröffnet, durch ein zwiefaches Verdienst. Erstlich, sofern er den alten Wahn der Newtonischen Irrelehre brach und dadurch die Freiheit des Denkens über diesen Gegenstand wiederherstellte: denn, wie Jean Paul richtig bemerkt, „jede Revolution äußert sich früher, leichter, stärker polemisch, als thetisch“ (Aesth. Bd. 3. S. 361). Jenes Verdienst aber wird dann zur Anerken-

*) Hist. de l'acad. d. sc. 1743.

**) Erasmus Darwins Zoonomia, auch in den philos. transact. Vol. 76.

25 ***) Ophthalmologische Bibliothek, Bd. 1, St. 2.

nung gelangen, wann Katheder und Schreibtische von einer ganz [2] neuen Generation besetzt seyn werden, die nicht, und wäre es auch nur in ihren Greisen, ihre eigene Ehre gefährdet zu halten hat, durch den Umsturz einer Lehre, welche sie ihr ganzes Leben hindurch, nicht als Glaubens-, sondern als Ueberzeugungs-Sache vor- 5 trug. — Das zweite Verdienst Goethes ist, daß er in seinem vor- trefflichen Werke in vollem Maaße Das lieferte, was der Titel verspricht: Data zur Farbenlehre. Es sind wichtige, vollständige, bedeutsame Data, reiche Materialien zu einer künftigen Theorie der Farbe. Diese Theorie selbst zu liefern, hat er indessen nicht 10 unternommen: daher er sogar, wie er p. XXXIX der Einleitung selbst bemerkt und eingesteht, keine eigentliche Erklärung vom Wesen der Farbe aufstellt, sondern sie als Erscheinung wirklich postuliert und nur lehrt, wie sie entstehe, nicht was sie sei. Die phy- 15 siologischen Farben, welche mein Ausgangspunkt sind, legt er als ein abgeschlossenes, für sich bestehendes Phänomen dar, ohne auch nur zu versuchen, sie mit den physischen, seinem Hauptthema, in Verbindung zu bringen.

Wohl ist Theorie, wenn nicht durchgängig auf Fakta gestützt und gegründet, ein eitles leeres Hirngespinnst, und selbst jede ein- 20 zelne, abgerissene, aber wahre Erfahrung hat viel mehr Werth. Andererseits aber bilden alle einzeln stehende Fakta, aus einem bestimmten Umkreise des Gebiets der Erfahrung, wenn sie auch vollständig beisammen sind, doch nicht eher eine Wissenschaft, als bis die Erkenntniß ihres innersten Wesens sie unter einen gemein- 25 samen Begriff vereinigt hat, der alles umfaßt und enthält, was nur in jenen sich vorfinden kann, dem ferner wieder andere Begriffe untergeordnet sind, durch deren Vermittelung man zur Erkenntniß und Bestimmung jeder einzelnen Thatsache sogleich ge- 30 langen kann. Die so vollendete Wissenschaft ist einem wohlorga- nisirten Staate zu vergleichen, dessen Beherrscher das Ganze, jeden größeren und auch den kleinsten Theil jeden Augenblick in Bewegung setzen kann. Daher steht Derjenige, welcher im Besitz der Wissenschaft, der wahren Theorie, einer Sache ist, gegen Den, 35 welcher nur eine empirische, ungeordnete, wenn gleich sehr ausgebreitete Kenntniß derselben sich erworben hat, wie ein polizirtes, zu einem Reich organisirtes Volk gegen ein wildes. Diese Wichtigkeit der Theorie hat ihren glänzendsten Beleg an der neueren

[3] Chemie, dem Stolze unsers Jahrhunderts. Nämlich die faktische Grundlage derselben war schon lange vor Lavoisier vorhanden, in den Thatsachen, welche vereinzelt, von Joh. Rey (1630), Rob. Boyle, Mayow, Hales, Black, Cavendish, und endlich Priestley, 5 aufgefunden waren: aber sie halfen der Wissenschaft wenig, bis sie in Lavoisier's großem Kopfe sich zu einer Theorie organisirten, welche gleichsam die Seele der gesammten neuern Naturwissenschaft ist, durch die unsere Zeit über alle früheren emporragt.

Wenn wir (ich meine hier sehr Wenige) ferner die Newton'sche 10 Irrlehre, von Goethe, theils durch den polemischen Theil seiner Schrift, theils durch die richtige Darstellung der Farbenphänomene jeder Art, welche Newton's Lehre verfälscht hatte, auch völlig widerlegt sehn; so wird doch dieser Sieg erst vollständig, wenn eine neue Theorie an die Stelle der alten tritt. Denn das Positive 15 wirkt überall mächtiger auf unsere Ueberzeugung als das Negative. Daher ist so wahr wie schön, was Spinoza sagt: Sicut lux se ipsa et tenebras manifestat; sic veritas norma sui et falsi est. Eth. P. II. prop. 43. Schol.

Es sei ferne von mir, Goethes sehr durchdachtes und in jeder 20 Hinsicht überaus verdienstliches Werk für ein bloßes Aggregat von Erfahrungen ausgeben zu wollen. Vielmehr ist es wirklich eine systematische Darstellung der Thatsachen: es bleibt jedoch bei diesen stehn. Daß er Dies selbst, und nicht ohne einige Beunruhigung, gefühlt hat, bezeugen folgende Sätze aus seinen „Einzelnen Betrachtungen und Aphorismen über Naturwissenschaft im Allgemeinen“ 25 (Nachlaß Bd. 10. S. 150, 152): „Es giebt eine zarte Empirie, die sich mit dem Gegenstand innigst identisch macht und dadurch zur eigentlichen Theorie wird.“ — „Das Höchste wäre, zu begreifen, daß alles Faktische schon Theorie ist. Die Bläue des Himmels 30 offenbart uns das Grundgesetz der Chromatik. Man suche nur nichts hinter den Phänomenen: sie selbst sind die Lehre.“ — „Wenn ich mich beim Urphänomen zuletzt beruhige, so ist es doch nur aus Resignation: aber es bleibt ein großer Unterschied, ob ich mich an den Gränzen der Menschheit resignire, oder innerhalb 35 der Beschränktheit meines bornirten Individuums.“ — Ich hoffe, meine hier zu liefernde Theorie wird darthun, daß es nicht die Gränzen der Menschheit gewesen sind. Wie aber jene Beschränkung auf das rein Faktische in Goethes Geiste begründet war, ja, gerade

mit seinen höchsten Fähigkeiten zusammenhieng, habe ich dargelegt in meinen Parergis, Bd. 2. S. 146; unserm Gegenstande aber ist es nicht so wesentlich, daß ich es hier wiederholen müßte. Eine eigentliche Theorie also ist nicht in Goethes Farbenlehre enthalten; wohl aber ist sie dadurch vorbereitet, und ein Streben nach ihr spricht so deutlich aus dem Ganzen, daß man sagen kann, sie werde, wie ein Septimen-Akkord den harmonischen, der ihn auflöst, gewaltsam fordert, eben so vom Totaleindruck des Werks gefordert. Wirklich gegeben ist indessen in diesem nicht der eigentliche Bindungspunkt des Ganzen, der Punkt auf den Alles hinweist, von dem Alles immer abhängig bleiben muß, und auf den man von jedem Einzelnen immer zurückzusehn hat. In dieser Hinsicht nun das Goethische Werk zu ergänzen, dasjenige oberste Princip, auf welchem alle dort gegebenen Data beruhen, in abstracto aufzustellen, und so die Theorie der Farbe, im engsten Sinne des Worts, zu liefern, — dies ist es was gegenwärtige Abhandlung versuchen wird; zwar zunächst nur in Hinsicht auf die Farbe als physiologische Erscheinung betrachtet: allein eben diese Betrachtung wird sich, in Folge der jetzt zu gebenden Darstellung, als die erste, ja durchaus die wesentlichste Hälfte der gesammten Farbenlehre herausstellen, zu welcher die zweite, die physikalischen und chemischen Farben betrachtende, wenn sie gleich reicher an Thatfachen ist, in theoretischer Hinsicht immer in einem abhängigen und untergeordneten Verhältnisse stehn wird.

Die hier aufzustellende Theorie wird aber, wie jede wahre Theorie, den Datis, denen sie ihre Entstehung verdankt, diese Schuld dadurch abtragen, daß, indem sie vor allen Dingen zu erklären sucht, was die Farbe ihrem Wesen nach sei, alle jene Data jetzt erst in ihrer eigentlichen Bedeutung, durch den Zusammenhang, in den sie gesetzt sind, hervortreten und eben dadurch wieder gar sehr bewährt werden. Von ihr ausgehend wird man sogar in den Stand gesetzt, über die Richtigkeit der Newtonischen und der Goethe'schen Erklärung der physikalischen Farben a priori zu urtheilen. Ja, sie wird aus sich selbst, in einzelnen Fällen, jene Data berichtigen können: so z. B. werden wir besonders auf einen Punkt treffen, wo Goethe, der im Ganzen vollkommen Recht hat, doch irrte, und Newton, der im Ganzen völlig Unrecht hat, die Wahrheit gewissermaaßen ausagte, wiewohl eigentlich mehr den

Worten als dem Sinne nach, und selbst so nicht ganz. Dennoch ist meine Abweichung von Goethen in diesem Punkte der Grund, weshalb er in seinem, 1853 von Dünker herausgegebenen Briefwechsel mit dem Staatsrath Schulz, S. 149, mich als einen Gegner seiner Farbenlehre bezeichnet, eben auf Anlaß gegenwärtiger Abhandlung, in der ich doch als ihr entschiedenster Verfechter auf trete, und Dies, wie ich es damals, in meinem 28sten Jahre, schon war, beharrlich geblieben bin, bis ins späte Alter, wovon ein besonders ausdrückliches Zeugniß ablegt mein, in dem von seiner Vaterstadt, an seiner hundertjährigen Geburtsfeier, ihm zu Ehren eröffneten Album, vollgeschriebenes großes Pergament-Blatt, auf welchem man mich, noch immer ganz allein die Fahne seiner Farbenlehre hoch emporhaltend, erblickt, im furchtlosen Widerspruch mit der gesammten gelehrten Welt.*) Er jedoch verlangte die unbedingteste Beistimmung, und nichts darüber, noch darunter. Daher er, als ich durch meine Theorie einen wesentlichen Schritt über ihn hinausgethan hatte, seinem Unmuth in Epigrammen Luft machte, wie:

„Trüge gern noch länger des Lehrers Bürden,
Wenn Schüler nur nicht gleich Lehrer würden.“

Darauf zielt auch schon das Vorhergehende:

„Dein Gutgedachtes, in fremden Aern,
Wird sogleich mit dir selber hadern.“

Ich war nämlich in der Farbenlehre persönlich sein Schüler gewesen; wie er Dies auch in dem oben angeführten Briefe erwähnt.

Ehe ich jedoch zu dem eigentlichen Gegenstande dieser Abhandlung, den Farben, komme, ist es nothwendig etwas über das Sehn überhaupt voranzuschicken: und zwar ist die Seite dieses Problems, deren Erörterung mein Zweck hier erfordert, nicht etwan die optisch-physiologische, sondern vielmehr diejenige, welche ihrem Wesen nach, in die Theorie des Erkenntnißvermögens und sonach ganz in die allgemeine Philosophie einschlägt. Eine solche konnte hier, wo sie nur als Nebenwerk auftritt, nicht anders als fragmentarisch und unvollständig behandelt werden. Denn sie steht eigentlich bloß deswegen hier, damit, wo möglich, jeder Leser zu dem folgenden Hauptkapitel die wirkliche Ueberzeugung mitbringe,

*) Abgedruckt in Parerga, Bd. 2. S. 165.

daß die Farben, mit welchen ihm die Gegenstände bekleidet erscheinen, durchaus nur in seinem Auge sind. Dieses hat zwar schon Cartesius (Dioptr. c. 1) gelehrt, und Viele nach ihm; am gründlichsten Locke; lange vor Beiden jedoch schon Sextus Empiricus (Hypot. Pyrrh. L. II. c. 7. § 72—75), als welcher bereits es ausführlich und deutlich dargethan hat, ja, dabei so weit geht, zu beweisen, daß wir die Dinge nicht erkennen nach Dem, was sie an sich seyn mögen, sondern nur ihre Erscheinungen; welches er sehr artig erläutert durch das Gleichniß, daß wer das Bildniß des Sokrates sieht, ohne diesen selbst zu kennen, nicht sagen kann, ob es ähnlich sei. Bei allen Dem glaubte ich nicht, eine richtige, recht deutliche und unbezweifelte Erkenntniß von der durchaus subjektiven Natur der Farbe ohne Weiteres voraussetzen zu dürfen. Ohne eine solche aber würden, bei der folgenden Betrachtung der Farben, noch immer einige Skrupel sich regen und die Ueberzeugung von dem Vorgetragenen stören und schwächen.

Was ich demnach hier, jedoch nur soweit es unser Zweck erfordert, also aphoristisch und in einem leichten Umrisse darstelle, nämlich die Theorie der äußern, empirischen Anschauung der Gegenstände im Raum, wie sie, auf Anregung der Empfindung in den Sinnesorganen, durch den Verstand und die ihm beigegebenen übrigen Formen des Intellekts zu Stande kommt, das habe ich in spätern Jahren vollendet und auf das Faßlichste, ausführlich und vollständig dargelegt in der zweiten Auflage meiner Abhandlung über die vierfache Wurzel des Satzes vom Grunde, § 21. Dahin also verweise ich, hinsichtlich dieses wichtigen Gegenstandes, meinen Leser, der das hier Gegebene nur als einen früheren Pro-
dromus dazu anzusehn hat.

[7]

Erstes Kapitel.

Vom Sehn.

§ 1.

Verständigkeit der Anschauung. Unterscheidung des Verstandes von der Vernunft, und des Scheines vom Irrthum. Erkenntniß, der Charakter der Thierheit. Anwendung alles Gesagten auf die Anschauung durch das Auge.

Alle Anschauung ist eine intellektuale. Denn ohne den Verstand käme es nimmermehr zur Anschauung, zur Wahrnehmung, Apprehension von Objekten; sondern es bliebe bei der bloßen Empfindung, die allenfalls, als Schmerz oder Wohlbehagen, eine Bedeutung in Bezug auf den Willen haben könnte, übrigens aber ein Wechsel bedeutungsleerer Zustände und nichts einer Erkenntniß Ähnliches wäre. Zur Anschauung, d. i. zum Erkennen eines Objekts, kommt es allererst dadurch, daß der Verstand jeden Eindruck, den der Leib erhält, auf seine Ursache bezieht, diese im a priori angeschaueten Raum dahin versetzt, von wo die Wirkung ausgeht, und so die Ursache als wirkend, als wirklich, d. h. als eine Vorstellung der selben Art und Klasse, wie der Leib ist, anerkennt. Dieser Uebergang von der Wirkung auf die Ursache ist aber ein unmittelbarer, lebendiger, nothwendiger: denn er ist eine Erkenntniß des reinen Verstandes: nicht ist er ein Vernunftschluß, nicht eine Kombination von Begriffen und Urtheilen, nach logischen Gesetzen. Eine solche ist vielmehr das Geschäft der Vernunft, die zur Anschauung nichts beiträgt, sondern deren

Objekt eine ganz andere Klasse von Vorstellungen ist, welche auf der Erde dem Menschengeschlecht allein zukommt, nämlich die abstrakten, nicht anschaulichen Vorstellungen, d. i. die Begriffe; durch welche aber dem Menschen seine großen Vorzüge gegeben sind, Sprache, Wissenschaft und vor Allem die, durch Uebersicht des Ganzen des Lebens in Begriffen allein mögliche, Besonnenheit, welche ihn vom Eindruck der Gegenwart unabhängig erhält, und dadurch fähig macht, überlegt, prämeditirt, planmäßig zu handeln, wodurch sein Thun und Treiben sich von dem der Thiere so mächtig unterscheidet, und wodurch endlich auch die Bedingung zu jener überlegten Wahl zwischen mehreren Motiven gegeben ist, vermöge welcher das vollkommenste Selbstbewußtseyn die Entscheidungen seines Willens begleitet. Dies Alles verdankt der Mensch den Begriffen, d. i. der Vernunft. Das Gesetz der Kausalität, als abstrakter Grundsatz, ist freilich, wie alle Grundsätze in abstracto, Reflexion, also Objekt der Vernunft: aber die eigentliche, lebendige, unvermittelte, nothwendige Erkenntniß des Gesetzes der Kausalität geht aller Reflexion, wie aller Erfahrung, vorher und liegt im Verstande. Mittelfst derselben werden die Empfindungen des Leibes der Ausgangspunkt für die Anschauung einer Welt, indem nämlich das a priori uns bewußte Gesetz der Kausalität angewandt wird auf das Verhältniß des unmittelbaren Objekts (des Leibes) zu den andern nur mittelbaren Objekten: die Erkenntniß des selben Gesetzes, angewandt auf die mittelbaren Objekte allein und unter einander, giebt, wenn sie einen höhern Grad von Schärfe und Genauigkeit hat, die Klugheit, welche eben so wenig, als die Anschauung überhaupt, durch abstrakte Begriffe beigebracht werden kann: daher vernünftig seyn und klug seyn, zwei sehr verschiedene Eigenschaften sind.

Die Anschauung also, die Erkenntniß von Objekten, von einer objektiven Welt, ist das Werk des Verstandes. Die Sinne sind bloß die Sitze einer gesteigerten Sensibilität, sind Stellen des Leibes, welche für die Einwirkung anderer Körper in höherm Grade empfänglich sind: und zwar steht jeder Sinn einer besondern Art von Einwirkung offen, für welche die übrigen entweder wenig oder gar keine Empfänglichkeit haben. Diese spezifische Verschiedenheit der Empfindung jedes der fünf Sinne hat jedoch ihren Grund nicht im Nervensystem selbst, sondern nur in der

[9] Art, wie es afficirt wird. Danach kann man jede Sinnesempfindung ansehen als eine Modifikation des Tastsinnes, oder der über den ganzen Leib verbreiteten Fähigkeit zu fühlen. Denn die Substanz der Nerven (abgesehen vom sympathischen System) ist im ganzen Leibe Eine und die selbe, ohne den mindesten Unterschied. Wenn sie nun, vom Lichte durch das Auge, vom Schalle durch das Ohr getroffen, so spezifisch verschiedene Empfindungen erhält; so kann Dies nicht an ihr selbst liegen, sondern nur an der Art, wie sie afficirt wird. Diese aber hängt ab theils von dem fremden Agens, von dem sie afficirt wird (Licht, Schall, Duft), theils von der Vorrichtung, durch welche sie dem Eindruck dieses Agens ausgesetzt ist, d. i. von dem Sinnesorgan. Daß im Ohr der Nerv des Labyrinths und der Schnecke, im Gehörwasser schwimmend, die Vibrationen der Luft, durch Vermittelung dieses Wassers, erhält, der Sehnerv aber die Einwirkung des Lichts, durch die im Auge es brechenden Feuchtigkeit und Linse, dies ist die Ursache der spezifischen Verschiedenheit beider Empfindungen; nicht der Nerv selbst.*) Demnach könnte auch der Gehörnerv sehn und der Augennerv hören, sobald der äußere Apparat beider seine Stelle vertauschte. — Immer aber ist die Modifikation, welche die Sinne durch solche Einwirkung erleiden, noch keine Anschauung, sondern ist erst der Stoff, den der Verstand in Anschauung umwandelt. Unter allen Sinnen ist das Gesicht der feinsten und mannigfaltigsten Eindrücke von außen fähig: dennoch kann es an sich bloß Empfindung geben, welche erst durch Anwendung des Verstandes auf dieselbe zur Anschauung wird. Könnte Jemand, der vor einer schönen weiten Aussicht steht, auf einen Augenblick alles Verstandes beraubt werden, so würde ihm von der ganzen Aussicht nichts übrig bleiben, als die Empfindung einer sehr mannigfaltigen Affektion seiner Retina, den vielerlei Farbflecken auf einer Malerpalette ähnlich, — welche gleichsam der rohe Stoff ist, aus welchem vorhin sein Verstand jene Anschauung schuf.**)

*) Cabanis, des rapports du physique et du moral: Mémoire III, § 5.

35 **) Hier gehn die Seiten an, welche Hr. Prof. Rosa in Wien sich angeeignet hat, worüber und fernere Plagiate desselben berichtet worden ist im „Willen in der Natur“, 2te Aufl. S. 14 fg.

in den ersten Wochen seines Lebens, empfindet mit allen Sinnen: aber es schaut nicht an, es apprehendirt nicht: daher starrt es dumm in die Welt hinein. Bald indessen fängt es an den Verstand gebrauchen zu lernen, das ihm vor aller Erfahrung bewußte Gesetz der Kausalität anzuwenden und es mit den eben so a priori 5 gegebenen Formen aller Erkenntniß, Zeit und Raum, zu verbinden: so gelangt es von der Empfindung zur Anschauung, zur Apprehension: und nunmehr blickt es mit klugen, intelligenten Augen in die Welt. Da aber jedes Objekt auf alle fünf Sinne verschieden wirkt, diese Wirkungen dennoch auf eine und die nämliche Ursache zurückleiten, welche sich eben dadurch als Objekt darstellt; so vergleicht das die Anschauung erlernende Kind die verschiedenartigen Eindrücke, welche es vom nämlichen Objekte erhält: es betastet was es sieht, besieht was es betastet, geht dem Klange nach zu dessen Ursache, nimmt Geruch und Geschmack zu Hülfe, 15 bringt endlich auch für das Auge die Entfernung und Beleuchtung in Anschlag, lernt die Wirkung des Lichts und des Schattens kennen und endlich, mit vieler Mühe, auch die Perspektive, deren Kenntniß zu Stande kommt, durch Vereinigung der Gesetze des Raums mit dem der Kausalität, die beide a priori im Bewußt- 20 seyn liegen und nur der Anwendung bedürfen, wobei nun sogar die Veränderungen, welche, beim Sehn in verschiedene Entfernungen, theils die innere Konformation der Augen, theils die Lage beider Augen gegen einander erleidet, in Anschlag gebracht werden müssen: und alle diese Kombinationen macht für den Ver- 25 stand schon das Kind, für die Vernunft, d. h. in abstracto, erst der Optiker. Dergestalt also verarbeitet das Kind die mannigfaltigen Data der Sinnlichkeit, nach den ihm a priori bewußten Gesetzen des Verstandes, zur Anschauung, mit welcher allererst die Welt als Objekt für dasselbe daist. Viel später lernt es 30 die Vernunft gebrauchen: dann fängt es an die Rede zu verstehen, zu sprechen und eigentlich zu denken.

Das hier über die Anschauung Gesagte wird noch einleuchtender werden durch eine speciellere Betrachtung der Sache. Zur Erlernung der Anschauung gehört zu allernächst das Aufrechtsehn 35 der Gegenstände, während ihr Eindruck ein verkehrter ist. Weil nämlich die von einem Körper ausgehenden Lichtstrahlen, bei ihrem Durchgang durch die Pupille, sich kreuzen; so trifft der Eindruck,

[11] den sie auf die Nervensubstanz der Retina machen und den man unrichtig ein Bild derselben genannt hat, in verkehrter Ordnung ein, nämlich das von unten kommende Licht zu oberst, das von oben kommende zu unterst, das von der rechten Seite auf der 5 linken und vice versa. Wäre nun, wie man angenommen hat, hier ein wirkliches Bild auf der Retina der Gegenstand der Anschauung, welche dann etwan von einer im Gehirn dahinter sitzenden Seele vollzogen würde, so würden wir den Gegenstand verkehrt sehn, wie dies in jeder dunkeln Kammer, die durch ein bloßes 10 Loch das Licht von äußern Gegenständen empfängt, wirklich geschieht: allein so ist es hier nicht; sondern die Anschauung entsteht dadurch, daß der Verstand den auf der Retina empfundenen Eindruck augenblicklich auf seine Ursache bezieht, welche nun eben dadurch sich im Raum, seiner ihn begleitenden Anschauungsform, 15 als Objekt darstellt. Bei diesem Zurückgehn nun von der Wirkung auf die Ursache, verfolgt er die Richtung, welche die Empfindung der Lichtstrahlen mit sich bringt; wodurch wieder Alles an seine richtige Stelle kommt, indem jetzt am Objekt sich als oben darstellt, was in der Empfindung unten war. — Das zweite 20 zur Erlernung der Anschauung Wesentliche ist, daß das Kind, obwohl es mit zwei Augen sieht, deren jedes ein sogenanntes Bild des Gegenstandes erhält, und zwar so, daß die Richtung vom selbigen Punkt des Gegenstandes zu jedem Auge eine andere ist, dennoch nur einen Gegenstand sehn lernt. Dies geschieht eben da- 25 durch, daß, vermöge der ursprünglichen Erkenntniß des Gesetzes der Kausalität, die Einwirkung eines Lichtpunkts, obwohl jedes Auge in einer andern Richtung treffend, doch als von einem Punkt und Gegenstand ursächlich herrührend anerkannt wird. Die zwei Linien von jenem Punkt durch die Pupillen auf jede Retina 30 heißen die Augenaxen, ihr Winkel an jenem Punkt der optische Winkel. Hat, indem ein Gegenstand betrachtet wird, jeder Bulbus zu seiner Orbita respektiv die selbe Lage, als der andere, wie es im normalen Zustande der Fall ist; so wird in jedem der beiden Augen die Augenaxe auf einander entsprechenden, gleich- 35 namigen Stellen der Retina ruhen. Nun entspricht aber nicht etwan die äußere Seite der einen Retina der äußern Seite der andern; sondern die rechte Seite der linken Retina der rechten

[12] Seite der rechten Retina u. s. w. Bei dieser gleichmäßigen Lage

der Augen in ihren Orbits, welche bei allen natürlichen Bewegungen der Augen immer beibehalten wird, lernen wir nun empirisch die auf beiden Retinen einander genau entsprechenden Stellen kennen, und von nun an beziehen wir die auf diesen analogen Stellen entstehenden Affektionen immer nur auf einen und den selben Gegenstand als ihre Ursache. Daher nun, obwohl mit zwei Augen sehend und doppelte Eindrücke erhaltend, erkennen wir Alles nur einfach: das doppelt Empfundene wird nur ein einfaches Angesehenes: eben weil die Anschauung intellektuell ist, und nicht bloß sensual. — Daß aber die Konformität der afficirten Stellen jeder Retina es sei, nach welcher wir uns bei jenem Verstandeschluß richten, ist daraus erweislich, daß während die Augenaren auf einen entfernteren Gegenstand gerichtet sind und dieser den optischen Winkel schließt, alsdann ein näher vor uns stehender Gegenstand doppelt erscheint, eben weil nunmehr das von ihm aus durch die Pupillen auf die Retinen gehende Licht, zwei nicht analoge Stellen dieser trifft: umgekehrt sehn wir, aus dem selben Grund, den entfernteren Gegenstand doppelt, wenn wir die Augen auf den näheren gerichtet haben und auf diesem den optischen Winkel schließen. Auf der meiner Abhandlung „über die vierfache Wurzel“ in der zweiten Auflage beigegebenen Tafel findet man die anschauliche Darstellung der Sache, welche zum vollkommenen Verständniß derselben sehr dienlich ist. Eine ausführliche und durch viele Figuren sehr einleuchtend gemachte Darstellung der verschiedenen Lagen der Augenaren und der durch sie herbeigeführten Phänomene findet man in Robert Smith's Optics, Cambr. 1738.

Mit diesem Verhältniß zwischen den Augenaren und dem Objekt ist es im Grunde nicht anders, als damit, daß der Eindruck, den ein betasteter Körper auf jeden der zehn Finger macht, und der nach der Lage jedes Fingers gegen ihn verschieden ist, doch als von einem Körper herrührend erkannt wird: nie geht aus dem bloßen Eindruck, immer nur aus der Anwendung des Kausalitätsgesetzes, und mithin des Verstandes, auf ihn, die Erkenntniß eines Objekts hervor. — Daher, beiläufig gesagt, ist es so sehr absurd, die Erkenntniß des Kausalitätsgesetzes, als welches die alleinige Form des Verstandes und die Bedingung der Möglichkeit irgend einer objektiven Wahrnehmung ist, erst aus der Erfahrung entspringen zu lassen, z. B. aus dem Widerstand, welchen [13]

die Körper unserm Druck entgegensetzen. Denn das Kausalitätsgesetz ist die vorhergängige Bedingung unserer Wahrnehmung dieser Körper, welche wieder erst das Motiv unsers Wirkens auf sie seyn muß. Und wie sollte doch, wenn der Verstand nicht das Gesetz der Kausalität schon besäße und fertig zur Empfindung hinzubrächte, dasselbe hervorgehn aus dem bloßen Gefühl eines Drucks in den Händen, welches ja gar keine Ähnlichkeit damit hat! (Ueber Kausalität zwischen Willen und Leibesaktion vergl. Welt als Wille und Vorstellung, 3. Aufl. Bd. II, S. 41—44, und: Ueber die vierfache Wurzel des Satzes vom zureichenden Grunde, 2. Aufl. S. 74.) Wenn Engländer und Franzosen sich noch mit dergleichen Possen schleppen, kann man es ihrer Einfalt zu Gute halten, weil die Kantische Philosophie bei ihnen noch gar nicht eingedrungen ist und sie sich daher noch mit dem dürftigen Empirismus Locke's und Condillac's herumschlagen. Wenn aber heut zu Tage deutsche Philosophaster sich unterfangen, Zeit, Raum und Kausalität für Erfahrungserkenntnisse auszugeben, also dergleichen seit 70 Jahren völlig beseitigte und explodirte Absurditäten, über die schon ihre Großväter die Achsel zuckten, jetzt wieder zu Markte bringen (wohinter inzwischen gewisse Absichten lauern, die ich in der Vorrede zur zweiten Auflage des „Willens in der Natur“ bloßgelegt habe); so verdienen sie, daß man ihnen mit dem Goethe-Schiller'schen Xenion begegne:

„Armer empirischer Teufel! du kennst nicht ein Mal das Dumme
In dir selber: es ist, ach! a priori so dumm.“

Insbesondere rathe ich Jedem, der das Unglück hat, ein Exemplar der dritten Auflage des „Systems der Metaphysik“ von Ernst Reinhold, 1854, zu besitzen, diesen Vers auf das Titelblatt zu schreiben. — Eben weil die Apriorität des Kausalitätsgesetzes so sehr evident ist, sagt sogar Goethe, der mit Untersuchungen dieser Art sich sonst nicht beschäftigt, bloß seinem Gefühle folgend: „der eingeborenste Begriff, der nothwendigste, von Ursache und Wirkung.“ (Ueber Naturwissenschaft im Allgemeinen; in den nachgelassenen Werken, Bd. 10, S. 123.) Doch ich kehre zu unserer Theorie der empirischen Anschauung zurück.

Nachdem die Anschauung längst erlernt ist, kann ein sehr merkwürdiger Fall eintreten, der zu allem Gesagten gleichsam die Rechnungsprobe giebt. Nämlich nachdem wir, viele Jahre hindurch, jeden Augenblick die in der Kindheit erlernte Verarbeitung

und Anordnung der Data der Sinnlichkeit nach den Gesetzen des Verstandes geübt haben, können diese Data uns verrückt werden, [14] durch eine Veränderung der Lage der Sinneswerkzeuge. Unbekannt sind zwei Fälle, in denen dies geschieht: das Verschieben der Augen aus ihrer natürlichen, gleichmäßigen Lage, also das Schielen, und zweitens das Uebereinanderlegen des Mittel- und Zeigefingers. Wir sehn und tasten jetzt einen Gegenstand doppelt. Der Verstand verfährt wie immer richtig: allein er erhält lauter falsche Data: denn die vom selbigen Punkte gegen beide Augen gehenden Strahlen treffen nicht mehr auf beiden Netzhäuten die einander entsprechenden Stellen, und die äußern Seiten beider Finger berühren die entgegengesetzten Flächen der selben Kugel, was bei der natürlichen Lage der Finger nie seyn konnte. Hieraus entsteht das Doppelte sehn und das Doppelte tasten, als ein falscher Schein, der gar nicht wegzubringen ist; weil der Verstand die so mühsam erlernte Anwendung nicht sogleich wieder fahren läßt, sondern immer noch die bisherige Lage der Sinnesorgane voraussetzt. — Aber eine noch auffallendere, weil viel seltenere Rechnungsprobe zu unserer Theorie giebt der umgekehrte Fall, nämlich daß man zwei Gegenstände als einen erblickt; welches dadurch geschieht, daß jeder von beiden mit einem andern Auge gesehen wird, aber in jedem Auge die gleichnamigen, d. h. denen im andern entsprechenden Stellen der Retina afficirt. Man füge zwei gleiche Pappröhren parallel an einander, so daß der Raum zwischen ihnen gleich sei dem Raum zwischen den Augen. Im Objektiv-Ende jeder Röhre sei etwa ein Achtgroschenstück in senkrechter Stellung befestigt. Indem man nun mit beiden Augen durch die Röhren sieht, wird sich nur eine Röhre und ein Achtgroschenstück darstellen; weil die Augenaxen den optischen Winkel, der dieser Entfernung angemessen wäre, nicht schließen können, sondern ganz parallel bleiben, indem jedes seiner Röhre folgt, wodurch nun in jedem Auge die entsprechenden Stellen der Retina von einem andern Achtgroschenstück getroffen werden, welchen doppelten Eindruck jetzt der Verstand einem und dem selben Gegenstande zuschreibt und daher nur ein Objekt apprehendirt, wo doch zwei sind. — Hierauf beruht auch das neuerlich erfundene Stereoskop. Zu diesem nämlich werden zwei Daguerrotype des selben Objekts aufgenommen, jedoch mit dem geringen Unterschiede der

Lage desselben, welcher der Parallaxe vom einen zum andern [15] Auge entspricht: diese werden nun, in dem eben dieser Parallaxe angemessenen sehr stumpfen Winkel, an einander gefügt und dann durch den Binokulartubus betrachtet. Der Erfolg ist 1) daß die einander symmetrisch entsprechenden Stellen beider Retinen von den gleichen Punkten der beiden Bilder getroffen werden; und 2) daß jedes der beiden Augen, auf dem ihm vorliegenden Bilde, auch noch den Theil des abgebildeten Körpers sieht, der dem andern Auge, wegen der Parallaxe seines Standpunkts, bedeckt bleibt; — wodurch erlangt wird, daß die zwei Bilder nicht nur in der intuitiven Apprehension des Verstandes zu Einem zusammenschmelzen, sondern auch, in Folge des zweiten Umstandes, vollkommen als ein solider Körper sich darstellen; — eine Täuschung, welche ein bloßes Gemälde, auch bei der größten Kunst und Vollendung, nie hervorbringt; weil es uns seine Gegenstände stets nur so zeigt, wie ein Einäugiger sie sehn würde. Ich wüßte nicht, wie ein Beweis der Intellektualität der Anschauung schlagender seyn könnte. Auch wird man nie, ohne die Erkenntniß dieser, das Stereoskop verstehen; sondern vergeblich es mit rein physiologischen Erklärungen versuchen.

Wir sehn nun also alle jene Illusionen dadurch entstehen, daß die Data, auf welche der Verstand seine Gesetze anzuwenden in der frühesten Kindheit gelernt und ein ganzes Leben hindurch sich gewöhnt hat, ihm verschoben werden, indem man sie anders stellt, als sie im natürlichen Verlauf der Dinge zu stehn kommen. Zugleich nun aber bietet diese Betrachtung uns eine so deutliche Ansicht des Unterschiedes zwischen Verstand und Vernunft dar, daß ich nicht umhin kann, darauf aufmerksam zu machen. Nämlich, eine solche Illusion läßt sich zwar für die Vernunft beseitigen, nicht aber für den Verstand zerstören, der, eben weil er reiner Verstand ist, unvernünftig ist. Ich meine Dies: bei einer solchen absichtlich veranstalteten Illusion, wissen wir sehr wohl, in abstracto, also für die Vernunft, daß z. B. nur ein Objekt da ist, obwohl wir mit schielenden Augen und verschränkten Fingern zwei sehn und tasten, oder daß zwei da sind, obwohl wir nur eines sehn: aber trotz dieser abstrakten Erkenntniß bleibt die Illusion selbst noch immer unverrückt stehn. Denn der Verstand und die Sinnlichkeit sind für die Sätze der Vernunft unzugänglich, d. h.

eben unvernünftig. Auch ergibt sich hier, was eigentlich Schein und was Irrthum sei: jener der Trug des Verstandes, dieser der Trug der Vernunft: jener der Realität, dieser der Wahr-^[16]heit entgegengesetzt. Schein entsteht allemal entweder dadurch, daß der stets gesetzmäßigen und unveränderlichen Apprehension des Verstandes ein ungewöhnlicher (d. h. von dem, auf welchen er seine Funktionen anzuwenden gelernt hat, verschiedener) Zustand der Sinnesorgane untergelegt wird; oder dadurch, daß eine Wirkung, welche die Sinne sonst täglich und stündlich durch eine und die selbe Ursache erhalten, ein Mal durch eine ganz andere Ursache hervorgebracht wird: so z. B. wenn man eine Malerei für ein Rilievo ansieht, oder ein ins Wasser getauchter Stab gebrochen erscheint, oder der Konvexspiegel einen Gegenstand als vor ihm schwebend, der Konkavspiegel als hinter ihm befindlich zeigt, oder der Mond am Horizont viel größer, als am Zenith sich darstellt,¹⁵ welches nicht auf Strahlenbrechung, sondern allein auf der vom Verstande vollzogenen, unmittelbaren Abschätzung seiner Größe nach seiner Entfernung und dieser, wie bei irdischen Gegenständen, nach der Luftperspektive, d. h. nach der Trübung durch Dünste, beruht. — Irrthum hingegen ist ein Urtheil der Vernunft, welches²⁰ nicht zu etwas außer ihm in derjenigen Beziehung steht, die der Satz vom Grund, in derjenigen Gestalt, in welcher er für die Vernunft als solche gilt, erfordert, also ein wirkliches, aber falsches Urtheil, eine grundlose Annahme in abstracto. Schein kann Irrthum veranlassen: dergleichen wäre z. B. beim angeführten Fall²⁵ das Urtheil: „Hier sind zwei Kugeln“, welches zu nichts in der eben besagten Beziehung steht, also keinen Grund hat. Hingegen wäre das Urtheil: „Ich fühle eine Einwirkung gleich der von zwei Kugeln“, wahr: denn es steht zur empfundenen Affektion in der angegebenen Beziehung. Der Irrthum läßt sich tilgen, eben durch³⁰ ein Urtheil, welches wahr ist und den Schein zum Grunde hat, d. h. durch eine Aussage des Scheins als solchen. Der Schein aber läßt sich nicht tilgen: z. B. durch die abstrakte Vernunft-erkenntniß, daß die Abschätzung nach der Luftperspektive und die in horizontaler Linie stärkere Trübung durch Dünste den Mond³⁵ vergrößert, wird er nicht kleiner. Jedoch kann der Schein allmählig verschwinden, wenn seine Ursache bleibend ist und dadurch das Ungewohnte gewohnt wird. Wenn man z. B. die Augen immer

in der schielenden Lage läßt; so sucht der Verstand seine Apprehen-
^[17] sion zu berichtigen und, durch richtige Auffassung der äußern Ur-
 sache, Uebereinstimmung zwischen den Wahrnehmungen auf ver-
 schiedenen Wegen, z. B. zwischen Sehn und Tasten, hervorzubringen.
⁵ Er thut dann von Neuem was er im Kinde that: er lernt die
 Stellen auf jeder Retina kennen, welche der von einem Punkt
 ausgehende Strahl setzt, bei der neuen Lage der Augen, trifft.
 Darum sieht der habituell Schielende doch Alles nur einfach.
 Wenn aber Jemand durch einen Zufall, z. B. eine Lähmung der
¹⁰ Augenmuskeln, plötzlich zu einem konstanten Schielen gezwungen
 wird, so sieht er in der ersten Zeit fortbauernb Alles doppelt.
 Dies bezeugt der Fall den Cheselden (Anatomy, p. 324, 3d ed.)
 erzählt, daß durch einen Schlag auf den Kopf, den ein Mann er-
 hielt, seine Augen eine bleibende verdrehte Stellung annahmen:
¹⁵ er sah nunmehr Alles doppelt, nach einiger Zeit aber wieder ein-
 fach, obgleich die unparallele Lage der Augen blieb. Eine ähnliche
 Krankengeschichte steht in der ophthalmologischen Bibliothek, Bd. 3,
 3tes St. S. 164. Wäre der dort geschilderte Kranke nicht bald
 geheilt worden, so würde er zwar fortbauernb geschielt, aber end-
²⁰ lich nicht mehr doppelt gesehn haben. Noch ein Fall dieser Art
 wird erzählt von Home in seiner Vorlesung in den philos. trans-
 act. for 1797. — Eben so würde wer immer die Finger über-
 einandergeschlagen befehle, zuletzt auch nicht mehr doppelt tasten.
 Solange aber Einer jeden Tag in einem andern optischen Winkel
²⁵ schielt, wird er Alles doppelt sehn. — Uebrigens mag es immer
 sehn, was Buffon behauptet (hist. de l'acad. d. Sciences 1743),
 daß die sehr stark und nach innen Schielenden mit dem verdrehten
 Auge gar nicht sehn: nur wird dieses nicht von allen Fällen
 des Schielens gelten.

³⁰ Da nun also keine Anschauung ohne Verstand ist, so haben
 unstreitig alle Thiere Verstand: ja, er unterscheidet Thiere von
 Pflanzen, wie die Vernunft Menschen von Thieren. Denn der
 eigentlich auszeichnende Charakter der Thierheit ist das Er-
 kennen, und dieses erfordert durchaus Verstand. Man hat auf
³⁵ vielerlei Weise versucht, ein Unterscheidungszeichen zwischen Thieren
 und Pflanzen festzusetzen, und nie etwas ganz Genügendes ge-
 funden. Das Treffendeste blieb noch immer motus spontaneus
 in victu sumendo. Aber dies ist nur ein durch das Erkennen

begründetes Phänomen, also diesem unterzuordnen. Denn eine [18] wahrhaft willkürliche, nicht aus mechanischen, chemischen oder physiologischen Ursachen erfolgende Bewegung geschieht durchaus nach einem erkannten Objekt, welches das Motiv jener Bewegung wird. Sogar das Thier, welches der Pflanze am nächsten steht, der Polyp, wenn er mit seinen Armen seinen Raub ergreift und ihn zum Munde führt, hat ihn (wiewohl noch ohne gesonderte Augen) gesehen, wahrgenommen, und selbst zu dieser Anschauung wäre es nimmermehr ohne Verstand gekommen: das angeschaute Objekt ist das Motiv der Bewegung des Polypen. — Ich würde den Unterschied zwischen unorganischem Körper, Pflanze und Thier also festsetzen: Unorganischer Körper ist Dasjenige, dessen sämtliche Bewegungen aus einer äußern Ursache geschehn, die, dem Grade nach, der Wirkung gleich ist, so daß aus der Ursache die Wirkung sich messen und berechnen läßt, und auch die Wirkung eine völlig gleiche Gegenwirkung in der Ursache hervorbringt. Pflanze ist, was Bewegungen hat, deren Ursachen durchaus nicht, dem Grade nach, den Wirkungen gleich sind und folglich nicht den Maasstab für letztere geben, auch nicht eine gleiche Gegenwirkung erleiden: solche Ursachen heißen Reize. Nicht bloß die Bewegungen der sensitiven Pflanzen und des *hedysarum gyrans*, sondern alle Assimilation, Wachstum, Neigung zum Licht u. s. w. der Pflanzen, ist Bewegung auf Reize. Thier endlich ist Das, dessen Bewegungen nicht direkt und einfach nach dem Gesetz der Kausalität, sondern nach dem der Motivation erfolgen, welche die durch das Erkennen hindurchgegangene und durch dasselbe vermittelte Kausalität ist: nur Das ist folglich Thier, was erkennt, und das Erkennen ist der eigentliche Charakter der Thierheit. Man wende nicht ein, das Erkennen könne kein charakteristisches Merkmal abgeben, weil wir, als außer dem zu beurtheilenden Wesen befindlich, nicht wissen können, ob es erkenne oder nicht. Denn Dies können wir allerdings, indem wir nämlich beurtheilen, ob Dasjenige, worauf seine Bewegungen erfolgen, auf dasselbe als Reiz oder als Motiv gewirkt habe; worüber nie ein Zweifel übrig bleiben kann. Denn obgleich Reize sich auf die angegebene Weise von Ursachen unterscheiden, so haben sie doch noch Dies mit ihnen gemein, daß sie, um zu wirken, allemal des Kontakts, oft sogar der Intussusception, stets aber einer gewissen Dauer und [19]

Intensität der Einwirkung bedürfen; da hingegen das als Motiv wirkende Objekt nur wahrgenommen zu seyn braucht, gleichviel wie lange, wie entfernt, wie deutlich, sobald es nur wirklich wahrgenommen ist. Daß in manchem Betracht das Thier zugleich Pflanze, ja auch unorganischer Körper ist, versteht sich von selbst. — Diese hier nur aphoristisch und kurz dargelegte, sehr wichtige Unterscheidung der drei Kausalitätsstufen findet man gründlicher und specieller ausgeführt in den „Beiden Grundproblemen der Ethik“, Kap. 3 der ersten Preisschrift, S. 30 ff. [2. Aufl. S. 29 ff.], sodann auch in der 2ten Auflage der Abhandlung „über die vierfache Wurzel“ § 20, S. 45.

Ich komme jetzt endlich zu Dem, was die Beziehung des bisher Gesagten auf unsern eigentlichen Gegenstand, die Farben, enthält, und gehe damit zu einem gar speciellen und untergeordneten Theil der Anschauung der Körperwelt über: denn wie der bis hieher in Betrachtung genommene intellektuale Antheil derselben eigentlich die Funktion der so beträchtlichen 3 bis 5 Pfund wiegenden Nervenmasse des Gehirns ist; so habe ich im folgenden Kapitel bloß die Funktion eines feinen Nervenhäutchens, auf dem Hintergrunde des Augapfels, der Retina, zu betrachten, als deren besonders modificirte Thätigkeit ich die Farbe, welche als eine allenfalls entbehrliche Zugabe die angeschauten Körper bekleidet, nachweisen werde. Nämlich die Anschauung, d. h. die Apprehension einer objektiven, den Raum in seinen drei Dimensionen ausfüllenden Körperwelt, entsteht, wie oben im Allgemeinen gezeigt, im bereits angezogenen § 21 der Abhandlung „über die vierfache Wurzel“ aber näher ausgeführt worden ist, durch den Verstand, für den Verstand, im Verstande, welcher, wie auch die ihm zum Grunde liegenden Formen Raum und Zeit, die Funktion des Gehirns ist. Die Sinne sind bloß die Ausgangspunkte dieser Anschauung der Welt. Ihre Modifikationen sind daher vor aller Anschauung gegeben, als bloße Empfindungen, sind die Data, aus denen erst im Verstande die erkennende Anschauung wird. Zu diesen gehört ganz vorzüglich der Eindruck des Lichts auf das Auge und demnächst die Farbe, als eine Modifikation dieses Eindrucks. Diese sind also die Affektion des Auges, sind die Wirkung selbst, welche daist, auch ohne daß sie auf eine Ursache bezogen werde. Das neugeborene Kind empfindet Licht und Farbe, ehe es den

leuchtenden, oder gefärbten Gegenstand als solchen erkennt und anschaut. Auch ändert kein Schielen die Farbe. Verwandelt der Verstand die Empfindung in Anschauung, dann wird freilich auch diese Wirkung auf ihre Ursache bezogen und übertragen, und dem einwirkenden Körper Licht, oder Farbe, als Qualitäten, d. h. 5 Wirkungsarten, beigelegt. Dennoch wird er nur als das diese Wirkung hervorbringende anerkannt. „Der Körper ist roth“ bedeutet, daß er im Auge die rothe Farbe bewirkt. Seyn ist überhaupt mit Wirken gleichbedeutend: daher auch im Deutschen, überaus treffend und mit unbewußtem Tieffinn, Alles was ist, wirkt 10 lich, d. i. wirkend, genannt wird. — Dadurch daß wir die Farbe [20] als einem Körper inhärent auffassen, wird ihre diesem vorhergegangene unmittelbare Wahrnehmung durchaus nicht geändert: sie ist und bleibt Affektion des Auges: bloß als deren Ursache wird der Gegenstand angeschaut: die Farbe selbst aber ist allein die 15 Wirkung, ist der im Auge hervorgebrachte Zustand, und als solcher unabhängig vom Gegenstande, der nur für den Verstand daist: denn alle Anschauung ist eine intellektuale.

[21]

Zweites Kapitel.

Von den Farben.

§ 2.

Volle Thätigkeit der Retina.

Aus unserer bisherigen Betrachtung ergiebt sich, daß Helle, Finsterniß und Farbe, im engsten Sinne genommen, Zustände, 5 Modifikationen des Auges sind, welche unmittelbar bloß empfunden werden. Eine gründliche Betrachtung der Farbe muß von diesem Begriff derselben ausgehn und demnach damit anfangen, sie als physiologische Erscheinung zu untersuchen. Denn um regelrecht und überlegt zu Werke zu gehn, muß man, ehe man zu einer ge- 10 gebenen Wirkung die Ursache zu entdecken unternimmt, vorher diese Wirkung selbst vollständig kennen lernen; weil man allein aus ihr Data zur Auffindung der Ursache schöpfen kann und nur sie die Richtung und den Leitfaden zu dieser giebt. Newton's Fundamentalsversehn war eben, daß er, ohne die Wirkung irgend 15 genau und ihren innern Beziehungen nach kennen zu lernen, vorzeitig zur Auffuchung der Ursache schritt. Jedoch ist das selbe Versehn allen Farbentheorien, von den ältesten bis auf die letzte von Goethe, gemeinsam: sie alle reden bloß davon, welche Modifikation der Oberfläche ein Körper, oder welche Modifikation das Licht, sei 20 es durch Zerlegung in seine Bestandtheile, sei es durch Trübung, oder sonstige Verbindung mit dem Schatten, erleiden muß, um

Farbe zu zeigen, d. h. um jene spezifische Empfindung im Auge zu erregen, die sich nicht beschreiben, sondern nur sinnlich nachweisen läßt. Statt Dessen ist offenbar der rechte Weg, sich zunächst an diese Empfindung selbst zu wenden, um zu erforschen, ob nicht aus ihrer Beschaffenheit und Gesetzmäßigkeit sich herausbringen ließe, worin sie an und für sich, also physiologisch, bestehe. Offenbar wird eine solche genaue Kenntniß der Wirkung, von welcher eigentlich, wenn man von Farben spricht, die Rede ist, auch Data liefern zur Auffindung der Ursache, d. h. des äußern Reizes, der solche Empfindung erregt. Zunächst nämlich muß überall zu jeder möglichen Modifikation einer Wirkung eine ihr genau entsprechende Modifikabilität der Ursache nachweisbar seyn; ferner, wo die Modifikationen der Wirkung keine scharfe Gränzen gegen einander zeigen, da dürfen auch in der Ursache dergleichen nicht abgesteckt seyn, sondern muß auch hier die Allmähligkeit der Uebergänge sich vorfinden; endlich, wo die Wirkung Gegensätze zeigt, d. h. eine gänzliche Umkehrung ihres Charakters gestattet, da müssen auch hiezu die Bedingungen in der Natur der Ursache liegen, gemäß der Regel des Aristoteles: τῶν γὰρ ἐναντίων τὰ ἐναντία αἰτία (nam contrariorum contrariae sunt causae) de generat. et corrupt. II, 10. Diesem Allen gemäß, wird man finden, daß meine Theorie, welche die Farbe nur an sich selbst, d. h. als gegebene spezifische Empfindung im Auge betrachtet, schon Data a priori an die Hand giebt zur Beurtheilung der Newton'schen und Goethe'schen Lehre vom Objektiven der Farbe, d. h. von den äußern Ursachen, die im Auge solche Empfindung erregen: und da wird sich ergeben, daß Alles für die Goethe'sche und gegen die Newton'sche Lehre spricht. — Also erst nach der Betrachtung der Farbe als solcher, d. h. als spezifischer Empfindung im Auge, ist, als eine von ihr völlig verschiedene, die der äußern Ursachen jener besondern Modifikationen der Lichtempfindung anzustellen, d. h. die Betrachtung derjenigen Farben, welche Goethe sehr richtig in physische und chemische eingetheilt hat.

Es ist unbezweifelte Lehre der Physiologie, daß alle Sensibilität nie reine Passivität sei, sondern Reaktion auf empfangenen Reiz. Sogar in specieller Hinsicht auf das Auge, und namentlich sofern es Farben sieht, hat sie schon Aristoteles ausgesprochen: οὐ μόνον πασχει, ἀλλὰ καὶ ἀντιποιεῖ τὸ τῶν χρωμάτων αἰσθητή-

ριον (non modo patitur sensorium, quo natura colorum percipitur, sed etiam vicissim agit) de insomniis, 2. — Eine sehr überzeugende Auseinandersetzung der Sache findet man, unter andern, in Darwin's Zoonomia p. 19 seqq. — Ich werde die dem Auge überhaupt eigenthümliche Reaktion auf äußern Reiz seine Thätigkeit nennen und zwar, näher, die Thätigkeit der Retina; da diese der unbezweifelte Sitz Dessen ist, was beim Sehn in der bloßen Empfindung besteht. Dasjenige, was durch sich selbst, unmittelbar und ursprünglich, diese Thätigkeit anreizt, ist das Licht. Das die volle Einwirkung des Lichts empfangende Auge äußert also die volle Thätigkeit der Retina. Mit Abwesenheit des Lichtes, oder Finsterniß, tritt Unthätigkeit der Retina ein.

Körper, welche unter Einwirkung des Lichtes auf sie, ganz wie das Licht selbst auf das Auge zurückwirken, sind glänzend, oder Spiegel.

Weiß aber sind die Körper, welche, der Einwirkung des Lichtes ausgesetzt, nicht ganz wie das Licht selbst auf das Auge zurückwirken, sondern mit einer geringen Verschiedenheit, nämlich mit einer gewissen Milde und gleichmäßigen Verbreitung, die man, wenn man nicht von der Erscheinung im Auge auf ihre Ursache abgehn will, nicht näher bestimmen kann, als daß sie die Abwesenheit des Glanzes und der strahlenden Beschaffenheit des Lichtes sei. Man könnte, wie man strahlende Wärme von der diffundirten unterscheidet, die Weiße diffundirtes Licht nennen. Will man aber die Wirkung durch die Ursache ausdrücken, dann ist Goethes Erklärung des auf physischem Wege erscheinenden Weißen, daß es die vollendete Trübe sei, überaus treffend und richtig. Körper, welche, unter Einwirkung des Lichtes auf sie, gar nicht auf das Auge zurückwirken, sind schwarz.

Vom Glanze wird in dieser ganzen Betrachtung, als etwas ihren Gegenstand nicht Angehendem, abgesehen. Das Weiße wird als das zurückwirkende Licht, und daher die Wirkung Beider (des Lichtes und des Weißen) auf das Auge als im Wesentlichen die selbe angesehen. Wir sagen demnach: unter Einwirkung des Lichtes, oder des Weißen, ist die Retina in voller Thätigkeit: mit Abwesenheit jener Beiden aber, d. h. bei Finsterniß, oder Schwarz, tritt Unthätigkeit der Retina ein.

§ 3.

[24]

Intensiv getheilte Thätigkeit der Retina.

Die Einwirkung des Lichtes und des Weißen auf die Retina und die aus ihr erfolgende Thätigkeit derselben hat Grade, in denen, mit stetigem Uebergang, das Licht der Finsterniß und das Weiße dem Schwarzen sich annähert. Im ersten Fall heißen sie Halbschatten und im andern Grau. Wir erhalten also folgende zwei Reihen der Bestimmungen der Thätigkeit der Retina, die im Wesentlichen nur eine Reihe ausmachen und bloß durch den Nebenumstand der unmittelbaren, oder der vermittelten Einwirkung des Reizes auseinander treten:

Licht;	Halbschatten;	Finsterniß.
Weiß;	Grau;	Schwarz.

Die Grade der verminderten Thätigkeit der Retina (Halbschatten und Grau) bezeichnen eine nur theilweise Intensität derselben: ich nenne deshalb die Möglichkeit solcher Grade überhaupt die intensive Theilbarkeit der Thätigkeit der Retina.

§ 4.

Extensiv getheilte Thätigkeit der Retina.

Wie wir die Thätigkeit der Retina intensiv theilbar fanden, so kann dieselbe auch, da sie einem ausgedehnten Organ inhärrt, eben mit diesem, extensiv getheilt werden: wodurch eine extensive Theilbarkeit der Thätigkeit der Retina gegeben ist.

Das Daseyn dieser ergibt sich schon daraus, daß das Auge mannigfaltige Eindrücke zugleich, also neben einander, erhalten kann. Besonders hervorgehoben aber wird es durch die von Goethe (Farbenlehre, Bd. I. S. 9 und 13) dargestellte Erfahrung, daß ein schwarzes Kreuz auf weißem Grunde, eine Weile angesehen und dann diesen Eindruck gegen den gleichgültigen einer grauen oder dämmernden Fläche vertauscht, die umgekehrte Erscheinung im Auge veranlaßt, nämlich ein weißes Kreuz auf schwarzem Grunde. Der Versuch läßt sich jeden Augenblick am Fensterkreuze machen. Diese Erscheinung erklärt sich daraus, daß auf denjenigen Stellen der Retina, welche vom weißen Grunde getroffen wurden, die Thätigkeit derselben durch diesen Reiz so erschöpft ist, daß sie gleich

darauf nicht mehr merklich erregt werden kann durch den viel geringern Reiz der grauen Fläche, welche hingegen auf die übrigen, vorhin vom schwarzen Kreuz getroffenen und während dieser Unthätigkeit ausgeruhten Stellen, mit ihrer ganzen Kraft wirkt und daselbst einen dieser angemessenen intensiven Grad der vollen Thätigkeit der Retina hervorruft. Demnach ist die Umkehrung der Erscheinung hier eigentlich nur scheinbar, wenigstens nicht, wie man übrigens zu glauben geneigt seyn möchte, spontan, nämlich eine wirkliche Aktion, in die der vorhin ausgeruhte Theil von selbst geriethe: denn, wenn man, nach erhaltenem Eindruck, das Auge schließt (wobei man aber die Augen mit der Hand bedecken muß), oder ins völlig Finstere sieht, so kehrt die Erscheinung sich nicht um; sondern bloß der empfangene Eindruck dauert eine Weile fort; wie Dies auch Goethe angiebt (F. L. Bd. 1. Th. 1, § 20): diese Thatsache würde mit jener Annahme nicht zu vereinigen seyn. Wenn man jedoch hiebei die Augen mit der Hand zu bedecken vernachlässigt; so wird das durch die Augenlieder eindringende Licht die oben angeführte Wirkung einer grauen Fläche thun und demnach die Erscheinung allerdings sich umkehren: daß aber Dies die Folge des besagtermaßen eindringenden Lichtes ist, geht daraus hervor, daß, sobald man alsdann die Augen mit der Hand bedeckt, die Umkehrung sogleich wegfällt. Diese Erfahrung hat schon Franklin gemacht, dessen eigenen Bericht darüber Goethe wiedergiebt, im historischen Theil seiner Farbenlehre. — Es ist erfordert, daß man hierüber im Klaren sei, damit man die wesentliche Verschiedenheit dieser Erscheinung von der sogleich zu erörternden wohl erkenne.

§ 5.

Qualitativ getheilte Thätigkeit der Retina.

Die bis hieher dargestellte und keinem Zweifel unterworfenene intensive und extensive Theilbarkeit der Thätigkeit der Retina läßt sich zusammenfassen unter den gemeinsamen Begriff einer quantitativen Theilbarkeit der Thätigkeit der Retina. Nunmehr aber ist mein Vorhaben zu zeigen, daß noch eine dritte, von jenen beiden toto genere verschiedene Theilung jener Thätigkeit vorgehn kann, nämlich eine qualitative, und daß diese wirklich

vollzogen wird, sobald dem Auge irgend eine Farbe, auf welchem Wege es auch sei, gegenwärtig ist. Zu dieser Betrachtung bietet uns die am Ende des vorigen Paragraphs erwähnte Erscheinung einen bequemen Uebergang dar. Ich werde sie sogleich nochmals vor die Augen bringen.

Zuvor aber muß ich hier dem Leser die Eröffnung machen, daß zum Verständniß des jetzt folgenden eigentlichen Kerns meiner Theorie der Farbe die Autopsie unerläßlich ist, er also die hier sogleich anzugebenden Versuche selbst nachzumachen hat. Glücklicherweise ist Dies äußerst leicht. Es bedarf dazu weiter nichts, als einiger, in den anzugebenden Farben, lebhaft gefärbter Stückchen Papiers, oder Seidenbandes, welche man in die hier angeordnete Scheibenform, oder auch in jede beliebige andere, wenige Stübenthüre leicht befestigt und alsdann, nach etwa 30 Sekunden unverwandten Anschauens derselben, sie schnell wegreißt, jedoch die Stelle, welche sie einnahmen, im Auge behält, woselbst jetzt, statt der dagesewenen, eine völlig andere Farbe, in der selben Figur, sich zeigt. Diese kann nicht ausbleiben: sollte man sie nicht sogleich wahrnehmen; so liegt Dies bloß am Mangel gehöriger Aufmerksamkeit und der Gewohnheit darauf zu achten. Die größte Energie erlangt das Experiment, wenn man Stückchen lebhaft gefärbter Seide an die Fensterscheibe klebt, wo man sie vom Lichte durchdrungen sieht. — Ohne diese Autopsie aber wird man nicht eigentlich wissen, wovon im weitem Verfolg durchweg die Rede ist, sondern sich mit bloßen Worten herumschleppen.

Man betrachte also zuvörderst, 20 bis 30 Sekunden hindurch, eine weiße Scheibe auf schwarzem Grunde, und sehe sodann auf eine dämmernde oder hellgraue Fläche: da wird dem Auge sich eine schwarze Scheibe auf hellem Grunde darstellen. Dies ist noch völlig die Erscheinung der extensiven Theilbarkeit der Thätigkeit der Retina. Auf der Stelle derselben nämlich, welche von der weißen Scheibe afficirt war, ist hiedurch die Sehkraft auf eine Weile erschöpft, wodurch völlige Unthätigkeit derselben, unter schwächerem Reize, eintritt. Man kann Dies damit vergleichen, daß ein Tropfen Schwefeläther, der auf der Hand verdunstet, die Wärme dieser Stelle wegnimmt, bis sie allmählig sich wieder herstellt. — Nunmehr aber sehe man an die Stelle der weißen [27]

Scheibe eine gelbe. Jetzt wird, wenn man auf die graue Fläche blickt, statt der schwarzen Scheibe, welche die völlige Unthätigkeit dieser Stelle der Retina aussprach, sich eine violette darstellen. Dies ist was Goethe treffend das physiologische Farbenspektrum nennt; wie er denn auch sämtliche hiehergehörige Thatfachen, mit großer Richtigkeit und erschöpfender Vollständigkeit, dargestellt hat, jedoch darüber nicht hinausgegangen ist. Uns nun aber beschäftigt gegenwärtig das Rationale der Sache, also der hier vor sich gehende physiologische Proceß, und wird es um so ernstlicher, als, meiner Meinung nach, allein aus der richtigen Erklärung desselben ein wahres Verständniß des eigentlichen Wesens der Farbe überhaupt möglich ist, aber aus ihr klar hervorgeht, sobald man nur Augen und Kopf zugleich anwenden will. Nämlich aus der Anschauung des besagten Phänomens und aus der aufmerksamen Vergleichung Dessen, was auf eine weiße, mit Dem, was auf eine gelbe Scheibe im Auge folgt, ergiebt sich mir nachstehende Erklärung dieses Vorgangs, welche zunächst keiner andern Begründung fähig ist, noch bedarf, als eben der unmittelbaren Beurtheilung des Phänomens selbst, indem sie bloß der richtige Ausdruck desselben ist. Denn hier sind wir zu dem Punkte gelangt, wo der sinnliche Eindruck das Seinige gethan hat, weiter nichts zu geben vermag, und nunmehr die Reihe an die Urtheilskraft kommt, das empirisch Gegebene zu verstehn und auszusprechen. Jedoch wird die Richtigkeit dieser Erklärung aus unserer ferneren Betrachtung, die jenes Phänomen unter seinen verschiedenen Phasen verfolgt, mehr und mehr hervortreten, endlich aber ihre volle Bestätigung erhalten durch die § 10 darzulegende Rechnungsprobe der Sache.

Bei der Darstellung der gelben Scheibe im Auge ist nicht, wie vorhin von der weißen, die volle Thätigkeit der Retina erregt und dadurch mehr oder weniger erschöpft worden; sondern die gelbe Scheibe vermochte nur einen Theil derselben hervorzurufen, den andern zurücklassend; so daß jene Thätigkeit der Retina sich nunmehr qualitativ getheilt hat und in zwei Hälften auseinandergetreten ist, davon die eine sich als gelbe Scheibe darstellte, die andere dagegen zurückblieb und nun von selbst, ohne neuen äußern Reiz, als violettes Spektrum nachfolgt. Beide, die gelbe Scheibe und das violette Spektrum, als die bei dieser [28] Erscheinung getrennten qualitativen Hälften der vollen Thätigkeit

der Retina, sind zusammengenommen dieser gleich: ich nenne daher, und in diesem Sinn, jede das Komplement der andern. Da nun aber ferner der Eindruck des Gelben dem des vollen Lichtes, oder des Weißen, viel näher kommt, als der Eindruck des Violettens; so müssen wir zur ersten Annahme sogleich die zweite fügen, nämlich daß die qualitativen Hälften, in welche hier die Thätigkeit der Retina sich theilte, einander nicht gleich sind, sondern die gelbe Farbe ein viel größerer qualitativer Theil jener Thätigkeit ist, als ihr Komplement, die violette. Man bemerke aber wohl, daß das unwesentliche Hell und Dunkel, welches die Vermischung der Farbe mit Weiß oder Schwarz ist und unten noch besonders erörtert werden soll, hier nicht gemeint ist und nichts zur Sache thut. Jede Farbe nämlich hat einen Punkt der größten Reinheit und Freiheit von allem Weiß und Schwarz, welcher Punkt, auf Runge's sehr sinnreich erdachter Farbenkugel, durch den Aequator, der vom weißen und schwarzen Pol gleich fern liegt, dargestellt ist. Auf diesen Aequator nämlich sind sämmtliche Farben aufgetragen, mit ganz unmerklichen Uebergängen der einen in die andere; so daß z. B. das Roth, nach der einen Seite hin, ganz allmählig ins Orange, dieses ins Gelbe, dieses ins Grüne, dieses ins Blaue, dieses ins Violette übergeht, welches letztere wieder zum Roth zurückkehrt. Diese sämmtlichen Farben aber zeigen nur auf dem Aequator sich in voller Energie, und verlieren diese, nach dem schwarzen Pole hin, durch Verdunkelung, nach dem weißen hin, durch Verblässung, mehr und mehr. Auf diesem Punkt ihrer größten Energie nun also, wie solchen der Aequator darstellt, hat jede Farbe eine innere und wesentliche Annäherung zum Weißen, oder Ähnlichkeit mit dem Eindruck des vollen Lichtes, und andererseits wieder eine dieser im umgekehrten Verhältniß entsprechende Dunkelheit, also Annäherung zur Finsterniß. Durch diesen jeder Farbe wesentlichen und eigenthümlichen Grad von Helle, oder Dunkelheit, sind sie demnach, auch abgesehen von ihrer sonstigen Differenz, schon von einander verschieden, indem die eine dem Weißen, die andere dem Schwarzen näher steht; und diese Verschiedenheit ist augenfällig. Jene der Farbe wesentliche innere Helle ist von aller ihr durch zufällige Beimischung gegebenen sehr unterschieden, indem die Farbe sie im Zustand ihrer größten Energie beibehält, das zufällige, eingemischte Weiß aber diese schwächt.

So ist z. B. Violett unter allen Farben die wesentlich dunkelste, unwirksamste; Gelb dagegen die wesentlich hellste und heiterste: nun kann zwar das Violette, durch Beimischung von Weiß, sehr hell werden; aber es erhält dadurch keine größere Energie, vielmehr verliert es nur noch mehr von der ihm eigenthümlichen, und wird in ein blasses, mattes, dem Hellgrau ähnliches Lila verwandelt, das keineswegs sich mit der Energie des Gelben vergleichen kann, ja nicht ein Mal die des Blauen je erreicht. Umgekehrt kann man allen und auch den wesentlich hellsten Farben, durch Beimischung von Schwarz, jeden beliebigen Grad von Dunkelheit ertheilen; welches ihnen aufgedrungene Dunkel aber ebenfalls sogleich ihre Energie schwächt: so, wenn aus Gelb Braun wird. An der Wirksamkeit der Farben als solcher also, an ihrer Energie, läßt sich erkennen, ob sie rein sind und frei von allem ihrem Wesen fremden Schwarz oder Weiß. Durch seine innere, wesentliche Helligkeit nun, giebt das Gelbe sich als einen ungleich größeren qualitativen Theil der Thätigkeit des Auges zu erkennen, als sein Komplement, das Violette, welches vielmehr von allen Farben die dunkelste ist.

Man lasse nunmehr die zum Beispiel gebrauchte vorhin gelbe Scheibe rothgelb werden; so wird das Violett des darauf erscheinenden Spektrums sich vom Rothem genau so viel entfernen, als die Scheibe sich demselben genähert hat: ist diese gerade in der Mitte zwischen Gelb und Roth, also Orange; so ist das Spektrum rein Blau. Das Orange ist vom Weißen, als der vollen Thätigkeit der Retina, schon ferner, als das Gelbe, und dagegen das Blau, sein Komplement, um eben so viel dem Weißen näher, als das Violette. Hier sind also die qualitativen Hälften der getheilten Thätigkeit sich schon viel weniger ungleich. Ganz gleich werden sie endlich, wenn die Scheibe roth und das Spektrum vollkommen grün wird. Unter Roth ist hier jedoch Goethes Purpur, d. h. das wahre, reine, weder ins Gelbe, noch ins Violette irgend ziehende Roth (so ziemlich die Farbe des auf einer weißen Porzellantasse aufgetrockneten Karmins), zu verstehn, nicht aber Newton's Roth, das prismatische, als welches ganz und gar gelbroth ist. Jenes wahre, reine Roth nun also ist vom Weißen und vom Schwarzen gerade so weit entfernt, wie sein Komplement, das vollkommene Grün. Demnach stellen diese beiden Farben

die in zwei gleiche Hälften qualitativ getheilte Thätigkeit der Retina dar. Hieraus erklärt sich ihre auffallende, jede andere übertreffende Harmonie, die Stärke, mit der sie sich fordern und hervorrufen, und die ausgezeichnete Schönheit, die wir jeder derselben für sich und noch mehr beiden neben einander zuerkennen; daher keine andere Farbe den Vergleich mit ihnen aushält und ich diese beiden völlig gleichen Hälften der qualitativ getheilten Thätigkeit der Retina, Roth und Grün, $\chi\omega\mu\alpha\tau\alpha \kappa\alpha\tau' \epsilon\chi\epsilon\chi\eta\nu$, couleurs par excellence nennen möchte; weil sie das Phänomen der Bipartition der Thätigkeit der Retina in höchster Vollkommenheit darstellen. Denn in jedem andern Farbenpaar steht die eine Farbe dem Weißen näher, als dem Schwarzen, und die andere umgekehrt: nur in diesem ist es nicht so; die Theilung der Thätigkeit der Retina ist hier in eminentem Grade qualitativ, das Quantitative macht sich nicht, wie dort, direkt fühlbar. — Geht nun endlich unsere zuletzt roth gewesene Scheibe ins Blaurothe (Violette) über; so wird nunmehr das Spektrum gelb, und wir durchwandern den selben Kreis in entgegengesetzter Richtung.

Folgende Verhältnisse lassen sich freilich vor der Hand nicht beweisen und müssen insofern sich gefallen lassen hypothetisch zu heißen*): allein aus der Anschauung erhalten sie eine so entschiedene, unmittelbare Bewährung und Ueberzeugungskraft, daß schließlich Jemand sie im Ernst und aufrichtig ableugnen wird; daher eben auch der Prof. A. Rosas, der im ersten Bande seines Handbuchs der Augenheilkunde sich per fas et nefas das Meinige aneignet, diese Verhältnisse geradezu als selbstvident einführt (das Nähere hierüber findet man im „Willen in der Natur“, 2. Aufl. S. 15). Wie nämlich Roth und Grün die beiden völlig gleichen qualitativen Hälften der Thätigkeit der Retina sind, so ist Orange $\frac{2}{3}$ dieser Thätigkeit, und sein Komplement Blau nur $\frac{1}{3}$; Gelb ist $\frac{3}{4}$ der vollen Thätigkeit, und sein Komplement Violett nur $\frac{1}{4}$. Es darf uns hiebei nicht irre machen, daß Violett, da es zwischen Roth, das $\frac{1}{2}$ ist, und Blau, das $\frac{1}{3}$ ist, in der Mitte liegt, doch nur $\frac{1}{4}$ seyn soll: es ist hier wie in der

Chemie: aus den Bestandtheilen läßt sich die Qualität der Zusammensetzung nicht vorhersagen. Violett ist die dunkelste aller Farben, obgleich es aus zwei hellern, als es selbst ist, entsteht; daher es auch, sobald es nach einer oder der andern Seite sich [31] neigt, heller wird. Dies gilt von keiner andern Farbe: Orange wird heller, wenn es zum Gelben, dunkler, wenn es zum Rothem sich neigt; Grün, heller nach der gelben, dunkler nach der blauen Seite; Gelb, als die hellste aller Farben, thut umgekehrt das Selbe, was sein Komplement, das Violett: es wird nämlich dunkler, es mag sich zur orangen oder zur grünen Seite neigen. — Aus der Annahme eines solchen, in ganzen und den ersten Zahlen ausdrückbaren Verhältnisses, und zwar allein daraus, erklärt es sich vollkommen, warum Gelb, Orange, Roth, Grün, Blau, Violett feste und ausgezeichnete Punkte im sonst völlig stetigen und unendlich nuancirten Farbenkreise, wie ihn der Aequator der Runge'schen Farbkugel darstellt, sind, und man sie durch Beilegung besonderer Namen überall und von jeher dafür erkannt hat. Liegen ja doch zwischen ihnen unzählige Farbennüancen, deren jede eben so gut einen eigenen Namen haben könnte: worauf also beruht das Vorrecht jener sechs? Auf dem soeben angeführten Grunde, daß in ihnen die Bipartition der Thätigkeit der Retina sich in den einfachsten Brüchen darstellt. Gerade so, wie auf der Tonleiter, welche ja ebenfalls in einen von der untern zur obern Oktave, durch unmerkliche Uebergänge, heulend aufsteigenden Ton sich auflösen läßt, die 7 Stufen abgesteckt sind (woburch eben sie zur Leiter, scala, wird) und eigene Namen erhalten haben, abstrakt als Prime, Sekunde, Terz u. s. w., konkret als ut, re, mi u. s. w., bloß aus dem Grunde, daß die Schwingungen gerade dieser Töne in rationalem Zahlenverhältniß zu einander stehn. — Bemerkenswerth ist es, daß schon Aristoteles gemuthmaßt hat, daß dem Unterschiede der Farben, wie dem der Töne, ein Zahlenverhältniß zum Grunde liegen müsse und daß, jenachdem dasselbe rational oder irrational wäre, die Farben rein und unrein ausfielen. Nur weiß er nicht, worauf eigentlich dasselbe beruhen soll. Die Stelle steht im Buche de sensu et sensibili, c. 3, in der Mitte: $\epsilon\sigma\tau\iota \mu\epsilon\nu \sigma\upsilon\nu \omicron\upsilon\tau\omega\varsigma \upsilon\pi\omicron\lambda\alpha\beta\epsilon\iota\nu \kappa. \tau. \lambda.$; wobei ich bemerke, daß man vor $\tau\tau\iota\alpha$ γὰρ einzuschalten hat $\tau\alpha \mu\epsilon\nu$.

*) Die Angabe zweier, allenfalls zum Beweise für sie dienender Experimente findet man am Ende des § 13.

Anmerkung: Man hat nicht Anstoß daran zu nehmen, daß, indem die qualitative Theilung der Thätigkeit des Auges zum Unterschied und im Gegensatz der bloß quantitativen aufgestellt worden, dennoch bei jener von gleichen und ungleichen Hälften, also einem quantitativen Verhältniß, die Rede ist. Jede qualitative Theilung nämlich ist zugleich, in einer untergeordneten Hinsicht, eine quantitative. So ist jede chemische Scheidung eine qualitative Theilung der Materie, im Gegensatz der bloß quantitativen, mechanischen Theilung: nothwendig ist aber auch jene zugleich immer noch eine quantitative, ein Theilen der Masse als Masse, eben wie die mechanische. —

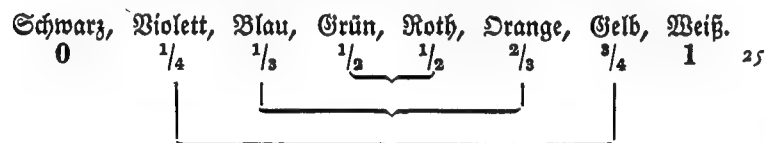
Die gegebene Erklärung der Farbe ist also im Wesentlichen folgende. Die Farbe ist die qualitativ getheilte Thätigkeit der Retina. Die Verschiedenheit der Farben ist das Resultat der Verschiedenheit der qualitativen Hälften, in welche diese Thätigkeit auseinandergehen kann, und ihres Verhältnisses zu einander. Gleich können diese Hälften nur Ein Mal seyn, und dann stellen sie das wahre Roth und das vollkommene Grün dar. Ungleich können sie in unzähligen Verhältnissen seyn, und daher ist die Zahl der möglichen Farben unendlich. Jeder Farbe wird, nach ihrer Erscheinung, ihr im Auge zurückgebliebenes Komplement zur vollen Thätigkeit der Retina, als physiologisches Spektrum, nachfolgen. Dies geschieht, weil die Nervennatur der Retina es mit sich bringt, daß, wenn sie, durch die Beschaffenheit eines äußern Reizes, zur Theilung ihrer Thätigkeit in zwei qualitativ verschiedene Hälften genöthigt worden ist, dann der vom Reiz hervorgerufenen Hälfte, nach Wegnahme desselben, die andere von selbst nachfolgt: indem nämlich die Retina den natürlichen Trieb hat, ihre Thätigkeit ganz zu äußern, sucht sie, nachdem solche auseinandergerissen war, sie wieder zu ergänzen. Ein je größerer Theil der vollen Thätigkeit der Retina eine Farbe ist, ein desto kleinerer muß ihr Komplement zu dieser Thätigkeit seyn: d. h. je mehr eine Farbe, und zwar wesentlich, nicht zufällig, hell, dem Weißen nahe ist, desto dunkler, der Finsterniß näher, wird das nach ihr sich zeigende Spektrum seyn; und umgekehrt. Da der Farbenkreis eine zusammenhängende stetige Größe, ohne innre Gränzen, ist, und alle seine Farben durch unmerkliche Nüancen in einander übergehen; so erscheint es, wenn man auf diesem Standpunkt stehn bleibt, als beliebig, wie viele Farben man annehmen will. Nun aber finden sich bei allen Völkern, zu allen Zeiten, für Roth, Grün, Orange, Blau, Gelb, Violett, besondere Namen, welche

überall verstanden werden, als die nämlichen, ganz bestimmten Farben bezeichnend; obschon diese in der Natur höchst selten rein und vollkommen vorkommen: sie müssen daher gewissermaßen a priori erkannt seyn, auf analoge Weise, wie die regelmäßigen geometrischen Figuren, als welche in der Wirklichkeit gar nicht vollkommen darzustellen sind und doch von uns, mit allen ihren Eigenschaften, vollkommen erkannt und verstanden werden. Wenn nun gleich jene Namen den wirklichen Farben meistens nur a potiori beigelegt werden, d. h. jede vorkommende Farbe nach derjenigen aus jenen sechs benannt wird, der sie am nächsten kommt; so weiß doch Jeder sie von der Farbe, der jener Name im engsten Sinn angehört, noch immer zu unterscheiden und anzugeben, ob und wie sie von dieser abweicht, z. B. ob ein empirisch gegebenes Gelb rein sei, oder ob es ins Grüne oder Orange ziehe: er muß also eine Norm, ein Ideal, eine Epikurische Anticipation*) der gelben und jeder Farbe, unabhängig von der Erfahrung, in sich tragen, mit welcher er jede wirkliche Farbe vergleicht. Den Schlüssel hiezu giebt uns einzig und allein die Erkenntniß, daß das sich als in gewissen ganzen und den ersten Zahlen ausdrückbar darstellende Verhältniß der beiden Hälften, in welche, bei den angeführten Farben, die Thätigkeit der Retina sich theilt, diesen drei Farbenpaaren einen Vorzug giebt, der sie vor allen andern auszeichnet. Demgemäß bezieht unsere Prüfung der Reinheit einer gegebenen Farbe, z. B. ob dieses Gelb genau ein solches sei, oder aber ins Grüne, oder auch ins Orange falle, sich auf die genaue Richtigkeit des durch sie ausgedrückten Bruchs. Daß wir aber dies arithmetische Verhältniß durch das bloße Gefühl beurtheilen können, erhält einen Beleg von der Musik, deren Harmonie auf den viel größeren und complicirteren Zahlenverhältnissen der gleichzeitigen Schwingungen beruht, deren Töne wir jedoch, nach dem bloßen Gehöre, höchst genau und dennoch arithmetisch beurtheilen; so daß jeder regelrecht beschaffene Mensch im Stande ist, anzugeben, ob ein angeschlagener Ton die richtige Terz, Quinte, oder Octave

*) anticipationem, quam appellat προληψιν Epicurus, i. e. anteceptam animo rei quamdam informationem, sine qua nec intelligi quidquam, nec quaeri, nec disputari potest. (Cic. de nat. Deor. I, 16.)

eines andern sei. Wie die sieben Töne der Skala sich von den unzähligen andern, der Möglichkeit nach, zwischen ihnen liegenden nur durch die Rationalität ihrer Vibrationszahlen auszeichnen; so auch die sechs mit eigenen Namen belegten Farben von den unzähligen zwischen ihnen liegenden nur durch die Rationalität und Simplizität des in ihnen sich darstellenden Bruches der Thätigkeit der Retina. Wie ich, ein Instrument stimmend, die Richtigkeit eines Tones dadurch prüfe, daß ich seine Quinte oder Octave anschlage; so prüfe ich die Reinheit einer vorliegenden Farbe dadurch, daß ich ihr physiologisches Spektrum hervorrufe, dessen Farbe oft leichter zu beurtheilen ist, als sie selbst: so habe ich z. B., daß das Grün des Grases stark ins Gelbe fällt, erst daraus ersehn, daß das Roth seines Spektrums stark ins Violette zieht. Wenn wir nicht eine subjektive Anticipation der 6 Hauptfarben hätten, die uns eine Norm a priori für sie giebt; so würden wir, da dann die Bezeichnung derselben durch eigene Namen bloß konventionell wäre, wie die der Modefarben es wirklich ist, über die Reinheit einer gegebenen Farbe kein Urtheil haben und demnach Manches gar nicht verstehn können, z. B. was Goethe vom wahren Roth sagt, daß es nicht das gewöhnliche Scharlachroth sei, als welches gelbroth ist, sondern mehr das des Karmins; während jetzt Dies sehr wohl verständlich und dann auch einleuchtend ist.

Aus meiner Darstellung ergibt sich folgendes Schema:



Schwarz und Weiß, da sie keine Brüche, also keine qualitative Theilung darstellen, sind nicht, im eigentlichen Sinne, Farben; wie man Dies auch allezeit erkannt hat. Sie stehn hier bloß als Gränzpfeiler, zur Erläuterung der Sache. Die wahre Farben-theorie hat es demnach stets mit Farbenpaaren zu thun, und die Reinheit einer gegebenen Farbe beruht auf der Richtigkeit des in ihr sich darstellenden Bruchs. Hingegen eine bestimmte Anzahl, z. B. sieben, unabhängig von der Thätigkeit der Retina und den Verhältnissen ihrer Theilbarkeit, realistisch, da draußen vorhandener

Ur-Farben, die zusammen die Summe aller Farben ausmachen, anzunehmen, ist absurd. Die Zahl der Farben ist unendlich: denn noch enthalten jede zwei entgegengesetzte Farben die Elemente, die volle Möglichkeit aller andern. Hierin liegt die Ursache davon, daß wenn man von den chemischen drei Grundfarben, Roth, Gelb, Blau, ausgeht, jede von ihnen die beiden andern im Verein zum Komplement hat. Denn die Farbe erscheint immer als Dualität; da sie die qualitative Bipartition der Thätigkeit der Retina ist. Chromatologisch darf man daher gar nicht von einzelnen Farben reden, sondern nur von Farbenpaaren, deren jedes die ganze, in zwei Hälften zerfallene Thätigkeit der Retina enthält. Die Theilungspunkte sind unzählig, und, als durch äußere Ursachen bestimmt, insofern für das Auge zufällig. Sobald aber die eine Hälfte gegeben ist, folgt die andere, als ihr Komplement, nothwendig. Dies ist Dem zu vergleichen, daß in der Musik der Grundton willkürlich, mit ihm aber alles andere bestimmt ist. Es war, dem Gesagten zufolge, eine doppelte Absurdität, die Summe aller Farben aus einer ungeraden Zahl bestehen zu lassen: hierin blieben aber die Newtonianer sich immer treu, wenn sie auch von der Zahl, welche ihr Meister festgesetzt, abgingen und bald fünf bald drei Urfarben annahmen.

§ 6.

Polarität der Retina und Polarität überhaupt.

Diese nunmehr dargestellte, sich qualitativ theilende Thätigkeit der Retina glaube ich mit dem vollsten Recht eine Polarität nennen zu können, ohne zu den häufigen Mißbräuchen, welche dieser Begriff in der Periode der Schelling'schen Naturphilosophie erlitten hat, einen neuen zu fügen. Jene eigenthümliche Funktion der Retina wird dadurch unter einen Gesichtspunkt gebracht mit andern Erscheinungen, mit welchen sie Dieses gemein hat, daß zwei, in specie entgegengesetzte, in genere aber identische Erscheinungen wesentlich einander bedingen, dergestalt, daß keine ohne die andere weder gesetzt noch aufgehoben werden kann, dennoch aber so, daß sie nur in der Trennung und im Gegensatz bestehen und ihre Vereinigung, nach der sie beständig streben, eben das Ende und Verschwinden beider ist. Die Polarität der Retina hat

indessen das Unterscheidende, daß bei ihr in der Zeit, also successiv ist, was bei den andern polarischen Erscheinungen im Raum, also simultan. Ferner hat sie das Besondere, daß der Indifferenzpunkt, wiewohl innerhalb gewisser Gränzen, verrückbar ist. Der hier aufgestellte und mit dem anschaulichsten Beispiele verbundene Begriff einer qualitativ getheilten Thätigkeit möchte sogar der Grundbegriff aller Polarität seyn und unter ihn sich Magnetismus, Elektricität und Galvanismus bringen lassen, von welchen Jedes nur die Erscheinung einer in zwei sich bedingende, sich suchende und zur Wiedervereinigung strebende Hälften zerfallenen Thätigkeit ist. In diesem Sinne können wir sodann einen auf sie alle passenden Ausdruck in Plato's Worten aufstellen: *πεισθη ουν η φυσικ διχα επιηδη, ποδουν εκαστον το ημισ το αδτου, ευνηι.* Auch fallen sie unter den großen chinesischen Gegensatz des Yin und Yang. Die Polarität des Auges könnte sogar, als die uns zunächst liegende, uns über das innere Wesen aller Polarität in mancher Hinsicht Aufschlüsse geben. Indem man die bei den andern übliche Bezeichnung auch auf sie anwendet, wird man nicht anstehn, das + dem Roth, Orange und Gelb, hingegen das — dem Grün, Blau und Violett beizulegen; weil die hellste Farbe und der größte Zahlenbruch der negativen Seite, das Grün, an Quantität der Thätigkeit, erst der dunkelsten Farbe und dem kleinsten Bruch der positiven Seite, dem Roth, gleichkommt. Dieser polare Gegensatz muß sich bei der vollkommensten Theilung der Thätigkeit der Retina, welches die in zwei gleiche Hälften ist, am schärfsten aussprechen; daher denn Roth das Auge so merklich angreift und Grün dagegen es ausruht. — Ob nun vielleicht, bei solcher qualitativen Theilung der Thätigkeit der Retina, die Chorividea, oder auch das pigmentum nigrum, auf irgend eine Weise, mitwirke, könnte am Ersten aus der Obduktion der Augen solcher Personen abzunehmen seyn, denen die Fähigkeit Farben zu sehn abgieng, und auf welche ich weiter unten zurückkommen werde.

§ 7.

Die schattige Natur der Farbe.

Zu der aufgestellten Theorie der Farbe gehört nun aber wesentlich noch folgende, für dieselbe, wie auch für Goethes Farbenlehre, sehr wichtige Betrachtung, welche, das bis hieher Vorgetragene als feststehend genommen, eine Ableitung a priori des von Goethe so nachdrücklich behaupteten und wiederholt urgirten, wesentlichen *ομισπον* der Farbe ist. Bekanntlich bezeichnet er mit diesem Ausdruck ihre dem Schatten, oder dem Grau, verwandte Natur, vermöge welcher sie stets heller, als Schwarz, und dunkler, als Weiß ist.

Wir haben bei der qualitativ getheilten Thätigkeit der Retina das Hervortreten der einen Hälfte wesentlich bedingt gefunden durch die Unthätigkeit der andern, wenigstens auf der selbigen Stelle. Unthätigkeit der Retina aber ist, wie oben gesagt, Finsterniß. Demnach muß das als Farbe erscheinende Hervortreten der qualitativen Hälfte der Thätigkeit der Retina durchaus von einem gewissen Grade von Finsterniß, also von einiger Dunkelheit, begleitet seyn. Dies hat sie nun gemein mit der intensiv getheilten Thätigkeit der Retina, die wir oben im Grau, oder Halbschatten, erkannt haben: und diese Gemeinschaft eben, Dieses, daß dort qualitativ ist, was hier intensiv, hat Goethe richtig aufgefaßt und durch den Ausdruck *ομισπον* bezeichnet. Jedoch waltet hierbei folgender sehr bedeutender Unterschied ob. Daß die Thätigkeit der Retina, der Intensität nach, nur theilweise ist, führt keine spezifische und wesentliche Veränderung derselben herbei und bedingt keinen eigenthümlichen Effekt; sondern es ist eben nur eine zufällige, gradweise Verminderung der vollen Thätigkeit. Bei der qualitativ theilweisen Thätigkeit der Retina hingegen, hat die hervortretende Thätigkeit der einen Hälfte die Unthätigkeit der andern zur wesentlichen und nothwendigen Bedingung: denn sie besteht nur durch diesen Gegensatz. Aus dieser Scheidung aber und ihren mannigfaltigen Verhältnissen entspringt der eigenthümliche Reiz, der heitere und ergögliche Eindruck der Farbe, im Gegensatz des ihr an Helligkeit gleichen, aber traurigen Grau; wie auch ihr, bei aller Verschiedenheit der Farben, sich gleich bleibendes, ganz spezifisches Wesen. Dieses beruht nämlich

gerade darauf, daß, vermöge eines polaren Auseinandertretens die lebhafteste Thätigkeit der einen Hälfte die gänzliche Ruhe der andern zur Stütze hat. Hieraus erklärt sich auch, warum das Weiße, wenn zwischen Farben befindlich, so auffallend nüchtern aussieht; während das Grau trübsälig und das Schwarz finster ist. Ungleiches wird begreiflich, warum Abwesenheit des Reizes der Farbe, also Schwarz und Weiß, jenes bei uns, dieses bei den Chinesen, Trauer symbolisiren. — In Folge des Unterschiedes zwischen bloß intensiver und qualitativer Theilung der Thätigkeit der Retina können wir ganz füglich den Halbschatten und das Grau gleichnißweise eine bloß mechanische, wenn gleich unendlich feine Mengung des Lichts mit der Finsterniß nennen; hingegen die, in der qualitativ partiellen Thätigkeit der Retina bestehende, Farbe, als eine chemische Vereinigung und innige Durchbringung des Lichts und der Finsterniß ansehen: denn Beide neutralisiren hier gleichsam einander, und indem jedes seine eigene Natur ausgiebt, entsteht ein neues Produkt, das mit jenen Beiden nur noch entfernte Ähnlichkeit, dagegen hervorstechenden eigenen Charakter hat. Diese aus der qualitativ theilweisen Thätigkeit der Retina nothwendig hervorgehende Vermählung des Lichts mit der Finsterniß, deren Phänomen die Farbe ist, bewährt und erläutert also was Goethe vollkommen richtig und treffend bemerkt hat, daß die Farbe wesentlich ein Schattenartiges, ein *ομισρον* sei. Ueber diesen Goethe'schen Satz aber hinaus, lehrt sie uns noch, daß eben Dasjenige, was in jeder dem Auge gegenwärtigen Farbe, als Ursache ihrer dunkleren Natur, die Rolle des *ομισρον* spielt, es wieder ist, was nachher als nachfolgendes Spektrum hervortretend, dem Auge erscheint: in diesem Spektrum selbst aber übernimmt die vorher dagewesene Farbe nunmehr die Rolle des *ομισρον*, indem ihr Inhalt das jetzige Deficit ausmacht.

§ 8.

Verhältniß der aufgestellten Theorie zur Newtonischen.

In der dargelegten schattigen Natur der Farbe könnte man gewissermaßen die Quelle der Newtonischen Irrlehre suchen, „daß die Farben Theile des bei der Brechung zersplitterten Lichtstrahls wären“. Er sah nämlich, daß die Farbe dunkler ist, als das

Licht, oder das Weiße, nahm nun als extensiv was intensiv ist, als mechanisch was dynamisch ist, als quantitativ was qualitativ ist, als objektiv was subjektiv ist, indem er im Lichte suchte was im Auge zu suchen war, und ließ demnach den Lichtstrahl aus sieben farbigen, noch dazu (*Spartam quam nactus es orna!*) in ihrem Verhältniß den sieben Intervallen der Tonleiter gleichen Strahlen zusammengesetzt seyn, denen die Farbe, nach vom Auge unabhängigen Gesetzen, als eine *qualitas occulta* einwohne. Daß er dabei die Siebenzahl einzig und allein der Tonleiter zu Liebe gewählt hat, ist nicht dem mindesten Zweifel unterworfen: er durfte ja nur die Augen aufmachen, um zu sehn, daß im prismatischen Spektrum durchaus nicht 7 Farben sind, sondern bloß vier, von denen, bei größerer Entfernung des Prismas, die zwei mittleren, Blau und Gelb, über einander greifen und dadurch Grün bilden. Daß noch jetzt die Optiker 7 Farben im Spektrum aufzählen, ist der Gipfel der Lächerlichkeit. Wollte man es aber ernsthaft nehmen, so wäre man, 44 Jahre nach dem Auftreten der Goethe'schen Farbenlehre, berechtigt, es eine unverschämte Lüge zu nennen: denn man hat nachgerade Geduld genug gehabt.

Daß bei allen Dem auch im Newtonischen Irrthum ein entferntes Analogon, eine Ahndung der Wahrheit gelegen hat, ist nicht abzuleugnen und ergiebt sich eben von dem Gesichtspunkt unserer Betrachtung aus. Dieser gemäß nämlich haben wir, statt des getheilten Lichtstrahls, eine getheilte Thätigkeit der Retina: jedoch statt der sieben Theile haben wir nur zwei, aber auch wieder unzählige, je nachdem man es nimmt. Denn die Thätigkeit der Retina wird bei jeder möglichen Farbe halbt; aber der Durchschnittspunkte gleichsam sind unzählige und daraus entspringen die Nuancen der Farben, die, auch abgesehen vom Blau oder Dunkel derselben, wovon bald die Rede seyn wird, unzählig sind. Demnach wären wir auf diese Weise von einer Theilung des Sonnenstrahls zu einer Theilung der Thätigkeit der Retina zurückgeführt. Dieser Weg der Betrachtung überhaupt aber, der vom beobachteten Gegenstand auf den Beobachter selbst, vom Objektiven zum Subjektiven, zurück geht, ließe sich durch ein Paar der glänzendsten Beispiele in der Geschichte der Wissenschaften empfehlen und als der richtige beurkunden: denn

Non aliter, si parva licet componere magnis,

hat Kopernikus an die Stelle der Bewegung des ganzen Firmaments, die der Erde, und der große Kant an die Stelle der objektiv erkannten und in der Ontologie aufgestellten, absoluten Beschaffenheiten aller Dinge, die Erkenntnißformen des Subjekts gesetzt. *Ἦναι σαυτον* stand auf dem Tempel zu Delphi!

Anmerkung: Da wir hier ein Mal darauf aufmerksam geworden, daß wir in unserer Erklärung der Farbe vom Lichte zum Auge zurückgegangen sind, so daß für uns die Farben nichts weiter, als in polaren Gegensätzen erscheinende Aktionen des Auges selbst sind; so mag auch die Bemerkung Platz finden, daß eine Abhandlung hievon immer dagewesen ist, sofern die Philosophen stets gemuthmaast haben, daß die Farbe viel mehr dem Auge, als den Dingen angehöre; wie denn auch besonders Locke unter seinen sekundären Qualitäten der Dinge allemal die Farbe obenan stellt und überhaupt kein Philosoph jemals die Farbe für einen wirklichen wesentlichen Bestandtheil der Körper hat wollen gelten lassen, während mancher nicht etwan nur Ausdehnung und Gewicht, sondern auch jede Beschaffenheit der Oberfläche, das Weiche und Harte, Glatte und Rauhe, ja zur Noth lieber den Geruch und Geschmack des Dings für wirkliche konstituierende Bestandtheile desselben gelten ließ, als die Farbe. Andererseits mußte man doch die Farbe als etwas dem Dinge Anhängendes, zu seinen Eigenschaften Gehörendes anerkennen, aber dennoch wiederum als Etwas, das bei den allerverschiedensten Dingen sich völlig gleich, und bei übrigens gleichen verschieden findet, daher unwesentlich seyn muß. Dies alles machte die Farbe zu einem schwierigen, perplexen und darum verdrüsslichen Thema. Diefierhalb sagt denn auch ein alter Skribent, wie Goethe anführt: „Hält man dem Stier ein rothes Tuch vor, so wird er wüthend; aber der Philosoph, wenn man nur überhaupt von Farbe spricht, fängt an zu rasen.“

Ein wesentlicher Unterschied meiner Theorie von der Newtonischen besteht noch darin, daß diese (wie schon erwähnt) jede Farbe bloß als eine *qualitas occulta* (*colorifica*) eines der sieben homogenen Lichter anführt, ihr einen Namen giebt und sie dann laufen läßt; wobei die spezifische Verschiedenheit der Farben und die eigenthümliche Wirkung einer jeden ganz und gar unerklärt bleibt. Meine Theorie hingegen giebt über diese Eigenthümlichkeiten Aufschluß und macht uns begreiflich, worin der Grund des spezifischen Eindrucks und der besondern Wirkung jeder einzelnen Farbe liege; indem sie uns dieselbe erkennen lehrt als einen ganz bestimmten, durch einen Bruch ausgedrückten Theil der Thätigkeit der Retina, ferner als entweder zur $+$ - oder zur $-$ -Seite des

Auseinandertretens jener Thätigkeit gehörig. Wir erhalten also erst hier die bisher stets vermifste Annäherung unsers Gedankens von der Farbe zur Empfindung derselben. Denn selbst Goethe begnügt sich damit, die Farben in warme und kalte einzuthellen und stellt das Uebrige seinen ästhetischen Betrachtungen anheim.

Die nunmehr im Umriß aufgestellte Theorie der Farbe, welcher zu Folge diese eine qualitativ partielle Thätigkeit der Retina ist, führt von selbst, und noch mehr wenn man ihre oben berührte Analogie mit der Newtonischen Irrlehre betrachtet, auf die Frage, ob denn nicht, durch Wiedervereinigung der beiden qualitativen Hälften der Thätigkeit der Retina, welche sich uns in jeder Farbe und ihrem physiologischen Komplement darstellen, die volle Thätigkeit der Retina, d. i. die Wirkung des reinen Lichtes, oder des Weißen sich herstellen lasse, — eben wie, nach Newton's Behauptung, aus den sieben Farben der ganze Lichtstrahl, oder das Weiße, sich wieder zusammensetzen lassen soll. Inwiefern nun diese Frage, in Hinsicht auf Theorie und Praxis, zu bejahen sei, wird besser gezeigt werden können, nachdem die aufgestellte Theorie der Farbe noch durch folgende ihr angehörige Erörterung ergänzt seyn wird.

§ 9.

Ungetheilter Rest der Thätigkeit der Retina.

Außer dem Verhältniß der Farben zu einander, im in sich geschlossenen durch völlig stetige Uebergänge verschmolzenen Farbenskreise, bemerken wir, wie schon oben (§ 5) berührt, noch, daß jede Farbe an und für sich ein Maximum von Energie hat, welches auf der Runge'schen Farbenskugel der Aequator darstellt, und von welchem abgehend, sie einerseits durch Verblaffen ins Weiße, andererseits durch Verdunkeln ins Schwarze sich verliert. Unserer Darstellung gemäß ist dies nur folgendermaßen zu erklären. Indem, durch äußern Reiz veranlaßt, die volle Thätigkeit der Retina sich qualitativ theilt und so irgend eine Farbe entsteht, kann jedoch ein Theil dieser vollen Thätigkeit unzersezt bleiben. Ich rede nicht von einem Theil der Retina, der in ungetheilter Thätigkeit bleiben kann, während die Thätigkeit eines andern sich

qualitativ theilt: dies wird noch unten zur Sprache kommen; sondern ich sage: die Thätigkeit der Retina, gleichviel ob auf ihrer ganzen Fläche, oder einem Theil derselben, kann, indem sie, zur Hervorbringung der Farbe, sich qualitativ theilt, noch einen ungetheilten Rest zugleich beibehalten, und dieser wiederum kann entweder ganz aktiv, oder ganz ruhend, oder zwischen beiden, d. h. intensiv theilweise thätig seyn. Nach Maaßgabe hievon nun wird alsdann die Farbe, statt in ihrer vollen Energie, sich blaß, oder auch schwärzlich, in vielen Abstufungen, zeigen. Man sieht leicht ein, daß in diesem Fall eine Vereinigung der intensiven Theilung der Thätigkeit der Retina mit der qualitativen Statt hat. Am anschaulichsten wird dieses dadurch, daß, wenn man eine durch ein ihr unwesentliches Schwarz verdunkelte und geschwächte Farbe betrachtet, ihr darauf als Spektrum sich zeigendes Komplement um eben so viel durch Blässe geschwächt erscheint. Wenn man eine Farbe lebhaft, energisch, brennend nennt, so bedeutet dies, dem Gesagten zufolge, eigentlich, daß bei ihrer Gegenwart die ganze Thätigkeit des Auges sich rein theile, ohne daß ein ungetheilter Rest übrig bleibe.

§ 10.

Herstellung des Weißen aus Farben.

Ich kehre jetzt zurück zu der oben aufgeworfenen Frage, nach der Wiederherstellung der vollen Thätigkeit der Retina, oder des Weißen, durch Vereinigung zweier entgegengesetzter Farben. Es ergiebt sich von selbst, daß wenn diese Farben schwärzlich waren, d. h. ein Theil der Thätigkeit der Retina unzersezt und zugleich auch inaktiv blieb, diese Finsterniß durch jene Vereinigung nicht aufgehoben wird, also Grau übrig bleibt. Waren aber die Farben in voller Energie, d. h. die Thätigkeit der Retina ohne Ueberrest getheilt, oder auch waren sie blaß, d. h. war der unzersezte Ueberrest derselben aktiv; so muß, zufolge unserer Theorie, welche zwei entgegengesetzte Farben als gegenseitige Ergänzungen zur vollen Thätigkeit der Retina, durch deren Theilung sie entstanden sind, betrachtet, ohne allen Zweifel, die Vereinigung solcher Farben die volle Thätigkeit der Retina herstellen, also den Eindruck des reinen

Lichts, oder des Weißen, hervorbringen. Auf ein Beispiel angewandt ließe sich dieses in Formeln so ausdrücken:

Roth = voller Thätigkeit der Retina — Grün

Grün = voller Thätigkeit der Retina — Roth

Roth + Grün = voller Thätigkeit der Retina = der Wirkung des Lichts, oder des Weißen.

Auch die praktische Darstellung hievon hat keine Schwierigkeit, sobald wir bei den Farben im engsten Sinne stehn bleiben d. h. bei den Affektionen des Auges. Alsdann aber haben wir es allein mit physiologischen Farben zu thun, zudem wäre das Resultat des Experiments bloß ihr Ausbleiben, und dieser experimentale Beweis möchte Manchem zu immateriell und ätherisch vorkommen. Er ist übrigens dieser. Wenn man z. B. ein lebhaftes Roth ansieht, so wird ein grünes Spektrum folgen; sieht man ein Grün an, so folgt ein rothes Spektrum. Blickt man nun aber, nach angeschautem Roth, sogleich und mit der selben Stelle der Retina eben so lange auf ein wirkliches Grünes, so bleiben beide Spektren aus.

Eigentliche Ueberzeugung kann nur das Experiment der Herstellung des Weißen aus physischen, oder gar aus chemischen Farben bewirken. Hier ist es aber immer einer besondern Schwierigkeit unterworfen. Wenn wir nämlich uns an diese Farben halten wollen; so sind wir eigentlich von der Farbe abgegangen zu der Ursache, die als Reiz auf das Auge wirkend, es zur Hervorbringung der Farbe, d. h. zur qualitativen Theilung seiner Thätigkeit, veranlaßt. Weiter unten wird von den Ursachen der Farbe in diesem Sinn und ihrem Verhältniß zur Farbe im engsten Sinn die Rede seyn. Hieher gehört nur Folgendes. Die Herstellung des Weißen aus zwei Farben beruht, unserer Theorie zufolge, einzig und allein auf physiologischem Grunde, nämlich darauf, daß es zwei Farben seien, in welche die Thätigkeit der Retina auseinandergetreten ist, also ein physiologisches Farbenpaar, in welchem Sinn allein und ausschließlich sie Ergänzungsfarben zu nennen sind. Solche zwei Farben müssen, zur Herstellung des Weißen aus ihnen, ganz eigentlich wieder vereinigt werden, und zwar auf der Retina selbst, also dadurch, daß die beiden geson-

derten Hälften der Thätigkeit dieser zugleich angeregt werden, woraus dann ihre volle Thätigkeit, das Weiße, sich herstellt. Dies aber kann nur dadurch geschehn, daß die zwei äußern Ursachen, jede von welchen im Auge die Ergänzungsfarbe der andern erregt, ein Mal zugleich und doch gesondert auf eine und die selbe 5 Stelle der Retina wirken. Dies nun wieder ist nur unter besondern Umständen und Bedingungen möglich. Zunächst kann es nicht dadurch geschehn, daß man zwei chemische Farben zusammenmischt: denn diese wirken alsdann zwar im Verein, aber nicht gesondert. Dazu kommt, daß in der äußern materiellen Ursache 10 der Farbe (d. h. in der chemischen oder physischen Farbe) nicht nur für die Aktivität der einen Hälfte der Thätigkeit der Retina, sondern auch für die Ruhe der andern, welche als das der Farbe wesentliche *οικονομ* erscheint, eine ihr entsprechende konkrete Ursache, ein materieller Repräsentant, sich vorfinden muß, welcher, auch 15 nach der Vereinigung entgegengesetzter Farben, als Materie beharrt, seine Wirkung zu thun fortfährt und immer Grau verursachen wird. Er giebt zwar, sobald, durch die Vereinigung der Gegensätze, die Farben als Farben verschwunden sind, die Rolle auf, die er bei Hervorbringung derselben spielte: allein er bleibt 20 jetzt als *caput mortuum*, oder als ihre abgeworfene Hülle zurück, und wie er vorhin zur qualitativen Theilung der Thätigkeit der Retina beitrug, so wirkt er jetzt eine intensiv theilweise Thätigkeit derselben, d. h. Grau. Dieserwegen nun wird an chemischen Farben, ihrer durchaus materialen Natur wegen, die 25 Herstellung des Weißen aus einem Farbenpaar wohl nie dargestellt werden können, wenn nicht etwa besondere Modifikationen hinzutreten: ein Beispiel jener Herstellung unter solchen werde ich etwas weiter unten beibringen. Hingegen bei physischen Farben, ja, in einzelnen Fällen, beim Verein physischer und chemischer, 30 läßt jene Darstellung sich schon ausführen. Ist indessen bei der physischen Farbe die vermittelnde Trübe grob materialer Natur und vielleicht auch noch dazu nicht ganz gleichartig und stellenweis undurchsichtig, wie ein angerauchtes Glas, ein kohlenführender Rauch, ein Pergament u. dgl.; so gelingt auch hier, aus den an- 35 geführten Gründen, das Experiment nicht vollkommen. Dies ist hingegen der Fall bei den prismatischen Farben: denn hier ist das Trübe, als ein bloßes Nebenbild, von so zarter Natur, daß, wenn

es, bei der Vereinigung entgegengesetzter Farben, auch nicht wirklich aufgehoben wird, es entweder, sobald es nicht mehr durch seine Stellung, vermöge welcher es die Farben hervorbrachte, bedeutsam ist, auch nicht mehr sichtbar bleibt, oder auch, wie jede 5 gehäufte Trübe, eben Weiß giebt. — Man erzeuge, im objektiven prismatischen Versuch, durch die Vereinigung des Violett eines Prismas mit dem Gelbroth eines andern, das wahre Roth (Goethes Purpur), führe auf dieses das Grün aus der Mitte 10 eines dritten Prismas, und die Stelle erscheint weiß. Goethe selbst führt (Bd. I, p. 600, § 556) diesen Versuch an, will ihn jedoch, wegen seiner, übrigens gerechten, Polemik gegen Newton, [45] nicht als Beispiel und Beweis der Herstellung des Weißen aus Farben gelten lassen. Allein der Grund den er dagegen vorbringt, daß nämlich hier ein dreifaches Sonnenlicht das eigentlich 15 doch vorhandene Grau unsichtbar mache, ist in der That nicht triftig. Denn jede dieser drei prismatischen Farben enthält hier schon das *οικονομ* so gut, als das Sonnenlicht, in sich. Wie nun jedes dieser drei *οικονομ* für sich, des mit ihm verbundenen Lichtes ungeachtet, doch in jeder einzelnen der drei Farben sichtbar ist, so 20 kann dadurch, daß drei solche *οικονομ* mit sammt ihren drei Lichtern vereinigt werden, das Ganze nicht an Helle gewinnen. Wenn Divisor und Dividendus mit der gleichen Zahl multiplicirt werden, ändert der Quotient sich nicht. Nicht die vermehrte Erleuchtung also, die durch das vermehrte Dunkel aufgewogen wird, 25 sondern der Gegensatz der Farben ist es, der hier den Eindruck des reinen Lichts oder des Weißen herstellt. Zugleich leichter und deutlicher, dabei noch augenscheinlicher dem Goethe'schen Einwurf nicht unterworfen, kann man dies Experiment auf folgende Weise machen. Man führe zwei prismatische Farbenspektren dergestalt 30 über einander, daß das Violett des ersten das Gelb des zweiten, und das Blau des ersten das Orange (Newton's Roth) des zweiten deckt; dann wird ebenfalls aus der Vereinigung eines jeden dieser zwei Farbenpaare Weiß entstehen, und zwar wird, weil beide Farbenpaare neben einander liegen, die weiße Stelle noch ein Mal 35 so breit seyn, als im vorigen Versuch. Dies ist Newton's 13tes Experiment des 2ten Theils des ersten Buchs. Dennoch stimmt es durchaus nicht zu seiner Theorie: denn er mag nun (wie er nach Gelegenheit abwechselnd thut) sieben oder unzählige homo-

gene Lichter annehmen; so decken sich hier überall immer nur zwei, nicht aber sieben oder unzählige. Man kann dies Experiment auch mit einem Prisma ausführen. Auf schwarzem Grunde habe man zwei weiße Quadrate, ein größeres und ein kleineres; letzteres 3 bis 4 Linien unter dem andern. Diese betrachte man durch das Prisma, und gehe nun so lange rückwärts, bis das Violett des kleineren das Gelb des größeren und das Blau des kleineren das Orange (Newton's Roth) des größeren bedeckt; wo dann diese ganze Stelle weiß erscheinen wird. So läßt sich also mit prismatischen Farben die Herstellung des Weißen an allen drei Hauptfarbenpaaren zeigen. Ferner läßt der Versuch sich subjektiv sogar mit Hinzuziehung einer chemischen Farbe machen: nur muß man alsdann ein solches Farbenpaar wählen, das aus den ungleichen qualitativen Hälften der Thätigkeit der Retina besteht, also Gelb und Violett, und zwar muß die größte, also wesentlich hellste Hälfte die chemische Farbe, die kleinere, also dunklere, die physische Farbe seyn; weil nur dann das beharrende materielle *συναρπ* der chemischen Farbe nicht Masse genug hat, um merklich zu wirken. Man sehe ein energisch gelbes, völlig ebenes und fleckenloses Papier auf weißem Grund durch das Prisma an: die Stelle wo der violette Saum das Gelbe deckt, wird völlig weiß erscheinen. Das Selbe geschieht, wenn man das objektive Spektrum auf ein gelbes Papier fallen läßt; doch ist wegen der undeutlicheren Ränder des objektiven Spektrums der Erfolg hier nicht ganz so frappant. Mit den andern Farbenpaaren gelingt dieser Versuch unvollkommener, doch um so besser, je heller wesentlich die chemische Farbe ist. Einen ähnlichen und oft sich sogar von selbst einstellenden Versuch liefert der, im Mai die Gärten und meistens auch, in Vasen, die Zimmer zierende Spanische Flieder (*Syringa vulgaris*, in Niedersachsen *Sirene*, in Süddeutschland *Nägelschen*, Franz. *lila*) und zwar die violett-blauen Exemplare desselben, indem er beim Kerzenlichte weiß erscheint: denn sein bläuliches Violett wird vollkommen ergänzt durch das ins Orange ziehende Gelb der Kerzenbeleuchtung. Endlich sogar aus zwei chemischen Farben läßt sich das Weiße herstellen, unter der besondern Bestimmung, daß solche, eben wie die physischen, vom Lichte durchdrungen seien und daher ihr *συναρπ*, sobald es, indem durch Aufhebung des Gegensatzes die Farben

verschwinden, seine Bedeutsamkeit verliert, für sich nicht merklich mehr wirken kann, z. B. durch Vereinigung einer transparenten mit einer reflektirten Farbe, wenn man auf einen Spiegel aus blauem Glase das Licht durch ein rothgelbes Glas fallen läßt. Sogar mit einer nicht transparenten Farbe gelingt es noch: man werfe in eine Schale aus blauem Glase eine Gold- und eine Silber-Münze: jene wird weiß, diese blau erscheinen. Desgleichen, ein auf beiden Seiten blau gefärbtes Papier abgespiegelt von polirtem Kupfer. Ferner eine Rose, bloß von dem durch eine grüne seidene Gardine fallenden Lichte beleuchtet. Und endlich auch aus zwei nicht transparenten chemischen Farben, in einem von Helmholtz angegebenen Experiment. Helmholtz (in seiner Habilitationsschrift „über die Theorie der zusammengesetzten Farben“, 1852, p. 19) giebt folgende Art der Herstellung des Weißen aus Komplementärfarben an: eine senkrecht aufgestellte Spiegelscheibe; auf deren einen Seite ein Rothes, etwa ein Stück Papier, eine Oblate; auf der andern ein Grünes, so gesehen, daß das Spiegelbild des Grünen das Rothe decke; — giebt Weiß. Bei allen diesen Versuchen müssen jedoch die beiden Farben von gleicher Energie und gleicher Reinheit seyn. Endlich scheint sogar ausnahmsweise ein aus der wirklichen Verbindung zweier chemischer, jedoch im transparenten Zustande befindlicher Farben hergestelltes Weiß alles weiße Glas zu seyn, wie ich Dies schon in der ersten Auflage, also 1816, angegeben habe. Nämlich in den Glashütten geräth bekanntlich meist alles Glas ursprünglich grün; wovon die Ursache sein Eisengehalt ist. Dieses ins Gelbliche ziehende Grün läßt man aber nur dem schlechtesten Glase: um es aufzuheben und weißes Glas zu liefern, braucht man, als empirisch gefundenes Gegenmittel, einen Zusatz von Braunstein; welches Manganoryd aber an sich das Glas violettlich roth färbt, wie an den rothen Glasflüssen zu sehn und auch daran, daß wenn, bei der Verfertigung des weißen Glases, zu viel Braunstein der grünen Masse zugesetzt ist, das Glas röthlich spielt, wie manche Biergläser und vorzüglich die Englischen Fensterscheiben.

Die angeführten Beispiele mögen hinreichen zur Bestätigung Dessen, was aus meiner Theorie nothwendig folgt, daß aus zwei entgegengesetzten Farben das Weiße allerdings herzustellen ist;

sobald man nur es so anzustellen weiß, daß die beiden äußern, erregenden Ursachen zweier Ergänzungsfarben, ohne sich selbst direkt zu vermischen, zugleich auf die selbe Stelle der Retina wirken. Diese Herstellung nun aber ist ein schlagender Beweis der Wahrheit meiner Theorie. Das Faktum selbst wird nirgendso gezeugnet; aber die wahre Ursache wird nicht begriffen; sondern man legt demselben, und zugleich der Thatfache des physiologischen Farbenspektrums, in Gemäßheit der Newtonischen Pseudotheorie, eine ganz falsche Auslegung unter. Ersteres nämlich soll, wie bekannt, auf dem Wiederausammenkommen der 7 homogenen Lichter beruhen; davon weiterhin: für das physiologische Spektrum aber gilt noch immer die Erklärung, welche, bald nach der Entdeckung desselben durch Buffon, der Vater Scherffer gegeben hat, in seiner „Abhandlung von den zufälligen Farben“, Wien 1765, und früher „de coloribus accidentalibus“, 1761. Sie geht dahin, daß das Auge, durch das längere Anschauen einer Farbe ermüdet, für diese Sorte homogener Lichtstrahlen die Empfänglichkeit verlöre; daher es dann ein gleich darauf angeschauter Weiß nur mit Ausschluß eben jener homogenen Farbstrahlen empfände, weshalb es dasselbe nicht mehr weiß sähe, sondern statt dessen ein Produkt der übrigen homogenen Strahlen, die mit jener ersten Farbe zusammen das Weiße ausmachen, empfände: dieses Produkt nun also soll die als physiologisches Spektrum erscheinende Farbe seyn. Diese Auslegung der Sache läßt sich aber ex suppositis als absurd erkennen. Denn nach angeschautem Violett erblickt das Auge auf einer weißen (noch besser aber auf einer grauen) Fläche ein gelbes Spektrum. Dieses Gelb müßte nun das Produkt der, nach Ausschließung des Violetten, übrig bleibenden 6 homogenen Lichter, also aus Roth, Orange, Gelb, Grün, Blau und Indigo blau zusammengesetzt seyn: daraus Gelb zu brauen probire man! Vor Allen probire es Herr Pouillet, welcher, als ächter und geschworener Stock-Newtonianer, sich nicht entblödet, in seinen allbekannten *Eléments de physique*, Vol. 2, p. 223, die knollige Absurdität hinzuschreiben: *l'orangé et le vert (mithin die chemischen Grundfarben) donnent du jaune*. Man sollte meinen, daß diese Chromatiker blind wären; doch sind sie bloß blindgläubig. Eigentlich aber sind für sie die Farben bloße Worte,

bloße Namen, oder gar Zahlen: sie kennen sie nicht wirklich, sie sehn sie nicht an. Dem Melloni kann ich es noch immer nicht vergessen, daß ich, vor ungefähr 25 Jahren, in einem von ihm aufgesetzten Verzeichniß aller Farben mit ihren Nuancen, ein grünlisches Roth angeführt gefunden habe! — Aus der obigen Mischung der 6 übrigen Farben also wird sich nie etwas Anderes, als Straßenkothfarbe ergeben, statt Gelb. Zudem ist ja das Gelb selbst ein homogenes Licht: wie sollte es denn erst das Resultat jener Mischung seyn? Aber schon die einfache Thatfache, daß ein homogenes Licht, für sich allein, vollkommen die komplementäre, als physiologisches Spektrum ihm nachfolgende Farbe des andern ist, wie Gelb des Violetten, Blau des Orangen, Roth des Grünen, und vice versa, stößt die Scherffer'sche Erklärung über den Haufen; indem es zeigt, daß was nach haltendem Anschauen einer Farbe das Auge auf der weißen Fläche erblickt, nichts weniger als eine Vereinigung der 6 übrigen homogenen Lichter, sondern stets nur eines derselben ist: z. B. nach angeschautem Violett Gelb. Auch darf nicht angenommen werden, daß, nach Wegnahme eines der 7 homogenen Lichtstrahlen, die übrigen 6 im Verein jezt nichts weiter, als die Farbe eines einzigen andern aus ihrer Zahl darstellen sollten: denn da würde man eine Ursache ohne Wirkung annehmen, indem die 5 andern die Farbe jenes einzigen nicht veränderten. Das Unstatthafte der Scherffer'schen Erklärung geht auch schon daraus hervor, daß das physiologische Farbenspektrum nicht allein auf einem weißen Grunde gesehen wird, sondern auch vollkommen gut und deutlich auf einem völlig schwarzen und dazu beschatteten Grunde, ja sogar mit geschlossenen und noch dazu mit der Hand

†) Humboldt im dritten Bande des Kosmos spricht von der Farbe als recht gläubiger, imperturbirter Newtonianer in folgenden Stellen: pp. 86, 93, 108, 129, 169, 170, 300, besonders p. 496 und dazu Nota 539 „die am meisten brechbaren Farben im Spektrum, vom Blau bis zum Violett, ergänzen sich, Weiß zu bilden, mit den weniger brechbaren von Roth bis Grün [!]. Das gelbe Mondlicht erscheint bei Tage weiß, weil die blauen Luftschichten, durch welche wir es sehn, die Komplementärfarben zum Gelb darbieten“! Er beweist seine Qualifikation zum Urtheilen über Farben p. 295, wo er von röthlich grün spricht! Er thut sehr gut sich bei Lebzeiten ein Monument setzen zu lassen: denn nach seinem Tode wird es Keinem einfallen.

bedeckten Augen. Dies hatte bereits Buffon angegeben, und Scherffer selbst gesteht es, § 17 seiner Schrift, ein. Hier haben wir nun wieder einen Fall, wo einer falschen Theorie, sobald sie zu einem bestimmten Punkte gelangt ist, die Natur geradezu in den Weg tritt und ihr die Lüge ins Gesicht wirft. Auch wird hierbei Scherffer sehr betreten und gesteht, hier liege die größte Schwierigkeit. Jedoch, statt an seiner Theorie, die nimmermehr damit bestehen kann, irre zu werden, greift er nach allerlei elenden und absurden Hypothesen, windet sich erbärmlich und läßt zuletzt die Sache auf sich beruhen. Endlich auch auf jeder gefärbten Fläche stellt das physiologische Spektrum sich dar; wo freilich ein Konflikt ihrer Farbe mit der physiologischen entsteht: demgemäß erscheint, wenn man, ein durch angestarrtes Violet erregtes gelbes Spektrum im Auge habend, ein blaues Papier ansieht, Grün, entstehend aus der Verbindung des Blauen und Gelben: Dies beweist unwiderleglich, daß das physiologische Spektrum dem Grunde, auf den es fällt, etwas hinzufügt, nicht aber von ihm etwas abzieht: denn aus Blau wird nicht durch irgend eine Wegnahme Grün, sondern durch eine Hinzufügung, nämlich des Gelben. — Uebrigens ist begreiflicherweise eine weiße und noch viel mehr eine graue, oder beschattete Fläche dem Hervortreten des physiologischen Farbenspektrums besonders günstig: weil, was die Thätigkeit des Auges überhaupt erregt, auch das spontane Hervortreten ihrer qualitativen Hälfte entgegenkommend erleichtern muß: eine graue Fläche, die schon an sich nur einen Theil, nämlich einen intensiven, der Thätigkeit des Auges hervorruft, muß das bereits determinirte Hervortreten eines qualitativen Theils vorzüglich begünstigen. Auch hängt dieses mit dem zusammen, was Goethe (Bd. 1, S. 216) bemerkt, daß die chemische Farbe eines weißen Grundes bedürfe um zu erscheinen. — Daß der Schatten, bei farbiger Beleuchtung, nur dann das Komplement dieser Farbe zeigt, wann ihn eine zweite farblose Beleuchtung erhellt, kommt daher, daß jeder Schatten nur Halbschatten ist, und jener daher auch, wenn gleich nur schwach, von der farbigen Beleuchtung tingirt ist, welche Färbung erst, indem eine farblose Beleuchtung auf ihn fällt, in dem Grade verdünnt und geschwächt wird, daß, wo er das Auge trifft, dieses das Komplement der farbigen Beleuch-

tung hervorbringen kann. — Gegen die Scherffer'sche Auslegung des physiologischen Spektrums spricht ebenfalls die bekannte Erfahrung, daß wir dasselbe am deutlichsten und leichtesten früh Morgens, gleich nach dem Erwachen, ansichtig werden: gerade dann aber ist, in Folge der langen Ruhe, die Retina in vollster Kraft, also am wenigsten geeignet, durch das, einige Sekunden lang fortgesetzte, anhaltende Anschauen einer Farbe ermüdet und bis zur Unempfindlichkeit gegen dieselbe abgestumpft zu werden. — Alles hier Angeführte beweist unwiderleglich, daß das physiologische Spektrum aus der selbsteigenen Kraft der Retina erzeugt wird, zur Aktion derselben gehört, nicht aber ein durch die Ermüdung derselben mangelhaft und verkümmert ausfallender Eindruck einer weißen Fläche ist. Ich mußte aber diese Scherffer'sche Auslegung gründlich widerlegen; weil sie, bei den Newtonianern, noch in Geltung steht. Mit Bedauern erwähne ich, daß sogar Cuvier sie vorgebracht hat, in seiner Anatomie comparée, leq. 12, art. 1; worauf dieselbe als seine eigene neue Erfindung verkündet und belobt worden ist in Jameson's Edinburgh' new philosophical Journal, 1828, April—Sept., p. 190. Daß die gemeinen Kompendienschreiber sie noch immer wiederholen, ist nicht der Erwähnung werth, und daß Prof. Dove, noch im Jahr 1853, in seiner „Darstellung der Farbenlehre“, sie S. 157 uns zum Besten giebt, darf uns in einem Buche dieser Art nicht wundern. Auf jener Scherffer'schen Theorie beruht nun aber die ganze Lehre von den komplementären Farben aller heutigen Physiker und all ihr Gerede darüber. Als wahre Inkurabile verstehen sie die Sache noch immer objektiv, im Newton'schen Sinn: demgemäß bezieht ihr häufig erwähntes Komplement sich immer nur auf das Newton'sche Spektrum von 7 Farben und bedeutet einen Theil dieser, getrennt von den übrigen, die dadurch ergänzt werden zum weißen Lichte als der Summe aller homogenen Lichter; wie Dies auch Pouillet, in seinen Eléments de physique, vol. 2, § 393, ausführlich darlegt. Diese Auffassung der Sache aber ist grundfalsch und absurd: und daß sie 44 Jahre nach Goethes Farbenlehre und 40 Jahre nach dieser meiner Theorie noch in vollem Ansehen steht und der Jugend aufgebunden wird, ist unverzeihlich.

Andererseits jedoch ist nicht zu leugnen, daß Goethe, indem er die Herstellung des Weißen aus Farben unbedingt verneinte, zu weit gieng und von der Wahrheit abirrte. Er that es indessen nur, weil er beständig die Newtonische Irrlehre im Auge hatte und gegen diese mit Recht behauptete, daß die Anhäufung der Farben nicht zum Lichte führe, da jede Farbe sowohl der Finsterniß als dem Licht angehöre: er wollte also das *οὐσπον* der Farbe durch jene Verneinung besonders geltend machen, und obwohl er wußte, daß die sich physiologisch fordernden Farben, wenn vermischt, sich als Farben zerstören, so erklärte er dies doch hauptsächlich aus der dabei Statt habenden Mischung der drei Grundfarben im chemischen Sinn und wollte Grau als das unbedingte und wesentliche Resultat behaupten. Weil er nämlich nicht bis zum letzten Grund aller Farbenerscheinung überhaupt, welcher rein physiologisch ist, vorgebrungen war, sondern sein Ziel im obersten Grundgesetz aller physischen Farben erreicht hatte; so war auch der wahre letzte Grund davon, daß entgegengesetzte Farben vereinigt sich aufheben, weil sie nämlich qualitative Hälften der getheilten Thätigkeit der Retina sind, welche also jetzt wieder zusammengesetzt wird, ihm noch verborgen geblieben und eben dadurch auch der eigentliche Grund und das innere Wesen des von ihm so sehr urgirten, von der Farbe unzertrennlichen *οὐσπον*, daß dies nämlich nichts Anderes, als die Erscheinung der Ruhe der inaktiven Hälfte der Thätigkeit der Retina ist und dasselbe folglich durch die Wiedervereinigung beider Hälften ebenfalls ganz und gar verschwinden muß; daß also endlich das Grau, welches die chemischen Farben, bei ihrem Verschwinden durch Vereinigung der Gegensätze, übrig lassen, nicht den Farben selbst, sondern nur der materialen Bedingung in dieser ihrer grob materialen Ursache angehört und in Bezug auf die Farben als solche ein zufälliges genannt werden kann. Es wäre übrigens die größte Unbilligkeit und Undankbarkeit, wenn man Goethen einen Vorwurf daraus machen wollte, daß in einem weitläufigen Werk, welches so viele Irrthümer aufdeckt und so viele neue Wahrheiten lehrt, diese Irrung sich vorfindet. Der wahre Grund der Herstellung des Weißen aus zwei Farben konnte erst in Folge meiner Theorie an den Tag kommen. Multi pertransibunt et augebitur scientia.

Jedoch andererseits nun wieder kann man keineswegs behaupten, daß Newton in diesem Punkte die Wahrheit getroffen habe. Denn wenn auch zugegeben werden muß, daß er im Allgemeinen lehrt, aus Farben lasse sich das Weiße herstellen; so bleibt doch der Sinn, in welchem er es sagt, nämlich die Lehre, daß die sieben Farben die Grundbestandtheile des Lichts seien, welches aus ihrer Vereinigung rekonponirt werde, von Grund aus falsch. Der physiologische Gegensatz der Farben, auf dem ihr ganzes Wesen beruht und in Bezug auf welchen allein die Herstellung des Weißen, oder des vollen Lichteindrucks, aus Farben, und zwar aus zwei, aus jedem beliebigen Farbenpaar, nicht aus sieben bestimmten Farben, Statt hat, ist ihm immer unbekannt, ja, ungeahndet geblieben, und mit diesem auch die wahre Natur der Farbe. Zudem beweist die Herstellung des Weißen aus zwei Farben die Unmöglichkeit derselben aus sieben. Man kann also zu Gunsten Newton's weiter nichts sagen, als daß er zufällig einen der Wahrheit nahe kommenden Ausspruch gethan hat. Weil er aber diesen in einem falschen Sinn und zum Behuf einer falschen Theorie vorbrachte; so sind auch die Experimente, durch die er ihn belegen will, größtentheils ungenügend und falsch. Eben hiedurch verleitete er nun Goethen, im Widerspruch gegen jene falsche Theorie, zu viel zu leugnen. Und so ist denn der seltsame Fall eingetreten, daß das wahre und wirkliche Faktum der Herstellung des vollen Lichteindrucks oder des Weißen, durch Vereinigung von Farben (man muß hier unbestimmt lassen ob zwei oder sieben), von Newton aus einem unrichtigen Grund und zum Behuf einer falschen Theorie behauptet, von Goethen aber im Zusammenhange eines sonst richtigen Systems von Thatfachen geleugnet ist. Wäre dasselbe im Newtonischen Sinne wahr, oder überhaupt Newton's Theorie richtig; so müßte zunächst jede Vereinigung zweier der von ihm angenommenen Grundfarben sofort eine hellere Farbe, als jede von ihnen allein ist, geben; weil die Vereinigung zweier homogener Theile des in solche zerfallenen weißen Lichtes sofort ein Rückschritt zur Herstellung dieses weißen Lichtes wäre. Allein Jenes ist nicht ein einziges Mal der Fall. Bringen wir nämlich die drei im chemischen Sinne fundamentalen Farben, aus denen alle übrigen zusammengesetzt sind, paarweise zusammen; so giebt

Blau mit Roth Violett, welches dunkler ist, als jede von beiden; Blau mit Gelb giebt Grün, welches, obwohl etwas heller als jenes, doch viel dunkler als dieses ist; Gelb mit Roth giebt Orange, welches heller als dieses, aber dunkler als jenes ist. Schon hierin liegt eigentlich eine hinreichende Widerlegung der 5 Newton'schen Theorie.

Aber die rechte, faktische, bündige und unabweisbare Widerlegung derselben ist der achromatische Refraktor; daher eben auch Newton, sehr konsequent, einen solchen für unmöglich hielt. Besteht nämlich das weiße Licht aus sieben Lichtarten, deren jede 10 eine andere Farbe und zugleich eine andere Brechbarkeit hat; so ist Brechung unzertrennlich von Isolation der Lichter und sind nothwendig der Grad der Brechung und die Farbe jedes Lichts unzertrennliche Gefährten: alsdann muß, wo Licht gebrochen ist, es sich auch gefärbt zeigen; wie sehr auch dabei die Brechung 15 vermannigfaltigt und complicirt, hin und her, hinauf und herab gezogen werden mag; so lange nur nicht alle sieben Strahlen vollzählig wieder auf einen Klumpen zusammengebracht sind und dadurch, nach Newton'scher Theorie, das Weiße rekomponirt, zugleich aber auch aller Wirkung der Brechung ein Ende gemacht, 20 nämlich Alles wieder an Ort und Stelle gebracht ist. Als nun aber die Erfindung der Achromasie das Gegentheil dieses Resultats an den Tag legte, da griffen die Neutronianer, in ihrer Verlegenheit, zu einer Erklärung, welche man mit Goethen für sinnlosen Wortkram zu halten, sich sehr versucht fühlt: denn, 25 beim besten Willen, ist es sehr schwer, ihr auch nur einen verständlichen Sinn, d. h. ein anschaulich einigermaßen Vorstellbares, unterzulegen. Da soll nämlich neben der Farbenbrechung noch eine von ihr verschiedene Farbenzerstreuung Statt finden und hierunter zu verstehn seyn das Sichentfernen der ein- 30 zelnen farbigen Lichter von einander, das Auseinandertreten derselben, welches die nächste Ursache der Verlängerung des Spektri wäre. Dasselbe ist aber, ex hypothesi, die Wirkung der verschiedenen Brechbarkeit jener farbigen Strahlen. Beruht nun also diese sogenannte Zerstreuung, d. h. die Verlängerung des 35 Spektri, also des Sonnenbildes nach der Brechung, darauf, daß das Licht aus verschiedenen farbigen Lichtern besteht, deren jedes, seiner Natur nach, eine verschiedene Brechbarkeit hat, d. h. in

einem andern Winkel bricht; so muß doch diese bestimmte Brechbarkeit jedes Lichtes, als seine wesentliche, von ihm unzertrennliche Eigenschaft, stets und überall ihm anhängen, also das einzelne homogene Licht stets auf die selbe Weise gebrochen 5 werden, eben wie es stets auf die selbe Weise gefärbt ist. Denn der Newton'sche homogene Lichtstrahl und seine Farbe sind durchaus Eines und das Selbe: er ist eben ein farbiger Strahl und sonst nichts: mithin wo der Strahl ist, da ist seine Farbe, und wo diese ist, da ist der Strahl. Liegt es, ex hypothesi, in der 10 Natur eines jeden solchen, anders gefärbten Strahls, auch in einem andern Winkel zu brechen; so wird ihn in diesen und jeden Winkel auch seine Farbe begleiten: folglich müssen dann bei jeder Brechung die verschiedenen Farben zum Vorschein kommen. Um also der von den Neutronianern beliebten Er- 15 klärung „zwei verschiedenartige brechende Mittel können das Licht gleich stark brechen, aber die Farben in verschiedenem Grade zerstreuen“ einen Sinn unterzulegen, müssen wir annehmen, daß, während Krown- und Flint-Glas das Licht im Ganzen, also das weiße Licht, gleich stark brechen, dennoch die 20 Theile, aus welchen eben dieses Ganze durch und durch besteht, vom Flint- anders, als vom Krown-Glas gebrochen werden, also ihre Brechbarkeit ändern. Eine harte Nuß! — Ferner müssen sie ihre Brechbarkeit in der Weise ändern, daß, bei Anwendung von Flintglas, die brechbarsten Strahlen noch stärkere 25 Brechbarkeit erhalten, die am wenigsten brechbaren hingegen eine noch geringere Brechbarkeit annehmen; daß also dieses Flintglas die Brechbarkeit gewisser Strahlen vermehre und zugleich die gewisser anderer vermindere, und dabei dennoch das Ganze, welches allein aus diesen Strahlen besteht, seine vorherige 30 Brechbarkeit behalte. Nichtsdestoweniger steht dieses so schwer faßliche Dogma noch immer in allgemeinem Kredit und Respekt, und kann man, bis auf den heutigen Tag, aus den optischen Schriften aller Nationen ersehn, wie ernsthaft von der Differenz 35 zwischen Refraktion und Dispersion geredet wird. Doch jetzt zur Wahrheit!

Die nächste und wesentlichste Ursache der mittelst der Kombination eines Konverglases aus Krown- und eines Konkavglases aus Flint-Glas zu Wege gebrachten Achromasie muß, wie alle

Herstellung des Weißen aus Farben, eine physiologische seyn, nämlich die Herstellung der vollen Thätigkeit der Retina, auf den von den physischen Farben getroffenen Stellen, indem daselbst, zwar nicht 7, aber doch 2 Farben, nämlich zwei sich zu jener Thätigkeit ergänzende Farben, auf einander gebracht werden, also ein Farbenpaar wieder vereinigt wird. Objektiv, oder physikalisch, wird Dies, in gegenwärtigem Fall, folgendermaßen herbeigeführt. Durch die zweimalige Refraktion, in entgegengesetzter Richtung (mittelfst Konkav- und Konver-Glas), entsteht auch die entgegengesetzte Farbenerscheinung, nämlich einerseits ein gelbrother Rand mit gelbem Saum, und andererseits ein blauer Rand mit violetttem Saum. Diese zweimalige Refraktion, in entgegengesetzter Richtung, führt aber auch zugleich jene beiden farbigen Randerscheinungen dergestalt über einander, daß der blaue Rand den gelbrothen Rand und der violette Saum den gelben Saum deckt, wodurch diese zwei physiologischen Farbenpaare, nämlich das von $\frac{1}{3}$ und $\frac{2}{3}$, und das von $\frac{1}{4}$ und $\frac{3}{4}$ der vollen Thätigkeit der Netzhaut, wieder vereinigt werden, mithin auch die Farblosigkeit wieder hergestellt wird. Dies also ist die nächste Ursache der Achromasie.

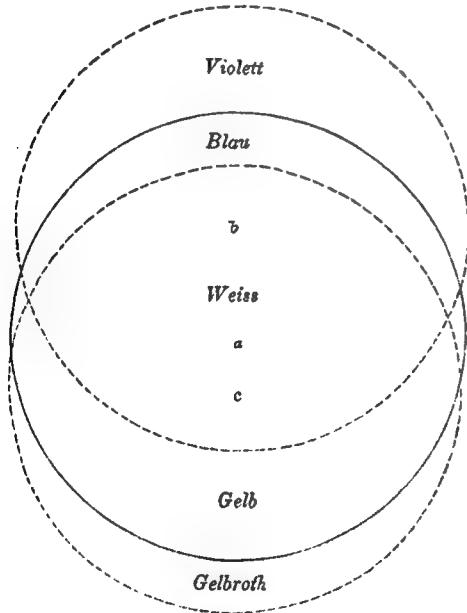
Was nun aber ist die entferntere? Da nämlich das verlangte dioptrische Resultat, — ein Ueberschuß farblos bleibender Refraktion, — dadurch herbeigeführt wird, daß das in entgegengesetzter Richtung wirkende Flintglas, schon bei bedeutend geringerer Refraktion, die Farbenerscheinung des Kronglases, durch eine gleich breite ihr entgegengesetzte zu neutralisiren vermag, weil seine eigenen Farben-Ränder und Säume schon ursprünglich bedeutend breiter, als die des Kronglases sind; so entsteht die Frage: wie geht es zu, daß zwei verschiedenartige brechende Mittel, bei gleicher Brechung, eine so sehr verschiedene Breite der Farbenerscheinung geben? — Hievon läßt sich sehr genügende Rechenschaft, gemäß der Goethe'schen Theorie, geben, wenn man nämlich diese etwas weiter und dadurch deutlicher ausführt, als er selbst es gethan hat. Seine Ableitung der prismatischen Farbenerscheinung aus seinem obersten Grundsatz, den er Urphänomen nennt, ist vollkommen richtig; nur hat er sie nicht genug ins Einzelne herabgeführt; während doch ohne eine gewisse Akribologie solchen Dingen kein Genüge geschieht. Er

erklärt ganz richtig jene farbige, die Refraktion begleitende Randerscheinung aus einem, das durch Brechung verrückte Hauptbild begleitenden Nebenbilde. Aber er hat nicht die Lage und Wirkungsweise dieses Nebenbildes ganz speciell bestimmt und durch eine Zeichnung veranschaulicht; ja, er spricht durchweg nur von einem Nebenbilde; wodurch denn die Sache so zu stehen kommt, daß wir annehmen müssen, nicht bloß das Licht, oder leuchtende Bild, sondern auch die es umgebende Finsterniß erleide eine Brechung. Ich muß daher hier seine Sache ergänzen, um zu zeigen, wie eigentlich jene, bei gleicher Brechung, aber verschiedenen brechenden Substanzen, verschiedene Breite der farbigen Randerscheinung entsteht, welche die Neutoniker durch den sinnlosen Ausdruck einer Verschiedenheit der Refraktion und Dispersion bezeichnen.

Zuvor ein Wort über den Ursprung dieser, bei der Refraktion, das Hauptbild begleitenden Nebenbilder. *Natura non facit saltus*: so lautet das Gesetz der Continuität aller Veränderungen, vermöge dessen, in der Natur, kein Uebergang, sei er im Raum, oder in der Zeit, oder im Grade irgend einer Eigenschaft, ganz abrupt eintritt. Nun wird das Licht, bei seinem Eintritt in das Prisma, und abermals bei seinem Austritt, also zwei Mal, von seinem geraden Wege plötzlich abgelenkt. Sollen wir nun voraussetzen, Dies geschehe so abrupt und mit solcher Schärfe, daß dabei das Licht auch nicht die geringste Vermischung mit der es umgebenden Finsterniß erlitte, sondern, mitten durch diese, in so bedeutenden Winkeln sich schwenkend, doch seine Gränzen auf das Schärfste bewahrte, — so daß es in ganz unvermischter Lauterkeit durchkäme und ganz vollständig zusammenbliebe? Ist nicht vielmehr die Annahme naturgemäßer, daß, sowohl bei der ersten, als bei der zweiten Brechung, ein sehr kleiner Theil dieser Lichtmasse nicht schnell genug in die neue Richtung komme, sich dadurch etwas absondere und nun, gleichsam eine Erinnerung des eben verlassenen Weges nachtragend, als Nebenbild das Hauptbild begleite, nach der einen Brechung etwas über, nach der andern etwas unter ihm schwebend? Deshalb hat man auch bemerkt, daß mit jeder Brechung des Lichts eine Lichtschwächung nothwendig verbunden ist. (Birnbaum, Reich der Wolken, p. 61.) Ja, man könnte hiebei an die Polarisation des Lichts, mittelst

eines Spiegels, denken, der einen Theil desselben zurückwirft, einen andern durchläßt. Das Wesentliche des Vorgangs aber ist, daß, bei der Brechung, das Licht mit der es begränzenden Finsterniß eine so innige Verschmelzung eingeht, daß diese nicht mehr, wie z. B. Halbschatten thun, bloß die intensive, sondern die qualitative Theilung der Thätigkeit der Retina hervorruft.

Beifolgende Figur zeigt nun specieller, wie aus der Wirkung jener beiden, bei der prismatischen Refraktion abfallenden Nebenbilder, gemäß dem Goethe'schen Grundgesetze, die vier prismatischen



schen Farben entstehen, als welche allein, nicht aber sieben, wirklich vorhanden sind.

Diese Figur stellt eine, auf schwarzes glanzloses Papier geklebte, weiße Papierscheibe, von etwan 4 Zoll Durchmesser, vor, wie sie, durch das Prisma, aus einer Entfernung von etwan drei Schritten angeschaut, in der Natur und nicht nach Newton'schen Fiktionen, sich darstellt. Hievon nun aber hat Jeder, der wissen will wovon die Rede sei, sich durch Autopsie zu überzeugen. Er wird alsdann, das Prisma vor die Augen haltend und bald näher, bald ferner tretend, die beiden Nebenbilder beinahe geradezu und unmittelbar wahrnehmen, und wird sehn, wie sie, seiner Bewegung folgend, sich vom Hauptbilde bald mehr, bald weniger entfernen und über einander schieben. Tritt er beträchtlich weiter zurück, so greifen Blau und Gelb über einander, und er genießt das höchst erbauliche Schauspiel, aus ihnen das Newtonische homogene Licht Grün, das reine Urgrün, sich zusammensetzen zu sehn. — Prismatische Versuche überhaupt lassen sich auf zweierlei Weise machen: entweder so, daß die Refraktion der Reflexion, oder so, daß diese jener vorhergeht: Ersteres geschieht, wenn das Sonnenbild durch das Prisma auf die Wand fällt; Letzteres, wenn man durch das Prisma ein weißes Bild betrachtet. Diese letztere Art ist nicht nur weniger umständlich auszuführen, sondern zeigt auch das eigentliche Phänomen viel deutlicher; welches theils daher kommt, daß hier die Wirkung der Refraktion unmittelbar zum Auge gelangt, wodurch man den Vortheil hat, die Wirkung aus erster Hand zu erhalten, während man sie, bei jener andern Art, erst aus zweiter Hand, nämlich nach geschēhener Reflexion, von der Wand, erhält; theils daher, daß hier das Licht unmittelbar von einem nahen, scharf begränzten und nicht blendenden Gegenstande ausgeht; während, bei der ersten Art, es direkt das Bild eines 20 Millionen Meilen entfernten, dem entsprechend großen und eigenes Licht ausstrahlenden Körpers ist, welches durch das Prisma fährt. Daher zeigt denn die hier abgebildete weiße Scheibe (deren Stelle, bei der ersten Art, die Sonne vertritt) ganz deutlich die sie begleitenden, auf Anlaß einer zweimaligen, sie nach oben verrückenden Refraktion entstandenen zwei Nebenbilder. Das von der ersten Refraktion, die beim Ein-

tritt des Lichts in das Prisma Statt findet, herrührende Nebenbild schleppt hinten nach und bleibt daher mit seinem äußersten Rande noch in der Finsterniß stecken und von ihr überzogen; das andere hingegen, welches bei der zweiten Refraktion, also beim Austritt des Lichts aus dem Prisma, entsteht, eilt vor und zieht sich deshalb über die Finsterniß her. Die Wirkungsart beider erstreckt sich aber auch, wiewohl schwächer, auf den Theil des Hauptbildes, der durch ihren Verlust geschwächt ist; daher nur der Theil desselben, welcher von beiden Nebenbildern bedeckt bleibt und also sein volles Licht behält, weiß erscheint: da hingegen, wo ein Nebenbild allein mit der Finsterniß kämpft, oder das durch den Abgang dieses Nebenbildes etwas geschwächte Hauptbild schon von der Finsterniß beeinträchtigt wird, entstehen [59] Farben, und zwar dem Goethe'schen Gesetze gemäß. Demnach sehn wir am obern Theile, wo ein Nebenbild allein voreilend sich über die schwarze Fläche zieht, Violett entstehen; darunter aber, wo schon das Hauptbild, jedoch durch Verlust geschwächt, wirkt, Blau: am untern Theile des Bildes hingegen zeigt sich da, wo das einzelne Nebenbild in der Finsterniß stecken bleibt, Gelbroth, darüber aber, wo schon das geschwächte Hauptbild durchscheint, Gelb; eben wie die aufgehende Sonne, zuerst vom niedern, dickern Dunstkreise bedeckt, gelbroth, in den dünnern angelangt, nur noch gelb erscheint. Eben weil, dieser Auslegung zufolge, nicht die weiße Scheibe allein das Hervorbringende der Farben ist, sondern die Finsterniß als zweiter Faktor mitwirkt, fällt die Farbenerscheinung viel besser aus, wenn die weiße Scheibe auf einem schwarzen Grunde haftet, als wenn auf einem hellgrauen.

Nach dieser Erklärung der prismatischen Erscheinung wird es uns nicht schwer werden, wenigstens im Allgemeinen zu begreifen, warum, bei gleicher Brechung des Lichts, einige brechende Mittel, wie eben das Flintglas, eine breitere, andere, wie das Kronglas, eine schmälere, farbige Randerscheinung geben; oder, in der Sprache der Neutonianer, worauf die Ungleichmäßigkeit der Lichtbrechung und Farbenzerstreuung, ihrer Möglichkeit nach, beruhe. Die Brechung nämlich ist die Entfernung des Hauptbildes von seiner Einfallslinie; die Zerstreung hingegen ist die dabei

eintretende Entfernung der beiden Nebenbilder vom Hauptbilde: dieses Accidens nun aber finden wir bei verschiedenartigen lichtbrechenden Substanzen in verschiedenem Grade vorhanden. Demnach können zwei durchsichtige Körper gleiche Brechkraft haben, d. h. das durch sie gehende Lichtbild gleich weit von seiner Einfallslinie ablenken; dabei jedoch können die Nebenbilder, welche allein die Farbenerscheinung verursachen, bei der Brechung durch den einen Körper mehr, als bei der durch den andern, sich vom Hauptbilde entfernen.

- Um nun diese Rechenchaft von der Sache mit der so oft wiederholten, oben analysirten, Neutonianischen Erklärung des Phänomens zu vergleichen, wähle ich den Ausdruck dieser letztern, welcher, am 27. Oktober 1836, in den „Münchener Gelehrten Anzeigen“, nach den philosophical Transactions, mit folgenden [60] Worten gegeben wird: „Verschiedene durchsichtige Substanzen „brechen die verschiedenen homogenen Lichter in sehr ungleichem „Verhältniß*); so daß das Spektrum, durch verschiedene brechende „Mittel erzeugt, bei übrigens gleichen Umständen, eine sehr verschiedene Ausdehnung erlangt.“ — Wenn die Verlängerung des Spektrums überhaupt von der ungleichen Brechbarkeit der homogenen Lichter selbst herrührte; so müßte sie überall dem Grade der Brechung gemäß ausfallen, und demnach könnte nur in Folge größerer Brechkraft eines Mittels größere Verlängerung des Bildes entstehen. Ist nun aber Dies nicht der Fall, sondern giebt von zwei, gleich stark brechenden Mitteln das eine ein längeres, das andere ein kürzeres Spektrum; so beweist Dies, daß die Verlängerung des Spektri nicht direkte Wirkung der Brechung, sondern bloß Wirkung eines die Brechung begleitenden Accidens sei. Ein solches nun sind die dabei entstehenden Nebenbilder: diese können sehr wohl, bei gleicher Brechung, nach Beschaffenheit der brechenden Substanz, sich mehr oder weniger vom Hauptbilde entfernen.

*) Jedoch die Summe derselben, das weiße Licht, in gleichem! sehe ich ergänzend hinzu.

§ 11.

Die drei Arten der Theilung der Thätigkeit der
Retina im Verein.

Ich bemerke noch der Vollständigkeit wegen, daß, wie die Ab-
weichung einer Farbe von ihrer höchsten Energie, entweder ins
Blaue oder ins Dunkle, eine Vereinigung der qualitativen Thei-
lung der Thätigkeit der Retina mit der intensiven ist, gleicher-
maßen auch die extensive Theilung mit der qualitativen sich ver-
bindet, indem ein Theil der Retina die eine, ein anderer eine an-
dere Farbe auf äußern Reiz hervorbringt, wo dann bekanntlich,
nach Aufhören des Reizes, die beiden geforderten Farben an jeder
Stelle sich als Spektren einfinden. Beim gewöhnlichen Gebrauch
des Auges werden meistens alle drei Arten der Theilung der Thä-
tigkeit desselben zugleich und im Verein vollzogen.

Wollte man etwa darin eine Schwierigkeit finden, daß,
meiner Theorie zufolge, beim Anblick einer sehr bunten Fläche,
die Thätigkeit der Retina, an hundert Stellen zugleich, in sehr
verschiedenen Proportionen, getheilt würde; so erwäge man, daß
beim Anhören der Harmonie eines zahlreichen Orchesters, oder
der schnellen Läufe eines Virtuosen, das Trommelfell und der
Gehörnerv, bald simultan, bald in der raschesten Succession, in
Schwingungen nach verschiedenen Zahlenverhältnissen versetzt wird,
welche die Intelligenz alle auffaßt, arithmetisch abschätzt, die ästhe-
tische Wirkung davon empfängt und jede Abweichung von der
mathematischen Richtigkeit eines Tones sogleich bemerkt: dann
wird man finden, daß ich dem viel vollkommeneren Gesichtssinn
nicht zu viel zugetraut habe.

Hier verdient nun noch ein besonderes, gewissermaßen ab-
normes Phänomen erwähnt zu werden, welches mit der Scherffer's-
chen Auslegung schlechterdings unvereinbar ist, mithin zu ihrer
Widerlegung beiträgt, nach der meinigen aber noch einer beson-
dern Erklärung bedarf. Wenn nämlich auf einer großen gefärb-
ten Fläche einige kleinere, farblose Stellen sind; so werden diese,
wann nachher das durch die gefärbte Fläche hervorgerufene phy-
siologische Spektrum eintritt, nicht mehr farblos bleiben, sondern
sich in der zuerst dagewesenen Farbe der ganzen Fläche selbst
darstellen, obgleich sie keineswegs vom Komplement derselben

afficirt gewesen sind. Z. B. auf das Anschauen einer grünen
Hausmauer mit kleinen grauen Fenstern, folgt als Spektrum
eine rothe Mauer, nicht mit grauen, sondern mit grünen Fenstern.
Gemäß meiner Theorie haben wir Dies daraus zu erklären, daß,
nachdem auf der ganzen Retina eine bestimmte qualitative Hälfte
ihrer Thätigkeit, durch die gefärbte Fläche, hervorgerufen war,
jedoch einige kleine Stellen von dieser Erregung ausgeschlossen
blieben, und nun nachher, beim Aufhören des äußern Reizes,
die Ergänzung der durch ihn erregten Thätigkeithälfte sich als
Spektrum einstellt, alsdann die davon ausgeschlossen gebliebenen
Stellen, auf konsensuelle Weise, in jene zuerst dagewesene qua-
litative Hälfte der Thätigkeit gerathen, indem sie jetzt gleichsam
nachahmen, was vorhin der ganze übrige Theil der Retina gethan
hat, während sie allein, durch Ausbleiben des Reizes, davon aus-
geschlossen waren; mithin daß sie, so zu sagen, nachererciren.

§ 12.

Von einigen Verletzungen und einem abnormen
Zustande des Auges.

Auch mag hier die Bemerkung Platz finden, daß diejenigen
Spektren, welche durch mechanische Erschütterung des Auges, und
die, welche durch Blendung hervorgebracht werden, der Art nach
als einerlei anzusehn und nur dem Grade nach verschieden sind.
Man kann sie füglich pathologische Spektren nennen: denn wie
die erstern durch offenbare Verletzung entstehen, so sind die letz-
tern Erscheinungen einer durch Ueberreizung hervorgebrachten
transitorischen Zerrüttung der Thätigkeit der Retina, welche als-
dann, gleichsam aus ihrem Gleichgewicht gebracht, sich krampfhaft
bald so, bald anders theilt und so die Erscheinungen zeigt, welche
Goethe (Wd. 1, S. 15) beschreibt. Ein geblendetes Auge hat, wenn
es ins Helle sieht, ein rothes, wenn ins Dunkle, ein grünes Spek-
trum, eben weil seine Thätigkeit durch die Gewalt des Ueberreizes
getheilt ist und nun, nach Maaßgabe des äußern Verhältnisses,
bald die eine bald die andere Hälfte hervortritt.

Die der Blendung entgegengesetzte Verletzung des Auges ist
die Anstrengung desselben in der Dämmerung. Bei der Blen-

dung ist der Reiz von außen zu stark, bei der Anstrengung in
 der Dämmerung ist er zu schwach. Durch den mangelnden
 äußern Reiz des Lichtes ist nämlich die Thätigkeit der Retina in-
 tensiv getheilt und nur ein kleiner Theil derselben ist wirklich auf-
 geregt. Dieser wird nun aber durch willkürliche Anstrengung, 5
 z. B. beim Lesen, vermehrt, also ein intensiver Theil der Thätig-
 keit wird ohne Reiz, ganz durch innere Anstrengung, aufgeregt.
 Um die Schädlichkeit hievon recht anschaulich zu machen, bietet
 sich mir kein anderer, als ein obscöner Vergleich dar. Jenes
 schadet nämlich auf die selbe Art, wie Onanie und überhaupt jede, 10
 ohne Einwirkung des naturgemäßen Reizes von außen, durch
 bloße Phantasie entstehende Aufreizung der Genitalien viel schwä-
 chender ist, als die wirkliche natürliche Befriedigung des Geschlechts-
 triebes.

Warum die künstliche Beleuchtung der Lichtflamme das Auge 15
 mehr angreift, als das Tageslicht, wird durch meine Theorie erst
 eigentlich verständlich. Die Lichtflamme beleuchtet Alles röthlich-
 gelb (daher auch die blauen Schatten). Folglich sind, so lange
 wir bei Licht sehn, immer nur etwas über $\frac{2}{3}$ der Thätigkeit der
 Retina erregt und tragen die ganze Anstrengung des Sehns, [63]
 während beinahe $\frac{1}{3}$ feiert. Dies muß auf eine ähnliche Art
 schwächen, wie der Gebrauch eines geschliffenen Glases vor
 einem Auge; ja, um so mehr, als hier die Theilung der Thätig-
 keit der Retina keine bloß intensive, sondern eine qualitative ist, 25
 und die Retina, unausgesetzt, lange Zeit in derselben gehalten
 wird: daher auch ihr Drang das Komplement hervorzubringen,
 welchen sie bei Gelegenheit jedes anderweitig schwach beleuchteten
 Schattens sogleich durch Färbung desselben befriedigt. Es war
 daher ein guter Vorschlag, die Nachtbeleuchtung durch blaue, ganz
 wenig ins Violette spielende Gläser, dem Tageslicht ähnlich zu 30
 machen; wobei ich, aus eigener Erfahrung, empfehle, daß man
 die Gläser ja nicht zu dunkel, oder zu dick, nehme; da sonst nur
 der Anschein der Dämmerung entsteht. Man sehe übrigens
 Parrot, traité de la manière de changer la lumière
 artificielle en une lumière semblable à celle du jour. 35
 Strasb. 1791.

Einen hinzukommenden Beweis von der subjektiven Natur
 der Farbe, daß sie nämlich eine Funktion des Auges selbst ist,

folglich diesem unmittelbar angehört und erst sekundär und mittel-
 bar den Gegenständen, giebt uns zunächst der Daguerrotyp,
 der, auf seinem rein objektiven Wege, alles Sichtbare der Körper
 wiedergiebt, nur nicht die Farbe. Einen andern, noch schlagend-
 5 deren Beweis liefern uns die zwar selten, aber doch hin und
 wieder vorkommenden Menschen, welche gar keine Farben sehn,
 deren Retina also die Fähigkeit zur qualitativen Theilung ihrer
 Thätigkeit mangelt. Sie sehn demnach nur die Gradationen des
 Hellen und Dunkeln, folglich stellt ihnen die Welt sich dar, wie
 10 ein getuschtes Bild, oder ein Kupferstich, oder ein Daguerrotyp:
 sie ist des eigenthümlichen Reizes beraubt, welchen die Zugabe
 der Farbe ihr für uns verleiht. Ein Beispiel davon findet sich
 schon im 67. Bande der philosophical Transactions vom J.
 1777, woselbst (S. 260) ausführlicher Bericht ertheilt wird über
 15 drei Brüder Harris, die sämmtlich keine Farben sahen; und im
 folgenden Bande steht ein Aufsatz von J. Scott, der keine Far-
 ben sah, welchen Fehler mehrere Glieder seiner Familie ebenfalls
 hatten. An dem selben Mangel litt der zu seiner Zeit berühmte,
 in Hamburg lebende Arzt Unzer: dieser war jedoch bemüht, ihn
 20 möglichst zu verbergen, weil er daran ein offenes Hinderniß
 bei der Diagnose und Semiotik hatte. Seine Frau hatte ein
 Mal, um der Sache auf den Grund zu kommen, sich blau ge-
 [64] schminkt; worauf er bloß bemerkte, daß sie heute zu viel Roth
 aufgelegt habe. Ich verdanke diese Nachricht einem Maler De-
 25 miani, welcher vor 40 Jahren Gallerie-Inspektor in Dresden
 war, und dem die Sache einst dadurch bekannt geworden war,
 daß er jene Frau porträtirt hatte, worauf Unzer ihm gestand,
 daß und warum er über das Kolorit nicht urtheilen könne. Noch
 ein Beispiel dieser Art liefert ein Herr v. Zimmermann,
 30 welcher im Anfang dieses Jahrhunderts in Riga lebte. Die fol-
 genden Nachrichten über ihn verbürgt mir der Verleger dieser
 Schrift*), der ihn selbst gekannt hat und sich auch auf den Herrn
 Oberschuldirektor Albanus beruft, welcher Erzieher jenes Herrn
 gewesen ist. Für diesen Herrn v. Zimmermann also war
 35 durchaus keine Farbe vorhanden: er sah Alles nur weiß, schwarz
 und in Nüancen von Grau. Er spielte sehr gut Billard, und da

*) J. F. Hartnoch, im J. 1815.

dieses in Riga mit gelbgefärbten und rothen Bällen geschieht, konnte er solche doch sehr wohl unterscheiden, weil ihm die rothen viel dunkler ausfielen. (Nach meiner Theorie mußte ihm, bei reinen Farben, roth um die Hälfte dunkler als gelb seyn.) Man hat mit ihm einen Versuch angestellt, der in Hinsicht auf meine Theorie nicht glücklicher hätte erdacht werden können. Er trug eine rothe Uniform: man legte ihm statt ihrer eine grüne hin; er bemerkte gar nichts, zog diese an und war im Begriff damit auf die Parade zu gehn. Denn freilich mußte für ihn reines Roth und reines Grün sich so gleich seyn, wie $\frac{1}{2} = \frac{1}{2}$ ist. Seiner Retina fehlte also gänzlich die Fähigkeit, ihre Thätigkeit qualitativ zu theilen. — Viel weniger selten sind Leute, welche die Farben nur sehr unvollkommen sehn, indem sie einige derselben erkennen, jedoch die meisten nicht. Mir sind, in eigener Erfahrung, drei Solche vorgekommen: sie konnten am wenigsten Roth und Grün unterscheiden, aus der soeben angegebenen Ursache. Daß eine solche Achromatoblepsie auch temporär eintreten kann ist zu ersehn aus einer Abhandlung von Th. Clemens „Farbenblindheit während der Schwangerschaft, nebst einigen Erörterungen über Farbenblindheit im Allgemeinen“, befindlich im Archiv für physiologische Heilkunde vom Jahre 1858. (Ueber Farbenblindheit vergl. auch G. Wilson, Researches on Colour-Blindness, Edinburgh 1855.)

§ 13.

Von den äußern Reizen, welche die qualitative Thätigkeit der Retina erregen.

Wir haben bisher die Farben in der engsten Bedeutung betrachtet, nämlich als Zustände, Affektionen des Auges. Diese Betrachtung ist der erste und wesentlichste Theil der Farbenlehre, die Farbenlehre im engsten Sinne, welche, als solche, allen ferneren Untersuchungen über die Farben zum Grunde liegen muß und mit der sie stets in Uebereinstimmung bleiben müssen. An diesen ersten Theil hat sich als der zweite zu schließen die Betrachtung der Ursachen, welche, von außen als Reize auf das Auge wirkend, nicht, wie das reine Licht und das Weiße, die un-

getheilte Thätigkeit der Retina, in stärkern oder schwächern Graden, sondern immer nur eine qualitative Hälfte derselben hervorrufen. Diese äußern Ursachen hat Goethe sehr richtig und treffend in zwei Klassen gesondert, nämlich in die chemischen und physischen Farben, d. h. in die den Körpern inhärenten, bleibenden Farben, und die bloß temporären, durch irgend eine besondere Kombination des Lichtes mit den durchsichtigen Medien entstehenden. Sollte nun ihr Unterschied durch einen einzigen völlig allgemeinen Ausdruck bezeichnet werden, so würde ich sagen: physische Farben sind diejenigen Ursachen der Erregung einer qualitativen Hälfte der Thätigkeit der Retina, die uns als solche zugänglich sind; daher wir einsehn, daß, wenn wir auch über die Art ihres Wirkens noch uneinig sind, dasselbe doch gewissen Gesetzen unterworfen seyn muß, die auch unter den verschiedensten Umständen und bei den verschiedensten Materien obwalten, so daß das Phänomen stets auf sie zurückgeführt werden kann: die chemischen Farben hingegen sind die, bei denen Dies nicht der Fall ist; sondern deren Ursache wir erkennen, ohne die Art ihres speciellen Wirkens auf das Auge irgend zu begreifen. Denn, wenn wir gleich wissen, daß z. B. dieser oder jener chemische Niederschlag diese bestimmte Farbe giebt und insofern ihre Ursache ist; so wissen wir hier doch nicht die Ursache der Farbe als solcher, nicht das Gesetz demzufolge sie hier eintritt, sondern ihr Eintreten wird nur a posteriori erkannt und bleibt für uns insofern zufällig. Von den physischen Farben hingegen wissen wir als solchen die Ursache, das Gesetz ihrer Erscheinung; daher auch unsere Erkenntniß derselben nicht an bestimmte Materien gebunden ist, sondern von jeder gilt: so z. B. entsteht Gelb, sobald Licht durch ein trübes Mittel bricht, dies mag nun ein Pergament, eine Flüssigkeit, ein Dunst, oder das prismatische Nebenbild seyn. — Auch Schwarz und Weiß sind physisch wie chemisch vorhanden: das physische Schwarz ist die Finsterniß, das physische Weiß die vollendete Trübe. Dem Gesagten zufolge kann man die physischen Farben auch die verständlichen, die chemischen aber die unverständlichen nennen. Durch Zurückführung der chemischen Farben auf physische, in irgend einem Sinne, würde der zweite Theil der Farbenlehre zur Vollendung gebracht seyn. Newton hat hievon das gerade Gegentheil gethan

und die physischen Farben auf chemische zurückgeführt, indem er lehrt, bei der Brechung zersplitterte sich der weiße Strahl in sieben ungleich brechbare Theile, und diese hätten eben per accidens eine violette, indigoblaue u. s. w. Farbe.

Ueber die chemische Farbe werde ich weiterhin Einiges beibringen: hier zunächst von der physischen. Da der äußere Reiz der Thätigkeit der Retina zuletzt immer das Licht ist; so muß für die Modifikation jener Thätigkeit, in deren Empfindung die Farbe besteht, auch eine ihr genau entsprechende Modifikation des Lichtes nachgewiesen werden können. Welche dieses sei, ist das punctum controversiae zwischen Newton und Goethe, welches, in letzter Instanz, durch vorgelegte Thatfachen und Versuche, unter richtiger Beurtheilung derselben, zu entscheiden ist. Wenn wir nun aber in Erwägung nehmen, was oben § 2 über den nothwendigen Parallelismus zwischen Ursache und Wirkung beigebracht worden ist; so werden wir nicht zweifeln, daß schon die, durch das bisherige gewonnene, genauere Erkenntniß der zu erklärenden Wirkung, also der Farbe als physiologischer Thatfache, uns in den Stand setzt, auch über die nachgeforschten äußern Ursachen derselben, unabhängig von aller experimentalen Untersuchung und also insofern a priori, Einiges festzustellen. Dies wäre hauptsächlich Folgendes.

1) Die Farben selbst, ihre Verhältnisse zu einander und die Gesetzmäßigkeit ihrer Erscheinung, dies Alles liegt im Auge selbst, und ist nur eine besondere Modifikation der Thätigkeit der Retina. Die äußere Ursache kann nur als Reiz, als Anlaß zur Aeußerung jener Thätigkeit, also nur sehr untergeordnet wirken: sie kann bei der Hervorbringung der Farbe im Auge, d. i. bei der Erregung der Polarität seiner Retina, immer nur eine solche Rolle spielen, wie bei Hervorrufung der im Körper schlummern- den Elektricität, d. i. Trennung des $+E$ und $-E$, die Reizung. Keineswegs aber können die Farben in bestimmter Zahl irgendwo außer dem Auge, rein objektiv, vorhanden seyn, dort bestimmte Gesetze und Verhältnisse zu einander haben und nun ganz fertig dem Auge überliefert werden. Wollte man, trotz allen Diesem, eine Vereinigung meiner Theorie mit der Newtonischen bewerkstelligen; so ließe dieser unglückliche Gedanke sich nur ausführen mittelst der Annahme der wunderlichsten harmonia

praestabilita, zu welcher jemals ein Menschenkopf in seiner spekulativen Bedrängniß griff. Zufolge derselben nämlich müßten gewisse Farben, obwohl sie im Auge, nach den Gesetzen seiner Funktionen, eben wie alle übrigen unzähligen Farben, entstehen, dennoch schon im Lichte selbst, und zwar in dessen Bestandtheilen, eigens dazu bereit liegende, gleichsam bestellte Ursachen haben.

2) Jede Farbe ist die qualitative Hälfte der vollen Thätigkeit der Retina, zu der sie durch eine andere Farbe, ihr Komplement, ergänzt wird. Folglich giebt es durchaus nur Farbenpaare und keine einzelne Farben: also kann man nicht sieben, eine ungerade Zahl, einzig wirklich existirende Farben annehmen.

3) Die Farben bilden einen stetigen Kreis, innerhalb dessen es keine Gränzen, keine feste Punkte giebt, den Aequator der oben § 5 beschriebenen Runge'schen Farbkugel. Durch Theilung dieses Kreises in zwei Hälften entsteht jede Farbe, und ihr ergänzender Gegensatz ist sofort gegeben: beide zusammen enthalten immer potentialiter den ganzen Kreis. Die Farben sind also der Zahl nach unendlich: daher kann man durchaus weder sieben, noch irgend eine andere bestimmte Zahl feststehender Farben annehmen. Bloß durch das rationale, leicht aufzufassende und in den ersten Zahlen ausdrückbare Verhältniß, in welchem, bei gewissen Farben, die Thätigkeit der Retina sich theilt, zeichnen sich drei Farbenpaare besonders aus und sind deshalb immer und überall durch eigene Namen bezeichnet worden; wozu außer diesem kein anderer Grund ist, da sie übrigens vor den andern nichts voraus haben.

4) Der unendlichen Anzahl möglicher Farben, welche aus der, auf unendliche Weisen modifikablen Theilbarkeit der Thätigkeit der Retina entspringt, muß auch in der als Reiz wirkenden äußern Ursache eine eben so unendliche und der zartesten Uebergänge fähige Modifikabilität entsprechen. Dies leistet aber keineswegs die Annahme von sieben oder irgend einer bestimmten Anzahl homogener Lichter, als Theile des weißen Lichtes, die jedes für sich steif und starr dastehn, mit einander aber vereinigt, nie etwas anderes geben könnten, als einen Schritt zur Rückkehr in die Farblosigkeit. Ich weiß wohl, daß Newton bisweilen, wenn

der Zusammenhang seines Gewebes es fordert, versichert, es sei mit den sieben homogenen Lichtern im Grunde doch nur Spaaß, sie seien gar nicht homogen, sondern höchst zusammengesetzt, nämlich aus unendlich vielen wirklich und eigentlich homogenen Lichtern. Dies könnte nun, auch hier vorgebracht, allenfalls gegen die Anforderung dieser Nummer die homogenen Lichter retten: das selbe Argument verdirbt sie aber um so sicherer in der nächsten: denn, nicht zu denken, daß sie jetzt nur so existiren wie Demokrits Atome, so folgt, daß jedes echte homogene Licht, d. h. jede wirkliche Urfarbe, sich zum Weißen verhält, wie ein unendlich kleiner Bruch zu Eins, wodurch sie durchaus in Dunkelheit verschwindet und unsichtbar wird. — Auf das Vollkommenste dagegen genügt der hier gemachten Forderung Goethes Lehre. Denn ein Trübes, das sich bald diesseit bald jenseit des Lichtes befinden, dabei in unzähligen Graden bald dichter bald durchsichtiger seyn, das endlich auch von beiden Seiten ungleich in den verschiedensten Verhältnissen beleuchtet werden kann: dies giebt uns in der Ursache die selbe unendliche Modifikabilität wieder, die wir in der Wirkung gefunden hatten.

5) Das der Farbe wesentliche *οικονομ*, oder ihre schattige Natur, haben wir im Auge darin begründet gefunden, daß die nur halbe Thätigkeit der Retina die Ruhe der andern Hälfte voraussetzt, deren Ausdruck eben jenes *οικονομ* ist, dessen, durch diese Nothwendigkeit, in der Farbe sich darstellende innige Verbindung mit dem Licht wir einer chemischen Mischung des Lichtes und der Finsterniß verglichen haben. Dieses *οικονομ* muß sich auch außer dem Auge, in der äußern Ursache, auf irgend eine Art repräsentirt wiederfinden. In diesem Punkt würde nun zwar Newton's Lehre, daß die Farbe immer $\frac{1}{7}$ des ganzen Lichtes sei, höchst nothdürftig genügen, indem sie nämlich die Farbe für ein minder Helles, als das Weiße, anerkennt, jedoch in dem übertriebenen Maaße, daß, der Helle nach, alle Farben (mit unbedeutenden Unterschieden) sich einzeln zum Weißen verhalten, etwa wie 1 zu 7, oder allenfalls zu 6; wir aber wissen, daß sogar die schwächste und dunkelste aller Farben, das Violett, sich zum Weißen verhält, wie 1 zu 4; blau, wie 1 zu 3; grün und roth, wie 1 zu 2; und gelb, gar wie 3 zu 4. In der vorhergehenden Nummer ist schon gesagt worden, wie gar schlimm es hier um die Newtonische Theorie steht, wenn man, wie ihre eigent-

lich esoterische Lehre ist, statt sieben homogener Lichter, unendliche annimmt. — Hingegen entspricht auch der Forderung über das *οικονομ* auf das vollkommenste und befriedigendste das von Goethe aufgestellte Urphänomen. Aus Licht und Finsterniß, im innigsten Verein, läßt er die Farbe entstehen. Ein verdunkeltes Licht erregt im Auge Gelb; eine erleuchtete Finsterniß Blau: beides jedoch darf nicht unmittelbar geschehn, wodurch bloß Dämmerung, Grau, intensive Theilung der Thätigkeit der Retina entstände; sondern mittelst des Dazwischentretens eines dritten, des Trüben, welches gleichsam das menstruum der chemischen Durchdringung des Lichtes und der Finsterniß wird, welche nunmehr die Polarität des Auges, d. i. die qualitative Theilung seiner Thätigkeit, hervorruft. — Goethe stellt, nachdem er den physiologischen Gegensatz der Farben, in allen seinen Phänomenen, trefflich geschildert hat, als physischen Gegensatz Gelb und Blau auf, als welche aus entgegengesetzten Ursachen entstehen: Gelb, dadurch daß ein Trübes dem Auge das Licht hemmt: Blau, indem das Auge durch ein beleuchtetes Trübes in das Finstere sieht. Es hat nun mit diesem physischen Gegensatz auch seine völlige Richtigkeit, so lange man ihn als allgemeinen Ausdruck für zwei Hauptverhältnisse aller physischen Farben versteht, und Blau und Gelb hier gleichsam als Repräsentanten zweier Klassen, der kalten und warmen Farben, ansieht. Wollte man aber es im engsten Sinne verstehen und gerade zwischen Gelb und Blau einen bestehenden physischen Gegensatz annehmen; so müßte man befremdet werden durch die Inkongruenz des Gegensatzes der physiologischen Farben mit dem der physischen, indem ja der eigentliche Gegensatz von Blau Orange, und von Gelb Violett ist, und vorauszusetzen war, daß das Verhältniß, welches zwischen den Farben, im eigentlichen Sinn, besteht, auch zwischen ihren außer dem Auge liegenden Ursachen sich wieder finden müßte; in Gemäßheit des oben erwähnten Aristotelischen Satzes *των εναντιων τα εναντια αυτα* (contrariorum contrariae sunt causae) de generat. et corrupt. c. 10. Allerdings ist es auch so, und jene Inkongruenz ist bloß scheinbar. Denn genauer betrachtet giebt der selbe und nämliche Grad von Trübe, welcher, vor die Finsterniß gezogen und beleuchtet, reines Blau erregt, wenn er umgekehrt das Licht hemmt, nicht Gelb, sondern Orange;

und eben so wird allemal ein und der selbe Grad von Trübe, unter in Bezug auf Licht und Finsterniß entgegengesetzten Umständen, zwei entgegengesetzte, einander ergänzende Farben geben. Daß dies seyn muß, geht schon a priori aus folgender Betrachtung hervor. Die geforderte und nachher als Spektrum hervortretende Farbe ist das Komplement der gegebenen: daher muß ihr so viel von der vollen Thätigkeit des Auges abgehn, als jene davon hat; d. h. sie muß gerade so viel Finsterniß (ουσπον) enthalten, als jene Licht enthält. Nun ist bei allen physischen Farben der positiven Seite (d. h. allen die zwischen Gelb und Roth liegen) das Trübe Ursache ihrer Finsterniß, da es das Licht hemmt; umgekehrt ist bei allen Farben der negativen Seite das Trübe Ursache ihrer Helle, indem es das auffallende Licht, welches sich sonst in die Finsterniß verlöre, zurückwirft. Also muß, unter entgegengesetzten Umständen, die nämliche Trübe in einem Fall gerade so viel Erhellung verursachen, als im umgekehrten Verfinsterung: und da gezeigt ist, daß jede Farbe so viel Helle enthalten muß, als ihr Komplement Dunkelheit enthält; so wird nothwendig die nämliche Trübe, bei entgegengesetzter Beleuchtung, die zwei Farben geben, welche sich fordern und ergänzen. Hieran nun aber haben wir einen vollkommenen Beweis a priori von der Wahrheit des Goethe'schen Urphänomens und der Richtigkeit seiner ganzen Theorie der physischen Farben; welchen ich wohl zu beachten bitte. Nämlich bloß von der Kenntniß der Farbe im engsten Sinn, also als Phänomen im Auge, ausgehend, haben wir gefunden, daß ihre äußere Ursache ein vermindertes Licht seyn muß, jedoch ein auf eine bestimmte Art vermindertes, die das Eigenthümliche haben muß, daß sie jeder Farbe gerade so viel Licht ertheilt, als ihrem Komplement Finsterniß, ουσπον. Dies aber kann auf einem unfehlbaren und allen Fällen angemessenen Wege nur dadurch geschehn, daß die Ursache der Helle in einer gegebenen Farbe gerade die Ursache des Schattigen, oder Dunkeln, in ihrem Komplement sei. Denn *conversa causa, convertitur effectus*. Dieser Forderung nun genügt allein, aber auch vollkommen, die Scheidewand eines zwischen Licht und Finsterniß eingeschobenen Trüben, indem sie, unter entgegengesetzter Beleuchtung, allezeit zwei sich physiologisch ergänzende Farben verursacht, welche, je nach dem Grade der Dicke und Dichtigkeit dieses Trü-

ben, verschieden ausfallen, zusammen aber immer zum Weißen, d. h. zur vollen Thätigkeit der Retina, einander ergänzen. Bei der größten Dünne des Trüben werden diese Farben die gelbe und violette seyn; bei zunehmender Dichtigkeit desselben werden sie allmählig in Orange und Blau übergehn und endlich, bei noch größerer, Roth und Grün werden; welches letztere jedoch auf diesem einfachen Wege nicht wohl darzustellen ist; obgleich der Himmel, bei Sonnenuntergang und Aufgang, es bisweilen zu schwacher Erscheinung bringt. Wird endlich die Trübe vollendet, d. h. bis zur Undurchdringlichkeit verdichtet; so erscheint, bei auffallendem Lichte, Weiß; bei dahinter befindlichem, die Finsterniß, oder Schwarz. — In Folge dieser Ableitung des Goethe'schen Urphänomens aus meiner Theorie, verdient dasselbe nicht mehr so zu heißen. Denn es ist nicht, wie Goethe es nahm, ein schlechtthin Gegebenes und aller Erklärung auf immer Entzogenes: vielmehr ist es nur die Ursache, wie sie, meiner Theorie zufolge, zur Hervorbringung der Wirkung, also der Halbierung der Thätigkeit der Retina, erfordert ist. Eigentliches Urphänomen ist allein die organische Fähigkeit der Retina, ihre Nerventhätigkeit in zwei qualitativ entgegengesetzte, bald gleiche, bald ungleiche Hälften auseinandergehn und successiv hervortreten zu lassen. Dabei freilich müssen wir stehn bleiben, indem, von hier an, sich nur noch Endursachen absehn lassen; wie uns dies in der Physiologie durchgängig begegnet: also etwan, daß wir, durch die Farbe, ein Mittel mehr haben, die Dinge zu unterscheiden und zu erkennen.

Aus der gegebenen Ableitung des Goethe'schen Urphänomens folgt auch, daß der physische Gegensatz immer mit dem physiologischen zusammentreffen und übereinstimmen muß. Das prismatische Spektrum bestätigt an den vier Farben, die es ursprünglich und im einfachsten Zustande zeigt, das Gesagte vollkommen; wie aus der oben gegebenen Abbildung desselben leicht zu ersehn. Nämlich die doppelt dichte Trübung eines doppelten Nebenbildes erzeugt an einer Seite den blauen und an der andern den gelbrothen Rand, also zwei Komplemente zur vollen Thätigkeit der Retina: und die halb so dichte Trübe giebt, an korrespondirenden Stellen, den violetten und den gelben Saum, die ebenfalls einander ergänzen. Also treffen physischer und physiologischer

Gegensatz völlig zusammen. Eben so geben gewisse trübe Auflösungen, aus Quassia, lignum nephriticum und ähnliche, bei durchfallendem Lichte dasjenige Gelb, welches die Ergänzungsfarbe des Blauen ist, das sie bei auffallendem Lichte zeigen. So gar Tabaksdampf, gegen das Licht geblasen, erscheint schmutzig orange; gegen die Schattenseite geblasen, blau. — Diesem Allen zufolge gilt der physische Gegensatz von Gelb und Blau, den Goethe aufstellt, durchaus nur im Allgemeinen, nämlich sofern Gelb und Blau hier nicht zwei Farben, sondern zwei Klassen von Farben bedeuten. Es ist nothwendig sich diese Restriktion zu merken. Wenn nun aber Goethe noch weiter geht, und diesen physischen Gegensatz von Gelb und Blau einen polaren nennt; so würde ich ihm nur mittelst einer höchst gezwungenen Auslegung beistimmen können, und muß von ihm abweichen. Denn polarischen Gegensatz haben, wie meine ganze Darstellung zeigt, nur die Farben in engster Bedeutung, als Affektionen der Retina, deren Polarisation, d. h. Auseinandertreten in qualitativ entgegengesetzte Thätigkeiten, sie eben offenbaren. Polarität des Lichtes behaupten, heißt durchaus Theilung des Lichtes behaupten. Indem Goethe letztere verwirft, nun aber doch von einer Polarität der Farben, unabhängig vom Auge, redet, die Farbe selbst aber aus dem Konflikte des Lichtes mit dem Trüben oder Dunkeln erklärt, sie nicht weiter ableitend; so könnte jene Polarität der Farbe nichts anderes, als eine Polarität dieses Konflikts seyn. Die Unzulässigkeit hievon bedarf keiner Auseinandersetzung. Jede Polarität muß aus einer Einheit entspringen, deren Entzweiung mit sich selbst, deren Auseinandertreten in zwei qualitative Gegensätze sie ist: keineswegs aber kann aus dem zufälligen Zusammentreffen zweier Dinge verschiedenen Ursprungs, wie Licht und trübes Mittel sind, je Polarität entstehen. —

Was nun endlich die chemische Farbe betrifft, so ist sie offenbar eine eigenthümliche Modifikation der Oberfläche der Körper, die aber so fein ist, daß wir sie übrigens durchaus nicht erkennen und unterscheiden können, sondern sie einzig und allein sich kund giebt durch die Fähigkeit, diese oder jede bestimmte Hälfte der Thätigkeit des Auges hervorzurufen. Diese Fähigkeit ist für uns noch eine qualitas occulta. Leicht einzusehn aber ist es, daß eine so zarte und feine Modifikation der Oberfläche, selbst

durch unbedeutende Umstände, stark verändert werden und daher nicht in verhältnißmäßigem Zusammenhange stehn kann mit den innern und wesentlichen Eigenschaften des Körpers. Diese leichte Veränderlichkeit der chemischen Farben geht so weit, daß bisweilen einem gänzlichen Wechsel der Farbe nur eine äußerst geringfügige, oder selbst gar nicht ein Mal nachweisbare Veränderung in den Eigenschaften des Körpers, dem sie inhärrt, entspricht. So z. B. ist der durch Zusammenschmelzen des Merkurs mit dem Schwefel erlangte Zinnober schwarz, — eben wie eine ähnliche Verbindung des Bleies mit dem Schwefel: erst nachdem er sublimirt worden, nimmt der Zinnober die bekannte feuerrothe Farbe an; wobei jedoch eine chemische Veränderung an ihm nicht nachweisbar ist. Durch bloße Erwärmung wird rothes Quecksilberoxyd schwarzbraun, und gelber, basischer salpetersaurer Merkur roth. Eine bekannte chinesische Schminke kommt uns auf Stückchen dünner Pappe aufgetragen zu und ist dann dunkelgrün: mit benehmem Finger berührt färbt sie diesen augenblicklich hochroth. Selbst das Rothwerden der Krebse durch Kochen gehört hieher; auch das Umschlagen des Grüns mancher Blätter in Roth, beim ersten Frost, und das Rothwerden der Aepfel auf der Seite, die von der Sonne beschienen wird, welches man einer stärkern Desoxydation dieser Seite zuschreiben will; imgleichen, daß einige Pflanzen den Stengel und das ganze Gerippe des Blattes hochroth haben, das Parenchyma aber grün; überhaupt die Vielfarbigkeit mancher Blumenblätter, wie auch die der Varietäten einer einzigen Art, der Tulpen, Nelken, Malven, Georginen u. s. w. In andern Fällen können wir die chemische Differenz, welche von der Farbe angezeigt wird, als eine sehr geringe nachweisen, z. B. wann Lakmuskinktur, oder Veilchensaft, durch die leichteste Spur von Drydation, oder Alkalkisation, ihre Farbe ändern. Dies Alles bestätigt einerseits die aus meiner Theorie hervorgehende vorwaltend subjektive Natur der Farbe, welche man immer gefühlt hat, wie das alte Sprichwort des goûts et des couleurs il ne faut disputer, imgleichen das bewährte nimium non crede colori bezeugt, und wegen welcher die Farbe beinahe zum Symbol der Trüglichkeit und Unbeständigkeit geworden ist, so daß man es stets gefährlich gefunden hat, bei der Farbe stehn zu bleiben. Dieserwegen hat man sich in

Nicht zu nehmen, daß man den Farben in der Natur nicht zu viel Bedeutsamkeit beilege. Andererseits nun aber lehren uns die angeführten Beispiele, daß das Auge das empfindlichste Reagens, im chemischen Sinne, ist; indem es nicht nur die geringsten nachweisbaren, sondern sogar solche Veränderungen der Mischung, die kein anderes Reagens anzeigt, und augenblicklich zu erkennen giebt. Auf dieser unvergleichlichen Empfindlichkeit des Auges beruht überhaupt die Möglichkeit der chemischen Farben, welche an sich selbst noch ganz unerklärt ist, während wir in die physischen, durch Goethe, die richtige Einsicht endlich erlangt haben; ungeachtet die vorgeschobene Newtonische falsche Theorie solche erschwerte. Die physischen Farben verhalten sich zu den chemischen ganz so, wie der durch den galvanischen Apparat hervorgebrachte und insofern aus seiner nächsten Ursache verständliche Magnetismus zu dem im Stahl und in den Eisenerzen fixirten. Jener giebt einen temporären Magneten, der nur durch eine Komplikation von Umständen besteht und, sobald sie weggfallen, es zu seyn aufhört: dieser hingegen ist einem Körper einverleibt, unveränderlich und bis jetzt unerklärt. Er ist hineinge bannt, wie ein verzauberter Prinz: das Selbe nun gilt von der chemischen Farbe eines Körpers. Daher liefern uns ein anderes Gleichniß die Turmaline, in ihrem Verhältniß zu den Körpern, an welchen nur durch Reibung eine vorübergehende Elektrizität sich hervorrufen läßt: denn wie die physischen Farben nur durch eine Kombination von Umständen hervortreten, die chemischen hingegen bloß der Beleuchtung bedürfen, um zu erscheinen; so bedürfen die Turmaline bloß der Erwärmung, um die ihnen jederzeit inwohnende Elektrizität zu zeigen.

Eine allgemeine Erklärung der chemischen Farben scheint mir in Folgendem zu liegen. Licht und Wärme sind Metamorphosen von einander. Die Sonnenstrahlen sind kalt, so lange sie leuchten: erst wann sie, auf undurchsichtige Körper treffend, zu leuchten aufhören, verwandelt sich ihr Licht in Wärme; daher sie†), durch eine dünne Eisplatte in einen innerlich verkohlten Kasten fallend, daselbst das Thermometer zu beträchtlichem Steigen bringen,

ohne die Eisplatte zu schmelzen, ja, sogar ein aus Eis geschliffenes Brennglas zündet, ohne dabei selbst zu schmelzen; — welches nicht seyn könnte, wenn es ursprüngliche und unveränderliche, von den Lichtstrahlen verschiedene Wärmestrahlen gäbe, die jenen beigemischt von der Sonne ausgesandt würden, folglich schon als solche durch das Eis giengen, daher auch als solche wirken und es schmelzen müßten. (Eine über eine Pflanze gesetzte Glasglocke bringt einen hohen Grad von Wärme hervor, weil das Licht augenblicklich durchgeht und sich auf dem opaken Boden in Wärme verwandelt: dieser Wärme aber ist das Glas nicht so leicht permeabel, wie dem Lichte; daher häuft sie sich unter der Glocke an und erreicht einen hohen Grad.) Umgekehrt verwandelt die Wärme sich in Licht, beim Glühen der Steine, des Glases, der Metalle (auch in irrespirablen Gasarten), und des Flußspathes sogar bei geringer Erwärmung. Die, nach Beschaffenheit eines Körpers, speciell modificirte Weise, wie er das auf ihn fallende Licht in Wärme verwandelt, ist, für unser Auge, seine chemische Farbe. Diese wird um so dunkler ausfallen, je leichter und vollkommener jener Umwandlungsproceß vor sich geht; daher schwarze Körper am leichtesten warm werden: Dies ist Alles, was wir von ihr wissen. Doch wird hieraus begreiflich, wie die verschiedenen Farben des prismatischen Spektrums die Körper verschiedentlich erwärmen: auch läßt sich absehn, wie eine bloß physische Farbe eine chemische hervorbringen kann, indem z. B. Chlor-silber durch freies, also weißes Sonnenlicht geschwärzt wird, sogar aber auch die Farben des prismatischen Spektrums annimmt, wenn es diesem längere Zeit hindurch ausgesetzt bleibt. Denn hier ist die entstehende chemische Farbe, für unser Auge, der Ausdruck der modificirten und dadurch geschwächten Weise, wie das Chlor-silber das Licht empfängt und in Wärme verwandelt, während der freie, unverkummerte Hergang dieses Processes, bei weißem Licht, sich durch die schwarze Färbung kund giebt. — Wie Wärme und Licht Metamorphosen von einander sind; so ist eine andere Metamorphose der Wärme die Elektrizität, wie der Seebeck'sche Thermoelectricismus beweist, wo Wismuth und Antimonium, wenn an einander gelöthet, die ihnen mitgetheilte Wärme sogleich in Elektrizität verwandeln.

†) Dieses Saussüre'sche Experiment erwähnt Schelling „Weltseele“ p. 38.

In Licht verwandelt die Elektrizität sich beim elektrischen Funken und beim Ausströmen im luftleeren Raum, und in Wärme, wenn ihr Strom im Elektroden gehemmt wird, wo dieser glüht und, wenn von Eisen, verbrennt. —

Die Richtigkeit der von mir aufgefundenen Zahlenbrüche, nach welchen, bei den sechs Hauptfarben, die Thätigkeit der Retina sich qualitativ theilt, ist, wie schon gesagt, eine augenfällige, bleibt aber Sache des unmittelbaren Urtheils und muß als selbstevident genommen werden; da sie zu beweisen schwer, vielleicht unmöglich ist. Doch will ich hier zwei Wege angeben, auf denen allenfalls ein Beweis zu finden seyn möchte. Man hat öfter eine genaue Bestimmung der Verhältnisse gesucht, in welchen die drei chemischen Grundfarben paarweise zu mischen sind, um genau die zwischen ihnen gerade in der Mitte liegende Farbe hervorzubringen. Namentlich haben Lichtenberg*), Erleben**) und Lambert***) mit der Beantwortung dieser Frage sich beschäftigt. Allein sowohl die Bestimmung der eigentlichen Bedeutung des Problems, als eine wissenschaftliche und nicht lediglich empirische Auflösung desselben, ergiebt sich erst aus meiner Theorie. Ich muß jedoch die Bemerkung voranschicken, daß die zu diesen Versuchen anzuwendenden Pigmente absolut vollkommene Farben haben müssen, d. h. solche, welche 1) die ganze Thätigkeit des Auges theilen, ohne einen ungetheilten Rest zu lassen, die demnach frei von allem ihrem Wesen fremden Blauß oder Dunkel sind, also höchst brennende, energische Farben. 2) Solche Farben, die genau $\frac{1}{3}$, $\frac{1}{2}$ und $\frac{3}{4}$ der Thätigkeit des Auges sind, also vollkommenes Blau, Roth und Gelb, d. h. die drei chemischen Grundfarben in höchster Reinheit. Wenn man nun, mit solchen Farben operirend, z. B. aus Blau, welches $\frac{1}{3}$ der vollen Thätigkeit ist, und Gelb, welches $\frac{3}{4}$ ist, Grün, welches $\frac{1}{2}$ ist, zusammensetzen will; so muß die Menge des Blauen zu der des Gelben sich umgekehrt verhalten, wie die Differenz

zwischen $\frac{1}{3}$ und $\frac{1}{2}$ zur Differenz zwischen $\frac{3}{4}$ und $\frac{1}{2}$: denn, um so viel als die eine gegebene Farbe der zusammenzusetzenden näher liegt als die andere, um so viel mehr von ihr, und um so viel als die andere gegebene weiter von der zusammenzusetzenden liegt, um so viel weniger von ihr, muß man nehmen. Also drei Theile Blau und zwei Theile Gelb geben vollkommenes Grün. Man mische sie als trockne Pulver, damit die Pigmente nicht chemisch auf einander wirken, und dem Maße, nicht dem Gewichte nach. Die an diesem Beispiel aufgestellte Regel gilt für jede Mischung solcher Art. Die genaue Uebereinstimmung des Resultats nun mit den von mir aufgestellten Zahlenverhältnissen der verschiedenen Hälften, in welche die Thätigkeit der Retina in den drei Hauptfarbenpaaren auseinandertritt, würde den Beweis für die Richtigkeit dieser liefern. Freilich aber bleibt das Urtheil, sowohl über die Richtigkeit des Resultats, als auch über die Vollkommenheit der zur Mischung genommenen Farben, immer der Empfindung überlassen. Diese wird aber nie bei Seite gesetzt werden können, wenn man von Farben redet. — Eine andere Art, den Beweis für die in Rede stehenden Zahlenbrüche zu führen, wäre folgende. Man verschaffe sich vollkommen schwarzen und vollkommen weißen Sand, und mische diese in sechs Verhältnissen, deren jedes einer der sechs Hauptfarben an Dunkelheit genau gleichkommt. Dann muß sich ergeben, daß das Verhältniß des schwarzen zum weißen Sande bei jeder Farbe dem derselben von mir beigelegten Zahlenbruche entspricht, also z. B. zu einem dem Gelben an Dunkelheit gleich kommenden Grau drei Theile weißen und ein Theil schwarzen Sandes genommen wäre, ein dem Violetten entsprechendes Grau hingegen die Mischung des Sandes gerade in umgekehrtem Verhältniß erfordert hätte; Grün und Roth hingegen von beiden gleich viel. Jedoch entsteht hierbei die Schwierigkeit, zu bestimmen, welches Grau jeder Farbe an Dunkelheit gleich kommt. Dies ließe sich dadurch entscheiden, daß man die Farbe, hart neben dem Grau, durch das Prisma betrachtete, um zu sehn, welches von Beiden sich bei der Refraktion als helles zum Dunkeln verhält: sind sie hierin gleich, so muß die Refraktion keine Farbenerscheinung geben.

*) Anmerkungen zur Abhandlung de affinitate colorum, in oper. ined. Tobiae Mayeri, cura Lichtenberg.

**) Physikalische Bibliothek, Bd. 1. St. 4. S. 403 ff.

***) Beschreibung einer Farbenpyramide. Berlin 1772.

§ 14.

Einige Zugaben zu Goethes Lehre von der Entstehung der physischen Farben.

Zuvörderst will ich hier ein Paar artige Thatfachen beibringen, welche zur Bestätigung des Goethe'schen Grundsatzes der physischen Farben dienen, von ihm selbst aber nicht bemerkt worden sind.

Wenn man, in einem finstern Zimmer, die Elektricität des Konduktors in eine luftleere Glasröhre ausströmen läßt; so erscheint dieses elektrische Licht sehr schön violett. Hier ist, eben wie bei den blauen Flammen, das Licht selbst zugleich das trübe Mittel: denn es ist kein wesentlicher Unterschied, ob das erleuchtete Trübe, durch welches man ins Dunkle sieht, eigenes oder reflektirtes Licht ins Auge wirft. Weil aber hier dieses elektrische Licht ein überaus dünnes und schwaches ist, verursacht es, ganz nach Goethes Lehre, violett; statt daß auch die schwächste Flamme, wie die des Schwefels, Weingeistes u. s. w., schon blau verursacht.

Ein alltäglicher und vulgärer, aber von Goethen übersehener Beleg zu seiner Theorie ist, daß manche mit rothem Wein oder dunkelm Bier gefüllte Bouteillen, nachdem sie längere Zeit im Keller gelegen haben, oft eine beträchtliche Trübung des Glases, durch einen Ansaß im Innern, erleiden, in Folge welcher sie alsdann, bei auffallendem Lichte, blau erscheinen, und eben so, wenn man, nachdem sie ausgeleert sind, etwas Schwarzes dahinter hält: bei durchscheinendem Lichte hingegen zeigen sie die Farbe der Flüssigkeit, oder, wenn leer, des Glases.

Sogar aber ist die Farbe der blauen Augen keine chemische, sondern bloß eine physische, dem Goethe'schen Gesetze gemäß entstehende. Denn nach Magendie's Bericht über die Anatomie des Auges (*Précis élémentaire de physiologie*, Vol. I., p. 60, 61, deuxième édition) ist die hintere Wand der Iris mit einer schwarzen Materie bekleidet, welche, bei braunen oder schwarzen Augen, unmittelbar durchscheint. Bei blauen Augen aber ist das Gewebe der Iris weißlich, — also trübe, — und die

durchscheinende schwarze Unterlage bringt das Blau der Augen hervor. (Dans les yeux bleus le tissu de l'iris est à peu près blanc; c'est la couche noire postérieure, qui paraît à peu près seule et détermine la couleur des yeux.) Dies ist bestätigt von Helmholtz „über das Sehn des Menschen“, p. 8. — Eben so verhält es sich mit der blauen Farbe der Venen, als welche ebenfalls nur physisch ist: sie entsteht, indem das schwärzliche Venenblut durch die Wände des Gefäßes schimmert.

In kolossaler Größe aber giebt uns einen Beleg zum Goethe'schen Gesetz der neu entdeckte Planet Neptun. Nämlich die auf dem Observatorio des Collegium Romanum vom Vater Secchi angestellten und in den *Comptes rendus* vom 22. September 1856 mitgetheilten astronomischen Beobachtungen enthalten die bestimmt ausgesprochene Angabe, daß jener große Planet dunstförmig (*nébuleux*) sei und seine Farbe meerblau (*couleur de mer bleuâtre*). Natürlich! denn wir haben hier ein von der Sonne beleuchtetes Trübes, mit einem finstern Grunde hinter sich.

Die gefärbten Ringe, welche sich zeigen, wenn man zwei geschliffene Spiegelgläser, oder auch konver geschliffene Gläser, mit den Fingern fest zusammenpreßt, erkläre ich mir auf folgende Weise. Das Glas hat eine beträchtliche Elasticität. Daher giebt, bei jener starken Kompression, die Oberfläche etwas nach und wird eingedrückt: dadurch verliert sie, auf den Augenblick, die vollkommene Glätte und Ebenheit, wodurch dann eine gradweise zunehmende Trübung entsteht, derjenigen, welche mattgeschliffenes Glas zeigt, verwandt. Wir haben also auch hier ein trübes Mittel, und die verschiedenen Abstufungen seiner Trübung, bei theils auffallendem, theils durchgehendem Lichte, verursachen die farbigen Ringe. Läßt man das Glas los, so stellt alsbald die Elasticität seinen vorigen Zustand wieder her, und die Ringe verschwinden. Etwas Spiritus über irgend ein geschliffenes Glas gewischt, giebt ganz eben solche Farben, nur nicht rund, sondern in Linien. Auf ganz analoge Weise verhält es sich mit den Seifenblasen, welche den Newton zuerst zur Betrachtung der gefärbten Ringe veranlaßten. Das Seifenwasser ist ein trübes Mittel: auf der Seifenblase bald herabfließend,

balb wieder sich seitwärts verbreitend, selbst in aufsteigender Richtung, bietet es dem Lichte abwechselnde, verschiedene Grade von Trübung dar, welche hier eben so die farbigen Ringe und ihren Wechsel verursachen.†)

Bei fast allen neu entdeckten Wahrheiten findet sich nach- 5
mals, daß schon früher eine Spur von ihnen dagewesen, etwas ihnen sehr Aehnliches gesagt, ja, wohl gar sie selbst geradezu ausgesprochen worden sind, ohne Beachtung zu finden, meistens weil der Aufsteller selbst ihren Werth nicht erkannt und ihren 10
Folgenreichtum nicht begriffen hatte; welches ihn verhinderte, sie auszuführen. In dergleichen Fällen hatte man, wenngleich nicht die Pflanze, doch den Saamen gehabt.

So finden wir denn auch von Goethes Grundgesetz der physischen Farben, oder seinem Urphänomen, die Hälfte schon vom Aristoteles ausgesprochen, in seinen Meteorologicis, III, 4: 15
Φαίνεται το λαμπρον δια του μελανος, η εν τω μελανι (διαφέρει γαρ ουδεν), φοινικουν. οραν δ' ἐξεστι το γε των χλωρων ζυλων πυρ, ως ερυδραν εχει την φλογα, δια το τω καπνω πολλω μιχθαι το πυρ, λαμπρον ον και λευκον· και δι' αχλυσ και καπνου δ' ήλιος φαίνεται φοινικους. [quodcunque fulgidum est, per 20
atrum, aut in atro (nihil enim refert) puniceum apparet: videre enim licet ignem, e virentibus lignis conflatum, rubram flammam habere; propterea quod ignis, suapte natura fulgidus albusque, multo fumo admixtus est: quin etiam sol ipse per caliginem et fumum puniceus apparet.] Das Selbe wie- 25
derholt, mit beinahe den selben Worten und als Aristotelische Lehre, Στοβαῖος (Eclog. phys. I, 31). Und die andere Hälfte

†) In der Revue des deux Mondes vom 1. Januar 1858 sagt Babinet, daß bei der Sonnenfinsterniß im März, da sie, beinahe total, nur $\frac{1}{10}$ der Sonne übrig lassen wird, das durch eine enge Oeffnung einfallende Licht 30
derselben, nicht wie sonst, einen Kreis, sondern eine Lunette, ein schmales Mondsegment, gleich dem nach dem Neumond, an die Wand werfen wird. Dies bestätigt Goethes Farbenlehre, indem es beweist, daß, wie er lehrt, durch das foramen exiguum nicht ein Strahlenbündel einfällt, sondern ein kleines Bild der Sonne, welches sodann durch die Brechung 35
verschoben wird.

des Goethe'schen Grundgesetzes hat schon Leonardo da Vinci in seinem trattato della pittura, CLI dargelegt. (Siehe: Brücke, über die Farben, welche trübe Medien im auffallenden und durchfallenden Lichte zeigen, 1852, p. 10.) Ich kann nicht umhin 5
zu bemerken, daß von diesem fast allgemeinen Schicksal, welches den Fluch pereant qui ante nos nostra dixerunt hervorgerufen hat, meine Farbentheorie eine glückliche Ausnahme macht: denn nie und nirgends ist es, vor 1816, Jemanden eingefallen, die Farbe, diese so objektive Erscheinung, als die halbirte Thätig- 10
keit der Retina zu betrachten und in diesem Sinn jeder einzelnen [79] Farbe ihren bestimmten Zahlenbruch anzuweisen, der mit dem einer andern die Einheit ergänzt, welche das Weiße, die volle Thätigkeit der Retina, darstellt. Und doch sind diese Brüche 15
so entschieden einleuchtend, daß Herr Prof. Rosas, indem er sie sich aneignen möchte, sie geradezu als selbst-evident einführt, in seinem „Handbuch der Augenheilkunde“, von 1830, Bd. 1, § 535, und auch S. 308. Ich darf also wohl mit Jordanus Brunus sagen:

Obductum tenuitque diu quod tempus avarum,
Mi liceat densis promero de tenebris.

20

Seit 1816 freilich hat Mancher es als seine eigene Waare einzuschwärzen gesucht, mich gar nicht, oder doch nur so beiläufig erwähnend, daß Keiner ein Arg daraus hat. —

Bloß in zwei Punkten nöthigt meine Theorie mich von 25
Goethen abzuweichen, nämlich im Betreff der wahren Polarität der Farben, wie oben auseinandergesetzt, und hinsichtlich der Herstellung des Weißen aus Farben, welche letztere Goethe mir nie verzeihn, jedoch auch nie, weder mündlich noch brieflich, nur irgend ein Argument dagegen vorgebracht hat.

30 Diese beiden Abweichungen von Goethe werden aber um so unbestochener und aus rein objektiven Gründen entsprungen erscheinen, als ich vom Werthe des Goethe'schen Werkes durchdrungen bin und es für vollkommen würdig achte, einen der größten Geister aller Zeiten zum Urheber zu haben. Allein 35
selbst wenn sie von einem solchen stammt, kann eine neugeschaffene Lehre doch fast nicht ohne Wunder gleich bei ihrem Entstehn schon so vollendet seyn, daß nichts hinzuzusetzen, nichts zu

berichtigen für die Nachfolger übrig bliebe. Wenn daher die von mir nachgewiesenen Unrichtigkeiten, wenn vielleicht noch andere in Goethes Werk enthalten sind; so ist dies unbeträchtlich gegen die Wahrheit des Ganzen, und wird als Fehler völlig ausgelöscht durch das große Verdienst, jenes, jetzt bald zwei Jahrhunderte hindurch verehrte und geglaubte, wunderliche Gemisch von Selbsttäuschung und absichtlichem Betrüge in seiner Blöße gezeigt und zugleich eine im Ganzen richtige Darstellung des in Betrachtung genommenen Theils der Natur geliefert zu haben:

Μηδεν ἀμαρτεῖν ἐστὶ θεῶν, καὶ πάντα κατορθοῦν
 Ἐν βίῳ τε μοῖραν δ' οὐτι φῦγειν ἔπορον.*)

10

[80]

Uns aber liegt ob, das Geleistete anzuerkennen, es dankbar und mit reinem Sinn aufzunehmen, und dann nach Kräften zu möglichster Vollkommenheit weiter zu bilden.

15

Hievon ist nun freilich bisher das Gegentheil geschehn. Goethes Farbenlehre hat eine nicht nur kalte, sondern entschieden ungünstige Aufnahme gefunden: ja sie ist (credite posteri!) gleich Anfangs förmlich durchgefallen, indem sie öffentlich, von allen Seiten und ohne eigentliche Opposition, das einstimmige Verdammungsurtheil der Leute vom Fach erfahren hat, auf deren Auktorität das übrige gebildete Publikum, schon durch Bequemlichkeit und Gleichgültigkeit hiezu prädisponirt, sich der eigenen Prüfung sehr gern entübrigt; daher auch jetzt, nach 44 Jahren, es dabei sein Bewenden hat. So theilt denn dieses Werk Goethes mit manchen aus früheren Zeiten, denen ihr Gegenstand, nicht dessen Behandlung, höhern Rang giebt, die Ehre, nach seinem Auftreten viele Jahre hindurch fast unberührt gelegen zu haben; und noch am heutigen Tage ertönt Newton's Theorie ungestört von allen Kathedern und wird in den Kompendien nach wie vor angestimmt.

25

30

Um dieses Schicksal der Goethe'schen Farbenlehre zu begreifen, darf man nicht außer Acht lassen, wie groß und wie ver-

*) Niemals zu fehlen ist Sache der Götter, und Alles zu treffen: Sterblichen ward nicht vergönnt, ihrem Geschick zu entgehn.

35

derblich der Einfluß ist, den auf die Wissenschaften, ja, auf alle geistige Leistungen, der Wille ausübt, d. h. die Neigungen, und noch eigentlicher zu reden, die schlechten, niedrigen Neigungen. In Deutschland, als dem Vaterlande jener wissenschaftlichen Leistung Goethes, ist ihr Schicksal am unverzeihlichsten. Den Engländern hat der Maler und Gallerie-Inspektor Eastlake, im J. 1840, eine so höchst vortreffliche Uebersetzung der Farbenlehre Goethes geliefert, daß sie das Original vollkommen wiedergiebt und dabei sich leichter liest, ja, leichter zu verstehen ist, als dieses. Da muß man sehn, wie Brewster, der sie in der Edinburgh review recensirt, sich dazu gebärdet, nämlich [81] ungefähr so, wie eine Ligerin, in deren Höhle man dringt, ihr die Zungen zu entreißen. Ist etwan Dies der Ton der ruhigen und sichern bessern Ueberzeugung, dem Irrthum eines großen Mannes gegenüber? Es ist vielmehr der Ton des intellektuellen schlechten Gewissens, welches, mit Schrecken, das Recht auf der andern Seite spürt und nun entschlossen ist, die ohne Prüfung gedankenlos angenommene Scheinwissenschaft, durch deren Festhalten man sich bereits kompromittirt hat, jetzt als National-eigenthum τὸς καὶ λαὸς zu vertheidigen. Wird nun also, bei den Engländern, die Newtonische Farbenlehre als Nationalsache genommen; so wäre eine gute französische Uebersetzung des Goethe'schen Werkes höchst wünschenswerth, denn von der französischen Gelehrtenwelt, als einer insofern neutralen, wäre noch am Ersten Gerechtigkeit zu hoffen. Jedoch sehn wir auch sie durch ihre ganz auf der Homogenenlichtertheorie basirten Lehren von den Aethervibrationen, von der Thermochrose, Interferenz u. s. w., in dieser Sache tief kompromittirt; daher denn auch von ihrer Lehnspflichtigkeit gegen die Newtonische Farbenlehre belustigende Proben vorkommen. So z. B. erzählt im Journal des savans, April 1836, Biot mit Herzensbeifall, wie Arago gar pfiffige Experimente angestellt habe, um zu ermitteln, ob nicht etwan die 7 homogenen Lichter eine ungleiche Schnelligkeit der Fortpflanzung hätten; so daß von den veränderlichen Fixsternen, die bald näher bald ferner stehn, etwan das rothe, oder das violette Licht zuerst anlangte und daher der Stern successiv verschieden gefärbt erschiene: er hätte aber am Ende glücklich herausgebracht, daß Dem doch nicht so sei.

Sancta simplicitas! — Recht artig macht es auch Herr Becquerel, der in einem *Mémoire présenté à l'acad. des sciences*, le 13 Juin 1842, vor der Akademie, das alte Lied von Frischem anstimmt, als wäre es ein neues: si on réfracte un faisceau (1) de rayons solaires à travers un prisme, on distingue assez nettement (hier klopft das Gewissen an) sept sortes de couleurs, qui sont: le rouge, l'orangé, le jaune, le vert, le bleu, l'indigo (diese Mischung von $\frac{3}{4}$ Schwarz mit $\frac{1}{4}$ Blau soll im Lichte stecken!) et le violet. Da Hr. Becquerel dieses Stück aus dem Neutonischen Credo 32 Jahre nach dem Erscheinen der Goethe'schen Farbenlehre noch so unbefangen und furchtlos herzusagen sich nicht entblödet; so könnte man sich versucht fühlen, ihm assez nettement zu deklariren: „Entweder ihr seid blind [82] oder ihr lügt.“ Allein man würde ihm doch Unrecht thun: denn es liegt bloß daran, daß Hr. Becquerel dem Neuton mehr glaubt, als seinen eigenen, zwei offenen Augen. Das wirkt die Neuton-Superstition. — Speciell Erwähnung verdient hier noch das große, zweibändige Compendium der Physik (*éléments de physique*) von Pouillet, welches, auf Anordnung der Regierung, dem öffentlichen Unterricht in Frankreich zum Grunde gelegt wird. Da finden wir (Liv. VI. P. I. ch. 3) auf 20 großen Seiten die ganze Neutonische offenbarte Farbenlehre vorgetragen, mit der Sicherheit und Dreistigkeit, als wäre es ein Evangelium, und mit sämtlichen Neutonischen Taschenspielerstückchen, nebst ihren Kautelen und Hinterlisten. Wer mit dem wahren Thatbestande und Zusammenhänge der Sachen vertraut ist, wird dieses Kapitel nicht ohne große, wenn auch bisweilen durch Lachen unterbrochene, Indignation lesen, indem er sieht, wie das Falsche und Absurde der heranwachsenden Generation von Neuem aufgebunden wird, unter gänzlicher Verschweigung der Widerlegung, — eine kolossale ignoratio elenchi! — Das Empörendeste ist die Sorgfalt, mit der die bloß auf Täuschung berechneten und sonst völlig unmotivirten Nebenumstände beigebracht werden, worunter auch einige von späterer Erfindung sind: denn Dies verräth die fortbauernde Absichtlichkeit des Betruges. Z. E. § 392, Nr. 3 (édit. de Paris 1847) wird ein Versuch beschrieben, der dar-

thun soll, daß durch Vereinigung der sieben angeblichen prismatischen Farben Weiß hergestellt werde: da wird nun eine pappene Scheibe, von 1 Fuß Durchmesser, mit zwei schwarzen Zonen bemalt, die eine rings um die Peripherie, die andere rings um das Centralloch: zwischen beiden Zonen werden, in der Richtung der Radien, die mit den sieben prismatischen Farben tingirten Papierstreifen, in vielmaliger Wiederholung, aufgeklebt, und jetzt wird die Scheibe in schnelle Wirbelung versetzt, wodurch nunmehr die Farbenzone weiß erscheinen soll. Von den beiden schwarzen Zonen aber wird mit keiner Silbe Rechenschaft gegeben, ist auch ehrlicherweise keine zu geben möglich, da sie ganz zweckwidrig die Farbenzone, welche allein zur Sache gehört, schmälern. Wozu also sind sie da? — Das würde Goethe euch sogleich sagen; in dessen Ermangelung nunmehr ich es muß: Damit der Kontrast und die physiologische Nachwirkung des Schwarzen das durch jene Farbenmischung allein hervorgebrachte „niederträchtige Grau“ so hervorhebe, daß es für Weiß gelten könne. Mit solchen Taschenspielerstreichen also wird die Französische studierende Jugend büpirt, in majorem Neutoni gloriam. Denn schon vor der erklecklichen Verbesserung durch die zwei schwarzen Zonen, als welche neuere Erfindung ist, hat Goethe dieses Stück folgendermaßen besungen:

Newtonisch Weiß den Kindern vorzuzeigen,
 Die pädagog'schem Ernst so gern sich neigen,
 Trat einst ein Lehrer auf, mit Schwungrads Pöffen:
 Auf selbem war ein Farbkreis geschlossen.
 Das dörkte nun. „Betracht' es mir genau!
 Was siehst du, Knabe?“ Nun, was seh' ich? Grau?
 „Du siehst nicht recht! Glaubst du, daß ich das leide?“
 Weiß, dummer Junge, Weiß! so sag's Mollweide.“

Dieses verstockte Festhalten an der Neutonischen Farbenlehre, und somit an der ganz objektiven Existenz der Farbe, hat sich an den Physikern dadurch gerächt, daß es sie zu einer mechanischen, kraffen, Cartesianischen, ja, Demokritischen Farbentheorie geführt hat, nach welcher die Farbe auf der Verschiedenheit der Schwingungen eines gewissen Aethers beruhen soll, mit welchem sie sehr vertraut umgehen und ganz dreist um sich

werfen, der aber ein völlig hypothetisches, ja mythologisches und recht eigentlich aus der Luft gegriffenes Wesen ist.) Denn daß, wenn er existirte, er vielleicht indirekt die Ursache der, in Hinsicht auf eine Berechnung angenommenen, Verfrühung eines Kometen gewesen seyn könnte, — wird doch wohl Keiner als einen Verweis seiner Existenz geltend machen wollen. (Gegen Enke's Erklärung der Beschleunigung seines Kometen aus dem Widerstand des Aethers hat sich gleich Anfangs Bessel erklärt und gesagt, man könne hundert Ursachen angeben, aus denen jene Beschleunigung sich eben so gut erklären ließe. Vergl. Comptes rendus, vom 6. Dezember 1858, p. 893.) Sie aber stellen jetzt getrost genaue Berechnungen der imaginären Längen der imaginären Schwingungen eines imaginären Aethers an: denn wenn sie nur Zahlen haben, sind sie zufrieden, und somit werden bemeldete Schwingungslängen in Milliontheilen eines Millimeters vergnüglich berechnet; — wobei es eine belustigende Zugabe ist, daß sie die schnellsten Schwingungen der dunkelsten und unwirksamsten aller Farben, dem Violett, zutheilen; die langsamsten hingegen dem unser Auge so lebhaft afficirenden und selbst Thiere in Aufruhr versetzenden Roth. Aber, wie schon gesagt, für sie sind die Farben bloße Namen: sie sehn sie nicht an, sondern gehn ans Kalkuliren: das ist ihr Element, darin sie sich wohl befinden.

Uebrigens hat man sich nicht bloß vor der Theorie dieser modernen Newtonischen Chromatologen zu hüten, sondern wird wohlthun, auch bei den Thatfachen und Experimenten zwei Mal zuzusehn. Da sind z. B. die Frauenhofer'schen Linien, von denen so viel Wesens gemacht worden ist und angenommen wird, sie steckten im Lichte selbst, oder wären die Zwischenräume der gesonderten, äußerst zahlreichen, eigentlich homogenen Lichter, wären daher auch anders beschaffen, je nachdem es Licht der Sonne, der Venus, des Syrius, des Blißes, oder einer Lampe sei. Ich habe, mit vortrefflichen Instrumenten, wiederholte Versuche, ganz nach Pouillet's Anweisung, gemacht, ohne sie je zu erhalten; so daß ich es aufgegeben hatte,

als mir zufällig die deutsche Bearbeitung des Pouillet von J. Müller in die Hände fiel. Dieser ehrliche Deutsche sagt (2te Aufl. Bd. 1. S. 416) aus, was Pouillet weislich verschweigt, nämlich, daß die Linien nicht erscheinen, wenn nicht eine zweite Spalte unmittelbar vor dem Prisma angebracht wird. Dies hat mich in der Meinung, welche ich schon vorher hegte, bestätigt, daß nämlich die alleinige Ursache dieser Linien die Ränder der Spalte sind: ich wünsche daher, daß Jemand die Weitläufigkeit nicht scheuen möge, ein Mal bogenförmige oder geschlängelte, oder fein gezahnte Spalten (aus Messing und mit Schrauben, wie die gebräuchlichen) verfertigen zu lassen; wo dann, höchst wahrscheinlich, die Frauenhofer'schen Linien, zum Skandal der gelehrten Welt, ihren wahren Ursprung durch ihre Gestalt verrathen werden, — wie ein im Ehebruche gezeugtes Kind, durch die Ähnlichkeit, seinen Vater. Ja, dies ist um so wahrscheinlicher, als es ein ganz gleiches Verwandiß hat mit dem von Pouillet (Bd. 2. § 365) angegebenen Experiment, durch ein kleines rundes Loch das Licht auf eine weiße Fläche fallen zu lassen, wo dann in dem sich darstellenden Lichtkreise eine Menge koncentrischer Ringe seyn sollen, die mir ebenfalls ausgeblieben sind und von denen eben so der ehrliche Müller uns (Bd. 1. § 218) eröffnet, daß ein zweites Loch, vor dem ersten angebracht, dazu erfordert ist, ja, hinzusetzt, daß wenn man, statt dieses Loches, eine feine Spalte anwendet, dann statt der koncentrischen Ringe parallele Streifen erscheinen. Da haben wir ja die Frauenhofer'schen Linien! Ich kann nicht umhin, zu wünschen, daß ein Mal ein guter und unbefangener Kopf, ganz unabhängig von der Newtonischen Theorie und den mythologischen Aetherschwingungen, die gesammten, von den französischen Optikern und dem Frauenhofer hoch angehäuften, so höchst complicirten chromatischen Experimente, mit Inbegriff der sogenannten Lichtpolarisation und Interferenz, vornahme und den wahren Zusammenhang aller dieser Erscheinungen herauszufinden suchte. Denn mit der Vermehrung der Thatfachen hat die der Einsicht keineswegs gleichen Schritt gehalten, vielmehr hinkt diese erbärmlich hinterdrein. Und Dies ist sehr natürlich: denn die Erfahrung, zumal durch Anhäufung und Komplikation der Bedingungen, zu vermehren, ist Jeder

†) Vergl. Welt als Wille und Vorstellung, 3. Aufl. Bd. II. S. 358 fg.

tauglich; sie auszulegen Wenige und Seltene. Ueberhaupt haben die Physiker, zumal in unsern Tagen, sich durchgängig weniger um die Gründe, als um die Folgen der Naturpotenzen bekümmert, also um die Wirkungen, folglich Anwendungen derselben, z. B. um die Benützung der Kraft elastischer Dünste zu Maschinen, Dampfschiffen und Lokomotiven, oder des Elektromagnetismus zu Telegraphen, des Achromatismus zu Fernröhren u. s. w. Dadurch eben erlangen sie Respekt beim Volke: aber was die Gründe betrifft, so hat es gute Wege, und da wird z. B. der letztgenannte noch immer über den Newtonischen Kamm geschoren, so wenig er dazu paßt, es mag biegen oder brechen.

Die Frauenhofer'schen Linien sollen, wenn das Spektrum vom elektrischen Lichte kommt, statt schwarz, glänzend seyn (siehe Pouillet). In einem Bericht darüber, „Sur la lumière électrique par Masson“, in den Comptes rendus de l'ac. d. sc., vom 16. April 1855, wird nach genauer Untersuchung angegeben, daß die Ursache dieser rayes brillantes die metallischen glühenden Partikeln der beim Schluß in Berührung stehenden Elektroden sind, welche von der Hitze losgerissen und vom elektrischen Strom in die Höhe gerissen werden. Bringt man den elektrischen Funken unter Wasser hervor, so bleiben sie aus.

Ueber die Polarisation des Lichts haben die Franzosen nichts als unsinnige Theorien, aus der Undulation und der homogenen Lichter-Lehre, nebst Rechnungen, die sich auf nichts gründen. Stets sind sie eilig, nur zu messen und zu rechnen, halten es für die Hauptsache: le calcul! le calcul! ist ihr Feldgeschrei. Aber ich sage: où le calcul commence, l'intelligence des phénomènes cesse: während Einer bloße Zahlen und Zeichen im Kopfe hat, kann er nicht dem Kausalzusammenhang auf die Spur kommen. Das Wieviel und Wiegroß hat für praktische Zwecke Wichtigkeit: in der Theorie aber kommt es hauptsächlich und zunächst auf das Was an. Dies erlangt, kann man hinsichtlich des Wieviel und Wiegroß mit einer ungefähren Schätzung weit genug kommen.

Goethe wieder war zu alt, als die Phänomene entdeckt wurden, — fieng an zu radotiren.

Ich lege mir im Allgemeinen die Sache so aus. Die

Reflexion des Lichts im Winkel von 35° zerlegt wirklich das Licht in zwei verschiedene Bestandtheile, davon der reflektirte besondere Eigenschaften zeigt, die aber alle darauf zurücklaufen, daß dieses Licht nunmehr, eines integrirenden Bestandtheils beraubt, sich schwach und schlaff, eben dadurch aber auch zur Erzeugung physischer Farben sehr geneigt zeigt: denn jede physische Farbe entsteht stets aus einer besondern Dämpfung, Schwächung des Lichts. Jene spezifische Schwächung also zeigt es zunächst darin, daß es von den zwei Bildern des Isländischen Kalkspaths nur eines liefert: das andere entstand also vermöge des andern, jezt ausgeschiedenen Lichtbestandtheils. Sodann den schnell gekühlten Glaskubus kann es nicht ganz ausfüllen, verbreitet sich jedoch nicht gleichmäßig in demselben, sondern zieht sich zusammen, wodurch es einige Stellen erleuchtet und andere leer läßt, die dadurch schwarz erscheinen und in gewissen Lagen ein Kreuz bilden, eigentlich aber zwei biegflame, schwarze Bänder darstellen, die, je nachdem man den Kubus dreht, ihn bald wellenförmig in allerlei Richtungen durchziehen, bald einen schwarzen Rand bilden und bloß, wann der Kubus seine Seite horizontal dem Auge zuwendet, in der Mitte, wie ein X, zusammenstoßen und so das Kreuz darstellen: jedoch ist, um dies Alles deutlich zu sehn, ein Parallelepipedon, und nicht der eigentliche Kubus, der geeignetste Glaskörper. Die vier gelben Flecken in den Winkeln des Kreuzes lassen sich ebenfalls durch Drehn als Streifen am Rande vertheilen. Im Ganzen zeugen sie von der großen Neigung dieses, eines integrirenden Bestandtheils beraubten Lichtes, physische Farben zu erzeugen, unter welchen bekanntlich die gelbe am leichtesten entsteht. Besagte Neigung giebt sich nun in allerlei Phänomenen kund: Glimmer- oder GypsSPATH-Blättchen auf den Kubus, oder auf einander gelegt, zeigen allerlei Farben. Die Newtonischen Ringe, welche, um durch Spiegelglas oder Linsen hervorgebracht zu werden, sonst stets eines gewissen Druckes bedürfen, entstehen im polarisirten Licht mit größter Leichtigkeit: besonders bringen zwei geschliffene Bergkry stallplatten sie ohne andern Druck, als den ihres eigenen Gewichts, in größter Schönheit und wundervoller Regelmäßigkeit hervor.

Das größte Wunder des polarisirten Lichtes liefert freilich

das in eine Zange zwischen zwei Turmalinplatten eingeklemmte Stück Doppelspath, indem es ein, je nach der Lage schwarzes, oder weißes Kreuz, umgeben von einer Gloria Newtonischer Ringe, sehn läßt. Daß nämlich der Doppelspath das Licht ebenfalls (wie die Reflexion im Winkel von 35°) polarisirt, scheint gewiß. 5 Dies Wunder muß also doch aus obigen Principien abzuleiten seyn. —

Die schwere Ungerechtigkeit, welche Goethe hinsichtlich seiner 85 Farbenlehre hat erleiden müssen, hat gar mancherlei Ursachen, welche alle aufzuzählen so schonungslos, wie unerquicklich wäre. 10 Eine derselben aber können wir in Horazens Worten aussprechen:

turpe putant, quae
imberbi didicere, senes pordenda fateri.

Das selbe Schicksal ist jedoch, wie die Geschichte aller Wissenschaften bezeugt, jeder bedeutenden Entdeckung, so lange sie neu 15 war, zu Theil geworden und ist etwas, darüber sich die Wenigen nicht wundern werden, welchen die Einsicht geworden ist, „daß das Treffliche selten gefunden, seltner geschätzt wird“, und „daß das Abjurbe eigentlich die Welt erfüllt“. Inzwischen wird auch für Goethes Farbenlehre der Tag der Gerechtigkeit nicht aus- 20 bleiben; und dann wird abermals ein Ausspruch des Helvetius sich bestätigen: le mérite est comme la poudre: son explosion est d'autant plus forte, qu'elle est plus comprimée (de l'espr. disc. II. ch. 10), und wird sodann das in der Litterargeschichte schon so oft wiederholte Schauspiel von Neuem aufgeführt und 25 zum Schluß gelangt seyn.

Aber der Nachkomme, der eine Nachkomme aus Millionen, welcher sich der Kraft bewußt seyn wird, in Kunst oder Wissenschaft etwas Eigenthümliches, Neues, Außerordentliches hervor- 30 zubringen, und der daher in der Kunst wahrscheinlich mit irgend einer alten Weise, in der Wissenschaft aber gewiß mit irgend einem alten Bahn in Opposition tritt, möge dereinst doch dieser, bevor er sein Werk den Zeitgenossen hingiebt, sich mit der Geschichte der Farbenlehre Goethes bekannt machen: er lerne aus den Optics, die dann nur noch als Material der Litterargeschichte in 35 den Bibliotheken ruhen werden, das alsdann schon längst in keinem Kopfe mehr spukende Newtonische Gespenst kennen: er lese

darauf Goethes Farbenlehre selbst, deren Hauptinhalt, kurz und bündig, ihm schon auf der Schule eingeprägt seyn wird: endlich auch lese er von den Dokumenten der Aufnahme des Goethe'schen Werkes so viel, als die Würmer übrig gelassen haben werden 5 und sein Gleichmuth erträgt: er vergleiche nunmehr den handgreiflichen Trug, die taschenspielerischen Versuche der Newtonischen Optics, mit den so einfachen, so leicht faßlichen, so unverkenn- 86 baren Wahrheiten, die Goethe vortrug: er bedenke endlich, daß Goethe mit seinem Werke zu einer Zeit aufgetreten ist, wo der 10 wohlverdiente Lorbeer sein ehrwürdiges Haupt kränzte und er, wenigstens bei den Edelsten seiner Zeit, einen Ruhm, eine Verehrung erlangt hatte, die seinem Verdienst und seiner Geistesgröße doch einigermaßen entsprachen, wo er also der allgemeinen Aufmerksamkeit gewiß war: — und dann sehe er, wie wenig, wie 15 so gar nichts Alles dieses vermochte gegen jene Sinnesart, die nun ein Mal dem Menschengeschlecht im Allgemeinen eigen ist. Nach dieser Betrachtung ziehe er nicht etwan die Hände zurück; sondern vollende sein Werk, weil diese Arbeit die Blüthe seines Lebens ist, die zur Frucht gedeihen will: er gebe es hin; aber wissend 20 wem, und gefaßt.

III.

COMMENTATIO EXPONENS
THEORIAM COLORUM PHYSIOLOGICAM,

Eandemque primariam,

Auctore

Arthurio Schopenhauero.

EST ENIM VERUM INDEX SUI ET FALSI.

Spinoza.

[3]

I.

PROOEMIUM.

Cur equidem eandem colorum theoriam, quam abhinc annos plus tredecim in vernacula publici juris feci*), jam latinis litteris consignem, ratio reddenda esse videtur.

Nimirum novae huic colorum explicandorum rationi hucusque unus tantum vir palam suffragatus est, celeb. Ficinus, Professor Dresdensis, qui, anno 1818, in Piereri Lexico anatomico-physiologico, sub voce „Color“, hancce colorum theoriam, ut unice veram, suae expositioni pro fundamento substravit: idem etiam in ea, quam nuper (1828) edidit, Optica, meam colorum rationem docet, sed sparsim (§§ 127, 129, 132, 133, 135, 136, 146), justo brevius, aliisque, quam quibus ego locutus eram, verbis usus, neque principalibus in locis mea mihi vindicat, sed admiscet ea suis sibi propriis placitis; quae quidem asserto falso inniti inferius (§ 4) mihi monendum erit. Ceteri, licet permulti, qui ab eo inde tempore, in Germania, de his similibusque rebus scripsere, non mihi adstipulati sunt, neque proinde rationem meam impugnaverunt, redarguerunt aut condemnarunt, sed, quod de rebus futilibus, ne disceptatione quidem dignis, fieri solet, omnino de ea tacuerunt. At enim vero non ea mea est humilitas, ut istorum silentium pro iudicio

*) Ueber das Sehn und die Farben; von A. Schopenhauer. Leipz. 1816.

habeam, neque vicissim ea mea superbia, ut illud necessario aut e stupore aut e livore natum esse utique contendam: licet non ignorem, esse adversus merita silentium vituperatione saepe efficacius, semper tutius, ideoque mediocribus omnibus commendatissimum. Imo vero de his parum laborans, ea tantum procurare satago, quae ex isto silentio jam mihi incumbere intelligo, videlicet prospicere, ne inventa, quae vera eademque alicujus in disciplina momenti esse persuasissimum habeo, plane neglecta et vetustate tandem oblitterata pereant, de integro invenienda posteris. His igitur intentus, eandem colorum rationem Latinis jam sum litteris expositurus, eo potissimum consilio, ut lectio ejus exteris quoque pateat, inter quos forte fortuna attentiores aequioresve ei contingere possint iudices; deinde etiam ut, huic scriptorum corpori inserta, interitui minus obnoxia sit.

„Sed,“ jam enim Senecae verbis uti licet, „quid sibi quisque nunc speret, quum videat pessima optimos pati?“ — Pergaudeo equidem, imo glorior, me primum, quod sciam, fuisse, qui, suo iudicio fisus, summi Goethii de colorum physicorum ratione demonstrationibus palam adstipularetur, eo maxime tempore, ubi illae consensu physicorum fere communi reprobatae fuerint, anno nimirum 1816. Nonnulli deinde vestigia presserunt; nec desunt hodie in Germania complures, quibus de inventorum ejus veritate persuasum sit: multum tamen adhuc abest, ut communis omnium consensus palmam ei detulerit; atque, vicesimo volvente anno, adhuc sub iudice lis est. Interim viget etiamnum ubique, et, tamquam si nihil acciderit, decantatur in libris physicis fere omnibus Neutoni doctrina: etiamnum instituuntur teneri, ut mature discant credere in „lumina homogenea septem, unum constituentia lumen album, nec non in diversam eorum refrangibilitatem, congenitasque iis qualitates colorificas!“ — Haec, licet deplorem, nihil miror. Non enim mihi, me in historia litteraria legere, vera inventa facili negotio vetustos errores expulisse, aut scientiarum academias, quum errores, quorum custodes per secula fuerant, a privatis hominibus refellerentur, semper primas fuisse, quae, derelictis falsis, veris accederent; nisi forte ubi meris experimen-

tis res agebatur, de quibus iudicium penes sensus est, non penes intellectum. Quin imo hoc compertum exploratumque habeo, quibuslibet temporibus veritatem, nisi vires ab auctoritate mutuata, paucissimorum fuisse, errorem autem tam crebrum quam vulgarem; quia vulgus ubique, et fere nil nisi vulgus: nam πολυμαθία νουν οὐ διδασκει. — Subinde affirmatum inculcatumque est, naturae cognitionem experientia tantummodo inniti et calculo. At pervelim scire, cur omittatur tertium, utraque illa intercedens et vinculi instar connectens, absque cujus ope illorum opera vana, irrita et plane nihili sunt, iudicium dico, Secundam Petri, ut antiquitus audiebat*). Experientia exhibet facta, quae nuda et absque ratiocinatione etiam brutis patent. Calculus nil nisi quantitatem, το ποσόν, determinat, cujus nulla est utilitas, nisi primum vera rei ratio, το τι ἦν εἶναι, stabilitum fuerit, quod solo fit iudicio. Experientia porro est omnium, calculi multorum, iudicium autem, quod vehementer doleo, paucissimorum rarissimorumque, nae potius inter prodigia recensendum, quam inter naturales animi facultates, ut, per ironiam credo, fieri solet. Quae quum ita se habeant, consolentur nos Livii verba, qui veritatem laborare nimis saepe ait, extinguere nunquam. Non enim ei, ut vera sit, stultorum invidiorumve venia impetranda est: non ergo nisi ad tempus ei officere possunt et vituperatio aperta et silentium invadum. At enim vero tempus ipsum est meritorum iudex aequissimus, veritatis vindex acerrimus, laudis et vituperii dispensator incorruptissimus: quamobrem, Italico proverbio lepidissimo, dicitur tempus vir integerrimae fidei (Tempo è galantuomo).

Attamen, ne in ipso limine eos absterream, qui Goethii de coloribus placita detestabilem haeresin esse apud animum suum constituerunt, profiteor, meam colorum theoriam, utpote physiologicam et eam ob rem primariam, nullo modo neque e Goethii de coloribus physicis theorematibus pendere, neque e Neutoni, quum in ordine materiae trac-

*) i. e. secunda pars dialectices Petri Rami, quae erat „de iudicio.“

tandae utrisque antecedit, et vera fuerit, etiam si illi ambo errassent. Non enim principia ab iis petit, neque a parte priori cum iis connexa est, sed tantum a parte posteriori; ita ut ex ipsa potius depromi possint indicia et argumenta, quibus satis firma conjectura decernatur, cujusnam illorum a partibus veritas stet. Nos enim colores tantummodo physiologice, i. e. quatenus in iis functio quaedam oculi versatur, sumus consideraturi; dum illorum thema sunt colores physici et chemici, i. e. res externae, quibus colorum sensus in oculo suscitatur.

Phaenomenon, quo mea colorum ratio nititur, unicum est, idemque intra limites oculi positum: consistit nimirum in coloribus, qui post adspectam rem aliquam coloratam, sua sponte in oculo oriuntur; quos quidem Goethius physiologicos dixit colores. Hos primus animadvertit, rationemque eorum summam exposuit Buffonius*), postea Waringius Darwinus**), denique Himlyus***) eos tractarunt: sed uberima exactissimaque eorum descriptio tandem Goethio accepta est referenda, legiturque in opere ejus de coloribus.

Haec autem, antequam gradum proferam, lectorem rogo obtestorque, ne se ad meae theoriae cognitionem lectionemve accingat, antequam hos physiologicos colores suis ipsius oculis usurpaverit, atque repetita eorum contemplatione familiarem sibi eorum reddiderit conspectum. Quo nihil profecto facilius. Chartulam, aut pannulum sericum, sex unciarum quadratarum magnitudinem non excedentem, quolibet colore puro vegetissimoque tinctum, januae cubiculi adfigat, teneatque oculos per sexagesimam horae unam alteramve partem constanter in eum fixos: tunc repente abrepto pannulo, alium colorem, plane diversum, in illius loco conspiciet. Excipiet autem colorem flavum violaceus, rubrum viridis, aurantiacum coeruleus, et similiter vice inversa. Si, quod initio accidere solet, color ille subsequens non statim percipietur, in culpa

*) Hist. de l'acad. de sc. 1743.

**) Erasmi Darwini Zoonomia: — etiam in philos. Transact. Vol. 76.

***) Ophthalm. Biblioth. Bd. I, St. 2.

erit animus, qui huic rei attendere nondum didicit, minime autem oculus, qui non potest non fungi munere suo. Repetito saepius experimento, colorem illum videre certo continget, optime vero et facillime si pannulus sericus coloratus fenestras specularibus adfigetur, ubi, luci pervius, acerrime in oculum agit. Hanc autem rem qui neglexerit, sciat se coecum ad colores accedere et haecce legendo oleum et operam perdere.

II.

Νοῦς ὁρᾷ καὶ νοῦς ἀκούει· ἑτέρα κωφὰ καὶ τυφλά.

Epicharmus.

(Mens videt, mens audit, cetera surda et coeca).

Antequam rem ipsam aggrediar, necesse est, ut paucis
exponam, quidnam ad visionem rerum externarum conferat
sensus, quid intellectus, utque munera utriusque eorum di-
ligenter dispescam, eo nimirum consilio, ne postea dubitet
lector, colores, quos pro objectorum proprietatibus habere
consueverit, jam meras retinae functiones, ut revera sunt,
agnoscere. Attinet enim omnem hac de re scrupulum ex
animo evellere; licet inter philosophos jam dudum constet,
colores non extra, sed in oculo esse. Hoc enim jam docuit
Cartesius (Dioptr. c. 1); quin etiam antiquissima hujus rei
testimonia exhibet Sextus Empiricus (Hypot. Pyrrh. L. II., [8]
c. 7.). Ut igitur subtilius eam rem perspiciamus, differentia
sensus inter et perceptionem manifesta facienda est. Sen-
sus est affectio partis alicujus corporis et proxime affinis
voluntati: prout enim huic adversa aut conveniens sit, nun-
cupatur aut dolor aut voluptas. Sola visus et auditus, par-
tim etiam tactus organa impressionibus sunt apta adeo le-
vibus, ut absque omni directa voluntatis commotione, i. e.
absque dolore et voluptate, cieantur et sentiantur. Attamen
multum abest, ut vel ita perceptionem rerum efficiant, aut

ut ullo modo ex mera adunatione et conjunctione diverso-
rum sensuum perceptio existere possit, quo quidem verbo
significari volo comprehensionem intuitivam corporum,
spatium tribus dimensionibus implentium, temporis succes-
sione motus mutationesque ad normam legis causalitatis pera-
gentium. Hujus igitur perceptionis originem e mero cor-
poris sensu repetere olim sagacissimus Lockius, ejusque imi-
tator Condillacius satagerunt, atque, ut primi qui in hac
arena periclitarentur, magna laudabiliaque praestiterunt. Nos
autem ad altiora evexit philosophus, omnium, quotquot un-
quam fuere, facile princeps, summus Kantius, in aeternum
celebrandus, licet jam obsolescere videatur hujus aetatis ho-
minibus, condignis, hercle, quibus impudentissimi vilissimique
circulatores monstruosam verborum sensu ac sententia caren-
tium congeriem, insanientium deliramentis proximam, cum
placitis aliquot manifeste absurdis exornatam, pro maxime
reconditis philosophiae arcanis divendant. Kantius igitur,
summa cum veneratione nominandus, in eo nos collocavit
cognitionis fastigio, unde ad rudes istos seculi praeteriti cona-
tus, velut ad prolusiones juveniles respicimus: proinde non
possumus morari Anglorum Gallorumque philosophiae doc-
tores, viros, ut fere fit, mediocres, quos indecora linguae,
qua maximus philosophus scripsit, ignorantia prohibuit,
quominus ingentes scientiae, quam profitentur, progressus
participare possent.

Kantii igitur beneficio scimus, tempus atque spatium
prius mentis quam rerum esse proprietates, illiusque veluti
formas, i. e. modos ac rationes, quibus necessario percipit
quodcunque percipere nata est; quamobrem etiam leges nor-
masque spatii et temporis, absque ulla experientiae ope,
certo certius anticipat et indubitate praenoscit; cujus quidem
rei documentum mathesis est: scimus item, causalitatis le-
gem atque ordinem minime experientiae acceptum referen-
dum, sed pariter infixum innatumque esse intellectui, et
proinde, una cum tempore et spatio, formam atque naturam
mentis conficere. Quae quum ita sint, ex sensuum affectione
tum demum oritur perceptio, quum intellectus effectum,
quippe qui solus sentitur, ad causam ejus refert, quam qui-

dem in spatio, mere, uti diximus, intellectuali, eo collocat, unde effectum exire sensus ipse prodiderit, eamque causam, ipso hoc actu, ut objectum corporeum, quod spatium implet, intuetur. Intellectu igitur, non sensu, fit perceptio. Peragitur autem ille transitus ab effectu ad causam directe, 5 repente, necessario et absque ulla ratiocinatione; quippe qui actus est intellectus puri, non rationis. Ratio enim plane diversa est mentis facultas, quae in notionibus abstractis earumque compositionibus, h. e. in cogitationibus versatur, quarum ope genus humanum omnia illa perficit, quibus 10 tantopere ceteris animantibus antecellit. Etiam causalitatis principium, quatenus distincte et in abstracto cogitatur, non nisi ratione comprehenditur: at primaria et directa ejus cognitio intellectu fit, cujus adeo, ex mea quidem sententia, unica est functio. Intellectus enim, sicuti a corporis sensi- 15 bus ad causas eorum externas transiens, adhibitis spatii et temporis formis innatis, menti exhibet res externas, sive mundum objectivum; ita et inter ipsas illas res, causarum ad effectus varias relationes indefesso studio investigat: quod quidem si accuratius exactiusque exsequitur, tum 20 acuminis, sagacitatis, solertiae, vel perspicacitatis nomen accipit; similiter ac rationis perfectior, praesertim circa res agendas usus, acriorque ejus intensio, prudentia vocatur.

Tantae igitur quum sint intellectus in perceptione rerum partes, sensus hoc tantum conferunt, quod operis materiam 25 illi subministrent. Sunt sensus nimirum corporis partes, prae ceteris ad accipiendas impressiones extrinsecus profectas aptae, patetque unusquisque eorum peculiari illarum generi. [10] Haec autem eorum differentia non a nervis ipsis repetenda est, quum pulpa nervosa in omnibus sensuum organis una 30 eademque sit, sed ex involucris apparatuque exteriori, quo fit, ut nervus in retina expansus lumine, nervus in labyrinthi et cochleae aquam immersus sono afficiatur et s. p.*): quamobrem diversae singulorum sensuum affectiones quodammodo ad tactum varie temperatum revocari possunt. 35

*) Hac de re dignus est qui legatur acutissimus Cabanisius, in praeclaro suo opere: *Rapports du physique au moral*, Vol. I. mém. 3.

Visus autem ceteros sensus in hoc superat, quod maxime idoneus est ad multifarias, levissimas, subtilissimasque impressiones extrinsecus accipiendas, variasque earum modificationes distinguendas, quae tamen minime perceptionem ad- 5 huc efficiunt, sed rudis tantum et incondita ejus sunt materia, intellectus demum opera in perceptionem cognitionemque transformanda. Quamobrem, si fieri posset, ut quis, pulcherrimo prospectu in extensas terrae marisque regiones gaudens, tum maxime omni intellectu repente privaretur, ille 10 jam nullius rei amplius maneret sibi conscius, nisi retinae in oculo multicoloribus maculis variegatae. Hoc enim residuum cruda ostenderet elementa, e quibus intellectus antea perceptionem illam conficiebat. Hanc rem jam intellexit Plutarchus, quum diceret: ὥς του περι τα ὁρματα και ὡτα 15 παθους, ἀν μη παρη το φρονουν, αλσθησιν οὐ ποιουντος (de solertia animal.).

Tantum itaque intellectus esse in efficienda perceptione momentum, etiam argumentis ex experientia petitis comprobari potest, quorum praecipua breviter exponam.

20 1) Notissimum est, objectorum, quae videmus, imaginem in retina stare inversam, h. e. retinam a luminis radiis, quos objecta ei immittunt, propter eorum in pupilla decussationem, inverso ordine affici; dum nihilominus res justo ordine erectas videmus. E tot tamque variis hujusce rei 25 interpretationibus, haec una rem ad liquidum perducit. Perceptio non constat in sensu retinae extrinsecus affectae, sed in comprehensione causae ejus sensus externae, ad quam [11] ab illo transit intellectus. Quum autem hic transitus fiat servato ordine et directione radiorum incidentis luminis, 30 qui in pupilla decussantur, necesse est, extra jam esse superiora, quae in retina inferiora erant. Hoc argumento bene ponderato nullum potest esse validius.

2) Binis oculis, duplicata ergo affectione, singula tamen videmus objecta. Neque heic falsis hujus rei explicationibus 35 immorabor, quum veram jam dudum habeamus, eam nimirum, quam uberrime exposuit et delineationibus exactissimis illustravit Robertus Smithius in celeberrima sua Optica. Summa ejus huc redit. Quum oculi, in statu suo normali, ad idem

objecti externi punctum convergant, radii ab eo emissi et per pupillas ad retinas pergentes, sive axes oculares, angulum conficiunt opticum, feriuntque utramque retinam in punctis invicem sibi respondentibus atque congruis. Respondet autem pars oculi dextri sinistra parti itidem sinistrae oculi sinistri et s. p.: ne forte credas, externa externis internaue internis respondere. Jam intellectus, quum paulatim singula utriusque retinae puncta, invicem sibi congrua, ex usu cognoverit, etiam intelligit, luminis radios, quibus illa una simulque afficiuntur, ab uno eodemque puncto externo profectos esse, quod quidem punctum, et proinde etiam objectum ex ejusmodi punctis compositum, jam singulum, non binum, cernit. Hoc igitur modo e duplici sensu simplex existit perceptio, utpote quae fit intellectu, non sensu. Hujusce rei plura insuper sunt documenta. Primum, quum limis videmus oculis, statim conducantur objecta. Radii enim ab iisdem punctis profecti jam incongrua feriunt retinarum puncta; existimat igitur intellectus, eos a diversis objecti punctis venire: qua in re eodem fallimur modo, quo, quum pilulam decussatis digitis contrectamus, duas sentire pilulas nobis videmur: utroque enim in casu rite judicat intellectus, sed adulterata ei subduntur indicia, existitque fallacia, quae dicitur sensus, reapse autem est intellectus: hic enim perversi organorum situs semper manet nescius, licet eundem ratio probe noverit, neque proinde ipsa fallatur, h. e. non oriatur error, qui est fallacia rationis, sive judicium falsum: nihilominus tamen inconcussa manet ludificatio intellectus, h. e. visum falsum. Nihil enim in intellectu, suapte natura irrationalem, valet cognitio abstractiva, rationi propria. Quamobrem eodem modo fallitur nonnuncquam intellectus, etiam ubi inter res mere externas nexum dijudicat causalem. Nam hic quoque effectus sibi oblatos ad causas revocat solitas, licet ratio minime ignoret, eos hoc tempore ex insolitis causis profectos esse: quod quidem fit e. g., ubi remus aquae immersus nobis videtur fractus, aut ubi imaginem a speculo concavo emissam pro solido corpore ante illud posito habemus, aut ubi luna in horizonte posita multo major apparet quam supra verticem visa, aut

ubi picta caelata videntur. Mirum in modum hic fit manifesta magna, quae inter intellectum et rationem intercedit differentia, functionesque utriusque diversae. — Intellectum, i. e. cognitionem nexus causalis innatam, directam, intuitivam, animantia possident omnia; rationem, i. e. cognitionem abstractam, sive per notiones generales, solus homo. Et hoc sensit Plutarchus, quum, loco supra laudato, adjiceret: *δὲν ἀναγκη, πασιν οἷς το αἰσθάνεσθαι, καὶ το νοεῖν ὑπαρχειν, εἰ τῷ νοεῖν αἰσθάνεσθαι πεφυκαμεν.* — Sed, ut ad propositum revertar, strabo, qui limis, sed eodem semper modo divergentibus oculis cernit, objecta videt singula, non duplicia, quia videlicet ejus intellectus jam cognovit puncta, quibus, in hoc perverso oculorum situ, incidunt radii, ex uno eodemque objecti externi puncto profecti. Fuere enim, quorum oculi, fortuito casu, repente ad situm obliquum redigerentur: his ab initio objecta omnia se offerebant duplicia, sed paulatim sunt facta singula; intellectu nimirum mutato oculorum situi sensim assuefacto. Videas hujusce rei exempla in libris infra citatis*). Plurimorum tamen strabonum alter oculus omnino feriatur**).

[13] Aliud deinde phaenomenon, huic consimile, illud est, quod, oculis in objectum remotius fixis, aliud objectum prope oculos positum jam apparet duplex; et item, inverso ordine, duplex fit illud remotius, ubi ad propinquius convertuntur oculi. Hoc eodem fieri, quo diximus, pacto, quod nempe, clauso angulo optico in remotiore objecto, radii ab altero propius sito emissi retinae puncta jam feriant incongrua, et similiter ordine inverso, delineationibus exactissimis illustravit Robertus Smithius, in Optica sua.

30 Sed hoc palmarium est et forte minus notum, quod fieri potest, ut objecta duo ante oculos recte posita unum solumque esse nobis videantur, quum nempe ita diriguntur oculi, ut situm omnino parallelum servant, neque proinde claudere

*) Cheseldenus, anatomy, p. 324. 3. ed. Homius, in his lecture in the philos. transact. for 1797. Th. Reidius, inquiry into the human mind, p. 330. Ophthalmol. Biblioth. Bd. 3. p. 164.

**) Buffonius, Hist. de l'acad. d. sc. 1743.

possint angulum opticum: tum enim radii, quamvis a duobus objectis oppositis emissi, puncta tamen utriusque retinae feriunt congrua inter se et sibi invicem respondentia; quare intellectus ita deluditur, ut ad unum tantum objectum duplicem referat impressionem. Hunc igitur in finem tubuli 5 duo, e carta glutinata, octo fere uncias longi, diametro unciae cum dimidio, parallela et in modum telescopii binocularis conjuncta apponantur oculis; duo autem numi modicae magnitudinis alteris tuborum extremitatibus inserantur: per eos tubulos rectis oculis numos adspicienti unus tantum 10 numus, isque uno tubulo contentus apparebit.

3) Denique constat, non satis esse ad videndum, habere aliquem oculos apertos, imo addiscendam esse visionem. Infantes modo nati neutiquam percipiunt objecta, sed torpentes stupore gerunt oculos, usque dum, adhibito intellectu, 15 impressiones in omnes sensus simul factas ad innatam sibi causalitatis legem retulerunt, easque innatis pariter perceptionis formis, spatio nimirum et tempori, adaptarunt. Fiunt haec paulatim: comparantur videlicet diversorum sensuum diversae affectiones, ad unam tamen eandemque referendae 20 causam, quae quidem eo ipso fit objectum. In visu praesertim permagna opus est autodidascalia, donec lucis et umbrae, intervallorum discriminis, variantis pro varia distantia anguli optici, nec non mutationum utriusque oculi inter- [14] narum, inde pariter pendentium, justa facta sit aestimatio: 25 quae quidem omnia intellectu jam exsequitur infans; ratione demum opticus.

Hujus disciplinae progressus melius adhuc observare licet in adultis, quos a connata coecitate sero liberavit cataractae elisio. Hos enim ab initio, quamvis lucis impres- 30 siones quaslibet oculis haurientes, nihil tamen percipere nec discernere, sed experientia tantum et exercitatione paulatim novi sensus usum addiscere, dum interim in miros incidunt errores, tot jam narrationibus confirmatum est, ut earum repetitione heic supersedere utique possim. 35

Arbitror enim, quae allata sunt, satis nobis probare, intellectu fieri rerum externarum perceptionem, sensum autem crudam tantum et inconditam illi subministrare materiem,

quae quidem in visu nihil amplius est quam retinae multimoda affectio, intellectus demum artibus in hujus mundi pulchritudinem transformanda.

Colorem autem ad ipsam sensus affectionem pertinere, 5 et proinde intellectus operationem antecedere, neque ex ea pendere, nemini dubium erit: confirmatur insuper eo, quod cataracta liberati colores distinguunt statim et ante quam corpora, quibus cohaerere videntur, animo perceperint; item, quod obtutus limus nequaquam immutat colorem; denique, 10 quod colores physiologici sua sponte in oculo oriuntur. Verum quum intellectus, ab effectibus ad causas transiens, ex oculorum sensu perceptionem mundi externi procreat, tum etiam colores, licet merae sint oculi affectiones, ad causas, quibus extrinsecus suscitantur, refert, eosque jam tamquam 15 corporum externorum qualitates, quae iis inhaereant, percipit. Nihilosecius tamen colores per se ipsi nil nisi oculi sunt affectiones, quo nomine eos jam sumus consideraturi.

III.

[15]

DE COLORIBUS.

Οὐ μόνον πασχει, ἀλλὰ καὶ ἀντιποιεῖ το τῶν χρωμάτων
αἰσθητήριον. Arist. de somniis c. 2.

§ 1.

5

Methodus.

Ubicunque ad datos quosdam effectus causae quaeruntur latentes et omnino ignotae, ratione et numero res ita aggregandi est, ut primum effectus ipsi omni ex parte considerentur, cognoscanturque penitus, quum ex iis tantum peti 10 possint indicia, quae ad causarum explorationem viam aperiant. Hoc autem in invenienda colorum ratione hucusque plane praetermissum est. Neutonus, ne paulisper quidem moratus effectum, qui problema erat ei propositum, scilicet oculi in videndo colore affectionem, statim ad causae inves- 15 tigationem properavit, arreptoque temere vitreo primate, profecto petitionem commisit principii. Sed ejusdem negligentiae omnes accusandi sunt, qui hucusque colorum causas quaesivere, ne ipso Goethio quidem excepto, qui, licet colorum sponte in oculo orientium leges rationemque exacte 20 exposuerit, minime tamen theoriam iis superstruere, aut saltem indicia causarum colorum externarum ex iis adsumere, aut ullo denique modo eos colores, quos physicos nominavit, cum illis connectere cogitavit: inde factum est, ut liber ejus minime nos doceat, quid color sit, sed tantummodo qua 25 ratione physicus color oriatur. Omnes igitur colorum investigatores, neglecto phaenomeno ipso, causas ejus circumspexere externas, quas quidem tum in superficie corporum

coloratorum, tum in luce ipsa, sive refractione divisa dispersaque, sive commixtione cum umbra, aut interposito materiae semipellucidae varie temperata quaeiverunt. Attamen sana ratio praecipit, ante omnia ipsum coloris sensum esse 5 perscrutandum, atque videndum, an forte ex ipsius conditione legibusve, quas servat, ipsa coloris natura intelligi, indeque, quid ipse sit per se, i. e. ut phaenomenon mere physiologicum, sciri ullo modo possit.

Procul dubio ejusmodi intima effectus ipsius, de quo 10 agitur, h. e. sensus coloris, cognitio, etiam indicia suppeditabit ad investigationem causae ejus, videlicet conditionis rerum externarum, qua aptae sunt ad istum sensum suscitandum. Necesse enim est, ut cuilibet effectus alicujus variabili modificationi etiam in causa ejus ad amussim res- 15 pondeat conditionum aliqua mutabilitas, sitque causa pariter atque effectus versatilis. Ubi, e. g., nullis certis limitibus discriminatur effectus varietas, sed continuitate quadam ex uno in aliud transit; ibi neque in causa esse potest certa quaedam, fixa praefinitaque conditionum differentia, sed 20 etiam haec eandem referre debet indistinctam mutabilitatem. Item, ubi effectus differentiae ita variantur, ut una sit alteri e contrario opposita, ejusque velut directa conversio; ibi etiam causa ejusmodi conditionum suarum quandam oppositionem et conversionem admittere debet; τῶν γὰρ ἐναντιῶν 25 πάναντια αἰτία. Arist. de generat. et corrupt. p. 336. Quae quidem omnia certa intellectus anticipationem decernere licet.

Neglecta igitur hucusque methodo usuri ad sensum coloris ipsum convertemur, eumque ut phaenomenon physiologicum considerabimus, qua quidem opera viam sternemus 30 iis, qui causas eum sensum extrinsecus suscitantes exploraturi, colorum, quos Goethius optime in physicos et chemicos dispescuit, theorias, quas habemus, diversas dijudicare, aut adeo novam aliquam excogitare volent. Omnibus enim ejusmodi theoriis nostra semper erit pro fundamento: est 35 igitur primaria, illae secundariae tantum erunt.

§ 2.

Actio retinae integra.

Nobis ergo lucis, obscuritatis, coloris sensus nihil nisi retinae sunt variae affectiones. Convenit hodie inter omnes physiologiae peritos, sensibilitatem minime esse affectionem 5 mere passivam, imo vero partis sensibilis actionem quandam, extrinsecus excitatam. Itaque etiam retinae sensum, luce suscitatum, actionem ejus vocabo: hanc autem inte- [17] gram esse dico, ubi lux plene, rite nullisque impedimentis imminuta in eam agit. Contra, deficiente omni luce, in 10 inertiam recidit retina.

Corpora quae, luci exposita, perinde ac lux ipsa retinam afficiunt, fulgore sunt praedita, sive specula. Praeterea autem alia quaedam corpora lucis in ipsa actionem eatenus moderantur, ut eam radiatione privatam ad aequa- 15 bilitatem quandam redactam retinae tradant: sunt haec nimirum alba. Sicuti physici calorem radiantem a diffuso distinguunt, ita et albedo quodammodo est lux diffusa. Quum fulgor nihil faciat ad nostram quaestionem, erit nobis lucis et albedinis in retinam impressio una eademque, atque 20 proinde dicemus: retina a luce ipsa, vel a corpore albo ad propriam sibi actionem suscitatur integram, sive nulla ex parte comminutam. Contra, tenebris aut corporibus nigris exposita iners manet. Nigra videlicet sunt corpora, quae, licet in ipsa agat lux, nullo tamen modo sensum re- 25 tinae suscitant.

§ 3.

Actio retinae quoad *intensionem* partita.

Lucis et albedinis efficacia, et proinde etiam retinae actio ab illa suscitata, gradationem quandam admittit, qua 30 quidem fieri potest, ut lucem inter et obscuritatem, item albedinem inter et nigredinem innumeri sint gradus, illic penumbram, heic colorem cinereum efficientes. Duae inde nobis existunt gradationum actionis retinae series, quarum differentia in eo tantum posita est, utrum lucis impressio 35 sit directa, an indirecta, videlicet:

Lux;	penumbra;	obscuritas.
Albedo;	color cinereus;	nigredo.

Quum gradus intermedius, nempe penumbra et color cinereus, intensionem actionis retinae comminutam indicent, sequitur, 5 in his totius retinae vim ex parte tantum esse activam, ex parte autem quiescere, ipsam ergo retinae actionem quoad intensionem posse partiri.

[18]

§ 4.

Actio retinae quoad *extensionem* partita.

10 Quum ipsa retina planum sit extensum, nihil obstat, quominus pars ejus aliqua ad actionem suscitetur, dum ceterae partes quiescant; qua quidem re manifestatur actionis ejus quoad extensionem partitio. Hanc autem reapse locum habere, jam inde patet, quod variarum impres- 15 sionum simul capax est oculus. Praeterea pendet ex hac re phaenomenon illud, quod Goethius (Vol. I. p. 9 et 13.) memorat. Nimirum, quum in planitie alba crucem conspicimus nigram, v. c. illam, quam nubilo coelo fenestra exhibet, fixosque in eam aliquamdiu tenemus oculos, repente autem 20 in terram aliamve planitiem subumbrosam cinereamve oculos conjicimus, tunc invertitur ille adspectus, offertque sese nobis crux alba in plano nigro. Cujus rei causa procul dubio haec est, quod retinae pars, antea a planitie alba ad actionem suscitata, inde jam exhausta atque defessa est; 25 neque potest amplius multo debiliore plani cinerei incitamento ad actionem suscitari; contra vero, altera pars, quae tunc, crucem adspiciens nigram, feriabatur, jam hac quiete refecta, etiam parum valido illo plani cinerei incitamento in actionem integram evocatur. — Nihil igitur est, quod 30 credamus, retinae partes munera sua per vices obire, partemque antea feriatam deinde sua sponte in actionem transire. Nam, si post adspectam crucem nigram in plano albo oculos claudimus, aut in locum omnino obscurum eos dirigimus, neutiquam convertitur ille adspectus, imo perdurat 35 aliquamdiu affectio a principio retinae impressa, quod etiam Goethius memorat (Vol. I. P. I. § 20). Hoc autem in experi-

mento facile aliquis falli potest, si clausos oculos etiam manu operire neglexerit, ubi lux, per palpebras penetrans, plani cinerei in morem agit, conversumque ergo praebet adspectum, quem vero e luce externa pendere inde intelligitur, quod, reposita ante oculos manu, statim resumit ad-
 spectus speciem naturalem: hoc jam Franklinum expertum esse ipsius verbis legitur in Goethii operis volumine II. p. 579. Ipsa haec res Ficinum fefellisse videtur, quippe [19] qui in Optica sua (§ 122), reclamante experientia, docet, eum adspectum etiam clausis oculis, ergo sponte sua, con-
 verti, cui quidem falso asserto deinde sua de physiologica colorum origine placita superstruit, mea iis admiscens.

§ 5.

Actio retinae quoad qualitatem bipartita.

Indubitata illa, quam hucusque exposui, actionis retinae
 tum in intensione tum in extensione partitio, generali partitionis quantitativae appellatione comprehendere potest. Jam vero ostendam, actionem illam alio adhuc modo, coque toto genere a prioribus illis diverso, posse partiri, videlicet quoad qualitatem, eamque partitionem reapse locum
 habere, quotiescunque color aliquis oculis obversatur. Ut autem continuo tramite ad novam hanc rationem transeamus, revertamur ad illud, quod priori paragrapho exposui, phaenomenon.

Adspicias igitur, sed corporis, non mentis tantum oculis, discum album in planitie nigra depictum: deinde aversis repente in locum subumbrosum cinereumve oculis discus apparebit niger in planitie alba: quod quidem phaenomenon oriri ex actionis retinae quoad extensionem partitione perspectum jam habemus. Exhausta nempe retinae, in ea parte, quam discus albus modo feriebat, actio a minori claritate excitari jam non valet. Est hoc quidem simile ac si guttae aetheris sulphurici manui inspersae evaporatione calor ejus loci absumitur, donec paulatim renascatur. — Jam autem in disci albi locum flavum sufficias discum, corporisque, obnixae rogo, non mentis oculis eum

intueare: tunc conversis subito in subumbrosum locum oculis, pro nigro, qui antea, idem facienti apparebat, discus tibi obversabitur violaceus, spectrum scilicet physiologicum aciei obvolitans. Phaenomenon ipsum tibi notissimum ac familiare esse ex iis, quae in prooemio dixi, certum habeo. Pergo igitur ad ejus interpretationem, cujus quidem veritas nulla alia probatione fulciri potest, quam ipsa rei evidentia adhibito judicio percipienda et continuata phaenomeni ipsius per omnes ejus variationes contemplatione magis magisque firmanda, donec validissimum argumentum ei accesserit ex iis, quae § 10 exponuntur.

Discus albus integram retinae actionem evocaverat, qua defatigata et exhausta, iners remansit ejus locus, teste disco nigro subsequente. Sed flavum discum excipit pro nigro violaceus: quia scilicet color flavus non integram retinae actionem suscitaverat, neque proinde totam ejus vim absorbere potuerat, sed partem hujus tantum; jam, sponte sua, subit altera pars, discus violaceus. Bipartitur igitur adspectu flavi coloris vis retinae activa, disceditque in partes, easque non sola quantitate, sed etiam qualitate diversas, quarum unam flavus nobis exhibet color, alteram violaceus sponte illum subsequens. Quum partes ambae, conjunctim sumtae, integram retinae actionem adimpleant, alteram alterius voco complementum. Manifesto autem coloris flavi in retinam impressio, lucis ipsius aut albedinis impressioni multo similior est ea, quam facit violaceus color. Colligimus inde, partes, in quas discedit retinae actio, non esse inter se aequales; sed eam, quae flavum exhibet colorem, multo majorem esse ea, quae violaceum, sive complementum ejus, ostendit.

Jam vero, quum de claritate et obscuritate colorum inciderit mentio, distinguas oportet coloris claritatem obscuritatemve propriam atque nativam a fortuita et accidentali, ex admixto albo nigrove oriunda. Potest enim quilibet color, albi nigrive admixtione, pro libito clarificari vel offuscari: sed tum demum, ubi ab omni hujusmodi mixtura vacat, maxime vegetus saturque existit; attamen tunc non nisi nativam propriamque sibi claritatem exhibet. Hac ipsa

autem color colori antecellit, dum alter luci, alter obscuritati magis affinis est. Intrinsic illa atque nativa coloris claritas ab adventitia facile distinguitur eo, quod, quum nativa tantum luce color claret, tum maxime vegetus est, acerrimeque afficit visum: contra, ubi mutuato extrinsecus candore albet, pallidus fit, languidus debilisque. Violaceus v. g. color suapte natura obscurissimus est omnium, minimaque pollet vi nativa: contra, flavus color propria claritate et serenitate primum obtinet locum. Nihilominus et violaceus color, admixto albo, ad maximam claritatem potest perducere: minime autem ea re fit vegetior; quin imo magis adhuc languet, pallet, proximeque accedit ad eam albi nigrique mixturam, quam cinereum colorem vocare linguae me cogit inopia. Simili ratione colores suapte natura clari lucidique, admixto nigro, pro libito obscurantur, quo negotio perinde nativum amittunt vigorem; veluti quum e flavo fit fuscus. E vigore igitur colorum cognoscere licet, utrum puri sint ab omni albo nigrove adventitio. In eo itaque statu multo majore claritate albet flavus quam violaceus color: exinde ergo cognoscimus, illum multo majorem bipartitae actionis retinae partem exhibere quam hunc, utpote qui, complementum ejus efficiens, inter omnes maxime est tenebricosus.

Pergamus autem in explicatione phaenomeni ante oculos positi. Disco flavo jam substituamus aurantiacum, i. e. e rubro flavum. Ejus intuitum spectrum subsequetur coeruleum. Animadvertamus, pari gradu, quo color disci ab albore secedit, eidem appropinquare spectrum. Minus enim candet flavo colore aurantiacus; magis proinde violaceo coeruleus, quippe qui aurantiaci est complementum. Inde intelligimus, actionem retinae bipartitam jam in partes minus inaequales inter se discessisse. Plane aequales denique fient, ubi discum rubrum spectrum subsequetur viride. Rubrum autem colorem intelligi volo illum, a Goethio purpureum dictum, ne minimum quidem aut in violaceum, aut in aurantiacum vergentem. Spectrum solare, prismate effectum, neutiquam eum exhibet, sed tantum e rubro flavum, sive aurantiacum: attamen potes etiam prismatis ope colorem vere rubrum conspiciere, nimirum si bacillum

horizontalem illum, fenestrae specularibus interpositum, per prisma contemplaris: cujus rei rationem Goethius optime reddidit. Chemice carminum purum et saturum eum colorem exhibet. Hic igitur color vere ruber ab albedine tantum distat, quantum etiam complementum ejus, color nempe perfecte viridis: quamobrem utrumque justum dimidium actionis retinae accurate bipartitae existere statuimus. Inde etiam repetenda est eximia horum colorum, qua ceteris omnibus antecellunt, pulchritudo, perfectissimaque eorum inter se harmonia, qua, juxta positi, visum mirum in modum laetificant: quamobrem digni sunt, qui colores per excellentiam, *χρωματα κατ' ἐξοχήν* nominentur.

Quisquis consecutionem illam colorum complementorumque eorum hactenus expositam corporis oculis prosecutus erit, simulque mentis aciem in eam intenderit, forsitan non dubitabit, actionis retinae in visu colorum qualitative bipartitae sequentes proportionales mecum statuere, quas tamen, quum alia, praeter eam, quam ipse eorum affert intuitus, probatione firmare adhuc non possim, hypotheticas vocare non recuso. Ruber igitur cum viridi colore illius actionis partes sunt exacte dimidiatae: ejusdem vero duas tertias exhibet aurantiacus; coeruleus autem, utpote hujus complementum, tertiam duntaxat: flavus denique tres quartas, et proinde complementum ejus, violaceus color, quartam modo partem.

Neque nos movere debet, quod violaceus color, quum medius sit inter rubrum, qui dimidiam, ac coeruleum, qui tertiam partem actionis implet, tamen ipse non nisi quartam occupare statuatur. Idem enim heic accidit, quod in chemicis mixturis, ubi scilicet qualitates partium ingredientium nullam directam habent rationem ad qualitatem compositi. Simili igitur ratione, color violaceus, licet e duobus ipso clarioribus efficiatur, omnium tamen est obscurissimus, quamobrem, simulatque in unum alterumve illorum vergit, statim incipit clarescere: quod quidem nulli praeterea accidit colori. Nam aurantiacus, si in flavum inclinatur, lucidior, in rubrum autem vergens, obscurior fit. Viridis magis lucet, si in flavum, minus, si in coeruleum vergit. Flavus, qui, ut violacei

complementum, lucidissimus est omnium, etiam inversa atque ille ratione obscuratur, sive in rubrum, sive in viridem deflectat.

E certis illis fixisque simplicissimarum rationum proportionibus, quibus actionem retinae in visu illorum sex colorum bipartiri statuo, procul dubio repetendum est, quod illi sex colores semper et apud omnes gentes denotati, inditisque sibi propriis nominibus distincti sunt, licet colores possibiles sint innumeri, indistinctisque gradibus paulatim alius in alium transeant. (Conf. Aristot. de sensu et sensibili c. 3. p. 439, 40.)

Denique, ut exempli propositi expositionem absolvam, si discus, qui ultimo ruber fuerat, tandem mutatur in violaceum, spectrum eum subsequetur flavum, quo pacto phaenomenon ab initio ante oculos positum, peracto circuitu, in contrarium abierit, exhibente jam disco ipso quartam tantum actionis bipartitae partem, complemento autem ejus tres quartas.

Postremo, ne quem moveat, nos, ubi bipartitionem actionis retinae qualitativam a mere quantitativa distinximus, tamen de partibus ejus aequalibus inaequalibusve loqui. Non enim potest partitio fieri qualitativa, quin eadem sit simul quantitativa. Chemica v. g. analysis corporis cujusdam in partes componentes sane materiae istius partitio est qualitativa, a mere mechanica toto genere diversa: nihilominus necesse est eandem una simulque partitionem esse quantitativam, perinde ut divisio mere mechanica.

Ex iis, quae hucusque exposui, haec jam nobis existit solaque vera coloris primaria definitio: color est retinae actio qualitative bipartita. (Liceat obiter monere, ea definitione albedinem, nigredinem et cinereum e colorum numero jure exulare.) Diversitas autem singulorum colorum ex illius bipartitionis diversa ratione et proportionem oritur. Partes nimirum dimidiatae, in quas retinae actio secedit, semel tantum sibi invicem aequales esse possunt, quod quum fit, perfecte rubrum et viridem exhibent colorem. Inaequales autem innumeris esse possunt proportionibus; unde infinitus colorum numerus possibilium. Quemlibet colorem aliquamdiu adspectum sponte subsequetur in visu alius

color, utpote qui illius est complementum ad integram retinae actionem. Ita enim comparata est retina, ut, quum ad coloris alicujus sensum, i. e. ad actionis suae bipartitionem, extrinsecus suscitata fuerit, deinde, sublato hoc irritamento, alteram dimidiatae actionis partem sponte sua cieat, quia semper integram suam actionem exserere gestit et satagit. Quo major integrae actionis retinae pars color aliquis existit, eo minor illius pars est complementum subsequens: proinde, quo major coloris alicujus nativa, non adventitia, est claritas, eo obscuriorem, suapte natura, colorem ejus offeret complementum: similiterque vice inversa. Quum colores cuncti alter in alterum sensinque transeunt, continuitatis quendam velut orbem absque intersectionibus efficiant, ex arbitrio nostro pendere videtur, quot tandem colores statuere velimus. Hoc forsitan sensit Democritus*), quum affirmaret, νομῶ χροὴν εἶναι, nempe pro lubito constitutum esse colorum numerum. Minime vero rem se ita habere, jam quilibet sentit, patetque insuper ex eo, quod omni aevo et apud omnes gentes distinguuntur, propriisque sibi inditis nominibus denotantur colores ruber, viridis, flavus, violaceus, coeruleus, aurantiacus; quibus nominibus, ubique gentium, certi fixique intelliguntur colores, licet iidem in rerum natura perraro puri atque perfecti occurrant. Quamobrem necesse est, eos quodammodo a priori cognitos nobis esse, eum in modum, quo figurae geometricae, quas exacte et perfecte descriptas nusquam invenimus, neque proinde minus perfecte intelligimus. Quamvis autem nos coloribus in rerum natura nobis occurrentibus nomina illa plerumque a potiori tantum adplicemus, h. e. quemlibet exhibentem sese nobis colorem, nomine illius ex istis sex coloribus, cui is proxime accedit, designemus; quilibet tamen homo ejusmodi colorem ab illo, cui revera et proprie illud nomen competit, discernit, potisque est indicare, in quantum ab illo quasi normali colore aberret, v. g. utrum rei cujusdam color flavus exacte talis sit, an in viridem aurantiacumve vel minime vergat. Quum itaque manifestum sit, nos

*) Apud. Sext. Emp. adv. Math. VII. 135.

quasi ad normam quandam dijudicare colores sese offerentes, necessario statuendum est, in oculis menteve nostra quasi insculptam esse uniuscujusque illorum sex colorum anticipationem quandam, eam dico, quam appellat *προληψιν* Epicurus, i. e. anteceptam animo eorum quandam informationem, sine qua neque intelligi, neque dijudicari possint; [25] cui quidem nos, tamquam normae, quemlibet oblatum nobis colorem comparamus, indeque de justa ejus conditione sententiam ferimus. Minime autem hoc mirum videbitur recordantibus hypothesin superius expositam, utpote qua ea res optime ad liquidum perducitur. Quum enim inter infinitas bipartitionis actionis retinae proportionales possibiles, sex tantum sint, quarum ratio sit simplicissima, indeque initialibus numeris exprimenda, satis jam liquet, cur certae istae fixaeque proportionales prae ceteris omnibus in peculiarem apud homines notitiam venerint, firmiterque de iis sit iudicium. Simillime enim haec res se habet atque in musica iudicium de justa tonorum ratione. Quilibet enim homo, nisi quodammodo mancae ejus sint vel sensus vel animi vires, potius est dijudicare, utrum tonus aliquis exacte diapente, vel diatriton, vel certe utrum exacte diapason alterius sit. Nititur tamen hoc iudicium proportionale vibrationum arithmetica, heic non numerando, sed sentiendo tantum percepta: nihilo secius juste et indubitate fertur sententia. Perinde igitur fit iudicium de justa oblatae coloris alicujus conditione, similique ratione interpretandum est.

Habemus ergo paria colorum tria, in quibus constituendis ratio a nobis exposita cum communi omnium hominum aetatumque usu convenit congruitque. E contrario autem, quaelibet ratio, quae certum fixumque colorum, absque ulla ad retinae actionem relatione, extra et per se subsistentium numerum, v. g. septem, statuit et praefinit, non potest non absurda nobis videri. — Infinitus enim colorum est numerus: nihilo secius quilibet color, una cum complemento suo, cunctorum colorum quasi elementa continet; sive, licet ejusmodi par *ἐνεργεια*, i. e. actu, duos tantum colores exhibeat, tamen *δυναμις*, i. e. potentia, omnes, quotquot esse possunt, colores in se comprehendit atque com-

plectitur. Unde etiam repetendum est, quod, si a tribus coloribus chemica ratione primariis, rubro nimirum, flavo et coerulesco, quaestionis exordium sumatur, tum cujuslibet coloris chemice primarii complementum utrosque reliquos contineat, et vicissim.

[26] Colorum igitur natura a dualitate originem trahit, quum nihil aliud sit, nisi actio retinae bipartita. Quamobrem in colorum doctrina quaestio omnino non est instituenda de singulis coloribus; sed tantum de colorum paribus, quorum quodvis integram retinae actionem exhibet bipartitam. Potest ea bipartitio innumeris fieri modis rationibusque, totidem quasi sectionis puncta diversa efficientibus; quorum quidem arbitrium penes causas est externas, oculum afficientes. Sed simulatque pars quaedam dimidiata quocunque modo evocata est, necessario sequitur altera, utpote complementum ejus efficiens. Hoc perinde est, atque in musica sumtam pro libito harmoniae basin necessaria lege consequuntur reliqua.

Haec omnia quum ita se habeant, sane bis fuere absurdi, qui, colorum quoquomodo ab origine existentium numerum constituturi, imparem maxime elegerunt: hac autem in re semper sibi constiterunt Neutoni sectatores, licet numerum ab ipso definitum saepius commutarent, et, pro re nata, modo tres, modo quinque colores stabiliarent primarios.

25

§ 6.

Retinae polaritas.

Polaritatis notione toties tamque variis modis recentiores, ii inprimis, qui naturae philosophos se vocitant, abusi sunt, ut non sine verecundia quadam eam arcessere audeam. Attamen, quum abusus non tollat usum, liceat mihi commonstrare, notionem illam quam maxime cadere in eam, quam hucusque exposui, retinae actionis bipartitionem qualitativam.

Vera nimirum polaritatis notio haec esse mihi videtur, quod vis aliqua naturalis sponte sua secesserit in vires duas, specie quidem diversas, quin imo sibi invicem con-

trarias, genere autem semper adhuc unam eandemque vim referentes; quae quidem duae ejusdem vis species sic segregatae, tamen e se invicem tantopere pendeant, ut altera absque altera neque existere neque deficere possit, ea tamen lege, ut unionis cupidae constante nisu sese invicem quaerint, donec tandem obviae sibi factae, quum omnis earum natura in ipsa posita sit separatione et oppositione, simul sese quaerere et esse desinant. Possumus fere haec omnia Platonis complecti verbis: *ἐπαιδῇ οὖν ἡ φύσις διχα ἐτμήθη, ποδῶν ἕκαστον το ἥμισυ το αὐτοῦ, ξυνῆλ.* Eandemque rem ¹⁰ significare videtur Sinensium antiquissima doctrina de Yin et Yang*). Plurima naturae phaenomena corporaque naturalia ejusmodi polaritatis legi subjacent: manifestissima autem eorum documenta exhibent magnetismus, electricitas et galvanismus. Sed etiam in eam, quam exposui, actionis ¹⁵ retinae in colorum visu bipartitionem qualitativam, notionem illam quam maxime quadrare, nemini, qui animum mihi adhibuerit, dubium erit; licet huic polaritatis generi id peculiare sit, quod duae species sejunctae hic non, ut in ceteris, spatio, sed tempore discretae appareant; item, quod punctum ²⁰ indifferentiae, ut vocant, variare possit situm, et proinde partes sejunctae magnitudinem.

Quin etiam videtur formula nostra, nimirum bipartitionis qualitativae, primariam generalemque omnis polaritatis notionem aptissime exprimere. Fieri adeo possit, ²⁵ ut ex hac retinae polaritate, quippe quae in nobis ipsis versatur sentiturque, omnis polaritatis natura subtilius tandem cognoscatur. — Si signa, in ceteris polaritatis phaenomenis usitata, etiam huic nostrae adhibenda sunt, colori rubro, aurantiaco et flavo hoc signum +, viridi, coeruleo et viola- ³⁰ ceo autem hoc —, imponere, minime dubitabimus. — Nec videtur absonum, conjecturare, in coloribus sic + signatis actionem retinae, in alteris autem chorioideae vim praevalere. Consentaneum autem est, sensus diversitatem, qua tum illa signorum distributio, tum haec conjectura nititur, ibi quam ³⁵

*) Asiatic Journal, Vol. 10 (Chinese Metaphysics) — et Vol. 20 (Chinese literature by Morrison).

maxime manifestari, ubi retinae actionis bipartitio perfectissima existit, in rubro videlicet et viridi colore; quorum ille acerrimo sensu aciem afficit et facile praestringit, hic autem eam recreat reficitque.

[28]

§ 7.

Coloris natura umbrae affinis.

Summus Goethius, in suo de coloribus opere, identidem inculcat, coloris naturam umbrae esse affinem, atque ei inesse umbrae vel potius penumbrae quandam similitudinem, ¹⁰ quam το σκίεον vocat. Hoc ita, et necesse quidem, se habere, e physiologica ratione nostra etiam a priori intelligitur. Retinae enim actionis, qualitative bipartitae, pars altera dimidiata ea demum lege et conditione suscitatur, ut altera tantisper ferietur. Quies autem retinae, ut initio ¹⁵ diximus, caligo est. Sequitur, caliginem quandam necessario comitari actioni retinae qualitative bipartitae. Hoc autem ei commune est cum actione retinae intensive partita, quam quidem in penumbrae, vel cinerei coloris visione locum habere supra ostendi. Hac igitur communione utrisque ²⁰ intercedente, sive hac integrae actionis retinae in utrisque diminutione similes sunt coloris et penumbrae in retinam impressiones, pertinetque necessario το σκίεον ad coloris essentiam.

Magna tamen adhuc inter retinae actionem tantum intensive partitam, sive penumbram, eandemque qualitative bipartitam, sive colorem, intercedit differentia. Prior illa nimirum, cum mera sit retinae actionis remissio, effectu prorsus sibi proprio et specie ista peculiari, tam varia simul et tam distincta singulariterque laeta et delectabili, quae colori ³⁰ priva est, prorsus caret: quibus, contra, cum gaudeat actio retinae qualitative bipartita, unicum istum et plane sui generis sensum coloris efficit. Hoc autem procul dubio inde est repetendum, quod, in ista bipartitione qualitativa, pars dimidiata activa ab altera tantisper feriata, secessione polari, ³⁵ omnino diremta, et actio illius quiete hujus quasi suffulta est. Inde igitur colori contingit, ut specie tantopere prae-

cellat penumbram, vel cineream superficiem. Jam autem heic suspicari licet, magnae isti, quam effectus exhibet, diversitati, etiam in causa adaequatam prorsusque consentaneam diversitatem esse responsuram. Quum igitur actionis retinae intensive paritae, sive penumbrae adspectus, causa sit [29] mera luminis diminutio, et simplex, ut in crepusculo, lucis cum tenebris permixtio, necesse est, ut bipartitio qualitativa, ubicunque, ut in physicis coloribus, absque corporis colorati ope evocatur, causam etiam habeat proprie ad hoc temperatam, prorsusque peculiarem, nimirum intimiorem jam tenebrarum cum lumine commixtionem, et quasi pressio-
 10 eorum conflictum, in summa, talem prorsus causam, qualem Goethius ei assignavit, nempe lucem cum medio quodam semipellucido, certis quibusdam conditionibus, varie conflictantem. — Sed de causis externis amplius disputabo
 15 § 11, ubi tamen ea, quae, oblata occasione usus, modo explicavi, respicere velit lector. Heic sufficiat affinitatem coloris cum umbra, quam Goethius tantopere urget, e ratione nostra demonstrasse et confirmasse, veramque ejus attulisse causam: qua quidem rite perpensa, insuper nobis liquet, istud
 20 ipsum, quod in quolibet colore oculis percepto το σικρον efficit, partem nempe retinae actioni tum temporis detractam, postmodum, spectri physiologici nomine, oculis obvolitare, et contra, in ipso hoc spectro, jam του σικρον partes istud agere, quod antea color erat. 25

§ 8.

Quaenam hujus theoriae ad Neutonianam sit ratio.

Colorem luce vel albedine obscuriorem esse et Neutonus sensit; quandoquidem illum non nisi partem lucis esse docebat, refractione scilicet paritae. Ille vero, quod actioni
 30 retinae accidit, luci adscripsit, quod dynamice et intensive fit, mechanice et extensive fieri putavit, quippe qui affirmabat, radium luminis ipsum compositum esse constareque e septem luminibus homogeneis „quibus qualitates colorificae congenitae“ essent, h. e. quibus ut qualitates occultae in-
 35 haerent; palmari insuper adjecta sententia, lumina illa

homogenea eandem inter se servare proportionem, quae intervallis tonorum musicis intercedit. Spartam, quam nactus es, orna!

[30] Sed errores istos, a Goethio affatim confutatos, jam intelligimus e veritatis quadam suspitione obscuroque ejus sensu, ut fere fit, profectos esse. Nam partiti lucis radii loco jam habemus partitam retinae actionem: sed, pro septem illis partibus, duae tantum nobis existunt, etiam vero innumerae, prout res consideratur. Cujusvis enim
 10 coloris conspectu bipartitur retinae actio: sed quum innumera sint istius quasi sectionis puncta, colorum etiam infinita inde oritur diversitas, quae insuper ex adjecto albo nigrove adventitio majorem adhuc admittit varietatem.

Successit igitur in locum partitionis radii lucis partitio actionis retinae. Sed reversio illa contemplationis a re ad inquirendum proposita ad contemplatorem ipsum, duobus iisque maxime illustribus in historia inventorum exemplis nobis commendatur. Etenim

„non aliter, si parva licet componere magnis“

20 Copernicus quondam in locum circumvolutae sphaerae coelestis, rotantem suffecit terram; et item, summus Kantius pro qualitatibus rerum absolutis, ontologia comprehensis, formas cognitionis menti proprias insitasque nobis patefecit. Γνωσι αυτον praecepit Apollo.

25 Liceat denique heic obiter monere, philosophos, quovis aevo, omnes suspicatos fuisse, colorem multo magis oculo quam rebus externis esse proprium. Lockius praesertim, quum qualitates eas, quas vocat secundarias, enumerat, semper et ubique primo loco ponit colorem. Neque ullus phi-
 30 losophorum veram rerum qualitatem habuit colorem: dum nihilominus non modo extensionem et pondus, sed etiam superficiei qualitates, mollitiem dico et duritiem, laevitatem et scabritiem corporibus tribuere non dubitabant, quin imo, si utique opus fuisset, potius odorem et gustum corporibus
 35 inesse statuissent quam colorem. Quum autem, altera ex parte, colore exui non possent corpora, simul tamen diversissimis rebus unus idemque color, diversus contra rebus simillimis inesset, manifesto color minime ad essentiam re-

rum pertinebat. Quibus quidem omnibus quaestio de colore maxime difficilis, perplexa et tandem odiosa facta est. Quamobrem vetus scriptor quidam Germanicus, ut Goethius refert, „pannus“ inquit, „ruber, tauro obtentus, in furorem [31] eum impellit; sed philosophus, coloris vel mentione facta, 5 rabie corrigitur.“

Jam ex ea, quam attigi, rationis nostrae cum Neutoniana analogia oritur quaestio, utrum, perinde ac secundum Neutonum adunatis iterum septem radiis homogeneis recomponi poterat lux, sive albedo, etiam fieri possit, ut actionis retinae bipartitae dimidia ita recomponantur, ut integra illa 10 actio, sive albedo, inde restituatur. Hujus igitur rei disquisitionem jam aggressurus, pauca praemittere debeo, quae ali-cujus in eam rem sunt momenti.

§ 9.

Residuum actionis retinae indivisum.

Jam superius monui, propria et nativa claritate colorem colori praestare, quod quidem tunc discernatur, ubi uterque maxime vegetus existat; sed posse quemlibet colorem, ad-ventitio vel albo, vel nigro, aut dilui, aut offuscari, usque 20 dum in albedinem aut nigredinem paulatim transeat.

Res ipsa docet, hoc ita interpretandum esse, ut statua-mus, fieri posse, ut in bipartitione actionis retinae, pars ali-qua, non dico retinae, sed ipsius ejus actionis, eo in loco, ubi bipartitur, non participet eam partitionem, sed indivisum 25 exhibeat residuum. Prout autem hoc residuum vel plane activum, vel plane feriatum, vel ex parte tantum activum sit, color, oculo perceptus, variis gradibus aut dilutus, aut nigricans, semper autem languidus apparebit. Quod quidem ubi accidit, retinae actionem et qualitative et intensive 30 simul esse partitam prodit. Maxime autem hoc inde mani-festatur, quod, ubi color conspectus adventitio nigro offus-catus erat, tunc complementum ejus, sive spectrum eum sub-sequens, tantundem albo dilutum, i. e. pallidum, sese offeret: et consentanea ratione, si harum rerum invertitur ordo. 35 Quae quum ita sint, sequitur, colorem aliquem tum demum

sese maxime vegetum exhibere, totamque suam vim et effi-
[32] ciam expromere, ubi, propter irritamenti externi condi-tiones, adspectu ejus, retinae actio perfecte et absque re-siduo indiviso bipartitur.

§ 10.

Albedo e coloribus restituenda.

Jam revertor ad eam, quam superius moveram, quae-stionem de restitutione albedinis e cujusvis coloris cum com-plemento suo coagmentatione. Ex iis, quae modo attuli, 10 patet, illam effectam dari non posse, ubi colores ipsi nigri-cabant, i. e. ubi actio retinae bipartita residuum habebat et indivisum et feriatum, quippe quod obscuritatem quandam gignit, nec conjunctione colorum tollendam, et proinde ci-nereum efficeret colorem. Ast ubi colores adhibentur aut 15 vegetissimi, i. e. qui retinae actionem absque residuo bi-partiant, aut pallidi, i. e. qui residuum actionis retinae in-divisum quidem, sed activum reliquum faciant, tunc, e ra-tione quidem nostra, minime dubium est, quin ex ejusmodi colorum coagmentatione recomponi possit actio retinae inte- 20 gra, quae efficiat impressionem lucis ipsius, sive albedinis. Etenim, ut exemplo quoque et formula istud ante oculos ponam:

Ruber color = integrae actioni retinae — viridi colore

Viridis color = integrae actioni retinae — rubro colore

25 Ruber+viridis = integrae actioni retinae = lucis impres-sioni = albedini.

Quum autem ad effectum devenitur, res illa nulla quidem premitur difficultate, si coloribus mere physiologicis utimur: v. g. si, post adspectum colorem aliquem, oculos in alium 30 colorem, complementum ejus efficientem, figimus, tunc neu-trum intuitum spectrum subsequetur physiologicum. Sed hu-jusmodi experimentum mere negativum parum valebit ad evidentiam, ad quam quidem plene conferendam opus foret, ut actionis retinae bipartitae partes ambae simul et tamen

segregatim ad actionem suscitarentur. Quod vero quum fieri vix aut ne vix quidem possit, hoc certe requiritur, ut duae causae externae, quae singulae in oculum agentes colorem quendam, ejusque complementum suscitarent, jam una et [33] simul in eundem retinae locum cum agant, albedinis sensum 5 evocent. Plenam igitur res nanciscetur fidem, si coloribus physicis vel adeo chemicis ad effectum adduci potuerit. Ibi autem difficultate quadam semper laborat. Jam enim non amplius agitur proprie de coloribus, e nostra quidem eorum definitione, sed de causis externis, quae in oculum quum 10 agant, coloris sensum, i. e. bipartitionem actionis retinae suscitant. De his quidem, in quantum ad rem nostram faciunt, inferius consideraturi, pauca tamen heic anticipabimus. In ejusmodi igitur causa, videlicet colore physico vel chemico, inesse debet non solum id, quod alteram bipartitae actio- 15 nis retinae partem suscitet, sed aliud pariter, quod alteram ejus partem, cujus quiete το σκωπον coloris ipsius efficitur sopiat sedetque: quum vero illud ipsa lux sit, erit hoc necessario substratum aliquod materiale, luci officiens, eamque compescens: hoc autem, utpote materia, etiam post duorum 20 colorum adunationem perdurabit, et, coloribus coagmentatione sublatis superstes, actione sua in oculum cinereum exhibebit colorem. Quum enim istud jam non amplius intima et peculiari ratione luci conjunctum permixtumque sit, actionis retinae bipartitionem qualitativam quidem jam non 25 evocat; attamen superest adhuc, atque destructae illius colorum causae „caput mortuum“, ut chemice loquar, existens luci adhuc officit provocatque jam partitionem actionis retinae mere intensivam. Haec igitur causa est difficultatis, qua premitur restitutio albedinis e physicis, multoque adhuc 30 magis e chemicis coloribus. Attamen videamus, quatenus in utroque rem illam ad effectum adducere contigerit.

In physicis, primum, coloribus si medium illud semipellucidum, iis utique proprium, materia aliqua fuerit crassa, inaequalis, passim luci plane impervia, velut fumus carbonicis 35 particulis scatens, vel vitrum fumo nigrificatum, vel charta pergamena aliave id genus, tunc non dubium est, quin propter causas modo allatas perfecta albedinis reductio fieri

non possit. At vero, si prismaticis utimur coloribus, ex sententia eveniet. Quippe in his medium istud semipellucidum, quum nihil aliud sit, nisi refractam imaginem comitans [34] imago secundaria, adeo tenuis haec est naturae, ut sublatis 5 conditionibus, quibus colorem gignebat, aut esse, aut certe agere desinat, aut denique, ubi coacervata fuerit, alborem creet. Fiant igitur duobus prismatibus spectra solaris duo; conjungatur color violaceus alterius cum alterius colore aurantiano (rubro Neutoni): jam existet color vere ruber, sive 10 Goethii purpureus: cui quidem superinducatur color viridis tertii prismatis ope (nimirum ex coerulei ejus et flavi conjunctione) effectus: tunc igitur apparebit albedo e rubri viridisque coagmentatione orta. Goethius, quippe qui reductionem albedinis e coloribus utique negat, licet hoc ex- 15 perimentum ipse tradat (Vol. I. p. 600), validitatem tamen ejus impugnare studet, sed rationibus tam parum firmis, ut earum refutatione, quam in theoriae meae expositione Germanica dedi, heic repetenda optime queam supersedere. Praeterea potest idem experimentum etiam alio fieri modo, 20 eoque faciliore simul et manifestiore. Spectrum prismaticum alterum alteri superinducatur, eo pacto, ut primi color violaceus alterius flavum, coeruleusque primi alterius aurantiacum contegat: e coagmentatis hoc pacto duobus simul colorum paribus spatium existet album, altero tanto majus quam in 25 experimento primum allato. Est autem hoc Neutoni experimentum decimum tertium partis secundae libri primi: neque perinde in rem ejus est, quum colores neque septem neque innumeri (nam utrumque alternis, pro re nata, statuit) heic se contegant, sed duntaxat duo, atque ipse in- 30 super (ibid, prop. VI. probl. II.) disertis verbis neget, e duobus coloribus primariis permixtis alborem gigni posse. Facillime tandem atque unius tantum prismatis ope idem illud fit experimentum, quum in plano nigro duo quadrata depicta sunt alba, quorum minus trium quatuorve linearum 35 distantia subter majus positum sit: haec si quis per prisma contemplans paulatim recedat, donec color violaceus minoris quadrati colorem flavum majoris, et color coeruleus minoris quadrati aurantiacum majoris contegat, totus ille locus albus

apparebit. Coloribus igitur si utimur prismaticis, reductio albedinis e trium parium principalium quolibet effecta dari potest. — Sed etiam chemico adsumto colore idem efficere [35] licet, ea tamen conditione, ut flavus violaceusque color eligantur, utpote par maxime inaequale efficientes, cujus quidem pars major, i. e. maxime clarescens, chemicus sit color, minor autem, sive obscurior, physicus: nam hoc demum pacto $\sigma\chi\epsilon\sigma\upsilon\upsilon$ istud, omni colori proprium, in chemico autem etiam post coagmentationem stabile et permanens, utpote materiale, non satis tamen virium habebit, ut albedinem sic 10 efficiendam offuscare possit. Prismate igitur oculis adposito adspicias chartam colore flavo eoque vegeto tinctam, a maculis tamen plicisve puram, plano albo superimpositam; apparebit chartae is locus, quem violaceus occupat color, omnino albus. Idem, minus tamen distincte, videre licet, 15 quum spectrum prismaticum solare chartae flavae superinjeceris. Minore cum perfectione etiam ceteri prismatici colores cum chartis consentaneae coloratis idem spectaculum exhibent, semper tamen eo perfectius, quo clarior suapte natura chemicus, i. e. chartae, fuerit color. — Quin etiam 20 utrumque colorem chemicum sumere possumus, ea autem conditione, ut, ad instar colorum physicorum, luci penetrabiles sint, quia nimirum eo demum pacto $\sigma\chi\epsilon\sigma\upsilon\upsilon$ istud, licet materiale et proinde etiam, posteaquam colores efficere desiverit, iis superstes, nimis tamen tenue est, quam ut al- 25 bum, coloribus prognatum, offuscare possit. Scias igitur quodlibet vitrum album ex hac colorum commixtione candorem suum nactum esse. Omne enim vitrum suapte natura propter ferrum sibi insitum viride flavescens, e magnesio oxydato admixto demum albescit: per se autem istud mag- 30 nesium vitro impertit colorem e violaceo rubrum; quod videre licet, ubicunque nimis multum ejus vitro additum est, v. g. in fenestris Anglicis poculisque quibusdam rubicundulis. — Etiam denique ubi colorum chemicorum alter luci impervius est, satis bene adhuc fit experimentum: nu- 35 mus nimirum aureus in vas vitreum coeruleum, qualia vulgo prostant, injectus quasi argenteus videbitur; dum argenteus numus juxta positus coeruleum induet colorem. Huic simile

est, quod tradit Ficinus, nempe chartae coeruleo colore [36] utrinque tinctae imaginem, a cupro polito reverberatam, albam apparere. — Item, aulaeo serico viridi fenestrae obducto, albescit rosa.

Hisce igitur exemplis satis confirmatum esse arbitror illud, quod expositae hactenus colorum rationi necessario consequens est, posse nimirum coloris alicujus cum complemento ejus conjunctione albedinem effici: hoc autem maximam fidem facit rationi nostrae. Ipsa quidem res jam dudum doctis nota erat*), sed causa ejus hucusque, aut certe usque dum mea colorum ratio primum publicaretur, anno videlicet 1816, omnes latebat. Inde fit, ut multis jam annis passim loquantur quidem de „coloribus complementariis“, sed eo semper sensu, ut nomine illo intelligantur colores 15 duo, qui lumina homogenea cuncta inter se distribute contineant, conjuncti ergo eorum numerum compleant: quam quidem notionem omnino falsam et absonam esse, jam ex ipsis, quae modo attuli, experimentis, cordatioribus satis

*) Exponit eam Theodorus a Grotthussio in Schweiggeri

20 Ephemeridum chemices physicesque Volumine III. anni 1811; ubi magnam partem eorum, quae attuli, experimentorum et alia insuper notatione digna indicat. Idem vero eam rem Neutoniana rationi, quam mordicus tenet, quoquo modo accommodare satagit, opemque adeo petit a nugatorio isto colorum circulo, ad regulam sol, la, fa, 25 sol, mi, fa, sol, a Neutono (Lib. I. P. II. prop. VI, probl. II) constructo. Ipsum autem Neutonum, „magni philosophi immortalisque, verae colorum rationis indagatoris“ nomine veneratur et adorat. —

Liceat heic, si quis forte ignoret, obiter monere, mundi systematis e gravitatis lege explicationem ante Neutonum inventam esse a 30 Hookio, qui eam, hypothesis nomine, anno 1666, cum Academia regia Londinensi communicavit. Exstat in operibus ejus posthumis illa expositio, cujus quidem sententiae primariae, ipsius verbis, leguntur in Dugaldi Stewarti libro „Philosophy of the human mind“, Vol. II. p. 434. — Omnino autem hac de re inter Anglos constare, etiam in 35 succincta illa Astronomiae historia videre licet, quam exhibet the Quarterly Review, mensis Augusti, 1828. Ite nunc et narrate vobis fabellas de malo ex arbore delapso, Neutoni ergo merita, semper adhuc magna, videntur hac in re, et, nisi fallor, ubique, versari in exacta $\tau\omicron\upsilon\ \mu\omicron\sigma\sigma\upsilon$ definitione, at $\tau\omicron\ \tau\epsilon\ \nu\acute{\eta}\ \epsilon\iota\varsigma\alpha\iota$ nulla in re ipsi acceptum 40 referendum est. — Calculi infinitorum utrum Neutonum an Leibnitzium primus fuerit inventor, adhuc sub iudice lis est.

manifestum erit, sed magis adhuc ultima hujus tractatus [37] paragrapho, vulgatae colorum physiologicorum e Neutoni ratione interpretationi refellendae destinata, planum certumque fiet.

Ceterum inficias ire non possum, Goethium, quum e coloribus restitui posse albedinem prorsus negaret, ultra terminum provectum, in errorem incidisse. At impulit eum Neutoni contrarius error, cui quidem jure ille opponebat, neutiquam e colorum coacervatione lucem oriri posse, quia scilicet quilibet color tam umbrae quam lucis esset particeps: 10 *οκισρον* ergo istud, colori proprium, et heic urgebat. Quamvis autem eum non lateret, colores physiologice sibi invicem oppositos copulatione destrui et in cinereum resolvi, tamen hoc e sola coacervatione trium colorum chemico sensu primariorum repetebat, contendebatque, ex ejusmodi conjunctione 15 utique et essentialiter cinereum, non perinde album oriri debere colorem. Heic autem error inde repetendus est, quod summus vir veram et primitivam colorum rationem non assecutus, neque ultra physicorum colorum legem generalem progressus, etiam veram primariamque causam tum destructionis colorum ex oppositorum coagmentatione, tum ipsius 20 *οκισρον* coloribus proprii necessario ignorabat. Hac nostra enim ratione demum patet, colores physiologice sibi oppositos idcirco coagmentatione destrui, quia bipartita retinae actio ea conjunctione redintegratur; item, *οκισρον* istud, 25 colori utique proprium, ipsa quiete partis alterius, in actionis retinae bipartitione feriatae, effici, atque proinde necessario evanescere, quum partes illae discretas iterum conjunguntur; sin tamen ex ea conjunctione cinereus pro albo existit color, hoc inde oriri, quod chemicis coloribus res effecta sit, qui, 30 quum sint causae coloris externae et proinde materiales, etiam residuum necessario materiale relinquunt, quod quidem cinereum illum progignit colorem, non e re ipsa natum, sed coloribus adventitium.

Absit tamen, ut errores istos vitio vertere velimus summo viro, qui colorum cognitionem tot purgavit erroribus, tot ditavit veritatibus. Bene autem dicit Seneca: inventuris inventa non obstant: praeterea conditio optima est ultimi.

[38] Neque, altera ex parte, affirmare licet, Neutonum, quum albedinis e coloribus reductionem doceret, veritatem esse assecutum; imo vero eum logicen novo exemplo ejus theorematis, quod e praemissis falsis vera effici possit conclusio, locupletasse. Quid enim illa lucis albae e septem luminibus homogeneis reductione falsius? Eam autem colorum naturam, qua bini physiologice sibi opponuntur, quae quidem totius eorum rationis atque essentiae cardo est, et cujus solius respectu albedo e coloribus, sed e duobus, sed e 10 quolibet colorum pari, minime vero e septem certisque coloribus, restitui potest, — ne fando quidem acceperat Neuton us. Quamobrem vera coloris natura prorsus eum latebat. Praeterea albedinis e duobus coloribus reductio, quam quidem diserte negabat, documento est, e septem coloribus albedi- 15 nem restitui neutiquam posse. Ergo forte fortuna tantum Neutoni propositionum una veritati quadantenus similis est: quam vero ipsam cum a falsa causa repeteret, falsamque sententiam ei subjiceret, non mirum est, etiam experimentorum, quibus eam probare studebat, plurima aut nihil efficere, aut adeo falsa esse. Quibus quidem quum summo studio 20 adversaretur Goethius, nimis longe, ut fere fit, provectus, plura, quam par erat, negavit. Inde igitur factum est, ut rem per se veram, albedinis dico e coloribus reductionem, alter falsis documentis stabilire, alter rationibus alioquin 25 veris subvertere conaretur.

§ 11.

De iis, quae, extrinsecus in oculum quum agunt, actionis retinae bipartitionem suscitant.

Mea jam perorata est causa: exposui enim rationem 30 colorum, quatenus oculi sunt affectiones, eaque opera theoriā condidi colorum primitivam, omnibus aliis eorum, alioque respectu instituendis considerationibus anteriorem, fundamentique loco iis substruendam; cui quidem illae multa poterunt addere, nulla autem detrudere, aliove modo ei repugnare, nisi primum eam redarguerint. Universae igitur 35 colorum rationis pars prima, eademque principalis hisce con-

[39] colorum rationis pars prima, eademque principalis hisce con-

fecta est: altera autem, quae praesentis instituti non est, versari debet in investigatione causarum, quae extrinsecus in oculum agentes a pura luce albedineve eo differunt, quod haec integram aut intensive duntaxat partiarum retinae actionem suscitatur, illae autem ejus actionis, qualitative bipartitae, dimidium tantum evocant. Pauca tamen ad secundariam illam disquisitionem facientia, eique, quatenus e nostra ratione pendet, indicia subministrantia, corollarii loco adjicere libet.

Cunctas illas causas externas Goethius aptissime in duo dispescuit genera, quum nimirum colores physicos a chemicis segregaret; quorum hi corporibus constanter inhaerent; illi autem e varia mutabilique lucis pellucidorumque corporum dispositione, ad tempus tantum, emergunt. Eo inprimis utrique mihi videntur differre, quod chemicorum colorum, qua talium, causae nos lateant et quadantenus sint inscrutabiles, physicorum colorum autem causas simul cum ipsis videamus, et quamvis de eorum interpretatione nondum inter omnes constet, tamen dubitare non liceat, quin leges, secundum quas colores physici ubique, utut diversa sit materia iis subjecta, existant et oriantur, assequi possimus; quia nimirum heic effectus et causa segregatim sese exhibent; dum e contrario, chemici colores, corporibus infixi, indeque quasi in abdito sepulti, scrutationi praecludunt aditum. Hoc igitur respectu atque sensu physici colores intelligibiles, chemici vero inintelligibiles nuncupari possint. Problema, cujus solutione universae colorum rationis altera pars consummata foret, hoc est, ut chemici colores ad physicos revocentur. Neutonus interim plane contrarium egit, physicosque colores ad chemicos revocavit, quum nimirum doceret, lucem albam compositam esse e septem aut innumeris luminibus homogeneis, quibus forte contigerit, ut rubra, viridia, coerulea, etc. utique essent.

De chemicis coloribus pauca postremo proferam: jam de physicis videamus. Irritamentum externum, quo retinae actione rite suscitatur, ad ultimum semper lux est. Cuilibet igitur peculiari actionis illius temperationi ad amussim respondeat, necesse est, etiam lucis aliqua temperatio. Sed quaenam

haec sit, controversia est Neutonum inter et Goethium. Illa quidem lis experimentis ab utroque exhibitis justoque de iis judicio ad ultimum dirimenda est. Si autem lector eorum meminerit, quae, prima hujus capituli paragrapho, de necessario causam inter et effectum parallelismo praefatus sum, utique operae pretium ducet videre, quaenam, ad judicium de causa ferendum, effectus ipsius intimior subtiliorque cognitio, qualem exposita hucusque colorum ratione physiologica adepti sumus, indicia et argumenta suppeditet, et quaenam igitur de causarum ratione eatenus a priori statuere liceat. Sunt autem ea fere haec:

1) Tum ipsi colores, tum etiam proportionales rationesque inter eos invicem obtinentes retinae sunt propria, ad ejus naturam pertinent, suntque omnino nihil nisi actionis ejus variae modificationes. Causae eorum externae tantummodo irritamenta sunt, quibus ea actio suscitatur, quorum igitur provincia angustis limitibus circumscripta est; partesque, quas in gignenda coloris visione agunt, earum sunt similes, quas, in evocanda electricitate, corporibus insita, i. e. in dirimendis + E et — E, frictio implet. Nequaquam igitur fieri potest, ut colores, certo quodam numero, extra oculum per se existent, legesque et proportionales proprias, absque ullo ad retinam respectu servant, et ita omni ex parte absoluti, tamquam res adventitia, oculum intrent. Si nihilo secius ejusmodi eorum extra oculum esse naturam, quis contendere velit, eo scilicet consilio, ut Neutoni ratio et mea simul stare possint, mirabilis plane et prodigiosa ei statuenda foret harmonia praestabilita, qua scilicet colores, etsi ex oculi propriis functionibus, secundum leges illi insitas oriundi, tamen et extra, nempe in ipsa luce hujusque particulis, causas haberent istis functionibus consentaneas et ad eas suscitandas dedita opera praeparatas.

2) Quilibet color est pars quaedam dimidiata actionis retinae bipartitae, alio quodam colore, ejus nempe complemento, redintegrandae. Utique igitur paria tantum colorum exstant, neutiquam vero colores singuli. Minime ergo certus colorum vere existentium numerus, isque praesertim impar, ut septem, statuendus.

3) Colores cuncti, alter in alterum sensim transeuntes, orbem quendam absque ullis fixis limitibus continuatum exhibent. Per gradus nimirum indiscriminabiles et infinitos transit color ruber in aurantiacum, hic in flavum, hic in viridem, hic in coeruleum, hic in violaceum, qui revertitur in rubrum. Hujus orbis diremptione quadam quilibet color, una cum complemento suo existit: qui quidem ambo simul sumti totum orbem *κατα δύναμιν* in se complectuntur. Innumeri ergo sunt colores possibles: quamobrem neque septenario, neque alio quopiam numero eos circumscribere licet. Tria autem colorum paria inter cetera eo eminent, quod actionis retinae bipartitionem, proportionem quadam admodum simplici, intellectu perfacili, initialibus proinde numeris exprimenda, effectam exhibent: neque aliunde repetendum est, quod illi sex colores propriis sibi nominibus ubique et semper insigniti sint, quum praeterea nihil proprii eximiive habeant, quo ceteris praeceant, aut ab iis differant.

4) Propter parallelismum inter causam et effectum, quem utique requirendum esse paragrapho prima disputavi, necesse est, ut infinito colorum possibilitum numero, ex innumeris, quibus bipartitio actionis retinae fieri potest, proportionibus oriundo, etiam causae, eam retinae functionem extrinsecus suscitantis, respondeat versatilitas et mutabilitas quaedam, qua, modis in infinitum variatis, gradibusque subtilissime distinctis, ea causa in oculum diverse agat. Hoc vero neutiquam praestare potest septenarius aut alius certus quidam numerus luminum homogeneorum, quae quidem singula immobilia inflexibiliaque subsistunt, conjuncta autem ad albedinem paulatim regrediuntur. Sin vero pro septem jam innumera, ut pro variabili Neutoni doctrina licet, statuimus istiusmodi lumina, aliquanto melius hoc loco res expediri potest; tum autem eadem interpretatio, in eo, qui sequitur, hujus paragraphi articulo, rationem ejus plane pessumdabit.

Contra autem huic postulato plenissime satisfacit Goethii doctrina. Medium enim semipellucidum, jam citra, jam ultra lumen situm, quod infinitos quoque densitatis tenuitatisve gradus admittit, denique etiam utrinque diverse illu-

minari potest, revera eam causae mutabilitatem variabilemque conditionem ejus dispositionem exhibet, quae effectui consentanea sit.

5) Coloris naturam umbram referentem, quam nomine tantopere urget Goethius, inde repetivimus, quod, actionis retinae bipartitae parte tantum altera, coloris objectu, suscitata, altera tantisper necessario feriata esset. Sed etiam in causa externa aliquid inesse debet, quod illi obscuratiōi respondeat, ejusque procreandae vices impleat. Huic igitur postulato certe quadantenus satisfacit Neutoni ratio, quippe quae docet, quemvis colorem circiter septimam partem luminis integri et proinde albedine obscuriorem esse. Sed hac in re modum valde excedit: nam secundum eam quilibet color, claritatis ratione, ad albedinem se habet ut 1 ad 7, vel etiam paulo minus: nobis vero constat, etiam obscurissimum inefficacissimumque colorem, violaceum dico, esse ad albedinem ut 1 ad 4; viridem rubrumque ut 1 ad 2; flavum adeo ut 3 ad 4. Sin autem, exactiorem et quasi esotericam Neutoni doctrinam secuti, pro septem jam innumera statuimus lumina homogenea, sive colores, alto tum haerebimus in luto: tum enim quilibet color ad albedinem se habebit ut pars absolute minima ad totum, quare adeo obscurus erit, ut ipsa sua caligine plane evanescat.

Contra, Goethii ratio etiam huic postulato egregie satisfacit, cum *του σκισμους* rationem reddat plane adaequatam. Secundum eam nimirum e luminis cum tenebris intima commixtione nascitur color; sed, ut § 7. exposui, non e simplici luminis attenuatione, quippe quae tantummodo valet ad penumbram vel cinereum colorem gignendum, i. e. ad actionem retinae intensive partitam suscitandam; sed ut retinae actionis bipartitio qualitativa evocetur, jam intimiore lucis cum tenebris commixtione pressioreque eorum conflictu opus est: hunc autem effectum dat medium semipellucidum, obstaculi instar lucem et tenebras intercedens, quod quidem, quum istius, quod chemici „menstruum“ vocant, vices impleat, utramque intime permiscet et adunat, hac autem lege generali, ut, si lumen ultra hoc medium positum, illud quasi perrumpat, flavus, aurantiacus ruberve oriatur

color*), sin vero citra positum trans illud tenebras illuminet, coeruleus color existat. Quamvis Goethius innumeris exemplis experimentisque generalis hujus legis stabilitatem, colorumque physicorum veram originem extra omnem dubitationis aleam posuerit, tamen oblata heic occasione utar, 5 ut e ratione nostra etiam a priori demonstrem, haec utique et necessario ita se habere.

Obscuritatem colori propriam inde repetendam esse vidimus, quod retinae actionis parte altera suscitata, altera necessario interim feriat; quae quidem quum deinceps spectri 10 physiologici nomine sua sponte cietur, tunc ea actionis pars, quae antea colorem exhibebat, jam quiescens τοῦ σκοτεινοῦ partes agit. Inde manifesto sequitur, cujusque coloris complemento tantundem inesse debere lucis, quantum colori ipsi inerat obscuritatis: et perinde ordine inverso. Jam vero ad 15 causam coloris exteriorem, eamque physicam conversi, novimus, eam esse debere lucem certa quadam ratione, ut exposui, moderatam imminutamque: sed insuper jam intelligimus, oportere eam ita maxime esse temperatam, ut cuivis colori tantundem claritatis impertiat, quantum complemento 20 ejus demat. Hoc autem exactissime fieri eo demum pacto potest, ut istud ipsum idemque, quod in colore aliquo physico generando claritatis causa est, id maxime in complemento ejus efficiendo obscuritatis causa existat; nam conversa causa convertitur effectus. Praestat vero id unice 25 et perfectissime medium illud semipellucidum, lucem tenebrasque intercedens, quippe quod in omnibus coloribus hoc signo + notatis, videlicet flavo, aurantiaco et rubro, physice generandis obscuritatis causa est: in his enim luci post se positae officit, eamque ab intuitu arcet: in op- 30

*) Temperare mihi non possum, quin locum adscribam valde notabilem, quo Aristoteles coloris rubri originem ad amussim e Goethii ratione explicat. Locus ille ex Aristotelis Meteorologicis Lib. III. cap. 4 petitus, sed alio ordine concinnatus, legitur apud Stobaeum (Eclog. phys. I. 31.) sic: Φοινικουν μὲν (το χρώμα 35 της ἱριδος), ὅτι το λαμπρον ἐν μελανι και δια μελαν ὁρωμενον τοιαυτην ἀποτελει χροαν. Τοις γουν θεωμενοις τον ἥλιον δια ἑμιχλης, ἡ δια καπνου, δοκειν ἔρυθρον εἶναι: ἡ και την ἀπο των χλωρων ξυλων φλογα πεφοινιγμενην, δια το παχυν αὐτη μεμιχθαι καπνον.

positis autem coloribus, eorum nimirum complementis, videlicet violaceo, coeruleo et viridi physice efficiendis, idem medium semipellucidum claritatis sive lucis causa existit: nam heic lucem ante se positam, tenebras vero in tergo habet, 5 ideoque lucem, quae alias in tenebras profusa periret, reflectit et in oculum repercutit. Sed accedit et hoc, quod idem maxime densitatis medii semipellucidi gradus, pro contrario lucis situ, jam colorem quendam, jam ejus ipsius complementum efficiat. Ita e. g. medium semipellucidum, 10 tenuissimum, ante lucem situm, flavum efficit colorem, post lucem positum autem violaceum, complementum illius. Densius jam ejusmodi medium luci post se sitae obtentum aurantiacum colorem gignit; contra vero, lucem incidentem repercutiens, coeruleum. Utrumque videre licet in iis quatuor 15 coloribus, quos spectrum exhibet prismaticum: ibi enim medium semipellucidum, imagine secundaria progenitum, in latis quidem limbis, simplex existens, una in parte, tenebris superinductum, violaceum, in altera parte, ubi lucem contigit, flavum exhibet colorem, illius ergo complementum; in 20 angustioribus contra marginibus idem istud medium, duplex existens, eadem ratione una in parte coeruleum, in altera vero aurantiacum colorem, utpote complementum ejus, ostendit. Manifesta porro hujusce rei exempla exhibent infusiones ligni nephritici, ligni Quassiae aliorumque, quippe quae 25 prout lux aut ex adverso incidit, aut ex opposito transmittitur, oppositos sibi invicem complementarios colores ostendunt. Quibuscunque tandem modis experimentum fiat, modo ne adhibeantur media nimis crassa, semper unum idemque medium semipellucidum, si altera ex parte illuminatur, eum offeret colorem, cujus complementum efficiet, si 30 e parte opposita illuminatur: qui quidem duo colores conjuncti semper integram retinae actionem redintegrabunt, sive albedinem restituent. Denique si medium istud semipellucidum adeo condensatur, ut luci jam omnino impervium sit, 35 tunc incidente ex adverso lumine perfecte album apparebit, sin lucem post tergum sibi sitam omnino praecludit, tenebrae erunt, sive nigredo. Notandum autem est, medium semipellucidum valde spissum, si luci obtenditur, rubrum

gignere colorem, sed complementum ejus viride eadem via generari non posse, neque omnino physice existere, nisi ex unione flavi et coerulei coloris prismatici, quae, ubi spectrum dilatatur, in medio ejus conficitur.

Haec igitur omnia bene pensitanti Goethii colorum 5
physicorum ratio sane a priori probata erit, quippe quae omnino satisfacit postulato illi, e theoria colorum physiologica oriundo, ut coloris physici causa talis sit, quae cuilibet colori exhibendo luciditatem, complemento autem ejus ob-
scuritatem impertiat, dum una tantum conditio, lucis vide- 10
licet situs, in contrarium immutetur: quod quidem exactissime respondet rationi physiologicae, secundum quam colores complementarios tales esse oportet, ut alter tantundem ob-
scuritatis exhibeat, quantum alter claritatis.

Goethius autem ipse, quum ante inventam hanc colorum 15
physiologicorum theoriam scriberet, colorum contrarietatem physiologicam a physica plane diremit, docuitque, physice sibi invicem oppositos esse flavum colorem et coeruleum; ita ut illae duae contrarietatis rationes non quadrarent inter se. Mihi tamen hoc ita interpretandum esse videtur, ut, genera- 20
liore sensu locutus, flavi coloris nomine omnes illos, qui hoc + signo notantur, coerulei autem nomine illos, quibus hoc signum — indidimus, intellexerit. E nostra enim ratione manifestum est, contrarietatem colorum physiologicam unam
eandemque esse cum physica: effectum nimirum in oculo 25
exacte respondente causae extra oculum sitae: qua quidem re maxime demonstratur veritas rationis a Goethio expositae.

Verum enim vero quum eo usque procedit magnus vir, ut contrarietati colorum physicae, inter flavum videlicet et 30
coeruleum colorem, extra oculum existenti, polaritatis nomen tribuat, tandem ab eo dissentire cogor. Colorum enim polaritas statui non potest, nisi in oculo, ubi nimirum retinae actionis bipartitio qualitativa jure polaris vocanda est. [46]
Extra oculum autem locum habens colorum polaritas ad 35
causam coloris pertineret externam: tunc igitur hanc ab origine simplicem esse oporteret, ut deinde ex ejus bipartitione existeret polaritas: hoc autem pacto jam ad Neutoni

partitionem lucis deventum foret; dum e contrario Goethii pariter ac meae colorum rationi ejusmodi polaritatis colorum extra oculum sitorum adsumtio aperte repugnat: quod paucis demonstrabo. Constat inter nos pro certo: 1) colorem luce sive albedine esse obscuriorem; 2) non posse lucem ex se ipsa, sed tantum alio quopiam accedente, obscurari: haec enim Goethii contra Neutonium justa simultas. 3) Si ergo coloris extra oculum, i. e. coloris physici, esset polaritas, haec necessario foret polaritas conflictus lucis 10
cum alio quopiam, v. g. cum medio quodam semipellucido: quae quidem assumptio expositae superius polaritatis notioni directe repugnare manifesta est. Nam polaritas est vis cujusdam, ab origine simplicis, secessio in vires duas, genere easdem, specie autem diversas, qualitate quadam sibi invicem oppositas, inde sese invicem quaerentes, unione autem evanescentes. Quamobrem fieri non potest, ut res duae origine diversae, concursu fortuito tantum conjunctae, quales sunt lux atque medium semipellucidum, unquam gignant polaritatem. Lucis igitur polaritatem, coloris ratione habita 20
existere posse nunquam concesserim. An forte alio quopiam respectu, od radorum puta divisionem Islandico crystallo effectam, polaritas lucis statuenda sit, praesentis non est instituti disquirere.

Ceterum fieri quoque potest, ut quaedam corpora, quae, 25
luci pervia, retinae actionis bipartitae partes oppositas evocant et contrarios igitur in retinam habent effectus, proinde etiam in alias quasdam res, puta chemicas quasdam mixturas, velut argentum muriaticum lapidemve Bononiensem, oppositis rationibus agant, quod quidem neutiquam foret mirum: minime autem hac re probabitur polaritas lucis, ratione habita colorum, siquidem inconcussum manet, colorem luce esse obscuriorem, nec posse lucem e [47]
se ipsa obscurari, nec existere polaritatem, nisi e bipartitione cujusdam ab origine simplicis.

Restat, ut colores chemicos consideremus, de quibus perpauca sunt, quae liqueant. Si, ad rationem eorum illustrandam, simili uti licet, dicam, eos ad physicos colores eodem se habere modo, quo turmalini lapides ad ea corpora,

quorum electricitas frictione tantum evocatur. Nam physici colores non nisi peculiari quadam lucis pellucidorumque corporum dispositione et ad tempus tantum emergunt; chemicis vero coloribus sola illuminatione opus est, ut appareant, similiter ac turmalini, modo calefacti sint, statim electricitatem exhibent, quam, utpote sibi infixam, semper in promptu habent. — Esse chemicum colorem superficiei corporum temperamentum quoddam, cujus virtute unam vel alteram actionis retinae bipartitae partem evocant, manifestum est: an vero id ad formam quandam, sive figurationem particularum superficiei geometricam revocandum sit, valde dubito. Quae autem ea de re veri mihi videntur similia, haec sunt. Jam fere constat, solis radios ab origine frigidos ibi demum calefacere, ubi lucere desinunt, nimirum in ipso corporum opacorum objectu, fierique ibidem lucis quandam in calorem transformationem, directe oppositam illi alteri, qua calor in lucem transit, candente videlicet ferro, vel candentibus lapidibus vitrove, optime vero calce fluorica; si forte quis ferri excarescentiam ad tardam combustionem revocare voluerit, quod equidem dubito. Modi autem et gradus, quibus illa lucis in calorem transformatio fit, pro diversa corporum qualitate diversi sunt: videlicet favent ei corpora nigra, vel nigricantia: alba contra ei parum idonea sunt. Hujus igitur transformationis lucis in calorem, opacorum corporum objectu effectae, modi diversi manifestari mihi videntur colore corporum. Hinc etiam explicari posse videtur, cur spectri prismatici solaris variae partes varios impertiant corporibus caloris gradus. Quin etiam quadantenus inde intelligi possunt phaenomena illa singularia, quibus color physicus transit in chemicum: v. g. argentum muriaticum lucis solaris liberae et proinde albae impulsu ex albo in nigrum convertitur; ubi vero a solo spectro prismatico solari aliquamdiu illuminatum fuerit, ejus trahit colores, quos stabiles paulatim exhibet. Etenim, ex hypothese nostra, id, quod ratione oculi color corporis cujusdam est, ratione hujus corporis ipsius modus est peculiaris, quo id corpus e solis illuminatione calorem parit, sive quo lucem in calorem transformat: argentum muriaticum suapte natura transformationem

illam perfectissime efficeret, cujus rei index niger est color, quem solis radiis expositum induit: ubi autem hoc ei non licet, sed ratio et modus, quo illam transformationem efficere ei conceditur, limitatus et extrinsecus jam ei praescriptus est, illuminatione puta per solum spectrum prismaticum facta, nihil est, quod tantopere miremur, id argentum jam modum, quo duntaxat lucem in calorem transmutare ei licuerat, etiam colore manifestare, quippe qui ratione corporis nihil nisi hujus rei signum est visibile.

In genus autem pendet superficiei istud temperamentum, quo colorem quandam induit, e minimis corporum differentiis, levissima mutatione variandis: quamobrem non valet color ad judicium de illorum corporum qualitate ferendum, statque sententia, nimium non esse credendum colori. Proinde videmus, corpora admodum diversa eundem gerere colorem et e contrario unius speciei flores, v. g. dianthos, tulipas, malvas, paene quibuslibet splendere coloribus. Documento etiam est cinnabaris, qui, postquam e conflato cum argento vivo sulphure jam confectus est, nigrum exhibet colorem, perinde ac similis cum sulphure plumbi mixtura: sed ille sublimatione demum rubrum colorem vegetissimum nanciscitur, chemica ejus compositione ea re neutiquam mutata. Similiter cancri rubent elixi. — Fucum habeo Sinsensem, qui in charta, cui superillitus nobis apportatur, perfecte viridis est, cum splendore quasi metallico: digitum autem, quo madefacto paululum fricatur, purpureo colore tingit vegetissimo pulcherrimoque. Haec autem omnia praeterea etiam confirmant, colorem multo magis ad oculos pertinere, quam ad res.

[49]

§ 12.

De aciei abusu et oculorum habitu abnormi quaedam.

Tum percussis extrinsecus, vel pressis, vel alio modo vexatis oculis, tum acie eorum nimiae lucis intuitu obtusa, spectra oriuntur, physiologicis spectris, quibus totam meam colorum rationem superstruxi, admodum similia, nec genere, sed gradu tantum ab iis diversa. Possunt illa spectra vocari pathologica; siquidem altera efficiuntur aperta oculi

laesione, altera autem irritatione ejus nimia, qua quidem actio retinae vehementer perturbata et veluti e libramenti sui aequabilitate excussa, per convulsiones quasdam bipartitur, quibus fit, ut jam unam, jam alteram partem sui dimidiatam promat: quamobrem aciei nimio splendore obtusae, si in locum obscurum convertitur, spectrum obversatur viride, sin in locum lucidum, spectrum rubrum. Uti autem acies nimia luce obtunditur, ita etiam per abusum huic contrarium offenditur, quum crepusculo in res minutas intenditur: incitamento nimirum illic nimio, heic justo debiliore. Deficiente enim luce, actionis retinae tunc intensive partitae non nisi pars extrinsecus suscitatur, quae, quum operi sibi incumbenti non sufficiat, nisu augetur voluntario, quo quidem altera actionis retinae pars absque incitamento externo sponte sua suscitatur, quod ei utique obesse experientia docuit.

Denique etiam patet, cur lucernae lumen diurno lumine magis aciem fatiget. Omnes enim, quas illuminat, res colore tingit ex aurantiaco flavo; unde etiam umbrae coeruleae. Quare fit, ut, lucernae lumine dum utimur, actionis retinae bipartitae non nisi duae tertiae, aut paulo plus, suscitentur, quibus jam necesse est totius visionis vice fungi, dum pars fere tertia manet feriata. Quam quidem rem simili fere ratione atque intentionem aciei per crepusculum, aut tubuli optici uni tantum oculo adhibiti usum, oculis nocere nulla eget demonstratione. Non inscite igitur Parrotus auctor exstitit, ut vitro coeruleo lampadi imposito, lucernae lumen diurno adsimilaretur*).

Quod colores, ut nostrae rationi consentaneum est, multo magis ad oculos quam ad res conspectas, vel ad lumen utraque intercedens pertineant, documento sunt etiam homines nonnulli, licet perrari, qui nullos omnino colores vident, quibus igitur albis, nigris cinereisque tantum distinctionibus variegatus, tabulae aeri incisae in modum, sese offert mundus. Hujusce rei exempla sunt tres fratres, qui-

bus Harrisius nomen, quorum historia legitur in Transactionum philosophicarum Londinensium Volumine 67. p. 260: item, in ejusdem operis Volumine 68. p. 612, suam ipsius historiam narrat J. Scottus, qui, pariter ac plures sibi cognati, colorum visione carebat. Quum adeo rarus magnique in rem nostram momenti ille sit defectus, ea, quae mihi fando quidem, sed per testes fide dignos innotuere, praetermittere nolo. Compluribus abhinc annis Rigae degebat dominus a Zimmermanno, centurio, colorum visu adeo orbatus, ut, quum periculi ejus faciendi causa, pro veste militari rubra, quam gestare solebat, viridis ei apposita esset, eam sibi absque ulla suspicione indueret, adeoque jam in eo esset, ut hoc ornatu ad agminis militum evolutionem procederet. Notandum est, ceteros colores, etiam proprio eorum sensu carenti, tamen majoris minorisque claritatis gradu facilius internosci, quam rubrum viridemque, quippe qui uterque exacte dimidiatam actionis retinae bipartitionem offerunt, ideoque sola claritatis ratione non differunt. — Itidem laborabat eodem vitio Unzerus, Hamburgae nobilis suo tempore medicus, qui tamen illum defectum, ut diagnosi parum utilem sedulo celabat. Sed uxor, ut periculum ejus faceret, aliquando, pro fuco rubro, coeruleo genas tinxit; ubi ille nihil aliud monuit, nisi eam illa die nimio fuco usam esse. Equidem haec accepi ab amico jam defuncto, pictore et pinacothecae Dresdensi praefecto, cui nomen Demianus: cum enim is uxoris illius effigiem depinxisset, Unzerus fassus, se de coloribus judicare non posse, totam rem ei aperuit. — Multo minus rari sunt homines, qui colores imperfecte internoscunt, alteros distinguentes, alteros non item. Notandum est, ut quod pro ratione nostra facit, illos omnes circa rubrum viridemque colorem maxime laborare, propter causam superius allatam.

*) Parrot, Traité de la manière de changer la lumière artificielle en une lumière semblable à celle du jour. Strasb. 1791.

§ 13.

Colorum physiologicorum interpretationis, quae hucusque obtinuit, refutatio.

Scherfferus, Jesuita, phaenomenon colorum physiologicorum rationi Neutonianae accommodare studuit*), com-
 mento sat vafre excogitato, eamque ob rem ab omnibus
 Neutoni sectatoribus sedulo celebrato, repetito et exornato.
 Ajunt nimirum, oculum continuato aliquamdiu coloris ali-
 cujus intuitu adeo defatigari, ut istius coloris, sive quod
 apud istos idem valet, istius luminis homogenei, sensum
 plane amittat; quamobrem, si exinde in superficiem albam
 adspectus convertatur, tunc reliqua tantummodo lumina ho-
 mogenea, illo scilicet eliminato, oculum afficere, e quorum
 mixtura physiologicus color jam conspectus existat: sin au-
 tem in colorem alium, eumque compositum, et cujus compo-
 siti pars sit ille initio adspectus color, acies convertatur,
 tunc apparere eum colorem, qui subtracto isto, qui primum
 retinam defatigaverat, reliquus foret. Inconsideratam hanc
 explicationem si indefesse crepitant compendiorum, quae vo-
 cantur, scriptores, qui ea, quam de Goethio tulerunt, sen-
 tentia judicii sui specimen dederunt, vel etiam ii, qui luminis
 moleculas, easque rubras, virides etc. earumque adeo axes et
 latera nobis narrare non verentur; nihil est quod miremur:
 at piget me referre, etiam virum quam maxime egregium,
 Cuvierum dico, in praeclara sua Anatome comparata
 (Lect. 12.) ista exposuisse. Minime tamen illud vitio ei
 vertere velim: fieri enim non potest, ut vir clarissimus, qui
 tot tantasque res perpetuo investigat ac dilucidat, singula
 quaeque, ea praesertim, quae alius proprie sunt provinciae,
 ipse scrutetur et ponderet, sed in his confidat, necesse est,
 illis, ad quorum munus ea spectant. Mentio tamen hujusce
 rei eo minus praetermittenda erat, quod in recentissimo
 quodam diurno Anglico (Jamesoni Edinburgh new philoso-
 phical Journal, 1828, April—Septbr., p. 190.) vetus istud

*) Carolus Scherffer, de coloribus accidentalibus. 1761. — Carl Scherffer, Abhandl. von den zufälligen Farben. 1765.

commentum tamquam res nova a Cuviero modo inventa exponitur laudaturque.

Ista igitur explicatio jam mihi refellenda est, quod etiam duplici fiat ratione: primum, ex ipsa hypothese; deinde experientia. Eaque opera me consecuturum spero, ne quis in posterum decantata illa nobis propinet.

Primum, ex hypothese: quam quidem exemplo applicemus, ut distinctius intelligatur. Continuatam aliquamdiu violacei coloris adspectum sit consecutum spectrum flavum, jam in plano albo pulcherrimum purissimumque conspiciendum se praebens. Hoc ergo inde oritur, quod oculus homogenei luminis violacei adspectu fatigatus, hunc colorem non amplius sentit, quamobrem planum album, in quod jam convertitur, pro septem luminibus homogeneis, qui alias albedinem efficerent, sex tantum ei exhibet, quorum conjunctorum summa flavus est color. Componitur ergo hic flavus color ex indico, coeruleo, viridi, rubro, aurantiaco et flavo. Euge! quam bellus ex hac mixtura nobis existet color flavus! Faciant coloris flavi ita componendi experimentum Neutroniani. — Sed his ne opus quidem est, ad commentum istud redarguendum: sufficit enim considerare, quod singuli colores, qui sibi invicem complementa sunt, et quorum alter igitur alterius conspectum, ut spectrum physiologicum, consequitur, utrique in ipso prismatico spectro jam omni ex parte absoluti, neque ulla admistione indigentes, exstant conspiciendosque se offerunt, violaceus nimirum et flavus, aurantiacus et coeruleus: hi duntaxat revera; e Neutoni commentitia ejus spectri descriptione insuper etiam ruber et viridis. Ergo color aliquis, qui unius eorum complementum existit, singulus quidam alter ex eorum numero est, neutiquam vero reliquorum omnium commixtorum summa; neque fieri potest, ut uno quolibet eorum e medio sublato, reliquorum summa, sive effectus unitus atque conspirans, nihil procreet, nisi quendam eorum alium, jam per se in spectro exstantem atque distinctum: hoc enim pacto ceteros quinque ei admixtos nullatenus eum commutare necesse foret; quod plane absurdum, quia causam ponit absque effectu.

Secundo jam loco, experientia fiat confutatio. Ad per-

ciendum spectrum physiologicum nequaquam plano albo opus est: nam melius adhuc in plano cinereo, vel penumbra, conspicitur: quinetiam apparet in plano nigerrimo; imo clausis insuperque manu contactis oculis cernitur. Quae quidem una res satis foret ad commentitiam istam ejus interpretationem de gradu deijciendam. Sane adjuvatur sensus coloris physiologici plano albo et magis adhuc cinereo: quia illud actionem retinae integram, hoc partem ejus intensivam, colori magis affinem, provocat, quo pacto etiam pars ejus dimidiata, licet jam sua sponte sese exserens, facilius tamen munere suo fungitur. Huc etiam spectat illud, quod Goethius docuit, omnem videlicet colorem plano albo supposito ad efficaciam suam manifestandam egere. Nihilominus quae modo attuli affatim probant, spectrum physiologicum sponte sua existere, et ex ipsius retinae viribus procreari, neutiquam vero esse ob fatigatam earum portionem mancā plani albi impressionem. Insuper autem ea res etiam inde confirmatur, quod, si oculus, qui continuato violacei coloris adspectu spectrum flavum in retina gerit, jam convertitur in planum coeruleum, tunc viridis ei apparet color, e mixtura nimirum flavi coeruleique ortus: unde manifestum est, spectrum plano, cui superinijcitur, addere aliquid, non autem demere: e coeruleo enim colore neutiquam subtrahendo aliquid fieri potest viridis, sed adjiciendo aliquid, nempe flavum.

Sane hisce argumentis satis superque confutata est vulgata illa interpretatio colorum physiologicorum. Sed quoniam adeo me tenet timor, ne consulto aliquid reticuisse videar, ut prae eo etiam argumentationis ad putidum usque subtilis crimen incurrere sustineam, minutiis quibusdam adhuc afferendis supersedere nolo, quas tamen quam queam paucissimis expediam. Spectant eae ad mixtionem coloris physiologici cum chemico. Si oculus, e rubri coloris intuitu spectrum physiologicum viride in retina habens, in planum convertitur violaceum, spectri locus languide coeruleus apparet. Hoc inde fit, quod dimidium tum violacei, tum viridis coloris, coeruleus est color, qui ergo heic bis existens praevalet: admixtus ei est flavus e spectro viridi, et ruber e plano violaceo, una aurantiacum gignentes

colorem, qui pro portione sua, cum coerulei illius dimidio, albedinem restituit, qua quidem coerulei dimidio alteri admixta, existit ille, qui tandem apparet, color coeruleus languidus pallidusque. Eventus rei igitur rationi nostrae plane consentaneus est. — Licet autem eundem e commento isto Neutonianorum ita interpretari. Rubri intuitu fatigatus oculus hunc colorem amplius non sentit; planum ergo violaceum, subtracto illo, coeruleum videt, et propter defectum subtracti alterius dimidii coloris etiam pallidum. Hoc igitur in loco eventus aequae respondet illorum interpretationi ac meae: proinde ex hoc phaenomeno solo redargui isti non possent. Itaque in medio relicta foret res, si deessent rationes et experimenta superius allata: quibus autem quum jam profligata sit res, et funditus subversa destructaque illorum ratio, minime pro iis facere potest hoc unicum phaenomenon, suapte natura imbecillum, vagum, inconstans et etiam maxima aciei intentione vix cernendum, neque minus commode e nostra quam ex eorum ratione interpretandum. Revera ignoro, an unquam istud experimentum ab aliis factum et commentitiae illi interpretationi adaptatum fuerit; sed praecavens tantum, ne cui in posterum inde oriri possit dubium, et hoc adjeci. Quod autem exemplo plani violacei ostendi, perinde fit etiam cum aliis coloribus compositis, si spectrum physiologicum ex unius colorum illos componentium adspectu ortum iis superinijcitur; pariterque per ancipitem disputationem explicari potest.

Verum haec hactenus. Jam absolvi opus, et quae annis ante tredecim parvo cum fructu popularibus exposueram, absolutiora ac pleniora Latinis litteris mandavi, omissis quaecunque minus ad rem faciebant. Quum autem physiologica colorum theoria pars tantum, licet primaria, totius colorum rationis sit, exteris jam, imo iis inter illos, qui rarissima illa, electis tantum divinitus concessa animi dote, judicio dico, praediti sunt, eoque confisi, non, perinde ac ceteri, numerant sententias, sed ponderant, auctor existo, ut, susque deque habentes physicorum professorum tum sinistra judicia, tum cautiora silentia, Goethii de

coloribus librum legere quoquomodo procurent, unde plurimos pulcherrimosque percipient fructus. Primum enim, colorum physicorum veram rationem cognoscent: deinde intelligent, quibus quamque crassis praestigiis Neutonus per seculum et amplius doctos atque doctores ludificare potuerit, ac etiamnum, ostensis melioribus, ludificat. Denique in psychologia quoque miros inde capient profectus: plane enim et perspicue videbunt, subtiliterque cognoscent, quid tandem illud sit, quod in hominum, ut fere sunt, cerebris iudicii locum obtinere solet, qua cognitione pretiosius paene nihil esse existimaverim, quippe qua magis magisque confirmabuntur in hoc, ut veritatem ejus ipsius causa adamant, malintque sibi quam populo placere.

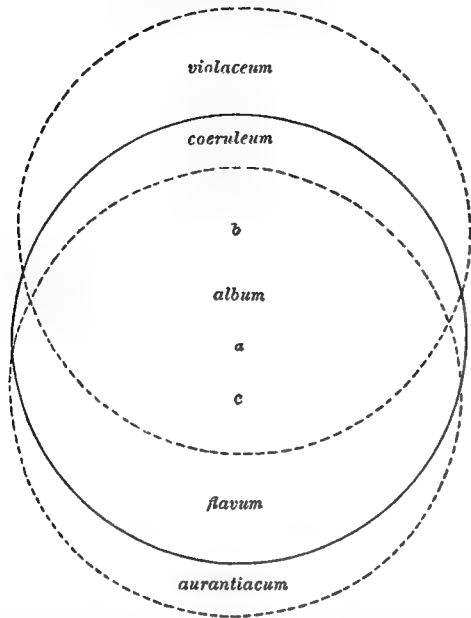
Scribebam Berolini mense Majo a. MDCCCXXIX.

ADDITAMENTUM PHYSICUM.

[56]

Quae in § 11 de spectri prismatici ex imaginibus secundariis ortu dicta sunt, rem illam ratione simplicissima et primo quasi adspectu menti obvia interpretantur. Revera autem credo, rationem, qua spectrum illud progignitur, aliquanto implicationem, nihilominus tamen legi supra expositae consentaneam esse. Liceat igitur heic in calce operis, quae mihi illa de re videntur, ut meram hypothesin exponere; quod, quum hoc in loco quam brevissime fieri debeat, ab iis tantum intelligi poterit, qui Goethii rationem plane cognitam et perspectam habent. Ceteri haec negligant.

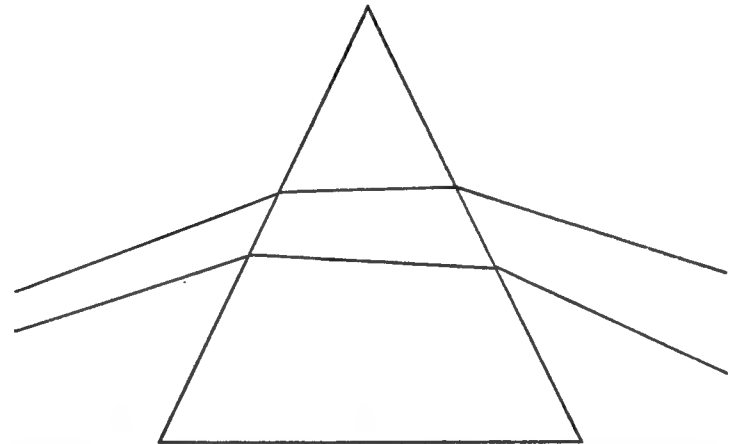
Quum cujuslibet phaenomeni secundum legem aliquam interpretatio tum demum extra omnem dubitationis aleam ponatur, ubi ad singula quaeque devenerit, eaque enucleate demonstraverit, semper equidem miratus sum, quod Goethius satis habuerit, summam docere, colores prismaticos imaginibus secundariis effici, neque perinde tentaverit, modum ac rationem, qua istud fiat, subtilius definire, delineatione ante oculos ponere. Hujusce igitur rei periculum facturum analysin quandam spectri prismatici in imaginem primariam et duas secundarias excogitavi, quam exemplo disci albi in plano nigro depicti et per prisma oculis appositum considerati illustrabo. Spectri colorati inde orientis resolutio in imaginem primariam et duas secundarias e figura heic ap-



posita (Fig. 1.) optime intelligetur. Ponamus enim discum illum refractione sursum tolli. Orbis medius (a) est imago principalis: binae ei concomitantur imagines secundariae, quarum altera (b) magis quam principalis refracta, eamque igitur praecurrens, in tenebras prominet iisque superinducitur; altera autem (c) minus quam principalis refracta, eamque subsequens, contra tenebris remanet immersa, iisque obtegatur: sed utramque imaginum secundariorum sortem quantenus participat imago principalis, in ea nimirum sui parte, quae utrobique illis confinis est. Jam ergo, e lege Goethiana, supra, ubi imago secundaria simplex plano nigro superinducitur, violaceus existit color: infra hunc, ubi ex additione partis imaginis primariae claritas tenebris superinducta duplicatur, coeruleus color necessario oritur. In parte contra inferiore, ubi tenebrae debilem claritatem solius imaginis secundariae contegunt, color fit aurantiacus; supra hunc autem flavus, quia ibi eadem tenebrae jam duplicem claritatem, duobus nimirum orbibus conjunctis con-

fectam, operiunt; quod quidem eum in morem fit, quo, oriente sole, eadem nubes primum aurantiaca est, quae deinde, sole jam adultiore, fit flava. Medium denique albedo obtinet, eo usque tantum extensa, quo tres orbis illi omnes coincidunt. — De hujus explicationis veritate judicaturus rem ipsam praesentem oculis usurpet utique necesse est. Fiat experimentum disco chartaceo albo chartae nigerrimae superagglutinato. Idem autem quod heic exhibent radii lucis e disco reflexi, directis radiis efficitur, ubi solis imago primate refracta in pariete conspicitur.

Etiam de ortu illarum imaginum pauca adjiciam. Hanc (Fig. 2.) notissimam refractionis adumbrationem contemplantes



reputent cordatiores, quam mira plane foret res, universalique continuitatis legi repugnans, si lux, a directione sua naturali per vim extrinsecus sibi illatam bis detorta, nullatenus tamen cum circumjacentibus tenebris commisceretur, sed limitum suorum sinceritatem servaret utique illibatam. Multo magis naturae consentaneum videtur, lucem, singulis refractionis vicibus, eo ipso temporis momento, ubi novam assumere cogitur directionem, tamen prioris vestigium quoddam retinere, velutque memoriam ejus conservare, atque proinde in ipso refractionis puncto radios

nonnullos emittere, qui, a luce principali quasi avulsi, directionem pristinae aliquanto propiorem servant, eoque modo imaginem secundariam procreant: quod quum bis fiat, binae ejusmodi imagines principali concomitantur.

Solet autem problematum solutio nova suscitare problema. Ita et heic nascuntur quaestiones, e quanam duarum illarum refractionum tum antecedens, tum subsequens imago [58] secundaria oriunda sit? deinde, cur illa longius quam haec a principali imagine secedat? denique, cur utraque ab imagine principali penitus divelli nequeant, imo, si continuatur recedendo dilatatio, tunc coeruleus et flavus color 10 commisceantur in viridem? in quibus quaestionibus dissolvendis sint alii me feliciores.

INDEX.

Color quilibet est pars quaedam dimidiata actionis retinae bipartitae alio quodam colore redintegrandae 40.

Coloris definitio 23.

— natura umbrae affinis 28.

Colori ad iudicium de corporum qualitate ferendum nimium non est credendum 48.

Colores chemici definiuntur 47.

— — unde pendeant 47. 48.

— cuncti orbem quendam absque ullis fixis limitibus continuatum exhibent 41.

— multo magis ad oculos quam ad res pertinere exemplis probatur 48.

— non extra, sed in oculo sunt 7.

— per excellentiam quinam sint? 22.

— retinae sunt proprii 40.

Colorum anticipatio in oculis mente nostra quasi insculpta est 24.

— causae externae tantummodo irritamenta sunt, quibus retinae actio ad colores distinguendos excitatur 40.

— certus numerus, isque praesertim impar minime statuendus 41.

— chemicorum ad physicos ratio 47.

— — cum physiologicis mixtio consideratur 54.

— [physiologicorum] interpretatio vulgaris refutatur 51.

— paria tria cur inter ceteros colores emineant? 41.

— sensatio quomodo oriatur 27.

— visione destitutorum exempla 50.

Intellectu, non sensu fit perceptio 9.

Lucis et albedinis divisio 17.

— polaritas cur existere non possit? 46.

Lumen lucernae cur diurno magis fatiget? 49.

— — quomodo ex Parroti suasu diurno adsimilatur 50.

Objecta cur erecta videamus? 10.

— — binis oculis simplicia conspiciamus? 11.

Oculi in remotius objectum fixi cur aliud prope oculos positum duplex conspiciant, et vice versa? 13.

Perceptio animi quomodo oriatur 9.

Polaritas definitur 46.

Qui colores imperfecte tantum internoscunt, omnes circa rubrum viridemque colorem maxime laborant 51.

Retinae actio in coloribus percipiendis 17.

— — quoad extensionem partita 18.

— — — intensionem partita 17.

— — — qualitatem bipartita 19.

— polaritas 26.

Sensuum differentia non a nervis repetenda est 10.

Strabo cur objecta simplicia conspiciat? 12.

Unzerus colorum visione destitutus erat 50.

Visio est addiscenda 13.

Ad visionem quid conferat sensus, quid intellectus 7.

Visus uno an binis oculis perficiatur? 19.

Abkürzungen für die Werke Schopenhauers:

G = Ueber die vierfache Wurzel des Sazes vom zureichenden Grunde.	N = Ueber den Willen in der Natur.
F = Ueber das Seh'n und die Farben.	K = Die beiden Grundprobleme der Ethik.
WI = Die Welt als Wille u. D., Bb. I.	PI = Parerga und Paralipomena, Bb. I
WII = Die Welt als Wille u. D., Bb. II.	PII = Parerga und Paralipomena, Bb. II

Anmerkungen zu der Schrift über den „Satz vom Grunde“

Als textgeschichtlich wichtig haben wir folgende Ausgaben herangezogen:

- A = Ueber die vierfache Wurzel des Satzes vom zureichenden Grunde. Eine philosophische Abhandlung von Arthur Schopenhauer. Rudolstadt, 1813.
- B = Ueber die vierfache Wurzel des Satzes vom zureichenden Grunde. Eine philosophische Abhandlung von Arthur Schopenhauer. Zweite, sehr verbesserte und beträchtlich vermehrte Auflage. Frankfurt a. M. 1847.
- Bh = Schopenhauers Handexemplar der zweiten Auflage von 1847.
- F = Arthur Schopenhauer's sämtliche Werke. Herausgegeben von Julius Frauenstädt. Zweite Auflage. 1. Band, Leipzig 1877.
- G = Arthur Schopenhauer's sämtliche Werke. Herausgegeben von Eduard Grisebach. Zweiter, hie und da berichtigter Abdruck. 3. Band, Leipzig [1895] (S. 7—177).
- L = Encyclopädisches Register zu Schopenhauer's Werken. Von Gustav Friedrich Wagner. Karlsruhe i. B. 1909. 2. Aufl. 1960, Nachdruck 1982.
- D = Arthur Schopenhauers sämtliche Werke. Herausgegeben von Paul Deussen. 3. Band, München 1912 (S. 101—268).
- Gb = Arthur Schopenhauer, Sämtliche Werke. Herausgegeben von Eduard Grisebach. Dritte, mehrfach berichtigte Auflage, bearbeitet von Professor Dr. E. Bergmann. 3. Band, Leipzig [1921] (S. 7—177).
- Hb = Vorliegende Ausgabe.

Mit seinem Handexemplar der 2. Auflage hat Schopenhauer eine die in die Einzelheiten durchrevidierte Druckvorlage für eine neue Auflage hinterlassen. Die Änderungen Schopenhauers umfassen einerseits Berichtigungen und stilistische Verbesserungen, andererseits eine Reihe größerer und kleinerer Zusätze; durch Zeichen im Texte, die auf die gleichen Zeichen vor den beige geschriebenen Stellen verweisen, hat Schopenhauer den Ort der Einschaltung jeweils genau gekennzeichnet. Dem postumem Herausgeber blieb nur die Ausführung einiger beige gesetzter Zitate überlassen. Auf Grund dieses Handexemplares hat Julius Frauenstädt eine „Dritte verbesserte und vermehrte Auflage“ (Leipzig 1864) herausgegeben, die später unverändert in die Gesamtausgabe übergegangen ist. Frauenstädts Arbeit ist für alle folgenden Ausgaben grundlegend geblieben. Grisebach mußte sich auf einen Vergleich des Textes mit der Ausgabe letzter Hand beschränken, der, ebenso wie die späteren Vergleichen Wagners, auf die Berichtigung einzelner Versehen und Ungenauigkeiten hinaustam. Deussen andererseits, dem zuerst wieder Schopenhauers Handexemplar zur Verfügung stand, erblühte seine Aufgabe zunächst in einer sorgfältigeren Auswertung der Schopenhauerischen Zusätze, während er im übrigen dem Frauenstädtischen Text so sehr verpflichtet bleibt, daß zahlreiche Fehler Frauenstädts in

seine Ausgabe übergegangen sind. (Vgl. den folgenden Textkritischen Anhang unter: 13, 31; 37, 37; 41, 7; 42, 24; 53, 17; 64, 15; 71, 19; 104, 6; 111, 22; 112, 31; 124, 10, 20; 127, 20; 136, 32; 138, 6; 154, 10.) Es blieb also für unsere Ausgabe trotz der kaum einen Zweifel übriglassenden Überlieferung gerade dieses Schopenhauerschen Textes noch ein gutes Stück textkritischer Arbeit zu leisten.

Schopenhauers handschriftliche Zusätze

Schopenhauers Handexemplar der Ausgabe letzter Hand (Bh) enthält neben einzelnen Druckfehlerberichtigungen, Buchstaben- und Interpunktionsänderungen, die wir im Textkritischen Anhang verzeichnen (vgl. daselbst unter VII, 20; 76, 33; 99, 32; 119, 4; 125, 2), eine Reihe von stilistischen Verbesserungen, Einschaltungen oder Weglassungen von Worten oder Satzteilen und sonstige kleinere Änderungen des Stammtextes, sowie schließlich zahlreiche größere oder kleinere Zusätze. Alle diese Änderungen und Ergänzungen sind, bis auf einige mehr beiläufige Randbemerkungen, schon von F und G (Gb) dem ursprünglichen Text einverleibt worden. (Soweit sie als Anmerkungen unter den Text verwiesen sind, haben G, Gb sie durch ein †) von dem, mit *) gegebenen, Anmerkungen der zweiten Auflage unterschieden.) Auch D bringt die Zusätze, unter Aufgabe der beim „Willen in der Natur“ und bei der Schrift „Ueber das Sehn und die Farben“ befolgten Editionsgrundsätze, diesmal nicht in einem Anhang, sondern im Text, so daß also die Schrift „Ueber die vierfache Wurzel des Satzes vom zureichenden Grunde“ in allen Ausgaben verhältnismäßig daselbe Textbild bietet, von dem abzuweichen wir uns nur in wenigen Fällen veranlaßt gesehen haben.

1. Änderungen des Stammtextes

- 3, 36 vielmehr nur Bh wohl aber B, F, G, D, Gb
 15, 10—12 existentiam; — taub gegen den Aristoteles, der ihm zuerst zuruft *οὐκ εἶναι οὐκ οὐκ οὐδὲν!* Hier haben wir Bh, F, G, D, Gb existentiam. Dies ist B
 15 18 Raufaltette Bh, F, G, D, Gb Raufaltat B
 17, 31—33 Die Unterscheidung der zwei Hauptbedeutungen desselben deutet er dabei gelegentlich zwar an, Bh, F, G, D, Gb. Er deutet dabei zwar die Unterscheidung der zwei Hauptbedeutungen desselben an, B
 21, 10 zu Kant's tiefsinnigen Bh, F, G, D, Gb für Kant's tiefsinnige B
 21, 10 zu einem Bh, F, G, D, Gb für einen B
 21, 12 zum Bh, F, G, D, Gb für den B
 59, 8 fassen Bh, F, G, D, Gb nehmen B
 45, 3 mit einem scheuen Seitenblick Bh, F, G, D, Gb sein leise B
 52, 34 drei, ausnahmsweise aber bis fünf Bh, F, G, D, Gb drei bis gegen fünf B
 59, 9 also humor Bh, F, D, also cornea, humor B, G, L, Gb
 65, 27 welcher die Bh, F, G, D, Gb der B
 68, 12—15 in der Hauptsache jedoch schon von Repler ausgesprochene Theorie, wonach die Linse beim Fernesehn zurücktritt, beim Nahesehn aber vorgehoben, und dabei durch Seitenbrud stärker gewölbt wird, Bh, F, G, D, Gb Meinung, daß sie in einem Zurück- oder Vorrücken der Lens, mittelst Zusammenziehung des corporis vitrei, bestehen, B
 68, 20 deutliche Wahrnehmung, Bh, F, G, D, Gb Kenntniß, B
 70, 30, 35 8—10 Zoll F, G, Gb 6—7 Zoll B, D [Änderung gemäß einer Randbemerkung in Bh: „10 Zoll (siehe darüber nach The eye — von Ammons Messen.)“]
 71, 27 Berge Bh, F, G, D, Gb Berggipfel, B
 78, 16 die individuellen Bh, F, D individuellen B, G, L, Gb
 84, 1 Prätonen Bh, F, G, D, Gb Pronen B
 103, 23 ist es Thätigkeit der Bh, F, G, D, Gb heißt es nun B
 110, 25 sinnlichen, Bh, F, G, D, Gb durch die Sinne vermittelten, B
 113, 22 mit dem Luftballon aufsteigen. Bh, F, G, D, Gb in den Luftballon steigen, B
 116 31 diesem Bh, F, G, D, Gb dem B
 118, 7 Prätonen Bh, F, G, D, Gb Pronen B (vgl. 84, 1)
 124, 22 des Daseyns Bh, F, G, D, Gb für das Daseyn B

125, 26 folglich Bh, F, G, D, Gb also B

127, 16—20 Ueber der naive und arglose Atheismus bleibe frommen und sogar entzückten Oberpriester geräth in Konflikt mit der innigen Herzensüberzeugung des schon in der Wiege judaisirten Gouverneurs. Sein Glaube ist ihm zur zweiten Natur geworden, er kann Bh, F, G, D, Gb [er ist von F hinzugefügt]. Der Gouverneur seinerseits, dem sein Glaube zur zweiten Natur geworden, kann B

129, 2 Erschleichung Bh, F, G, D, Gb Suggestion, ja Usurpation B

158, 32 des so eben ausgesprochenen Bh, F, G, D, Gb dieses A, B

2. Zusätze zum Stammtext

VII, 1 Nach das ein von F, G, D, Gb und von uns nicht berücksichtigter Zusatz: Pythagorische? (nach Apulejus Vol. 2, p. 48). Vgl. dazu W II, 678, 1.

3, 33—34 La clarté — gesagt.

13, 13—27 Notandum — Stellen an.

15, 29 Nach debent Zusatz: wird bewiesen daraus, daß ex data cujusunque rei definitione plures proprietates necessarii sequuntur; dem folgt Coroll: hinc sequitur Deum omnium rerum causam efficientem. Beide Stellen sind schon 15, 27—34 verwendet, sodaß wir, ebenso wie F, D, sie an diesem Orte weggelassen haben.

14, 20—36 Zunächst — causa sui.

17, 26—31 Er — haben wird.

42, 25—29 Ja, wo — gerathen sei.

51, 1 Zu Anfang dieses Paragraphen findet sich die Verweisung: Ueber das Sehn und die Farben bei p. 8. Das dort (im Handexemplar der 1. Aufl.) Stehende ist bereits, mit stilistischen Änderungen und Zusätzen, in die 2. Aufl. der Schrift „Ueber das Sehn und die Farben“ übergegangen (vgl. unsern Text 5, 1—25: Dennoch — Briefe erwähnt.) Ferner findet sich dort eine Auslassung gegen Helmholtz: Den Helmholtz hier ernstlich proffutituit, für sein Plagiat, in seiner Abhandlung über das Sehn 1854 circa: die Stelle steht in einem Brief von Weder vom 10. Januar 1856). — Zuletzt so: er hat also eine Ehrenstelle neben Rosas. Bei dieser Gelegenheit sei, zur Warnung Andre, bemerkt, daß durch das Plagiat man sich nicht nur moralisch, sondern auch intellektuell herabsetzt, indem man nicht bloß Mangel an Redlichkeit und Gerechtigkeit, sondern zugleich Mangel an eigenen Einsichten und Gedanken, welcher zum Vergeßen an fremdem Gute nöthigt, verräth, — in der thörichtsten Hoffnung, nicht entbedt und aufgedeckt zu werden. (Sollte Helmholtz vielleicht gar den Rosas bestohlen haben? Ist durch Vergleichung zu verifizieren.) Vergl. noch Spicilegia 23 R. Die Stelle ist zweimal mit Tinte durchstrichen; zu Anfang die Bemerkung: Helmholtz ist unschuldig, am Schlusse: Rosas hat geradezu abgeschrieben. Die Ausführungen über die Intellektualität der Anschauung in Spicilegia 23 R. sind in W II (in unserer Ausgabe S. 26) übergegangen.

57, 20—22 Ausführlichen — areugles. Von uns, mit F, G, D, Gb in Klammern gesetzt.

61, 24—62, 2 und räumlich konstruirt. Hierauf beruht es — erhält. Nach den Worten Joseph Reinhardts steht: Conversationsblatt den 22. Juli 1853. F, G, D, Gb, denen wir uns anschließen, bringen den Zeitungsbericht aus Sch's. Sammelmappe Philosophari in der Anmerkung (die wir als posthumer Zusatz mit †) besonders kennzeichnen).

63, 20 Nach Verlaube, ein mit Bleistift durchgestrichener Zusatz, den Sch. mit einigen stilistischen Änderungen in die 2. Aufl. der Schrift „Ueber das Sehn und die Farben“ (in unserer Ausgabe S. 14, 36—15, 16: Hierauf — würde.) aufgenommen hat.

64, 10 oder vice versa.

67, 9—68, 4 Ein specieller — Zeug dazu.

68, 5—6 die — liefern.

68, 17—19 Diese Theorie — 1841.

70, 9—11 wir — anwenden, auch

72, 27—28 (über steht) Diesem Zusatz folgt noch die Verweisung: Adv[ersaria] 188. Dort steht: Die Geschichte von Gheselens Winden steht zuerst Philosophical transactions Vol. 35.

73, 10—75, 23 Im Morgenblatt — hémisphères. Bh hat hier lediglich die folgenden drei Bemerkungen:

Physiologische Bestätigung durch Flourens, de la vie et de l'intelligence I. p. 43—47 und p. 73.

Hier *R a f p. S a u f e r*, — siehe Franz, the eye p. 34. — u. *ib. Haslam* *ibid* p. 36. — Siehe *leb. b. Sehn u. b. Farben* 1ste Aufl. zu p. 28.

Nach diesen Hinweisen hat *F*, dem *G, D* und wir folgen, den Text 73, 10—75, 23 hergestellt, indem er, unter zweckmäßiger Umkehrung der Reihenfolge, zunächst die Stelle im Morgenblatt — trifft nach Allem, aus dem Handexemplar „Ueber das Sehn und die Farben“, 1. Aufl., p. 28 bringt (vgl. dazu Textkritischer Anhang, 73, 12, 14) und dann die Zitate aus Franz und Flourens anschließt.

77, 4—5 Randbemerkung: Jede eigentliche Verstandesoperation ist ein Rauf-Abtheil.

77, 19—78, 2 Randbemerkung: Sen[ilia] 2, A. Diese Stelle aus Senilia (Alles Versteht — aus. —) haben wir nach dem Vorgange von *F, G, D, Gb* hier eingeschoben, und zwar in der von *D* gebrachten vollständigen Fassung (vgl. Textkritischer Anhang), die übrigens auch *F* in einem von ihm neu eingefügten § 35 des 2. Bandes der *Parerga* nochmals versehentlich als Anm. wiedergibt.

78, 18 Randbemerkung: Hier das zum Wert 1ste Aufl. p. 32 Beigeschriebene. Dort (Handexemplar der Welt als Wille und Vorstellung, 1. Aufl., gegenüber S. 32) steht: Newtons höchst scharfsinnige Entdeckung, daß die Ursache der das Fortschreiten der Nachtgleichen hervorbringenden Bewegung der Ase der Erde um die der Elliptik in der abgeplatteten Gestalt der Erde liegt, durch welche die Wirkung der Anziehungskraft der Sonne so modifiziert wird, daß jenes Schwanken daraus entsteht (nach den *mémoires* der Franz. Akad. Vol. 7 1827, p. XXXVIII. richtig und zuverlässig), — ist ganz und gar das Wert derselben Funktion des Geistes, welche als Schaubild die Wirkung der Motive auf die Charaktere und deren Modifikation durch zufällige Umstände richtig schätzt und abmisst und danach eine Zutrage leitet: Ja letztere Anwendung ist eigentlich schon von höherer und schwierigerer Art: die ganze Funktion aber steht sehr tief unter der Auffassung des Genies, deren Produkte Poesie, Kunst, Philosophie sind und die wir im 1ten Buch untersuchen werden.

78, 21—22 auch, — Verschmähtheit.

79, 31 Randbemerkung: Vergl. *W. a. W. u. B. Bd. 2*, p. 38 u. Beigeschriebenes. Dieses Beigeschriebene ist in die 3. Auflage des Hauptwerks (S. 41—42) mit geringen Änderungen aufgenommen, weshalb *F, G, Gb* hier nur den Hinweis, mit entsprechend abgeänderten Seitenzahlen, geben (*F* in Klammern, *G, Gb* als Anm.).

83, 10—13 Da ferner — in concreto.

83, 33—35 (Rant — Nr. 109).

104, 34 Randbemerkung: Siehe *Spio[logia]* 402. Diese Stelle ist durchgestrichen und in den Anfang von *P II*, § 34 übergegangen.

105, 27—33 Im Lateinischen — erkannte.

113, 13 Zusatz, der teilweise in *P I* (1. Aufl., S. 179) aufgenommen worden ist: Belustigend ist die Naivität der die Sache ernsthaft nehmenden Holländischen Universität *L e y d e n*, deren Kuratorium des Stolpianischen Legats auf das Jahr 1845 folgende Preisfrage gestellt hat: Quid statuendum de Sensu Dei, qui dicitur, menti humanae indito? Quod si tale placitum defendi potest, quaeritur quae sit ejus sensus natura, quae necessitudo cum reliquis, mentis et ingenii humani partibus, quamque vim habeat ad firmam de Deo persuasionem? (Der gedruckte Zettel in Philosophari).

115, 36 Randbemerkung: *Adv[ersaria]* 183? Dort steht nichts hierher Gehöriges.

116, 26—31 Ueberall — Theorie.

121, 31—35 Morgen — *W. O. Divan* p. 97. (Vgl. auch *Tezkr.* Anhang).

122, 21 (von gewissen — genannt).

125, 37—38 Auch ist — erstere.

126, 1—2 desgleichen — p. 81, (bei *G, Gb*, als Anm.).

126, 7—9 (Siehe — S. 276.) *G* (und *Gb*) setzt diese Stelle zu der (von ihm als Anm. gegebenen) Berufung auf *Sangermano* 126, 1—2, weil das Zitat Schmidts den Zweck habe, „die Glaubwürdigkeit *Sangermano*'s und damit der Darstellung in den *Asiatic Researches* zu verbürgen“. S. 276 seiner „Forschungen im Gebiete der älteren religiösen, politischen und literarischen Bildungsgeschichte der Völker Mittel-Asiens, vorzüglich der Mongolen und Tibeter“, sagt *Isaak Jakob Schmidt* nämlich: „Ich kann bei Erwähnung von *Buchanans* lehrwerther Abhandlung (*Asiatic Researches*, Lond. Ausg.

Bd. VI S. 265) nicht umhin, die Verdienste des Italiäners *Sangermano*, eines katholischen Priesters in Rangoun, mit gerechter Anerkennung hervorzuheben. Nicht nur hat *Buchanan* fast alles was er von der Religion der Burmas oder von dem Buddhismus auf der östlichen Halbinsel berichtet dem genannten Priester zu verdanken und aus dessen Papieren gezogen, sondern diese Sammlung von Auszügen aus den Original-Urkunden ist mit musterhafter Treue und unverkennbarer Sach- und Sprachkenntnis zu Stande gebracht, ohne durch eigene Zusätze entstellt zu seyn . . . *P. Sangermano* . . . hat sich dadurch . . . Dank verdient.“ Das eigene Werk *Sangermano*'s „Description of the Burmese Empire“ erschien erst später: Rom 1833. Vgl. auch *Textkritischer Anhang*.

126, 17—35 Bemerkung: Hier *I. J. Schmidts* „Forschungen im Gebiete“ usw. C. 180. Aus diesem Hinweis hat *F* (und danach *G, D, Gb*) den Zusatz in seinen — Begründet waren.“ hergestellt.

127, 9 Zusatz: Die Jahreszahl ist falsch und zwar, ni fallor, 1813 muß nachgeholt werden. Späterer Zusatz: 1813 wohl nicht, da ich (*Revue des deux mondes*) die Angabe finde, daß 1796 die Engländer Ceylon den Holländern genommen haben. Auch *E. Tennant* (account of Ceylon 1859) erwähnt, daß 1796 die Engländer den Holländern Ceylon genommen haben. Die Holländer hatten es seit 1655.

127, 36—37 Die Anmerkung.

128, 1 ohne Weiteres

128, 13—14 weshalb — beseitigen,

128, 25 Zusatz: Diese Schwierigkeit hat sogar eine eigene Schrift hervorgerufen: *G. T. Staunton*, an inquiry into the proper mode of rendering the word *God* in translating the Sacred Scriptures into the Chinese language. 1848. — 3 ½ sh. Aufgenommen mit einigen Änderungen *N* und *PI*, 1. Aufl. S. 111.

128, 30—129, 1 Ganz übereinstimmend — seyn soll.

129, 4—5 und, — geredet.

129, 8 Zusatz, der mit kleinen Abänderungen in *PI*, 1. Aufl. S. 110 übergegangen ist.

147, 21—33 Eben daher — sich erhält.

149, 12—13 Auch wollen — Müssen ist.

149, 6 Als Schluß des Kapitels bringt *Bh* einen 7zeiligen Zusatz, der auch im Handexemplar der *Parerga* II, 1. Aufl. S. 492 wörtlich beigeschrieben ist (Man — haben.). *F, D* bringen ihn an beiden Stellen, *G, Gb*, denen wir hier folgen, nur in den *Parerga*. (Vgl. *P II* 643, 35—644, 4.)

154, 3 Zusatz: Vergl. noch, *W. a. W. u. B.* erste Aufl., pp. 647—50 das Beigeschriebene. Dort finden sich zwei längere Randbemerkungen:

Als dem ganzen Princip der Nothwendigkeit, also dem Satz vom Grund, entgegen, denken wir das Freie, nämlich als das nicht, wie das Zufällige, relativ, sondern absolut grundlose: dies ist der wahre Begriff desselben. Da der Satz vom Grund die allgemeine Form unsers gesammten Erkenntnisvermögens ist; so kann unter den Objecten dieses das Freie nie vorkommen, also durchaus kein Gegenstand der Erfahrung seyn; vielmehr wird jedes Object der Erfahrung in irgend einem Nexus gemäß dem Satz vom Grunde stehen, mithin eines Theils als nothwendig und andertheils als zufällig erkannt werden. Weil aber der Inhalt der Erfahrung bloße Erscheinungen sind, im Gegensatz des Dinges an sich; so bleibt das Freie oder Grundlose als Eigenschaft des Dinges an sich denkbar, wiewohl als bloß intelligibele Eigenschaft, d. h. die wir ohne empirische Erkenntnis derselben bloß im allgemeinen mittelst negativer Begriffe uns vorstellig machen. Nachdem ich nun als das Ding an sich den Willen nachgewiesen habe, findet dieser, indem er von dem Ehrenplatz des Dinges an sich Besitz nimmt, die Freiheit als diesem a priori, wenn gleich nur problematisch, beigelegte Eigenschaft bereits vor; während sie zugleich sein natürliches Prädikat ist, welches ihm in seiner bloßen Erscheinung abzusprechen, tiefe Reflexion erfordert war, — wie solche mit *Hobbes* anfangt und mit mir ihre Vollendung erreichte.

Thomas Hobbes hatte jedoch schon vom Nothwendigen und Zufälligen ganz richtige Begriffe: denn er sagt: *Dicimus in Universo omnia quae contingunt, contingere a causis necessariis, vocari autem contingentia, respectu aliorum eventuum, a quibus non dependent. Philosophia prima cap. X, §. 5. Auch vorher, ibidem, cap. IX, 10, heißt es: Accidentia respectu accidentium, quae antecedunt, sive tempore priora sunt, si ab illis non dependent, ut a causis, Contingentia appellantur; respectu, inquam, eorum a quibus non generantur; nam respectu causarum suarum, omnia aequae*

necessario eveniunt: si quidem enim non necessario evenirent, causas non haberent, quod de rebus generatis intelligi non potest. Der Ursprung jener falschen Erklärung des Nothwendigen und Zufälligen liegt wohl im Aristot: de ortu et interitu Lib. II, c. 9 & 11, wo das Nothwendige erklärt wird als das, dessen Nichtseyn unmöglich ist, — ihm steht gegenüber das dessen Seyn unmöglich ist: und zwischen beiden liegt nun das was seyn und auch nicht seyn kann, also das Entstehende und Vergehende; das wäre denn das Zufällige. — Diese ganze Erklärung ist daraus entstanden, daß man von abstrakten Begriffen ausging, ohne sie auf das Anschauliche, die ursprüngliche Erkenntniß, zurückzuführen, wie ich gethan habe. „Etwas, dessen Nichtseyn unmöglich ist“ — ist ein Gedanke, der so in abstracto sich denken läßt: gehn wir aber vom Abstrakten zum Anschaulichen, Kontreten, Realen; so finden wir nichts den Gedanken, auch nur als ein Mögliches, zu belegen. Das dessen Nichtseyn unmöglich ist, oder das schlechthin Nothwendige, muß (wie Aristot. l. c. sagt) jederzeit seyn: ein solches müßte nun von der Zeit und dem Raum selbst, (die es stets füllen soll) unabtrennbar seyn: dergleichen giebt es aber nicht: denn wir können Alles aus der Zeit und dem Raum wegdenken. Am nächsten käme dem Geforderten übrigens die Materie: denn wir können uns zwar denken, sie existire nicht; aber ein Mal als Existirend gedacht, können wir ihr Vergehn nicht denken, so wenig als ihr Entstehn. Wenn also irgend etwas als Beleg für den Begriff eines Nothwendigen Wesens gehalten werden, d. h. diesen Namen verdienen kann; so ist es die Materie.

Die Stelle Der Ursprung — belegen, ist mit stilistischen Änderungen in W I (3. Aufl.), 553 1—17 unserer Ausgabe übergegangen.

154, 3—13 Der bei den Philosophen — zu kontrolliren sind. Die von Sch. zwischen den Zeilen eingeschriebenen Verweisungen Arist. b. A'schen Phil. p. 151 und oben §. 24 hat F in der (auch von D übernommenen, von G, Gb weggelassenen) Anm. zu unserer S. 154 richtig gestellt.

156, 20—27 Denn — selbst nicht.

158, 19—31 Der allgemeine — Beweis ist.

Textkritischer Anhang

Wir fassen zunächst verschiedene häufig wiederkehrende Abweichungen zusammen:

1. Große und kleine Anfangsbuchstaben

Nach Doppelpunkt und Anführungszeichen ist in B im allgemeinen die in den Ausgaben letzter Hand übliche Schreibung mit großen Anfangsbuchstaben durchgeführt. In einzelnen Fällen mußten versehentlich noch stehengebliebene kleine Buchstaben getilgt werden: 11, 10; 32, 11, 14, 20; 39, 20; 40, 15; 51, 35; 80, 37, 38; 95, 37; 106, 29, 32, 33; 107, 6, 8; 128, 27; 141, 14, 26. (Vgl. auch Textkr. Anhang 126, 13).

13, 24 wurde, entsprechend der sonst durchgeführten Schreibweise, außen für Außen eingesetzt; 137, 7 (das substantivisch gebrauchte, daher groß zu schreibende) Bei der für beider.

2. Wechsel von c und z

Die alte Schreibung der Endung -ziren (mit z) ist in B fast durchgängig zugunsten der auch sonst in den Ausgaben letzter Hand geltenden Schreibung -ciren (mit c) verlassen worden. Nur in wenigen Fällen mußte angeglichen werden: identificiren: 46, 26; 96, 3; identificirt: 80, 35; klassificirenden: 157, 23; mythificiren: 40, 3.

3. Kurz- und Vollformen

Die von Sch. handschriftlich gesetzten Kurzformen stehn, gehn, sehn, stehn u. s. w. sind in B fast durchwegs bewahrt. Nur in wenigen Fällen mußte die Kurzform aus der Vollform hergestellt werden. Wir schreiben also: S. VI, 27 abgesehn; 7, 30 ersehn; 12, 16 ziehn; 22, 30 ersehn; 35, 9 abgesehn; 35, 15 gesehn; 37, 37 verzehn; 50, 15 gesehn; 54, 38 überzugehn; 68, 14 fernehn; 68, 14 nahehn; 75, 25 eingesehn;

84, 26 gesehn; 86, 37 ziehn; 104, 12 gehn; 106, 27 anzuhehn; 123, 26 Entstehn; 146, 19 gesehn; 148, 35 einzuhehn; 158, 9 anzuhehn. (Vgl. auch Textkr. Anhang 60, 2; 67, 12; 71, 19; 76, 26; 78, 19, 22; 104, 6; 105, 24; 119, 5; 121, 18; 128, 16; 134, 6).

Die Schreibung Ursache erscheint in B etwa gleich häufig wie die Schreibung Ursach. Die „richtige“ Form (vgl. Anhang zu W II) mußte in folgenden Fällen aus der Kurzform Ursach hergestellt werden: 9, 6; 10, 5, 9; 12, 14; 13, 24; 14, 8; 15, 13; 18, 15; 19, 7, 20; 20, 4, 13, 14, 16, 23, 24; 22, 7; 25, 17, 19; 26, 18; 28, 34; 35, 6, 13, 18, 34, 37; 36, 5; 38, 4; 41, 31; 42, 6, 17 (2mal); 45, 33; 46, 3, 7, 32; 47, 3; 56, 18; 60, 14; 77, 9; 83, 2; 85, 17; 87, 34; 88, 5, 24, 26, 33; 90, 6; 91, 27; 109, 22; 131, 27; 145, 8; 151, 31, 32; 152, 1, 3; 153, 12 (B: Ursach ihrer Ursache); 154, 28; 155, 17, 29; 156, 7; 159, 3, 12.

Die in den Anhängen zu W I und W II näher begründete Regel, daß die von Schopenhauer handschriftlich gesetzten Kurzformen andern und andern im Druck beibehalten, dagegen die Kurzformen andre, andrer, andres, andererseits zu andere, anderer, andererseits aufgelöst werden, ist in B ziemlich genau befolgt. Nur in einem Fall mußte andern aus anderen hergestellt werden (131, 9), und nur in wenigen Fällen mußten versehentlich stehengebliebene Kurzformen aufgelöst werden; andre zu andere: 4, 21; 35, 3; 35, 35 (dreimal); 49, 19; 52, 1; 86, 23; 87, 35; 91, 33; 132, 11, 12, 29; 156, 33 (vgl. auch Textkr. Anhang unter 2, 21; 23, 11; 25, 9); andrer zu anderer: 61, 22 (vgl. auch Textkr. Anhang unter 34, 13; 73, 8; 87, 20; 145, 10); andres zu anderes: 20, 23; 90, 10, 18; 106, 3, 9, 26; andererseits zu andererseits: 45, 8; 113, 17; 130, 19 (vgl. auch Textkr. Anhang unter 19, 17; 29, 20; 148, 16).

Die im Hauptwerk beobachtete Regel, daß beim Possessivpronomen unser das e vor m, n, s getilgt wird (unserm, unsern, unsers), dagegen vor r bleibt (unserer, unserer), ist in B im allgemeinen eingehalten. In einzelnen Fällen mußte angeglichen werden: Unserm (aus unserem): 158, 25; unsern (aus unseren): 79, 20; unsers (aus unsers): 41, 37; 157, 12; unsers (aus unseres): 23, 14; 28, 3; 115, 7; 145, 15; 147, 5; 150, 4; 159, 11, 17; 159, 31; dagegen unsere (aus unsre): 27, 7 (2mal); 27, 9, 10, 30; 31, 16; 87, 36; 113, 23; 114, 38; 129, 30; 159, 15; unserer (aus unserer): 1, 13, 2; 24, 2; 31, 4, 22; 39, 24; 40, 8; 58, 5; 89, 2, 32; 90, 38; 93, 11; 115, 26, 36; 131, 12; 140, 3; 142, 35; 144, 9; 146, 21; 147, 35. (Vgl. auch Textkr. Anhang 42, 9).

4. Worttrennung und Wortbindung

Wortbindungen wie dasenn, dasel, dasist, dasstet, sind in B, ebenso wie in den andern Werken Sch.'s regelmäßig beibehalten. Nur 30, 12; 34, 14; 146, 26 war da ist in dasst; ferner 94, 2; 121, 24 und 126, 5 da sei zu dasel abzuändern.

35, 7 mußte in sofern, entsprechend der sonst durchgeführten Bindung, zu insofern abgeändert werden (vgl. auch 35, 13).

Umgekehrt mußte in drei Fällen (10, 37; 59, 7; 110, 29) die in B sonst sorgfältig beachtete Schreibung eben so aus ebenso hergestellt werden (vgl. auch Textkr. Anhang 4, 21; 61, 20; 78, 15). Eben sowohl 49, 19; 86, 36 wurde zu eben so wohl; Ebenbedarfs 45, 18 zu Eben deshalb abgeändert.

Die Schreibung jedesmal mußte in einigen Fällen aus jedes Mal hergestellt werden: 37, 16; 46, 23; 72, 29; 144, 28.

Schopenhauers Regel, daß das Demonstrativpronomen derselbe, dieselbe, daselbe zusammen, das Adjektiv der selbe, die selbe, das selbe (das Selbe) getrennt zu schreiben ist, ist in B fast durchgängig befolgt. Nur in wenigen Fällen, wo B noch die unrichtige Zusammenschreibung bewahrt hat, mußten wir, entsprechend Schopenhauers Anweisung, ändern: denselben zu des selben: 18, 21; 76, 2; 114, 25; demselben zu dem selben: 53, 23; denselben zu den selben: 27, 35; 60, 32; 138, 9; dieselbe zu die selbe: 3, 14; 152, 2; 159, 34; derselben zu der selben: 138, 13, 20; 158, 7; daselbe zu das selbe: 14, 26; 109, 37; Daselbe zu das Selbe: 79, 28; 82, 21 (vgl. Textkr. Anhang); 91, 37.

5. Abweichungen in der Rechtschreibung

Willführ, willführlich wurden, entsprechend der sonst durchgeführten Schreibweise (vgl. z. B. auch 40, 35) in Willfür, willfürlich abgeändert: 86, 9; 87, 1, 22, 36; 88, 9, 20; 102, 30; 132, 27; 146, 36; 149, 2.

6. Eigennamen

Die in den Anhängen zu W I und W II genauer begründete Schreibweise Plato, Plato's ist in B sorgfältig beachtet. A bedient sich der früheren Schreibweise Platon, Platons, die auch F, unberechtigtweise, durchgeführt hat. Wir haben die Schreibweise von B wieder hergestellt: 1, 3; 2, 9; 4, 15 (fehlt A); 6, 8, 10; 94, 10, 21 (fehlt A); 134, 18, 24 (fehlt A); 147, 6; 149, 5; 158, 13.

Ebenso war die richtige Schreibung Cartesius gegen die von A, B, F und den folgenden Ausgaben gebrauchte Rartefius einzusetzen: 9, 27, 28; 12, 10; 13, 25; 14, 18, 20, 21, 27, 37; 15, 3, 6; 16, 5.

Dagegen haben wir die Schreibung Goethe, die F bereits (mit der Ausgabe letzter Hand des Hauptwerks und der Ethik) gegen die in B noch stehengebliebene Schreibung Göthe durchgeführt hat, selbstverständlich belassen. (Vgl. auch Textkr. Anhang 38, 24; 69, 10; 103, 35).

Die in der letzten Auflage des Hauptwerks durchgeführte Gepflogenheit, das Genitiv-s bei ausländischen Eigennamen durch Apostroph abzutrennen, dagegen bei deutschen Eigennamen vor allem den häufig gebrauchten, es unmittelbar an den Namen anzuhängen, war in manchen Fällen in Geltung zu setzen. Wir haben demgemäß die Schreibung Somers's mit B gegen F belassen (93, 6). Dagegen wurde die Schreibung Sichts aus Sichte's (B, F) hergestellt (83, 24, 33 [Bh: Sichte's]). und ebenso wurde die Schreibung Rants (die A übrigens noch hat) gegen ein von B, F durchgeführtes Rant's wieder hergestellt: 12, 2; 21, 10, 24; 22, 12; 23, 12; 28, 7; 50, 2; 80, 6; 81, 20; 91, 17, 23; 92, 3, 12, 30; 95, 21; 103, 24; 108, 19; 119, 30; 120, 8; 128, 12. (Vgl. auch Textkr. Anhang 69, 10.)

Varianten

- V, 1 Vorrede. B, G, D, Gb Vorrede zur zweiten Auflage. F.
 V, 3 Jahr B Jahre F, G, D, Gb.
 V, 16 angelt, B, G, D, Gb angling. F.
 VI, 6 Dies B, G, D, Gb dies F.
 VI, 18 Ton B, D, Gb Tone F.
 VII, 3 gestämpelt Hb gestempelt B, F, G, D, Gb.
 VII, 20 Dies, Bh, F, D Das, B, G, Gb.
 2, 9 setzen F, G setzen A, B, D, Gb (ebenso 9, 12).
 2, 21 andere F, G andre A, B, D, Gb.
 2, 34 Ursprünge Kant Ursprung A, B, F, G, D, Gb.
 2, 38 Gebrauche Kant Gebrauch A, B, F, G, D, Gb.
 2, 37 Materien Kant Materie A, B, F, G, D, Gb.
 3, 3 besondere F befondere A, B, G, D, Gb.
 3, 4 eigenen F eignen A, B, G, D, Gb (vgl. 3, 37 eigener B [fehlt A]).
 3, 19 eigenen F, D eignen A, B, G, Gb.
 3, 23 größtmögliche Hb größtmöglichste A, B, F, G, D, Gb (vgl. E 196, 22, wo A größtmöglichste, B größtmögliche).
 3, 27 Mißverständnis F, G Mißverständnis A, B, D, Gb.
 4, 16 al αληθεις B, G, L, D, Gb αληθεις F.
 4, 18 liget). D, D liget. F, G, Gb.
 4, 19 p. 385. Bip. B, D p. 385 Bip.) F, G, Gb.
 4, 21 eben so A, B, D eben so F, G, Gb.
 4, 27 I. B, D I. F, G, Gb.
 5, 4 sei. F, G, Gb sen. A, B, D (sonst regelmäßig sei; vgl. 8, 14; 35, 18, 22; 36, 28; 37, 12, 13, 15; 39, 14; 43, 15; 48, 31, 32; 51, 6, 9 u. s. w.; ferner zu 16, 16, 22; 20, 16; 22, 25; 23, 26; 26, 14, 35).

- I, 26 id. B, D id F, G, Gb.
 I, 34 deutlich, B, G, L, D, Gb deutlich, F
 8, 16 816. B, D 816 F, G, Gb.
 8, 36 Schulze, Hb Schulze, B, F, G, D, Gb. (Sch. hat im allgemeinen die richtige Schreibweise Schulze; vgl. 3. B. W I 516, 16; 519, 11; 544, 21; 562, 36 u. s. w.; ferner zu 22, 13).
 12, 15 suchte B, L, D, Gb suchst F, G.
 13, 3 immer, B, G, D, Gb immer F.
 13, 13 Stelle G (wegen des handschr. Zusatzes 13, 13—27 Notandum — an.), L, D, Gb Stellen B, F.
 13, 14 unusquisque Bh, D unus cuiusque F, G, Gb.
 13, 18 P. I. Bh, F, G, Gb I, D.
 13, 18 s. F, D 8. Bh, G, Gb.
 13, 21 Beides Bh, F, D beides G, Gb.
 13, 29 Eth. F, G, D, Gb Eth. B.
 13, 29 16.) F, G, D, Gb 16. B.
 14, 14 hiebei F, G, Gb hierbei B, D (vgl. 18, 25 hieher).
 14, 37 Cartesius Hb Rartefius F, G, D, Gb dieser B (von F wegen der Unterbrechung durch den vorher eingeschobenen Zusatz Zunächst — causa sui geändert).
 15, 15 Bewunderung F, G Bewundrung B, D, Gb.
 15, 26 16. B, D 16 F, G, Gb.
 15, 31 debent; B, G, Gb debent; F, D.
 16, 11 v. F, G, Gb von B, D (vgl. 16, 3; 22, 29).
 16, 16 sei, F, G, Gb sen. B, D.
 16, 21 Urgrund B, G, L, D, Gb Urgrund F.
 16, 22 sei, F, G, Gb sen. B, D.
 16, 32 ηουχια B, D ηουχια F, G, Gb.
 17, 20 v. F, G, Gb von B, D (vgl. zu 16, 11).

- 19, 4 d. h. daß A, B, G, L, Gb daß F.
 19, 17 andererseits F, G andererseits B, D, Gb.
 19, 25 gebrauchen A, B, L, D brauchen F, G, Gb.
 20, 11 Platner, F (entsprechend der sonst von Sch. gebrauchten, richtigen Schreibweise) Plattner, A, B, G, D, Gb.
 20, 14 ein Erkenntnisgrund Platner, Hb.
 20, 15 eine Erkenntnisfolge Platner, Hb.
 20, 16 seien, F, G, Gb seien, A, B, D.
 20, 19 Subjekt A, B, G, D, Gb Subject F.
 20, 32 als B, L, D das F, G, Gb.
 21, 12 Bertelen'sche F, G, Gb Bertelen'sche B, D.
 21, 20 Verwandtschaft F, G, D, Gb Verwandtschaft B.
 21, 28 des logischen D, des logischen B, L des „logischen F, G, Gb. (Die Lesart von D verdient den Vorzug, weil auch das Abführungszeichen fehlt).
 22, 1 Vorgängen B, F, G, D, Gb Vorgängen Konjektur Hb.
 22, 18 Schulze, F, G, D, Gb Schulz, A, B, L (vgl. auch zu 8, 36).
 22, 13 19. B, D 19, F, G, Gb.
 22, 25 sei: F, G, Gb sen: B, D.
 23, 9 Platner, F Plattner A, B, G, D, Gb (vgl. zu 20, 11).
 23, 11 andere F, G, Gb andre A, B, D.
 23, 12 Beweise B, G, L, D, Gb Beweise A Beweisen F.
 23, 20 λογος A, B, D λογος. F, G, Gb.
 23, 21 III, 6. A, B, G, D, Gb III, 6 F.
 23, 25 des Zweifelhaften A, L, D fehlt B, F, G, Gb.
 23, 26 sei, F, G, Gb sen, A, B, D.
 23, 31 eigene F, G eigene A, B, D, Gb.
 23, 34 insbesondere G, Gb insbesondere B, F, D.
 24, 4 hieburd F hierdurc B, G, D, Gb.
 24, 5 ja, B, D ja F, G, Gb.
 25, 9 andere F andre A, B, G, D, Gb.
 25, 18 Wirkung, F, G, Gb Wirkung A, B, D.
 26, 14, 35 sei; F, G, Gb sen; B, D.
 29, 10 die A, B, D die F, G, Gb.
 29, 17 nach einander Hb nacheinander A, B, F, G, D, Gb (Trennung ist, wie in den andern Werken, auch in G üblich; vgl. an einander 94, 26, 28; auf einander 57, 4; 62, 25; 85, 33; 87, 38; 88, 24; 92, 18; gegen einander 48, 25; 68, 31; 86, 20; hinter einander 73, 2; mit einander 34, 11; 107, 27; 110, 2; neben einander 134, 6; von einander 27, 27; 88, 27, 33; unter einander 77, 7; 87, 25; 106, 24; 144, 20; zu einander 77, 28; 106, 13; 116, 30; 131, 8 usw.).
 29, 17 neben einander Hb nebeneinander A, B, F, G, D, Gb.
 29, 20 andererseits G andererseits A, B, F, D, Gb.
 29, 32 dennoch A, B, F, G, D, Gb dennoch Konjektur D (II, 881). Die Konjektur Deussen wurde zuerst von Franz Riedinger im X. Jahrbuch der Schopenhauer-Gesellschaft 1921, S. 129 f. abge-

- lehnt; ebenso, mit neuen Gründen, von Friedrich Kormann, XXI. Jahrb. 1934, S. 208; abschließend Franz Riedinger XXI. Jahrb. 1935, S. 340. Vgl. die ähnlichen Fälle W I 13, 25; W II 269, 38; 554, 5. Wir können die gegensätzlichen Auffassungen in eine knappe Antithese bringen: Schopenhauer will sagen: Trotz der Grundverschiedenheit von Zeit und Raum sind in den Vorstellungen beide dennoch vereinigt. Nach Deussen würde die Stelle bedeuten: Zeit und Raum sind grundverschieden, folglich (dennoch) sind sie in den Vorstellungen vereinigt.
 30, 11 Raums A, B Raums, F, G, D, Gb.
 32, 23 Vorstellungen B, G, L, D, Gb Vorstellung F.
 34, 13 anderer F, G andre A, B, D, Gb.
 34, 18 Verwandtschaft F, G, D, Gb Verwandtschaft B.
 34, 36 der A, B, D freier F, G, Gb.
 36, 9 [3. Aufl. S. 46. fg.] Hb der 2. Aufl. (3. Aufl. S. 46. fg.) F, D (3. Aufl. S. 46. fg.) G, Gb fehlt B.
 37, 20 ganzes, B, G, D, Gb ganzes F.
 37, 37 Englische B englische F, G, D, Gb.
 38, 11 Jüng B, G, D, Gb. Jüng F.
 38, 24 Goethes Hb Göthe's B, D, Gb Goethe's F, G.
 38, 25 ein Mal B, D einmal F, G, Gb.
 38, 36 Alles B alles F, G, D, Gb.
 39, 22 hiebei F, G, Gb hierbei B, D.
 39, 28 Carriere B, D Carrière F, G, Gb.
 39, 31 intoniren, F, G, Gb intoniren B, D.
 40, 13 Publitum Hb Publicum B, F, G, D, Gb.
 40, 16 Da B, L, D. Da F, G, Gb.
 40, 21 Röpfe, B, G, D, Gb Röpfe F.
 41, 7 hindurch: B, G, Gb hindurc F, D.
 41, 26 transcendentales, B, G, D, Gb transcendentales F.
 41, 33 hieburd F hierdurc B, G, D, Gb.
 41, 37 Sages F, G, Gb Sages A, B, D.
 42, 4 47), F, G, Gb 47.), B, D.
 42, 9 unserer F untrer B, G, D, Gb.
 42, 12 Wb. B, G, D, Gb Wb. F.
 42, 13 [3. Aufl. S. 44 fg.] Hb der 2. Aufl. (3. Aufl. S. 45.) F (3. Aufl. 45.) G, Gb der 2. Aufl. (3. Aufl. S. 44, 28 fg.) D fehlt B.
 42, 22 [3. Aufl. S. 544—549], Hb (3. Aufl. S. 544—549), F, G, D, Gb fehlt B.
 42, 24 anfängt B, G, Gb anfängt, F, D.
 42, 26 bereitwilliger Bh, D bereitwilliger, F, G, Gb.
 42, 37 sowohl F, G sowohl B, D, Gb.
 44, 16 Anzeichen B, G, L, D, Gb Anzeigen F.
 44, 38 [3. Aufl. S. 581 fg.] Hb (3. Aufl. S. 580 fg.) F, D [3. Aufl. S. 580 fg.) G, Gb fehlt B.
 45, 13 d. i. B, L, D d. h. F, G, Gb.
 45, 30 [3. Aufl. S. 160 fg.], Hb der 2. Aufl. (3. Aufl. S. 160 fg.), F, D (3. Aufl. S. 160 fg.), G, Gb fehlt B.
 46, 32 Ursache Hb Ursach B, G, L, D, Gb Ursach F.
 47, 5 Ferner F, G Ferner, B, D Ferner; Gb.

- 47, 25 erkannt *B, G, L, D, Gb* erkannt *F*.
48, 5 *§. 30—34 Bh, F, G, D, Gb* *§. 34 fg. B.*
48, 6 [2. Aufl. *§. 29—33*] *G, Gb*; 2. Aufl. *§. 29 fg. F* fehlt *B, D*.
48, 35 besonderer *Hb* besonderer *B, F, G, D, Gb*.
50, 36 befehn *B, G, D, Gb* befehen *F*.
51, 20 *§. 19* [2. Aufl. *§. 14*]. *Hb* *§. 19. B* 1. Aufl. *§. 19.* (2. und 3. Aufl. *§. 14.*) *F* *§. 19* (2. Aufl. *§. 14*) *G, Gb* 1. Aufl. *§. 19.* (2. Aufl. *§. 14.*) *D.*
53, 17 *b. B, G, Gb* der *F, D*.
53, 33 gebürt *F* *G, D, Gb* gebürt *B, D*.
54, 19 des einzigen Weges *Hb* dem einzigen Wege *B, F, G, D, Gb*.
56, 2 empfinden: *B, G, D, Gb* empfinden; *F*.
56, 7 Blindgeborener *Hb* Blindgeborener *B, F, G, D, Gb* (vgl. 72, 8 neugeborene).
57, 6 turz, *B, G, D, Gb* turz *F*.
57, 11 vorhergängige *B, G, L, D, Gb* vorgängige *F*.
57, 13 gelernt, *B, L, D* gelernt, *F, G, Gb*.
57, 15 Blindgeborene *Hb* Blindgeborene *B, F, G, D, Gb* (vgl. zu 56, 7).
57, 18 vollbringen; *B, G, D, Gb* vollbringen, *F*.
58, 4 besonderer *Hb* besonderer *B, F, G, D, Gb* (vgl. zu 48, 35).
58, 9 Palette, *B, G, D, Gb* Palette *F*.
58, 10 Dies *B, D, Gb* dies *F, G*.
58, 24 gerablinigt *F* *G* gerablinigt *B, D, Gb* (ebenso 59, 4).
59, 38 gesehen *B, G, D, Gb* gesehen *F*.
60, 2 stehn *F* stehn *B, G, D, Gb*.
60, 13 zum *B, G, D, Gb* zu *F*.
60, 16 im *B, G, L, D, Gb* im *F*.
60, 36 Ketina *F, G, Gb* Ketina, *B, D*.
61, 20 eben so *B, D* ebenso *F, G, Gb*.
61, 27 rühmlich *Bh, F, D* rühmlichst *G, L, Gb*.
61, 27, 30 Aleinhanns. *Hb* Aleinhaus. *Bh, F, G, D, Gb*.
62, 19 afficirt *F* afficirt *B, G, D, Gb*.
62, 36 anerkennungswerthe *F, D* anerkennungswerte Frankfurter Konversationsblatt anerkennungswerthe *G, L, Gb*.
63, 32 Dies *B, D, Gb* dies *F, G*.
64, 1, 5 Sehnerven *F, D, Gb* Sehnerven *B, G* (vgl. Sehnerv *F* 9, 15; *W II* 34, 10 und 562, 21).
66, 16 Größe *F, G, D, Gb* Größe, *B*.
67, 4 der 100 Fuß von mir steht, mir in einem 24 Mal kleinern Sehwinkel, als wenn er 2 Fuß von mir stände, *B, F, G, D, Gb*. Die Zahlen 24 und 2 passen nicht zueinander. Die zwangloseste Richtigestellung würde sich ergeben, wenn man statt 24 einsetzte 50. Denn wollte man annehmen, daß statt 2 zu setzen wäre 4, so dürfte man immer noch nicht 24, sondern müßte (wenn man so rechnet, wie Sch. es offenbar thut), 25 sagen. Wir haben uns nicht zu einer Textänderung besugt erachtet.
67, 12 Ansehen *F* Ansehen *Bh, G, D, Gb*.
67, 24 identificire *G, Gb* identificire *Bh, F, D*.
67, 35 Mr. Séguin *Bh, D* Séguin *F, G, Gb*.
68, 17 Opernfufers *B, D, Gb* Operntufers *F, G*.
68, 23 weit, *B, G, D, Gb* weit *F*.
68, 36 Ort *B, G, L, D, Gb* Ort *F*.
69, 10 Goethes *Hb* Göthe's *B, D, Gb* Goethe's *F, G*.
69, 21 Ströyme, *Hb* Ströme, *B, F, G, D, Gb*.
70, 9 ist; *B, G, D, Gb* ist, *F*.
70, 21 ist *B, D* ist, *F, G, Gb*.
70, 22 geringen *B, G, L, D, Gb* geringen *F*.
70, 38 gegebenen *F, G, D, Gb* gegebenen *B*.
71, 9 mittelst Begriffen und Worten, *Hb* mittelst Begriffe und Worte, *B, F, G, D, Gb* (vgl. 55, 19 mittelst Begriffen und Worten).
71, 19 stehn *B, G, Gb* stehen *F, D*.
72, 25 Blindgeborenen *Hb* Blindgeborenen *B, F, G, D, Gb* (vgl. zu 56, 7).
72, 26 Cheseelden's *Hb* Chessefelden's *B, F, G, D, Gb* (Cheseelden ist die richtige Schreibung, die auch Sch. in *Adversaria* 188 hat).
72, 34 Cheseelden's *Hb* Chessefelden's *B, F, G, D, Gb*.
73, 8 Anderer *F* Andrer *B, G, D, Gb*.
73, 12 Blindgeborenen, *Gb* Blindgeborenen, *Handezpl. d. I. Aufl., "Ueber das Sehn und die Farben", F, D* (vgl. 56, 7).
73, 14, hiebt daher Ziegen für Menschen u. h. *Handezpl. d. I. Aufl., "Ueber das Sehn und die Farben", D* fehlt *F, G, Gb*.
73, 34 at Franz, *G, L, D, Gb* ad *F*.
73, 38 Anspach, 1832, pag. 79, *G, Gb* Anspach 1832, pag. 79 *Franz, F, D*.
74, 6 they *Bh, G, D, Gb* the *F*.
74, 9 extravagancies . . . *G, Gb* extravagancies. — *F, G*.
75, 12 à l'oell, *L, Gb* à l'oell *F* à l'oell, *D*.
75, 22 est Flourens, *G, D, Gb* es *F*.
75, 34 θραγαί *B* θραγαί, *F, G, D, Gb*.
75, 37 νοειν ανθρωποιθι *B, G, L, D, Gb* νοειν ανθρωποιθι *F*.
76, 3 16 *F, G, D* 16, *B, D*.
76, 26 Aufstehn, *B, D, Gb* Aufstehen, *F, G*.
76, 30 vorhergangan *B, L, D* vorgegangen *F, G, Gb*.
76, 33 wann *Bh, F, D* wenn *B, G, L, Gb*.
77, 8 gesehen *B, G, D, Gb* gesehen *F*.
77, 19 Alles *D* Alles *F, G, Gb*.
77, 19, 22 Verstehn *Sen., G, D, Gb* Verstehen *F*.
77, 23 Dies erhält man nur auf dem Wege der Anschauung, durch richtige Erkenntniß der Kausalität, und geometrische Konstruktion des Hergangs; wie solche Euler besser als irgend jemand gegeben hat; weil er die Sachen von Grund aus verstand. *Sen., D* fehlt *F, G, Gb*.
77, 27 hingegen *Sen., D* fehlt *F, G, Gb*.
77, 32 Das Rechnen bestimmt das Wieviel und Wiegroß, ist daher zur Praxis unentbehrlich. *Sen., D* (Dr: Praxis; *F*, in der Ann. zu dem von ihm eingeschobenen *§ 35* in *P II*, hat: Praxis) Rechnungen haben bloß Werth für die Praxis, nicht für die Theorie. *F, G, Gb*.

- 77, 34 Verstehen *Sen.*, *G*, *D*, *Gb* Ver-
stehen *F*.
77, 35 auf: denn *Sen.*, *D* auf. Denn *F*,
G, *Gb*.
77, 36 Zusammenhang und der geome-
trischen Konstruktion *Sen.*, *D* Zusam-
menhang *F*, *G*, *Gb*.
77, 38 Zahlenbegriffen. *Hb* Zahlenbegriffen.
F, *G*, *D*, *Gb* (vgl. *P* II 610, 3).
78, 2 aus, — *D* aus.) *F*, *G*, *Gb*.
78, 3 der Leitfaden des Verstandes *F*
(*Änderung wegen der vorangehenden*
Entschaltung), *G*, *D*, *Gb* sein Lei-
tfaden *B*.
78, 15 eben so *B*, *D* ebenso *F*, *G*, *Gb*.
78, 22 im bloß *B*, *L*, *D* bloß im *F*, *G*, *Gb*.
78, 37 tausend Mal *B*, *G*, *D*, *Gb* tausend-
mal *F*.
79, 3 des *B*, *G*, *D*, *Gb* des *F*.
79, 4 Ganzen *B*, *L*, *D* ganzen *F*, *G*, *Gb*.
79, 13 Form *B*, *D* *G*orm, *F*, *G*, *Gb*.
80, 7 23 *F*, *G*, *Gb* 23. *B*, *D* (vgl. 42, 4;
45, 38; 92, 32; 99, 32 u. s. v.).
80, 12 Ansticheln *B*, *G*, *L*, *D*, *Gb* Ansticheln *F*.
80, 13 Bern. *B*, *D* Ber. *F*, *G*, *Gb*.
80, 18 transscendentalen *Kant*, *L* trans-
scendenten *B*, *F*, *G*, *D*, *Gb*.
80, 19 ff. *B*, *G*, *D*, *Gb* ff. *F*.
80, 38 372, *B*, *G*, *D*, *Gb* 372 *F*.
82, 21 das Selbse *Hb* Daselbse *B*, *G*, *D*,
Gb dasselbe *F*.
82, 30 lautere *B*, *G*, *L*, *D*, *Gb* lauter *F*.
82, 31 (Vergl. Welt als *Wb*. und *B*. *Bd* 1,
§ 4, S. 9; u. *Bd*. 2, S. 48, 49 [3. Aufl.,
I, 10, u. II, 52, 53.] *Hb* (Vergl. Welt
als *Wb*. u. *B*. *Bd* 1, S. 9) *B* (Vergl. Welt
als *W*. u. *B*. *Bd* 1, § 4, S. 9; u.
Bd. 2, S. 48, 49) *Bh* (Vergl. Welt als
Wb. u. *B*. 2. Aufl., *Bd* 1, § 4, S. 9;
u. *Bd*. 2, S. 48, 49; 3. Aufl., I, 10,
u. II, 52.) *F*, *G*, *D*, *Gb*.
82, 33 denken: *B*, *G*, *D*, *Gb* denken; *F*.
83, 17 dazu *B*, *G*, *L*, *D*, *Gb* dann *F*.
84, 13 ersten *B*, *G*, *D*, *Gb* Ersten *F*.
85, 25 1. *F*, *G*, *D*, *Gb* erste *B*.
85, 27 Stellen *B*, *G*, *L*, *D*, *Gb* Stelle *F*.
86, 10 Strohm *A* Strom, *B*, *F*, *G*, *D*, *Gb*.
86, 11 oberhalb *A*, *L*, *D*, *Gb* fehlt *B*, *F*, *G*.
86, 11 Strohm's *A* Strom's *B*, *F*, *G*, *D*,
Gb.
86, 25 Strohm, *A* Strom, *B*, *F*, *G*, *D*, *Gb*.
86, 36 strohmaufwärts *A* stromaufwärts
B, *F*, *G*, *D*, *Gb*.
87, 10 Schiff; *B*, *G*, *D*, *Gb* Schiff, *F*.
87, 10 scheinen, *B*, *G*, *D*, *Gb* scheinen *F*.
87, 20 anderer *F* ander *A*, *B*, *G*, *D*, *Gb*.
87, 23 successioe *A* successive *B*, *F*, *G*, *D*,
Gb (vgl. 86, 11, 24).
87, 38 aus einander *Hb* auseinander
B, *F*, *G*, *D*, *Gb* (vgl. zu 29, 17).
88, 8 ist *A*, *B* ist, *F*, *G*, *D*, *Gb*.
88, 11 von *A*, *B*, *G*, *L*, *D*, *Gb* der *F*.
88, 12 vom *A*, *B*, *L*, *D* von *F*, *G*, *Gb*.
88, 19 vorhergieng, *A* vorherging, *B*, *F*,
G, *D*, *Gb*.
88, 22 midt, *A*, *L*, *D* midt *B*, *F*, *G*, *Gb*.
90, 24 1. *F*, *D* erste *B*, *G*, *Gb*.
90, 36 Grund *A*, *B*, *G*, *D*, *Gb* Grunde *F*.
91, 2 Begriffes *B*, *D*, *Gb* Begriffis *F*, *G*,
D, 26 1. *F*, *D* erste *B*, *G*, *Gb*.

- 92, 16 Der Text aus KrB 1. Aufl. 1781:
„Nehmet nun an: in einer Mannigfaltigkeit von Substanzen als Erscheinungen wäre jede derselben böslich isolirt, d. i. keine wüßte in die andere, und empfangend von dieser wechselseitig Einflüsse, so sage ich: daß das Zugleichsein derselben kein Gegenstand einer möglichen Wahrnehmung seyn würde, [...]“ (§. 212).
„Unseren Erfahrungen ist es leicht anzumerken, daß nur die continuirlichen Einflüsse in allen Stellen des Raumes unsern Sinn von einem Gegenstande zum andern leiten können, daß das Licht, welches zwischen unserm Auge, und dem Weltkörper spielt, eine mittlere Gemeinschaft zwischen uns und diesen bewirkt, und dadurch das Zugleichseyn der letzteren beweisen, daß wir keinen Ort empirisch verändern (diese Veränderung wahrnehmen) können, [...]“ (§. 213). (2. A. KrB richtiggestellt: „bewirkt“, „beweist.“)
92, 17 Erscheinungen, A, B, G, L, D, Cb Erfahrungen, F.
92, 38 Philosophie, Bd. 2, F, G, Gb Psychologie Bd. 2. B. Hyllophilie Bd. 2.
93, 6 Somers's F, D Somers A, F, G, Gb
93, 19 „Welt als W. u. W.“ B, F, G, Gb „Welt als W. u. W.“ 2. Aufl., F, G.
93, 20 [3. Aufl., II, 46 fg.] Hb (3. Aufl., II, 46 fg.) F, G, D, Gb fehlt B.
94, 3 nachdem F, G, L, D, Gb nach dem B.
94, 15 oderv Platon, Hb oderv B, F, G, D. Gb. (Xgl. F, 7, 48, 3.)
94, 28 Untheilbare, B, D Untheilbare F, G, Gb.
94, 28 wären) B, G, D, Gb wären), F.
94, 30 zwei F, D 2 B, G, Gb.
95, 27 1. F, D erste B, G, Gb.
97, 7 theilhaft B, G, L, D, Gb theilhaftig F.
98, 15 voluminöserem B, G, D, Gb voluminöseren F.
99, 24 meine B, G, L, D, Gb meine F.
99, 32 8. Bh, F, G, L, D, Gb 7. B.
100, 1 Verbums, B Verbums F, G, D, Gb.
100, 1 Alles B, G, D, Gb alles F.
101, 25 Einen B, G, L, D, Gb einen F.
101, 38 Staats, B Staats F, G, D, Gb.
102, 6 rov Arist., Hb röv B, F, G, D, Gb.
102, 33 12. B, D 12., F, Gb.
103, 10 Worte, B, D Worte F, G, Gb.
103, 35 Goethe'schen F, G Göthe'schen B, D, Gb.
104, 6 herumziehen, B, G, Gb herumziehen, F, D.
104, 18 eavv Hb eavt B, F, G, D, Gb.
104, 30 Aeun, B, G, D, Gb Aeun F.
105, 20 Urtheil B, L, D, Gb Urtheil F, G.
105, 24 sehn F, G sehen B, D, Gb.
105, 35 erhält, B, G, L, D, Gb enthält, F, G.
107, 23 sem; A, B, L, D seyn; F, G, Gb.
109, 2 A. A, B, D a F, G, Gb.
109, 31 im vorigen Kapitel B, F, G, D, Gb. Gemeint ist: im vorigen Paragrafen. Die Bemerkung bezieht sich auf § 32. Dagegen ist mit dem gleich dahinterstehenden im folgenden wirklich das folgende Kapitel, nicht etwa der fol-

- gende Paragraph gemeint. Wir haben uns nicht zu einer Textänderung besugt erachtet.
- 111, 5 Jahrhundert, *F, G, Gb* Jahrhundert *B, D*.
- 111, 6 *B, D* *B, F, G, Gb*.
- 111, 6 im Anhange *B, G, Gb* im Anhange 2. Aufl. *F, D*.
- 111, 7 [3. Aufl. S. 610—619], *Hb* (3. Aufl. S. 610—620), *F, G, D, Gb* fehlt *B*.
- 111, 8 Ethik *B, D* Ethik *F, G, Gb*.
- 111, 9 (2. Aufl. S. 146—151), *G, Gb* (2. Aufl. S. 146—151), *F, D* fehlt *B*.
- 111, 22 nennen; *B, G, Gb* nennen: *F, D*.
- 112, 5 Ihre *B, G, L, D, Gb* ihrer *F*.
- 112, 26 überflüssiger *B, L, D* überflüssigen *F, G, Gb*.
- 112, 28 Dreifachen *B, G, Gb* dreifachen *F, D*.
- 112, 31 Andern, *B, G, Gb* andern, *F, D*.
- 112, 32 gerade *B, G, D, Gb* grade *F*.
- 112, 37 haben; — *B, L, D* haben; *F, G, Gb*.
- 113, 16 Hauptwerkes, *B, D, Gb* Hauptwerkes, *F, G*.
- 116, 11 eigenen *F* eignen *B, G, D, Gb* (vgl. u. a. 116, 19, 25).
- 116, 29 ist: *Bh, G, D, Gb* ist: *F*.
- 117, 1 Philosophie“, *B, G, Gb* Philosophie“, 2. Aufl. *F, D*.
- 117, 1 [3. Aufl. S. 610 fg.], *Hb* (3. Aufl. S. 610 fg.), *F, G, D, Gb* fehlt *B*.
- 117, 2 [2. Aufl. S. 149 fg.], *G, Gb* (2. Aufl. S. 149 fg.), *F, D* fehlt *B*.
- 118, 11 Diese *B, G, D, Gb* diese *F*.
- 118, 23 angeborenen *G, Gb* angeborenen *B, F, D* (vgl. 117, 11).
- 118, 28 materialen, *B, G, L, D, Gb* materiellen, *F*.
- 119, 4 den Andern *Bh, F, G, D, Gb* dem Andern *B, L*.
- 119, 5 angesehen *F, D* angesehen *B, G, Gb*.
- 119, 31 ein Mal *B, D* einnal *F, G, Gb*.
- 119, 37 [2. Aufl. S. 146 fg.], *G, Gb* (2. Aufl. S. 146 fg.), *F, D* fehlt *B*.
- 120, 18 hat. *F, G, D, Gb* hat *B*.
- 121, 18 gesehen *B, D, Gb* gesehen *F, G*.
- 121, 35 *W. D. Divan* p. 97. *Bh, D, Gb* *W. D. Divan*. *F, G*.
- 122, 18 zeigen; *B, G, L, D, Gb* zeigen: *F*.
- 122, 21 genannt), *B* (Das Komma steht hier hinter Bestialismus; es ist sinngemäß hinter die in *Bh* vorgenommene Einschaltung zu setzen), *D* genannt) *F, G, Gb*.
- 122, 27 gefallen: *B, L, D* abgefallen: *F, G, Gb*.
- 122, 28 *B, S, 2, F, G, D, Gb* *B, S, 2, B*.
- 124, 10 60 *B, G, Gb* sechzig *F, D*.
- 124, 11 Lauf *B, D* Laufe *F, G, Gb*.
- 124, 20 60 *B, G, Gb* sechzig *F, D*.
- 124, 34 möchte, *F, G, D, Gb* möchte *B*.
- 125, 2 deutschen *Bh, F, D* Deutschen *B, G, Gb*.
- 126, 7 „Forschungen im Gebiete der ältern Bildungs-geschichte Mittelaltens“, Petersburg 1824, *F, G, D, Gb* „Forschungen“ *Bh*.
- 126, 13 „In *F, D* „in *B, G, L, Gb*.
- 126, 28 angesehen *Hb* angesehen *Schmidt*,

- F, G, D, Gb* (vgl. Vorbemerkungen unter: 3. Kurz- und Vollformen).
- 126, 32 Jirtintschü, *Schmidt, G, L, D, Gb* Jirtintschü, *F*.
- 126, 35 derselbe *F, G, D, Gb* er *B* (Änderung wegen der vorher eingeschobenen Stelle).
- 126, 36 seiner, *B* seiner *F, G, D, Gb*.
- 126, 37 „Der *F, D* „der *B, G, Gb*.
- 127, 1 „Man *F, D* „man *B, G, Gb*.
- 127, 20 sich gar nicht *B, Bh, G, L, Gb* gar sich nicht *F, D*.
- 127, 23 meinen *B, G, D, Gb* meinen *F*.
- 127, 36 *ετοιμασεν*. *Bh, G, D, Gb* *ετοιμασεν*. *F*.
- 128, 16 gesehen, *B, G, D, Gb* gesehen, *F*.
- 128, 33 „that *Bh, G, D, Gb* that *F*.
- 129, 9 mäßiger *Hb* mäßiger *F, G, D, Gb*.
- 129, 10 also *B, L, D* als *F, G, Gb*.
- 129, 13 ein Mal *B* einmal *F, G, D, Gb*.
- 129, 19 anderes, *B* anderes *F, G, D, Gb*.
- 130, 9 Voll- oder Leerseyns, *F, G, D, Gb* Voll- oder Leerseyns, *A*.
- 131, 13 Verstand, *B, D* Verstand *F, G, Gb*.
- 132, 4 Wärme; *B, L, D* Wärme: *F, G, Gb*.
- 132, 10 Linie *F, G, D, Gb* Linie, *A, B*.
- 132, 11 das Selbe), *F, G, D, Gb* das Selbe) *B* daselbe) *A*.
- 132, 25 Rectiprocation *F, G, D, Gb* Rectiprocation *A, B* (vgl. § 481).
- 132, 29 andere *G, Gb* andre, *A, B* andre *F, D*.
- 133, 27 Eben so *A, B, D* Eben so *F, G, Gb*.
- 134, 1 Euklids *A, B* Euklid's *F, G, D, Gb*.
- 134, 6 bestehn *A, B, G, D, Gb* bestehen *F*.
- 134, 23 Ort, *A, B, G, L, D, Gb* Ort, *F*.
- 135, 6 Axiome, *F, G, D, Gb* Axiome *A, B*.
- 135, 13 Eine *A, F, G, L, D, Gb* eine *B*.
- 135, 14 finden, *F, G, Gb* finden *A, B, D*.
- 135, 15 identischer, sondern wie *A, B, D* identischer; sondern, wie *F* identischer, sondern, wie *G, Gb*.
- 135, 16 so tiefsinnig *A, L, D* tiefsinnig *B, F, G, Gb*.
- 135, 23 nach, *A, B, D* nach *F, G, Gb*.
- 135, 31 bloß *A, B, G, D, Gb* bloß *F*.
- 136, 11 Euklids *A, B* Euklid's *F, G, D, Gb*.
- 136, 14 a b g dem *Hb* a b g, dem *A, B, F, G, D, Gb*.
- 136, 31 welches, *A, B, G, Gb* welches *F, D*.
- 136, 31 Nothwendigkeit *A, B, G, Gb* Nothwendigkeit, *F, D*.
- 136, 32 läßt, *A, B, G, Gb* läßt, *F, D*.
- 136, 33 gegen einander *Hb* gegeneinander *A, B, F, G, D, Gb* (vgl. zu 29, 17).
- 137, 1 Einen *A, B, G, L, D, Gb* einen *F*.
- 137, 15 sechste *A, B* sechste *F, G, D, Gb*.
- 137, 15 Euklids, *L* Euklid's *A, B* Euklid's *F, G, D, Gb*.
- 137, 17 Lehrsaße, *A, L, D* Lehrsaße *B, F, G, Gb*.
- 137, 21 Veränderung, *B, F, G, D, Gb* Veränderung *A*.
- 137, 25 meine, *B, G, D, Gb* meyne, *A, F*.
- 137, 25 complicirteren *A, B, G, L, D, Gb* complicirten *F*.
- 137, 26 in *A, F, G, D, Gb* fehlt *B* (Zeilenwechsel), *Bh*.

- 137, 30 Euklids *A* Euklid's *B, F, G, D, Gb*.
- 138, 6 Halbirt *A, B, G, Gb* Halbirt *F, D*.
- 138, 6 bewiesen, *F, G, D, Gb* bewiesen *A, B*.
- 138, 15 (Sehnsgrund), *F, G, D, Gb* (Sehnsgrund) *A, B*.
- 138, 15 bilden, *F, G, D, Gb* bilden *A, B*.
- 138, 16 thun, *F, G, Gb* thun *A, B, D*.
- 138, 16 wäre, *F, G, D, Gb* wäre *A, B*.
- 138, 23 dem, *F, G, Gb* dem *A, B, D*.
- 138, 37 nebst *A, B, L, D* neben *F, G, Gb*.
- 141, 3 es, *B, D* es *A* (hier fehlt auch das korrespondierende Komma nach Vorstellungen), *F, G, Gb*.
- 141, 18 erkenne“, *A, B, G, D, Gb* erkenne“ *F*.
- 141, 31 Vernunft, *A, B, D* Vernunft *F, G, Gb*.
- 141, 31 seien. — *B, G, L, D, Gb* seien. — *A* seien. *F*.
- 142, 25 Thiere, — *F, G* (entsprechend 142, 24 Ende, —) Thiere — *A, B, D, Gb*.
- 143, 9 ausgehend *B, D, Gb* ausgehend, *F, G*.
- 143, 13 Insofern *Hb* In sofern *A, B, F, G, D, Gb* (vgl. u. a. 143, 25).
- 143, 20 Ethik“, *F* Ethik“ *B, G, D, Gb*.
- 144, 11 er *F, L, D* es *A, B, Bh, G, Gb*.
- 145, 10 anderer *F* andrer *B, G, D, Gb*.
- 145, 33 Einfluß, *F, G* Einfluß *B, D, Gb*.
- 146, 11 Vorstellungen *F, G, Gb* Vorstellungen, *B, D*.
- 146, 11 logisch, *B, D, Gb* logisch *F, G*.
- 147, 14 besonderer *Hb* besonderer *A, B, F, G, D, Gb*.
- 147, 22 alle erworbenen *Bh, D, Gb* erworbene *F, G*.
- 147, 34 sich auch, *F, G, D, Gb* sich, *B*.
- 149, 16 andererseits. *F* andererseits. *B, G, D, Gb*.
- 149, 31 Menschen, *B, D* Menschen *F, G, Gb*.
- 151, 25 [3. Aufl. S. 44 fg.] *Hb* der 2. Aufl. (3. Aufl. S. 44 fg.) *F, D* (3. Aufl. S. 44 fg.) *G, Gb* fehlt *A, B*.

- 151, 28 1. *F, D* erste *B, G, Gb*.
- 151, 28 5. *F, G, D, Gb* fünfte *B*.
- 152, 14 ließe, *F* ließe *A, B, G, L, D, Gb*.
- 153, 14 oben, § 20, *F, G, Gb* oben § 20 *B, D*.
- 154, 10 ähnliche *Bh, G, L, Gb* ähnlich *F, D*.
- 154, 11 „Grund schlechthin“, *Bh, D*.
- 154, 11 „Grund schlechthin“, *F, G, Gb*.
- 154, 11 „Ursache überhaupt“ *Bh, D*.
- 154, 11 „Ursache überhaupt“ *F, G, Gb*.
- 154, 13 Anschauung *Bh, F, D* Anschauung *G, L, Gb*.
- 156, 6 Erkenntnisgrunde *B, G, D, Gb* Erkenntnisgrund *F*.
- 156, 20 Erklärung: *Bh, F, D* Erklärung: *G, L, Gb*.
- 156, 23 Grunde, *F, G, Gb* Grund, *Bh, D*.
- 156, 24 Grunde *F, G, Gb* Grund *Bh, D*.
- 157, 20 Besondere *Hb* Besondere *A, B, F, G, D, Gb*.
- 157, 30 [3. Aufl. S. 139] *Hb* der 2. Aufl. (3. Aufl. S. 139) *F, D* (3. Aufl. S. 139) *G, Gb* fehlt *B*.
- 158, 22 Grunde *Bh, D, Gb* Grund *F, G*.
- 158, 23 baselenden *F, G, Gb* baselenden *Bh, D*.
- 158, 36 bestimme, *F, G* bestimme *A, B, D, Gb*.
- 158, 37 meine. *B, G, D, Gb* meyne. *A, F*.
- 159, 9 *B, 5. Aufl., F* *B, 5. Aufl., B, G, D, Gb*.
- 159, 13 (S. 592) *Hb* (592) *A, B, F, G, D, Gb* (vgl. die entsprechenden Seitenangaben 159, 9, 16, 18).
- 159, 15 viel mehr *F* vielmehr *A, B, G, L, D, Gb*.
- 159, 24 Jeder *A, B, D, Gb* Jeder, *F, G*.
- 159, 37 [3. Aufl. S. 552] *Hb* (3. Aufl. S. 552) *G* der 2. Aufl. (3. Aufl. S. 552) *F, D, Gb* fehlt *B*.
- 160, 8 anders, *A, B, D* anders *F, G, Gb*.
- 160, 21 meinen, *B, G, D, Gb* meynen, *A, F*.

Anmerkungen zu der Schrift „Ueber das Sehn und die Farben“

Die kleine Schrift „Ueber das Sehn und die Farben“ hat eine merkwürdige Geschichte. Sie blieb bei ihrem ersten Erscheinen im Jahre 1816 zwar durchaus nicht unbeachtet, aber doch ohne den eigentlichen Wiederhall, den der Verfasser der Wahrheit und Wichtigkeit der in ihr niedergelegten physiologischen Farbentheorie angemessen fand. Nach einer Bedenkzeit von 13 Jahren entschloß sich Schopenhauer, eine lateinische Bearbeitung zu geben, die *Theoria colorum physiologica*. Seine Hoffnung, daß ihm diese Bearbeitung den Weg ins Ausland eröffnen würde, erfüllte sich nicht. Als weitere 20 Jahre vergangen waren und Schopenhauer nicht mehr erwarten durfte, noch eine zweite Auflage zu erleben, faßte er in einem besonderen Kapitel seiner „*Parerga und Paralipomena*“ einige Zusätze zur Farbenlehre zusammen, namentlich polemische Auseinandersetzungen mit den Newtonianern. Aber gerade die *Parerga* machten ihn berühmt, und so konnte im Jahre 1854, also nach 38 Jahren, endlich die zweite Auflage der Farbenschrift erscheinen, in die auch das Kapitel über die Farbenlehre aus den *Parerga* größtenteils eingegangen ist. Es versteht sich von selbst, daß dieses Kapitel für die folgenden textkritischen Vergleichen mit herangezogen werden mußte. Die unserer Textherstellung zugrunde liegenden Ausgaben sind demgemäß die folgenden:

- A* = Ueber das Sehn und die Farben, eine Abhandlung von Arthur Schopenhauer. Leipzig, 1816.
- T* = *Commentatio exponens Theoriam Colorum Physiologicam, eandemque Primariam, auctore Arthuro Schopenhauero, Berolinensi.* (Scriptores ophthalmologici minores. Vol. III. Edidit Justus Radius, Lipsiae MDCCCXXX.)
- PII* = *Parerga und Paralipomena*: kleine philosophische Schriften von Arthur Schopenhauer. Berlin 1851. Zweiter Band. (Kapitel VII. Zur Farbenlehre. S. 143—167).
- B* = Ueber das Sehn und die Farben. Eine Abhandlung von Arthur Schopenhauer. Zweite, verbesserte und vermehrte Auflage. Leipzig 1854.
- Bh* = Schopenhauers Handexemplar der zweiten Auflage von 1854.
- F* = Arthur Schopenhauer's sämtliche Werke. Herausgegeben von Julius Frauenstädt. Zweite Auflage. 1. Band, Leipzig 1877.
- G* = Arthur Schopenhauer's sämtliche Werke. Herausgegeben von Eduard Grisebach. Zweiter, hier und da berichtigter Abdruck. 6. Band, Leipzig [1894] (S. 7—109).
- L* = Encyclopädisches Register zu Schopenhauer's Werken. Von Gustav Friedrich Wagner. Karlstraße i. B. 1909. 2. Aufl. 1960, Nachdruck 1982.
- D* = Arthur Schopenhauer's sämtliche Werke. Herausgegeben von Paul Deussen. 6. Band, München 1923.
- Gb* = Arthur Schopenhauer, Sämtliche Werke. Herausgegeben von Eduard Grisebach. Dritte, mehrfach berichtigte Auflage, bearbeitet von Professor Dr. E. Bergmann. 6. Band, Leipzig [1924] (S. 7—109).
- Hb* = Vorliegende Ausgabe.

Schopenhauers handschriftliche Zusätze

Schopenhauer hat ein mit Papier durchschossenes Exemplar der zweiten Auflage seiner Schrift „Ueber das Sehn und die Farben“ hinterlassen, in das er die für eine dritte Auflage bestimmten Verbesserungen und Zusätze eingeschrieben hat. Diese Änderungen,

die *F* bereits in der von ihm herausgegebenen dritten „verbesserten und vermehrten“ Auflage (Leipzig 1870) und in gleicher Weise später in seiner Gesamtausgabe berücksichtigt hat, umfassen außer einzelnen Buchstaben- und Interpunktionsänderungen, die wir im Textkritischen Anhang ausführen (vgl. daselbst unter 17, 31; 18, 32; 46, 22; 68, 6), verschiedene stilistische Korrekturen und eine Reihe von Zusätzen, die Erläuterungen und Ergänzungen des Inhalts bieten. Diese Zusätze sind von *F*, *G*, *Gb* in den Text übernommen (in einigen Fällen als Anmerkungen unter den Text gestellt) worden, während *D* sie in einem Anhang zusammengestellt hat. Wir folgen, mit einigen, durch die Verhältnisse gebotenen Abweichungen dem von *F*, *G*, *Gb* gewählten Editionsverfahren. Alle Änderungen des Textes, die sich aus *Bh* ergeben, sind im folgenden zusammengestellt. Die Abweichungen späterer Ausgaben vom *Bh*-Text sind in den Textkritischen Anhang verwiesen.

1. Änderungen des Stammtextes

III, 2 Buch, welches ich vor vierzig Jahren geschrieben habe, zur zweiten Auflage nachbessern zu müssen. *Bh*, *F*, *G*, *Gb* Buch zur zweiten Auflage nachbessern zu müssen, welches ich vor vierzig Jahren geschrieben habe: *B*, *D*

IV, 9 (as a snapper-up of unconsidered trifles. Winters tale, p. 489.) *Bh* as a snapper-up of unconsidered trifles) *F*, *G*, *Gb* (as a snatcher-away of unconsidered trifles) *B*, *D*

VI, 12 wirklichen *Bh*, *F*, *G*, *Gb* absoluten *B*, *D*

VIII, 8 abnormen *Bh*, *F*, *G*, *Gb* (fehlt *D*, Anhang) krankhaften *B*, *D*

3, 16 wie *Bh*, *F*, *G* als *A*, *B*, *L*, *D*, *Gb*

13, 25 Insbesondere *Bh*, *F*, *G*, *Gb* Besonders *B*, *D*

18, 5 welches *Bh*, *F*, *G*, *Gb* das *B*, *L*, *D* was *A*

26, 10 weiter nichts, *Bh*, *F*, *G*, *Gb* (fehlt *D*, Anhang) nichts weiter, *B*, *D*

50, 12 ihrer *Bh*, *F*, *G*, *Gb* dieser *B*, *D*

63, 17 abnormen *Bh*, *F*, *G*, *Gb* krankhaften *B*, *D*

73, 8 Sonnenuntergang und Aufgang, *Bh*, *F*, *G*, *Gb* Sonnenuntergang, *B*, *D*

81, 23 hat eine beträchtliche *Bh*, *F*, *G*, *Gb* ist nicht ohne *B*, *D*

84, 34 Niemals zu fehlen *Bh*, *F*, *G*, *Gb* Nichts zu verfehlen *B*, *D*

85, 27 Thermochroie, *Bh*, *F*, *G*, *Gb* Diffraction, *B*, *D*

87, 11 ehrlicherweise keine zu geben möglich, da sie ganz zweckwidrig *Bh*, *F*, *G*, *Gb* keine möglich, da sie ganz zweckwidriger Weise *B*, *D*

88, 3 indirekt die *Bh*, *F*, *G*, *Gb* die mittelbare *B*, *D*

2. Zusätze zum Stammtext

VI, 4—6 sie nehmen — daselbst.

VI, 27—31 Der ganze, — Kantischer Philosophie. — Von *F* in den Text eingefügt, von *G*, *Gb* in den Bibliographischen Anhang verwiesen; vgl. auch Kuno Fischer: Schopenhauers Leben, Werke und Lehre, 4. Aufl. Heidelberg 1934, S. 150. Wir geben die Stelle als Anm. und kennzeichnen sie durch †) als spätere Einfügung.

7, 1 Auf einem Beiblatt die mit Tinte durchgestrichene Bemerkung: Das Plagiat des Helmholtz (darüber näheres in einem Briefe v. Becker, 1856, od: 57, od: 55 nachzusehn, und zu rügen, als Seitenstück zu Rosas. Siehe Vier: Wurzel bei p. 50. (Vgl. unsere Ausgabe, Anmerkungen zu *G*, unter 2. Zusätze zum Stammtext, 51, 1).

8, 1 Auf einem Beiblatt, ohne Zeichen, ob und an welcher Stelle als Zusatz einzurücken: Das Sehn besteht nicht in der Empfindung auf der Retina, sondern in der unmittelbaren Annahme einer Ursache derselben.

13, 7 Bemerkung: (Ueber Causalität zwischen Willen & Leibesaktion, W. a. W. u. V. Bd. 2 p. 38. & Vierfache Wurzel p. 74. Hier darauf verweisen.) Daraus, unter Ergänzung der Zitate, unsere Verweisung; über die Abweichungen von *F*, *G*, *Gb* vgl. Textkr. Anhang.

15, 18—20 Auch wird man nie, — versuchen. (vgl. auch Textkr. Anhang)

19, 14—23 und gehe damit — nachweisen werde. Ähnlich (vgl. auch Textkr. Anhang)

Textkritischer Anhang

Wir fassen zunächst einzelne häufiger wiederkehrende Abweichungen zusammen:

1. Große und kleine Anfangsbuchstaben

B hat nach Doppelpunkt und Anführungszeichen die in den Ausgaben letzter Hand übliche Schreibung mit großen Anfangsbuchstaben durchgeführt. Kleine Anfangsbuchstaben mußten nur an den Stellen 16, 26; 16, 28 und 86, 14 getilgt werden.

23, 33; 23, 37; 38, 17 wurde Weiber, Weiben (substantivischer Gebrauch!) für beider, beiden eingesetzt.

2. Wechsel von c und ꝥ

Die von Schopenhauer früher durchgeführte Schreibung der Endung -itzen (mit ꝥ) ist in B fast durchgängig zu Gunsten der jüngeren Schreibung -itren (mit c) aufgegeben. Nur in wenigen Fällen mußte noch angeglichen werden: afficirenden: 88, 19; afficirt: 26, 33; 63, 1 (= P II, 151); modificirte: 77, 16; modificirten: 77, 30.

3. ff und ꝥ

B schreibt, unter Beibehaltung der Gepflogenheit von A, durchgängig ff für ꝥ und ff, hat also Schreibungen wie Aussenſeite, das Weiße, äußere, außerdem, Maasse, läßt, ließe usw. ꝥ wird nur am Wortende gesetzt. Diese Eigentümlichkeit, mit der B von der Gepflogenheit aller anderen Ausgaben letzter Hand abweicht, wird in einigen Fällen sogar gegen eine Abweichung von A durchgesetzt: 26, 28 weiße A, weiße B; 32, 32 Weißen A, Weißen B. In anderen Fällen behält B (und danach F, G, D, Gb) solche Abweichungen von A bei: 23, 25 Weiße (F Weiße); 24, 6 heißen; 28, 13 größten; 28, 26 größten; 28, 37 größten; 29, 4 größte; 29, 16 größeren; 30, 21 heißen; 46, 15 größte; 47, 23 weiße; 47, 32 weißen; 62, 7 gleichermaßen; 68, 24 Gefehmäßigkeit; 70, 31 Maasse; 75, 2 verhältnismäßigem; 83, 34 größten; 84, 8 Wiße; 93, 7 faßlichen; 93, 12 Geistesgröße; 93, 13 einigermaßen. Weitere Abweichungen bieten die in B neuhinzugekommenen Stellen: 26, 16 wegreißt; 38, 4 Weiße; 46, 35 Weiße; 53, 31 mühte; 53, 34 weißen; 53, 35 weißen; 59, 21 weißes; 62, 28 gewissermaßen; 71, 32 Gemäßheit; 73, 6 größerer; 79, 9 Maasse (Maas A); 86, 19 große; 87, 22 folgendermaßen. In F wächst der Bestand an ꝥ-formen weiter an: IV, 20 größeren (ebenso G, Gb); V, 20 größern (G, Gb); 3, 33 großer (G, Gb); 22, 5 Gefehmäßigkeit (P II, G, D, Gb); 26, 10 äußerſt (G, Gb); 41, 23 Außer (G, Gb); 68, 26 äußere (G, Gb); 73, 3 größten (G, D, Gb); 75, 5 äußerſt (G, Gb); 92, 29 Außerordentliches (G, Gb). An einigen andern Stellen hat D (gegen B, F, G, Gb) ꝥ-formen: 26, 21 größte; 33, 4 regelmäßigen; 61, 21 mühte (nach P II); 80, 9 läßt (nach P II). Wir haben die in allen andern Werken Schopenhauers geltenden Grundsätze auch für die Schrift „Ueber das Sehn und die Farben“ durchgeführt, d. h. also auch in den Fällen, wo B, F, D, Gb noch ein von der sonstigen Gepflogenheit abweichendes ff haben, ein ꝥ dafür eingesetzt.

4. Kurz- und Vollformen

Die von Schopenhauer handschriftlich gesetzten Kurzformen gehn, sehn, stehn, ziehn usw. sind in A, B beibehalten. Nur in zwei Fällen hat B die Vollform: 24, 28 angesehen; 83, 28 verziehen. Wir haben die Kurzform dafür eingesetzt.

Die dem gesprochenen Wort folgende Kurzform Ursach, die in A noch häufiger neben der Vollform Ursache erscheint, findet sich in B nur noch zweimal: 7, 17; 13, 31. Wir haben auch hier die Form Ursache eingesetzt.

Die Kurzformen andre, andrer, andererseits sind, wie in den andern Werken, im allgemeinen zu andere, anderer, andererseits aufgelöst worden. Geändert werden mußte: andre zu andere: 2, 27; 8, 1 (vgl. Textkr. Anhang); 11, 23; 16, 10; 27, 35; 35, 14;

- 19, 28—30 welcher, wie auch — Gehirns ist.
 30, 11—15 Denn in jedem andern — fühlbar. (vgl. auch Textkr. Anhang).
 38, 6—8 Ungleiches — symbolisiren.
 47, 10—18 Und endlich — bleibt Weiß. (vgl. auch Textkr. Anhang).
 47, 23—24 wie ich — angegeben habe.
 49, 29—38 Auf einem Beiblatt zu Bh, S. 43 die Bemerkung: Spic[ilegia] 462. Dasselbst die von F, G, Gb als Anm. gebrachte Stelle, in der die Zeilen 49, 31—35 (bes. p. 496 — darbieten.¹⁾) nachtr. Einfügung sind. Der Schlußsatz Er thut — einfallen. fehlt bei F (vgl. auch Textkr. Anhang).
 57, 35—37 Deshalb hat man auch — p. 61.)
 58, 2—7 Das Wesentliche — hervorruft.
 65, 2—5 giebt uns — Beweis (vgl. auch Textkr. Anhang).
 66, 17—21 Daß eine solche — v. J. 1858.
 66, 21—23 (Ueber Farbenblindheit — Edinburgh 1855.) Von F (G, Gb) eingefügter Zusatz auf Grund einer Bemerkung Sch.s auf einem Beiblatt zu Bh, S. 64: G. Wilson, researches on colour-blindness. (Vgl. auch Textkr. Anhang).
 76, 36—37 Dieses — p. 38 (vgl. Textkr. Anhang).
 77, 1—12 ja, sogar — hohen Grad.) Der in Klammern stehende Satz ist auf Grund des in Bh auf müßten. folgenden Hinweises: Vergl.: Parerga Bd. 2, p. 104 — das Beigeschriebene von F (G, Gb) aus dem Handexemplar der Parerga herübergenommen worden. Er muß dann natürlich in den Parerga weggelassen werden. Nach 77, 2 schmelzen bringt Bh noch die Quellenangabe: nach Jules Jamin, R[evue] d. 2 M[ondes] (1856 ob: 55) (d. i.: Jules Jamin, La physique depuis les recherches d'Herschel, J. Melloni et ses travaux sur la chaleur rayonnante, in Revue des deux Mondes, Tome VII, 1854, p. 1110 f.) (Vgl. auch Textkr. Anhang).
 77, 34—78, 4 Bemerkung: Sen[illia] 52. Dasselbst die hierher gehörige Stelle: Die Wärme und Licht — verbrennt. — (vgl. auch Textkr. Anhang).
 80, 29—81, 19 Sogar aber — hinter sich. (vgl. auch Textkr. Anhang).
 81, 33—82, 4 Etwas Spiritus — verursachen. (vgl. auch Textkr. Anhang).
 82, 28—36 An der Spitze des § 14 hat Bh die Randbemerkung: Sen[illia] 111. Dort findet sich die hier als Zusatz eingefügte Stelle. F stellt sie als Anm. an die Spitze des §, mit dem Bemerkn, daß sie „ohne Angabe des Ortes, wo sie einzufügen sei, beigeschrieben“ ist. G (Gb) stellt sie in den Text: „Da Schopenhauer die Beobachtung des Vater Secchi von 1856, sowie die sich daran schließenden Bemerkungen über die Newton'schen Ringe, in den Text eingearbeitet hat, so ergiebt sich von selbst, daß das Ap[erçu] Babinet's von 1858 im Text darauf zu folgen hat.“ Wir geben die Stelle im Anschluß an die Ausführungen über Secchi und die Newton'schen Ringe, jedoch in einer Anm., da sie sich in ihrer flüchtigen, nicht auf den Zusammenhang berechneten Form schlecht in den Text einfügt (vgl. auch Textkr. Anhang).
 82, 27—83, 4 Und die — p. 10) (vgl. auch Textkr. Anhang).
 88, 2 Randbemerkung auf einem Beiblatt: Hier was ich beigeschrieben W. a. W. u. V. Bd. 2, p. 316, 17 [im Handexemplar von 1844]. Da die Stelle mit einigen formalen Abweichungen in die 3. Auflage des Hauptwerks eingegangen ist, haben wir uns, nach dem Vorgang von F, G, Gb, mit einem Hinweis in der Fußnote begnügt.
 88, 6—11 (Wegen Enke's — p. 893.). Die Klammern stammen von F.
 88, 16—23 — wobei es eine — sich wohl befinden. (vgl. auch Textkr. Anhang).
 88, 29—31 oder wären — homogenen Lichter,
 89, 36—92, 7 Und Dies — abzuleiten seyn. Bh hat nur den Satz 89, 36—90, 1: Und Dies — Wenige und Seltene. und im Anschluß daran die Bemerkung: Hierher Sen[illia] 51. & 57 & 7, über Polarisation des Lichts. In Ausführung dieser Bestimmung hat F die an den angegebenen Stellen sich findenden Ausführungen in den Text eingereiht: aus Sen. 51 den Absatz 90, 1—12: Ueberhaupt — biegen oder brechen.; aus Sen. 57 den Absatz 90, 13—22: Die Frauenhofer'schen Linien — bleiben sie aus; (Diesen Absatz stellen G, Gb aus inhaltlichen Gründen als Anm. zu der Stelle 89, 26: Da haben wir ja die Frauenhofer'schen Linien! Sen. 57 folgt noch ein von F weggelassener, da nur mittelbar hierhergehöriger Satz: Das Schicksal meiner Ph[ilosophie] und das der Goethe'schen [Farben-] [Lehre] beweisen, was für ein schöner und nichts-würdiger Geist in der deutschen Gelehrtenrepublik herrschend ist.); aus Sen. 7 die Absätze 90, 23—92, 7: Ueber die Polarisation — abzuleiten seyn. — (Vgl. auch Textkr. Anhang.)

35, 16; 62, 9; 63, 33; 69, 21 (vgl. *Tezkr. Anhang*); anderer zu anderer: 8, 33; 62, 9; andererseits zu andererseits: V, 32; 2, 22; 28, 29; 40, 19; 41, 29; 52, 1; 53, 1; 76, 2. Ebenso wurden beim Possessivpronomen unser einige versehenlich stehengebliebene Kurzformen in Vollformen abgeändert: unsre zu unserer: 3, 15; 33, 23; unsrer zu unserer: 21, 3; 27, 24; 39, 23; 40, 7; 41, 29; 42, 31.

5. Worttrennung und Wortbindung

Wortbindungen wie dasjen, dasist, dasst usw. sind in B, ebenso wie in den andern Werken Schopenhauers, beibehalten. Nur 10, 30; 15, 33; 19, 37 und 20, 17 war dasst aus da ist herzustellen. (Vgl. auch *Tezkr. Anhang* 15, 35.)

Die Schreibung ein Mal mußte in einigen Fällen aus einmal hergestellt werden: 13, 23; 16, 10; 29, 8; 40, 6; 45, 34; 93, 16.

Das Adjektiv der selbe, die selbe, das selbe (das Selbe) ist, entsprechend Schopenhauers Vorschrift, in B regelmäßig getrennt geschrieben. Abgeändert werden mußte nur: dieselbe zu die selbe; 16, 10; 64, 10; 70, 17; derselben zu der selben: 7, 18; 43, 16; dasselbe zu das selbe: 70, 6.

6. Abweichungen in der Rechtschreibung

An drei Stellen wurde, entsprechend der sonst durchgeführten Schreibweise, Willführ, willführlich, zu Willfür, willfürlich geändert: 18, 2; 35, 16; 64, 5.

7. Eigennamen

Die in den Anhängen zu W I und W II begründete Schreibweise Plato's ist mit B, G, D, Gb gegen die bei A, F sich findende Schreibweise Platons eingesetzt worden.

Die richtige Schreibung Cartesius wurde 6, 3 für Kartesius (A, B, F, G, D, Gb) eingesetzt, ebenso 87, 35 die Schreibung Cartesianschen für Kartesianschen (B, F, G, D, Gb).

Schopenhauers, der latinisierten Namenform folgende Schreibung Neuton, Neutonische, Neutonianer ist in A, B und im Anschluß daran in G, D, Gb regelmäßig zu Newton, Newtonische, Newtonianer geworden. Nur in einzelnen Fällen finden sich noch Abweichungen zu Gunsten der Schreibweise Schopenhauers:

22, 24 Neutonischen P II (S. 144), B, F, G, Gb	Newtonischen D
22, 28 Neutonische P II (S. 144), B, F, G, Gb	Newtonische D
29, 35 Neuton's B, F	Newton's G, D, Gb
40, 28 Neutonischen B, F	Newtonischen G, D, Gb
49, 30 Neutonianer Bh, F, D (Anhang)	Newtonianer G, Gb
90, 10 Neutonischen Sen., F, D	Newtonischen G, Gb
91, 31 Neutonischen Sen., F, G, D, Gb	—
92, 3 Neutonischer Sen., F, D	Newtonischer G, Gb

F stellt, mit Recht, die in den andern Werken beibehaltene Schopenhauersche Schreibweise Neuton, Neutonische, Neutonianer usw. wieder her (es handelt sich außer den oben aufgeführten noch um 61 Fälle).

Die in B, D durchgängig sich findende Schreibung Göthe ist in F, G, Gb durchgängig zu Goethe abgeändert, ebenso der Genitiv Göthe's (B, D) zu Goethe's (F, G, Gb). Wir haben, entsprechend der in den andern Werken durchgeführten Schreibung, mit F, G, Gb im Nominativ die Schreibung Goethe beibehalten, dagegen im Genitiv den Apostroph getilgt: Goethes.

Varianten

III, 13 angien; B, G, D, Gb angien; F
IV, 12 und zweite Aufl. S. 14. B, G, D, Gb (zweite und dritte Aufl. S. 14). F.
IV, 14 mannigfaltigen B, D, Gb mannigfaltigen F, G.
VI, 1 vermehren, Hb vermehren, B, F, G, D, Gb.
VI, 4 unbefehns Bh, D (Anhang) unbefehns F, G, Gb.
VI, 6 ziehn, Bh, D (Anhang) ziehen, F, G, Gb.
VI, 9 Erstaunen: B, L, D Erstaunen; F, G, Gb.
1, 7 immer aber A, B, L, D, Gb immer F, G.
2, 3 Ersehn, B, G, L, D, Gb Ersehn, F.
2, 11 unternehmen: A, B, L, D unternehmen; F, G, Gb.
2, 15 mein B, G, L, D, Gb mein F.
2, 20 Stengelspinn, Hb Stengelspinnst, A, B, F, G, D, Gb (vgl. G II, 14).
2, 24 eher F, G, Gb eher B, D.
3, 9 meine A mehne B, F, G, D, Gb.
3, 12 Neuton's Hb Neutons F Newtons A, B, G, D, Gb (vgl. 21, 13; 29, 35; 45, 31; 45, 35; 46, 8; 70, 28).
3, 17 ipsa A, B, L, D ipsam F, G, Gb.
3, 28 wäre, B, G, D, Gb wäre F.
4, 1 zusammenhängen, Hb zusammenhäng, B, F, G, D, Gb.
4, 3 mühte, D müßte, B, F, G, Gb.
4, 7 werde, A, B, D werde F, G, Gb.
4, 10 Punkt A, B, G, D, Gb Punkt, F.
4, 24 untergeordneten F, G, D, Gb untergeordnetem A, B, L.
4, 38 aussagte, A, L, D ausagt, B, F, G, Gb.
5, 37 Waterra, B, G, D, Gb Waterra, 1. Aufl. . . . (2. Aufl. Bd. 2 S. 212). F.
6, 2 Dieses A, B, L, D, Gb Dies F, G.
6, 4 Rode; B, G, L, D, Gb Rode; F.
7, 17 d. h. A, B, L, D, Gb, d. t. F, G.
7, 22 Urtheilen, A, B, G, D, Gb Urtheilen F.
8, 1 andere F andre A, B, G, D, Gb.
8, 29 sehr verschiedene A, B, L, D, Gb verschiedene F, G.
8, 31 Welt, A, B, D, Gb Welt F, G.
9, 5 die selbe, B, G, D, Gb dieselbe, F.
9, 37 S. 14 fg. B, G, D, Gb S. 14 fg. (3. Aufl. S. 14 fg.) F.
10, 13 erhält: A, B, L, D erhält; F, G, Gb.
10, 19 kommt, A, B, D kommt F, G, Gb.
10, 21 und nur der A, B, L, D, Gb und der F, G.
11, 25 daß, Hb daß A, B, F, G, D, Gb (Das Komma wird durch das korrespondierende Komma nach 11, 26 Raufallst verlangt).
11, 37 Retina F, G Retina A, B, D, Gb.
12, 21 in der zweiten Auflage B, G, L, D, Gb fehlt F.
12, 21 beigegebenen B, G, D, Gb beigegeben F.
12, 34 Objekts F, G, D, Gb Objects B Objekts A.
13, 7 Ueber Kaufalität zwischen Willen und Leibesaktion vergl. Bh Vergl. F, G, Gb.
13, 9 3. Aufl. Bd. II, S. 41—44 F, G, Gb [2. Aufl.] Bd. 2 p. 38 Bh.

13, 10 2. Aufl. S. 74. G, Gb p. 74 Bh 3. Aufl. S. 79. F.
13, 22 Schiller'schen D Schiller'schen B, F, G, Gb.
13, 37 wir, F wir A, B, G, D, Gb.
14, 18 seltenerer F, G, Gb seltenerer B, D.
15, 7 Augen, B, D Augen F, G, Gb.
15, 7 Silbe, Hb Silbe B, F, G, D, Gb.
15, 19 vergeblich es Hb vergeblich Bh, F, G, Gb vergeblich(es?) D.
15, 31 meine A mehne B, F, G, D, Gb.
15, 35 dasind, B, F, G, Gb da sind, D.
15, 38 unzugänglich, A, F, G, L, D, Gb unzugänglich B.
16, 19 Dünste, B, G, D, Gb Dünste F.
17, 12 Fall A, B, D Fall, F, G, Gb.
17, 12 Cheseiden Hb Cheseiden A, B, F, G, D, Gb (vgl. G 72, 26).
17, 22 würde B, D würde, F, G, Gb.
17, 26 d. A, B, D de F, G, Gb.
17, 31 ja, Bh, F, G, D, Gb ja A, B.
18, 13 geschehn, A, B, D geschehen, F, G, Gb.
18, 32 Dies Hb dies A, B, F, G, D, Gb (vgl. 18, 36).
18, 32 beurtheilen, Bh, F, G, D, Gb beurtheilen A, B.
19, 9 S. 30 ff. B, D, G, Gb S. 30 fg. F.
19, 9 [2. Aufl. S. 29 ff.] G, Gb (2. Aufl. S. 29 fg.) F fehlt B, D.
19, 11 S. 45. B, G, D, Gb S. 45 (3. Aufl. S. 46.) F.
19, 13 die A, L die B, F, G, D, Gb.
19, 18 ist; Bh, G, D, Gb ist; F.
19, 20 Retina, Bh, F, G, Gb Retina, D.
19, 38 neugeborene Hb neugeborne B, F, G, D, Gb.
22, 11 Mobifikation B, D, Gb Mobifikation P II (144) Mobifikation F, G.
22, 13 scharfe B, F, G, D, Gb scharfen P II, 144 (Sch. pflegt die Adjektiva nach alle und keine stark zu deklinieren).
22, 30 äußeren P II (144) äußeren B, G, D, Gb äußeren F (vgl. aber 22, 26; 23, 5 usw.).
23, 12 tritt A, B, G, L, D, Gb tritt F.
24, 6 Schwanzen A, B, L, D, Gb Schatten F, G.
24, 15 derselben: A, B, G, D, Gb derselben; F.
24, 25 neben einander, Hb nebeneinander, A, B, F, G, D, Gb (vgl. von einander 26, 33; neben einander 30, 6; zu einander 31, 29; 32, 14 u. s. w.).
27, 33—34 auseinandergetreten Hb auseinander getreten B, F, G, D, Gb (vgl. 32, 14 auseinandergehen; 32, 28 auseinandergerissen).
28, 26 solchen D solche B, F, G, Gb (vgl. 28, 14—17).
29, 4 größere F, G größere A, B, D, Gb.
30, 12 andere F, G, Gb andre Bh, D.
30, 16 Blauröthe A, B, L, D Blauröthe F, G, Gb.
30, 27 2. Aufl. B, G, D, Gb 2. u. 3. Aufl. F.
32, 5 nämlich F, G, Gb nämlich, A, B, D.
32, 16 vollkommene F, G vollkommene A, B, D, Gb.

- 32, 21 Spektrum, *Hb* Spektrum A, B, F, G, D, Gb.
 33, 11 Sinn A, B, D, Gb Sinne F, G.
 33, 29 komplizirteren P II (149) komplizirteren B, F, G, D, Gb.
 33, 33 Quinte, oder Oktave *Hb* Quint, oder Octav B, F, G, D, Gb (vgl. W II, 515, 15).
 33, 35 intelligi *Hb* intelligi B, F, G, D, Gb.
 34, 8 Quinte oder Oktave *Hb* Quint oder Oktave P II (149) Quint oder Octav B, F, G, D, Gb.
 34, 19 verstehen B, G, D, Gb verstehen F.
 34, 28 Dies B, D dies F, G, Gb.
 34, 34 realistisch, B, D realistisch F, G, Gb.
 35, 11 zerfallene *Hb* zerfallene A, B, F, G, D, Gb (vgl. 36, 10; 53, 34 usw. zerfallenen).
 35, 20 ihr A, F, G, L, D, Gb ihre B.
 35, 20 abgingen A, B, G, D, Gb abgingen F.
 35, 26 Mißbräuchen F, G, Gb Mißbräuchen A, B, D.
 36, 16 die uns A, B, L, D, Gb die F, G.
 36, 29 Chorothiba *Hb*, so auch A Chorothiba B, F, G, D, Gb.
 36, 32 abgieng, B, G, D, Gb abging, F.
 37, 24 hiebei F hierbei A, B, G, D, Gb.
 39, 13 Prismas, F Prisma's, B, G, D, Gb (vgl. 45, 7, 9).
 39, 32 der Thätigkeit A, B, D der Thätigkeit F, G, Gb.
 40, 3 Beschaffenheiten A, B, L, D, Gb Beschaffenheit F, G.
 40, 5 οαυρον T, D οαυρον A οαυρον B, F, G, Gb.
 40, 11 viel mehr B, D vielmehr F, G, Gb.
 40, 26 von Farbe Goethe, A, F, G, L, D von der Farbe B, Gb.
 40, 27 fängt an A, B, G, L, D, Gb der fängt an F.
 41, 14 Newton's *Hb* Newton's F Newton's A, B, G, D, Gb (vgl. die unter 3, 12 angeführten Stellen).
 41, 27 darstell, B, D darstellt F, G, Gb.
 42, 3 sie, A, G, L, D, Gb sie B, F.
 42, 10 Fall A, B, D, Gb Falle F, G.
 42, 22 Frage, A, B, G, D, Gb Frage F.
 42, 25 ergiebt A, F, G, L, D, Gb ergibt B.
 43, 7 hievon A, F, G, D, Gb hiervon B.
 43, 8 stehn A, B, G, D, Gb stehen F.
 43, 32 auseinandergetreten *Hb* auseinander getreten B, F, G, D, Gb.
 44, 3 gesehen, F, G gesehen, B, D, Gb.
 44, 27 besondere *Hb* besondere A, B, F, G, D, Gb.
 44, 38 Nebenbild, A, L, D Nebenbild, B, F, G, Gb.
 44, 38 Natur, A, B, D Natur F, G, Gb.
 45, 7 Prismas B, F, D, Gb Prisma's A, G.
 45, 9 Prismas B, F, G, D, Gb Prisma's A.
 45, 13 Grund A, B, D Grund, F, G, Gb.
 45, 34 Stelle A, F, G, L, D, Gb Stelle, B.
 46, 22 Das Selbst F, G, D Das selbe *Hb* Das selbe A, B, L, Gb.
 46, 22 geschleht, F, G, D, Gb geschleht A, B.
 47, 11 von Helmholtz angegebenen Experiment. Helmholtz (in seiner — 1852, p. 19) giebt *Hb* von Helmholtz

- holz angegebenen Experiment. Helmholtz (in seiner — p. 19. 1852) giebt *Hb* von Helmholtz (in seiner — 1852, p. 19) angegebenen Experiment. Helmholtz giebt F, G, Gb.
 48, 1 nur es B, G, L, D, Gb es nur F.
 48, 1 äußern, *Hb* äußern, B, G, D, Gb äußern F.
 48, 20 Farbstrahlen P II (149), B, G, L, D, Gb Farbstrahlen F.
 48, 29 Violetten, P II (150), D Violetten B, F, G, Gb.
 48, 36 donnent Pouillet donne B, F, G, D, Gb.
 48, 36 meinen, *Hb* meinen, B, F, G, D, Gb.
 49, 5 Roth B, L, D Roth F, G, Gb.
 49, 8 Licht: P II (150), B, L, D Licht, F, G, Gb.
 49, 11 komplementäre, F, G, Gb komplementäre, B, L, D (komplementäre ist die in B übliche Form; vgl. z. B. 51, 26; komplementäre eine gelegentlich in den Manuskriptbüchern gebrauchte Form).
 49, 18 Violet P II (150) Violet, B, F, G, D, Gb.
 49, 29 dritten F 3ten Spic. 462, G, D, Gb.
 49, 35 Komplementärfarben F, G, Gb Komplementärfarben Spic. 462, D.
 49, 35 Er F und Spic. 462, G, D, Gb.
 50, 16 unwiderleglich, B, G, D, Gb unwiderleglich: F.
 50, 21 viel mehr B, L, D vielmehr F, G, Gb.
 50, 31 bedürfe A, B, D bedürfe, F, G, Gb.
 50, 36 erst, F, G, Gb erst A, B, D.
 51, 7 Anshauen B, L, D Schauen F, G, Gb.
 51, 9 beweist B, G, D, Gb beweist F.
 51, 16 Cuvier *Hb* Cuvier P II (149), B, F, G, D, Gb (Die Schreibweise Cuvier findet sich an 17 Stellen: C 50, 25; W I 156, 35; W II 287, 19; 392, 22; 449, 30; 454, 26, 31; 455, 14; 601, 31; N 41, 34; 49, 11, 21; 59, 6, 13; 60, 30; 61, 15; P II 400, 29; Cuvier nur fünfmal: F 51, 16; W II 39, 25; 141, 17; P II 195, 32; 245, 25).
 51, 17 lec. P II (149), D lec. B, F, G, Gb.
 51, 21 werth, B, D werth F, G, Gb.
 51, 35 aber ist B, G, L, D, Gb ist aber F.
 51, 37 Ansehn B, G, D, Gb Ansehen F.
 52, 1 leugnen, F, G, Gb läugnen, A, B, D.
 52, 3 gieng A, B, G, D, Gb ging F.
 52, 7 Licht A, B, G, D, Gb Lichte F.
 52, 22 innere F, G, Gb innre B, D.
 53, 5 Sinn, F, G, Gb Sinn A, B, D.
 53, 16 Newton's *Hb* Newton's F Newton's A, B, G, D, Gb (vgl. die unter 3, 12 angeführten Stellen).
 53, 30 Newton's *Hb* Newton's F Newton's B, G, D, Gb.
 54, 25 denn, B, D denn F, G, Gb.
 55, 18 daß, P II (156), D daß B, F, G, Gb.
 55, 21 anders, P II (156), B, D anders F, G, Gb.
 55, 28 anderer P II (156), D andern B, F, G, Gb.

- 57, 15 Refraktion, P II (158), D Refraction B, F, G, Gb.
 58, 1 zurückwirft, P II (158), B, D zurückwirft F, G, Gb.
 58, 8 Selbstfögende P II (158), B, G, L, D, Gb Umfögende F.
 58, 9 abfallenden P II (158), G, L, D, Gb abfallender B.
 59, 4 Durchmesser, P II (159), D Durchmesser B, F, G, Gb.
 59, 16 Urgrün, B, D, Gb Urgrün F, G.
 59, 17 sehn. — B, G, D, Gb sehn. F.
 59, 26 erhalten, P II (160), B, D erhalten; F, G, Gb.
 59, 28 Reflexion, P II (160) Reflexion B, F, G, D, Gb.
 59, 33 denn P II (160), D dann B, F, G, Gb.
 60, 9 beiden P II (160), B, L, D, Gb beiden F, G.
 60, 22 niedern, B, D niedern F, G, Gb.
 60, 22 bededt, D bededt P II (160); wo in der vorangehenden Zeile Sonne statt Sonne, B, F, G, Gb.
 61, 2 Accidens *Hb* Accidens B, F, G, D, Gb Accidens P II (161) (sonst immer Accidens).
 61, 11 Neutonianschen P II (161) Newtonianschen B, G, D, Gb Neutonianschen F.
 61, 24 Dies P II (161), B, G, D, Gb dies F.
 61, 28 Accidens *Hb* Accidens P II (161), B, F, G, D, Gb (vgl. zu 61, 2).
 62, 10 dann B, F, G, D, Gb denn A.
 62, 33 kleinere, B, D kleinere P II (161), F, G, Gb.
 63, 2 Feinstern, B, F, G, D Feinstern P II (157).
 63, 13 nachahmen, P II (161) nachahmen B, L, D, Gb.
 63, 32 Maasgabe F, G, Gb Maasgabe A, B, D.
 65, 4 andern, *Hb*, D' anderen, F, G, Gb.
 65, 10 Daguerroirnp: B, L, D Daguerroirnp; F, G, Gb.
 65, 18 dem selben B, G, D, Gb demselben F.
 66, 22 Researches *Hb*, D (Anhang) fehlt F, G, Gb.
 67, 18 Ursache B, G, L, D, Gb Ursachen F.
 67, 23 Gesetz A, B, D Gesetz, F, G, Gb.
 68, 6 der B, G, L, D, Gb den F.
 68, 16 ist: B, G, D, Gb ist, F.
 69, 21 andere F andre B, G, D, Gb.
 70, 9 jedes achte A, B, L, D jedes F, G, Gb.
 71, 6 Blau: A, B, L, D, Gb Blau; F, G.
 71, 19 ähnlerte *Hb* ähnlerte A, B, F, G, D, Gb.
 71, 28 Blau F Blau, A, B, G, D, Gb.
 71, 28 Gelb F Gelb, A, B, G, D, Gb.
 71, 34 causae) B, G, D, Gb causae, F.
 71, 34 c. 10. B, G, D, Gb c. 10. F.
 72, 28 jeder B, L, D der F, G, Gb.
 74, 35 jede A, B, D jene F, G, L, Gb (vgl. 55, 11—12).
 74, 37 einzusehn A, B, G, D, Gb einzusehen F.
 75, 9 schwarz, — B, L, D, Gb schwarz, F.

- 75, 22 imgleichen, P II (153), F, G, Gb im gleichen, B, D.
 75, 29 wann Spic. 43, P II (153) wenn B, F, G, D, Gb.
 75, 34 gouts P II (152), L, D gouts Cog. 133, B, F, G, Gb.
 75, 34 imgleichen F, G, Gb im gleichen B, D.
 76, 15 im P II (153), B, L, D in F, G, Gb.
 76, 36 Dieses F, G, Gb dies *Hb*, D (Anhang).
 77, 2 Brennglas F, G, Gb Brennglas *Hb*, D (Anhang).
 77, 31 verwandelt, B, G, D, Gb verwandelt; F.
 77, 34 Wärme und Licht Sen. 52, G, L, Gb Wärme und Licht D Wärme und Licht F.
 77, 35 andere F andre Sen. 52, G, D, Gb.
 78, 18 wissenschaftliche B, G, L, D, Gb wissenschaftlich F.
 78, 21 vollkommene F, G, Gb vollkommene A, B, D.
 78, 27 vollkommenes F, G vollkommenes A, B, D, Gb.
 78, 28 nun, F nun A, B, G, D, Gb.
 78, 35 403 ff. B, G, D, Gb 403 fg. F.
 79, 3 andere, F, G andre A, B, D, Gb.
 79, 4 andere F, G andre A, B, D, Gb.
 79, 6 vollkommenes F, G vollkommenes A, B, D, Gb.
 79, 20 führen, F, G, Gb führen B, D.
 79, 35 beiden B, L, D beiden F, G, Gb.
 80, 9 ausströmen *Hb* ausströmen B, F, G, D, Gb (vgl. 78, 2).
 80, 23 Innern, P II (164), D Innern B, F, G, Gb.
 81, 4 Dies ist beständig F, G, Gb Beständig *Hb*, D (Anhang).
 81, 10 giebt uns einen *Hb*, D (Anhang) ist uns ein F, G, Gb.
 81, 16 und seine Farbe *Hb*, D (Anhang) und seine Farbe F, G, Gb.
 81, 24 Kompression, B, D Compression, F, G, Gb.
 81, 34 gewischt, G, L, Gb gewischt, *Hb* gemischt, F.
 82, 11 wenn gleich P II (148) wenn gleich B, F, G, D, Gb.
 82, 19 di' B, D di' F, G, Gb.
 82, 27 Stobäos F Stobäos B, G, D, Gb (Stobäos ist die sonst von Sch. gebrauchte Form).
 82, 27 andere F, G, Gb andre *Hb*, D (Anhang).
 82, 28 In der Revue des deux Mondes vom 1. Januar 1858 F Im 1. Janr. 1858-Heft der Revue d. [deux] Mondes *Hb*, D (Anhang) Im 1. Januar-Heft der Revue des deux Mondes, 1858 G, Gb.
 83, 1 Grundgesetzes *Hb*, D (Anhang) Gesetzes F, G, Gb.
 83, 4 1852, *Hb* 1854 *Hb*, F, G, D (Anhang), Gb.
 83, 12 dem einer P II (148), D einer B, F, G, Gb.
 83, 20 Mi B, G, D, Gb Mi F.
 83, 24 meine Theorie mich B, D mich meine Theorie F, G, Gb.
 84, 22 Autorität F Autorität B, G, D, Gb.

- 85, 2 geistige B, D geistigen P II (162), F, G, L, Gb (vgl. 22, 13 feine [scharfe]).
 85, 11 Edinburgh F Edinburgh' P II (162), B, G, D, Gb (vgl. W II 257, 29).
 85, 12 Ziegerin, Hb Ziegerin, P II (162), B, F, G, D, Gb (entsprechend der sonst von Sch. durchgeführten Schreibweise; vgl. W II 355, 17; E 194, 27, 239, 23; P II 225, 31; 228, 12).
 85, 22 französische P II (162) französische B, F, G, D, Gb (französische ist die in Sch.'s Werken übliche Schreibung).
 85, 23 französischen P II (162) französischen B, F, G, D, Gb.
 85, 35 bald näher bald ferner B, F, G, D, Gb bald näher, bald ferner P II (162) (vgl. 35, 21; 63, 33; 70, 13, 14).
 86, 4 réfracte Becquerel, D refracte P II (163), B, F, G, Gb.
 86, 9 (sieden!) P II (163), B, G, L, D, Gb (sieden) F.
 86, 13 entblödet; P II (163), B, G, Gb entblödet, F.
 87, 19 französische Hb französische B, F, G, D, Gb (vgl. zu 85, 22).
 87, 20 so gern Goethe sogleich B, F, G, D, Gb.
 88, 5 könnte, Bb, F, G, Gb könnte, B, D.
 88, 16 wobei es Bb, D (Anhang) wobei F, G, Gb.
 88, 18 zutheilen; Bb, D (Anhang) zutheilen, F, G, Gb.
 89, 3 aus, B, L, D uns, F, G, Gb.
 89, 12 Linien, B, G, D, Gb Linien F.
 89, 17 Bb. 2. D Bb. 1. B, F, G, Gb (Gemeint ist der 2. Bd. des Werkes von Pouillet).
 90, 2 Tagen, Sen. 51, G, L, D, Gb Tagen, F.
 90, 8 Volle: Sen. 51, G, L, D, Gb Volle; F.
 90, 13 Frauenhofer'schen Linien Sen. 57, F, D, Frauenhofer'schen Linien G, Gb.
 90, 14 Licht Sen. 67, G, D, Gb Licht F.
 90, 15 seyn (siehe Pouillet), Sen. 57, G, D, Gb seyn. F.
 90, 15 darüber, Sen. 57, G, D, Gb darüber F.
 90, 15 „Sur F Sur Sen. 57, G, D, Gb.
 90, 16 Masson“, Hb Masson, Sen. 57, G, D, Gb Masson“ F.
 90, 16 de l'ac. d. sc., Sen. 57, G, D, Gb fehlt F.
 90, 23 Lichts Sen. 7, G, D, Gb Lichtes F.
 90, 23 Franzosen Sen. 7, G, D, Gb Franzosen F.
 90, 27 Hauptsache: Sen. 7, D Hauptsache, und F Hauptsache und G, Gb.
 90, 29 phénomènes G, D, Gb phénomènes Sen. 7 phénomènes F.
 90, 37 Heng Hb fing F fängt Sen. 7, G, L, D, Gb.
 91, 18 durchziehen, Sen. 7, D durchziehen, F, G, Gb.
 91, 19 wann Sen. 7, G, L, D, Gb wenn F.
 91, 20 Mitte, wie ein X, Sen. 7, D Mitte wie ein X F, G, Gb.
 91, 22 sehn, Sen. 7, D sehen, F, G, Gb.
 91, 25 Drehn Hb Drehen Sen. 7, F, G, D, Gb.
 91, 31 gelegt, G, Gb gelegt Sen. 7, F, D.
 92, 20 ausbleiben; B, D ausbleiben, F, G, Gb.
 92, 28 oder A, B, G, L, D, Gb und F.

Anmerkungen zur „Theoria Colorum Physiologica“

Von der lateinischen Bearbeitung der Farbenlehre ist nur eine Originalausgabe vorhanden. Sie eröffnet das Sammelwerk „Scriptores Ophthalmologiae minores. Volumen tertium. Edidit Justus Radius. Cum tabula aenea. (Lipsiae, Sumtibus Leop. Vossii MDCCCXXX), als 11. Abhandlung der ganzen Reihe.

Am 14. März 1829 hatte Schopenhauer dem Herausgeber der Reihe, Justus Radius, den ersten Vorschlag einer lateinischen Bearbeitung der Schrift „Ueber das Sehn und die Farben“ (1816) unterbreitet. Bereits am 12. Juni 1829 konnte er das Manuskript abgeben. Am nächsten Tage ließ er brieflich einige Wünsche für die Drucklegung folgen: Er schrieb, daß es dem Herausgeber „nicht etwa zusteht irgend etwas zu ändern oder wegzustreichen: ich würde so etwas als eine Verfälschung aufnehmen. . . Sollte in meiner Abhandlung irgend etwas zu sehr gegen Ihre eigenen Ansichten anstoßen, so steht es Ihnen frei sich darüber in Anmerkungen unten auf der Seite, wie Sie wollen, zu äußern, u. habe ich dagegen nichts: nur mein Wort muß unverändert und unberührt dastehn. Ein Anderes wäre es, wenn Sie einen Sprachfehler entdeckten, dergleichen bekanntlich auch dem Besten entschlüpfen kann und sich nachher dem daran gewohnten Auge entzieht, dem fremden gleich auffällt. Obgleich ich die Abhandlung von Aemelian habe durchlesen lassen, so sollte es, wegen der darauf gewandten Sorgfalt, mich doch sehr wundern, wenn dergleichen mit eingelaufen wäre: für den Fall jedoch, werde ich Ihnen für die Ausmerzung danken. . . — Die letzte Korrektur besorgen Sie ohne Zweifel selbst. . .“ Da die Drucklegung noch nicht sogleich erfolgen konnte, erbat sich Schopenhauer am 21. Juni das Manuskript nochmals zurück. Am 15. August sandte er es mit einigen Verbesserungen und Zusätzen zum zweiten Male an Radius ab, und in dieser Gestalt konnte die Schrift, nach einigen weiteren Verzögerungen, im Frühjahr 1830 erscheinen.

In seinem Dankschreiben vom 9. Juni 1830 konnte Schopenhauer leider nicht, wie er gewünscht hätte, für die Sorgfalt der Korrektur seinen Dank abstellen. Er legte eine Druckfehlerliste bei, die 31 z. Z. „sehr arge u. ärgerliche“ Schnitzer enthielt. Außerdem mußte er gewisse, von Radius vorgenommene Änderungen beanstanden, „die nicht in der Befugniß lagen, Druckfehler oder entchiedene Sprachfehler zu korrigiren, worauf ich Sie gebeten hatte sich zu beschränken. Dieser gehört der Zusatz Berolinesis auf dem Titel: ich bin kein Berliner und mag keiner sehn, und noch dazu steht es aus, als wäre ich ein Student: — Das Datum haben Sie vom Ende der Abhandlung an den Schluß des Prooemii versetzt, welches dadurch zu einer Vorrede, die nicht zur Sache gehört u. daher von Vielen nicht gelesen wird, gestempelt ist, während es ein integrierender Theil ist. Im Anfang haben Sie, zu vernacula, lingua gefügt, welches abundirt. Von den nominibus propriis haben Sie das us weggenommen, mein quum überall in cum, heic in hic verändert u. s. w., Dinge worin Jeder gern seiner eigenen Ansicht folgt u. folgen darf. Literas erklärt Wolf für falsch. Nun, es sind doch alles Sachen, die sich verschmerzen lassen, wenn nur die Druckfehlerliste angehängt wird, worauf ich rechne.“

Die Liste erschien denn auch am Schluß des Sammelbandes (pag. 218) unter dem Titel Menda typographica.

Für die erste Auflage seiner Gesamtausgabe (1873) konnte Frauenstädt ein Exemplar der Theoria Colorum Physiologica benutzen, das er während seines Aufenthaltes in Frankfurt 1846/47 von Schopenhauer zum Geschenk erhalten hatte. Nach einer brieflichen Mitteilung an Brodhäus (vom 22. September 1867) enthielt es Bleistiftverbesserungen Schopenhauers. Es ist möglich, aber durchaus nicht sicher, daß dieses Frauenstädt'sche Exemplar identisch ist mit einem heute im Besitz der

Staatsbibliothek Berlin befindlichen Exemplar, in dem die 31, im Druckfehlerverzeichnis angezeigten Versehen, angeblich von Schopenhauers eigener Hand (vgl. G, 6. Bd., S. 381), korrigiert sind. (Gegen die Identität scheint zu sprechen, daß Frauenstädt einige im Berliner Exemplar vorgenommene Korrekturen nicht berücksichtigt hat; vgl. Textfr. Anhang unter 32, 35; 37, 9; 38, 10; 51, 18. Jedoch finden sich dieselben Korrekturen auch im Druckfehlerverzeichnis angegeben, das Versehen Frauenstäds kann also nicht auf eine bestimmte Quelle zurückgeführt werden.)

Sicher ist, daß keines der bisher genannten Exemplare mehr enthielt als bloße Druckfehlerverbesserungen. Erst für die zweite Auflage seiner Gesamtausgabe (1877) konnte Frauenstädt ein wirkliches Handexemplar benutzen, das Wilhelm von Gwinner, der Erbe von Schopenhauers Bibliothek, der Verlagsbuchhandlung zur Verfügung gestellt hatte, und das „Correctionen im Styl und Zusätze Schopenhauers“ (Brief Gwinners an Rodhaus vom 5. Mai 1876) enthielt. Dieses Handexemplar (H² V, [494]) wurde von Charlotte von Weber, der Enkelin des Testamentvollstreckers Schopenhauers, W. v. Gwinner, zusammen mit fast allen noch in ihrem Besitz erhaltenen Büchern aus Schopenhauers Bibliothek, dem Schopenhauer-Archiv testamentarisch übermacht (1871). Die Berichtigungen und Zusätze, die F ihm entnommen hat und die in die folgenden Ausgaben G, D, Gb übergegangen sind, konnten also nochmals überprüft werden.

Unserer Textherstellung liegen die folgenden Vorlagen zugrunde:

T = Commentatio exponens Theoriam Colorum Physiologicam, eandemque Primariam, auctore Arthuro Schopenhauero, Berolinensi, (Scriptores ophthalmologici minores, Vol. III. Edidit Justus Radius, Lipsiae MDCCCXXX.)

R = Schopenhauers Brief an Radius vom 9. Juni 1830.

Tm = Das Druckfehlerverzeichnis (Menda typographica) auf der letzten Seite des Vol. III der Scriptores ophthalmologici minores.

Tb = Das im Besitz der Staatsbibliothek Berlin befindliche Exemplar der Theoria colorum physiologica.

Th = Das Handexemplar.

A = Ueber das Sehn und die Farben, eine Abhandlung von Arthur Schopenhauer. Leipzig, 1816.

B = Ueber das Sehn und die Farben. Eine Abhandlung von Arthur Schopenhauer. Zweite, verbesserte und vermehrte Auflage. Leipzig 1854.

F = Arthur Schopenhauer's sämtliche Werke. Herausgegeben von Julius Frauenstädt. Zweite Auflage. Leipzig 1877. 1. Band.

G = Arthur Schopenhauer's sämtliche Werke. Herausgegeben von Eduard Grisebach. Zweiter, hier und da berichtigter Abdruck. 6. Band, Leipzig [1894] (S. 111—173).

D = Arthur Schopenhauer's sämtliche Werke. Herausgegeben von Paul Deussen. 6. Band, München, 1923.

Gb = Arthur Schopenhauer, Sämtliche Werke. Herausgegeben von Eduard Grisebach. Dritte, mehrfach berichtigte Auflage, bearbeitet von Professor Dr. E. Bergmann. 6. Band, Leipzig [1924] (S. 111—173.)

Hb = Vorliegende Ausgabe.

Der am Schluß der Abhandlung stehende Index ist ein Auszug aus dem (pag. 207—217 des Bandes stehenden) Gesamtregister über alle in Vol. III. der Scriptores ophthalmologici minores vereinigten Arbeiten. Ob es auf Schopenhauers Angaben beruht, ist fraglich, die Briefe an Radius enthalten keinerlei Hinweis auf ein Register. Mit diesem Vorbehalt geben wir den zuerst von G, dann, mit einigen Abweichungen, von D gebrauchten Auszug wieder. (Die Seitenzahlen sind natürlich die, von uns in edigen Klammern beigefügten, der Originalausgabe T).

Schopenhauers handschriftliche Zusätze

1. Änderungen des Stammtextes

3, 22 Non enim ei, ut vera sit, stultorum invidiorumve venia impetranda est: non ergo Th Sane non T

7, 16 exornatam, Th permixtam, T

10, 11 profectos esse, Th proficisci debere, T

15, 6 coloris Th ejus T

30, 3 quidam Th aliquis T

30, 5 coloris vel mentione Th vel mentione coloris T

34, 6 pars major, Th major pars, T

35, 1 coeruleo colore utrinque tinctae Th coeruleae T

35, 27 indagatoris Th conditoris T

36, 37 dicit Th dixit T

42, 34 cap. 4 Th cap. 2—5. T

49, 28 Multo Th Aliquanto T

58, 9 utraque Th illae T

2. Zusätze zum Stammtext

9, 22 propter eorum in pupilla decussationem,

14, 3 Οὐ μόνον πασχει, ἀλλὰ καὶ ἀντιποιεῖ το τῶν χρωμάτων αἰσθητήριον. Arist. de somniis c. 2.

15, 24 τῶν γὰρ ἐναντίων τὰναντία αἰτία. Arist. de generat. et corrupt. p. 336.

15, 34 est igitur primaria, illae secundariae tantum erunt.

22, 9 (Conf. Aristot. de sensu et sensibili c. 3. p. 439, 40).

23, 6 quia semper integram suam actionem exserere gestit et satagit.

42, 24 nam conversa causa convertitur effectus.

47, 23 Similiter cancri rubent ellxi.

57, 8 Idem autem quod hinc exhibent radii lucis e disco reflexi, directis radiis efficitur, ubi solis imago prismate refracta in pariete conspicitur.

Textkritischer Anhang

Der Text der Originalausgabe von 1830 mußte auf Grund der (von keiner der früheren Ausgaben berücksichtigten) Angaben Schopenhauers in R in folgenden Punkten richtiggestellt werden:

1. Die von Radius gestrichene Endung -us beim Nominatio der Eigennamen wurde wieder hinzugefügt:

Goethius (Goethe T): 4, 14; 15, 31; 17, 16, 36; 21, 2; 27, 7; 28, 13, 18; 30, 3; 33, 13; 37, 21; 38, 10; 41, 5; 42, 2; 44, 15; 52, 11; 55, 15.

Buffonius (Buffon T): 4, 16; 11, 37.

Waringius Darwinus (Waring Darwin T): 4, 16.

Himlyus (Himly T): 4, 17;

Lockius (Locke T): 7, 7; 29, 27.

Condillacus (Condillac T): 7, 8.

Kantius (Kant T): 7, 11, 17; 29, 21.

Cabanisius (Cabanis T): 8, 36.

Smithius (Smith T): 9, 37; 11, 29.

Cheseldenus (Cheselden T): 11, 34 (vgl. unten).

Homius (Home T): 11, 34;

Reidius (Reid T): 11, 35.

Neutonius (Newton T): 14, 13; 28, 28; 35, 40; 37, 11; 38, 29; 54, 4.

a Grotthussio (a Grotthuß T): 35, 19.

Leibnitzius (Leibnitz T): 35, 40.

Parrotus (Parrot T): 48, 26.

Harrisius (Harris T): 49, 1.

Scottus (Scott T): 49, 4.

a Zimmermanno (a Zimmermann T): 49, 9.

Unzerus (Unzer T): 49, 19, 26; 59, 28.

Demianus (Demiani T): 49, 25.

Scherfferus (Scherffer T): 50, 4.

Die Schopenhauer'sche Schreibweise Neuton[us] wurde gegen die in T durchgängig gebrauchte Newton[us] durchgeführt.

2. Schopenhauers Schreibweise der Konjunktion quum (Quum) wurde überall für das in T stehende cum (Cum) eingesetzt: 2, 17, 36; 3, 20, 35; 7, 36, 37; 8, 24, 30;

9, 14, 28, 35, 38; 10, 7, 16, 20; 11, 7, 32; 13, 11; 14, 10; 16, 19; 17, 3, 10, 17; 19, 22, 31; 20, 3, 16; 21, 18, 26; 22, 35; 23, 3, 11, 16, 36; 24, 11; 25, 6, 19, 30; 26, 6; 28, 4; 29, 10, 28, 35; 30, 36; 31, 27; 32, 1, 10, 18, 23; 33, 3, 27, 33; 34, 16; 36, 5, 28, 31; 37, 2, 20, 27; 38, 11, 30; 40, 16; 41, 35; 42, 10; 44, 15, 29; 48, 9, 12; 49, 5, 10; 53, 14, 31; 55, 9, 12; 58, 3.

3. Schopenhauers Schreibweise heic wurde durchgängig für das in *T* stehende hic eingesetzt: 4, 20; 9, 34; 12, 35; 16, 33; 21, 29; 24, 23; 28, 1, 17; 29, 25; 32, 13; 33, 18, 29; 35, 28; 36, 11, 17; 38, 22; 42, 5; 43, 4; 48, 10; 52, 37; 55, 7, 24; 58, 6. (Vgl. das heic in dem handschriftlichen Zusatz 57, 8!)

4. An den Stellen 1, 5; 2, 12 und 53, 30 wurde literis (*T*) zu litteris, an der Stelle 2, 34 literaria zu litteraria abgeändert.

Varianten

Titelbl. Commentatio exponens Theoriam Colorum Physiologicam, eandemque primariam, *G, D, Gb* Commentatio undecima, exponens Theoriam Colorum Physiologicam, eandemque primariam, *T* Theoria Colorum Physiologica, eademque primaria, *F*.

Titelbl. Schopenhauero. *R, G, D, Gb* Schopenhauero (*darunter:*) Berolinensi. *T, F*.

1, 4 vernacula *R, D* vernacula lingua *T, F, G, Gb*.

1, 13 146), *Hb* 146) *T, F, G, D, Gb*.

1, 24 Sehn *F, D* Sehen *T, G, Gb*.

2, 20 physicorum ratione *Tm, Tb, Th, F, G, D, Gb* physicorum *T*.

3, 18 rarissimorumque, *F, G, D, Gb* rarissimorumque, *T, Th*.

3, 18 recensendum *Th, F* censendum *T, G, D, Gb*.

5, 8 perdere. *R, G, D, Gb* perdere. (*darunter:*) Scribebam Berolini mense Majo a. MDCCCXXIX. *T, F* (vgl. zu 54, 14).

6, 2 $\delta\eta\eta$ *T, G, D, Gb* $\alpha\eta\eta$ *F*.

6, 2 $\tau' \alpha\lambda\lambda\alpha$ *D* $\tau' \alpha\lambda\lambda\alpha$ *T, F, G, Gb*.

6, 15 Empiricus *F, G, D, Gb* Empiricus *T*.

7, 7 sagacissimus *F, G, D, Gb* sagacissimus *T*.

7, 8 satagerunt, *T, D* satagerunt, *F, G, Gb*.

8, 37 Rapports *Cabanis* Relations *D* Relations *T, F, G, Gb*.

9, 7 posset, *Tm, Tb, Th, F, G, D, Gb* possit, *T*.

9, 9 privaretur, *Tm, Tb, Th, F, G, D, Gb* privatur, *T*.

9, 36 uberrime *F, G, D, Gb* uberrime *T*.

9, 36 exposuit et *Tm, Tb, Th, F, G, D, Gb* exposuit *T*.

11, 7 laudato, *D* laudato *T, F, G, Gb*.

11, 17 oculorum *T, G, D, Gb* oculorum *F*.

11, 34 Cheseldenus, *Hb* Chesseldeu, *T, F, G, D, Gb* (vgl. G 72, 26).

13, 7 distinguunt *Tm, Tb, Th, F, G, D, Gb* distinguunt *T*.

14, 20 oculo *T, D, Gb* oculi *F, G*.

15, 12 aptae *Tm, Tb, Th, F, G, D, Gb* apta *T*.

15, 16 Ubi, e. g., *Hb* Ubi, e. g. *T, F, G, D, Gb*.

15, 28 convertemur, *Tm, Tb, Th, F, G, D, Gb* convertamur, *T*.

16, 25 in *T, G, D, Gb* in *F*.

17, 12 quiescant: *T, D* quiescant; *F, G, Gb*.

17, 16 13. Goethe, Zur Farbenlehre (1810), *A, B, D* 15. *T, G, Gb* 15 *F*.

21, 9 antecellunt, *Th, F, G, D, Gb* antecellunt *T*.

22, 25 quantitativam, *F, G, D, Gb* quantitativam, *T, Th*.

22, 31 numero *Tm, Tb, Th, F, G, D, Gb* numere *T*.

23, 28 occurrentibus *T, G, D, Gb* occurrentibus *F*.

23, 31 coloribus, *D* coloribus *T, F, G, Gb*.

23, 33 indicare, *T, D* iudicare, *Tb, Th, F, G, Gb* (vgl. *A, B*: anzugeben).

23, 37 VII. 135. Sextus Empiricus (adv. Math., ed. Fabricius 1718), *D* VII. 134. *T, F, G, Gb*.

28, 8 ubicunque, *T, G, D, Gb* ubicunque, *F* (vgl. 34, 32).

29, 13 adhuc *T, G, D, Gb* alhuc *F*.

30, 34 tantundem *D* tantumdem *T, F, G, Gb* (vgl. 42, 14, 20; 44, 13).

32, 28 adhuc *T, G, D, Gb* alhuc *F*.

32, 35 inaequalis, *Tb, Th, G, D* *Gb* inaequali *T, F* inaequalis *Tm*.

33, 33 „Philosophy *T, G, D, Gb* „Philosophy *F*.

37, 9 duobus, sed e *Tm, Tb, Th, G, D, Gb* duobus, e *T, F*.

38, 10 duo *Tm, Tb, Th, G, D, Gb* dua *T, F*.

38, 30 agit, *Tm, Tb, Th, F, G, D, Gb* agit, *T*.

38, 33 rubra, viridia, coerulea, *Tb, Th, F, G, D, Gb* rubri, viridis, coerulei, *T* rubri, virides, coerulei, *Tm*.

39, 10 igitur *D* igitur, *T, F, G, Gb*.

39, 32 eas *Tm, Tb, Th, F, G, D, Gb* eos *T*.

40, 5 hic in coeruleum, hic in violaceum, *Tm, Tb, Th, F, G, D, Gb* hic in violaceum, *T*.

40, 5 revertitur *Tm, Tb, Th, F, G, D, Gb* vertitur *T*.

40, 37 infinitos *Tm, Tb, Th, F, G, D, Gb* insitos *T*.

41, 23 ipsa *Tm, Tb, Th, F, G, D, Gb* ipse *T*.

42, 7 utique *Tm, Tb, Th, F, G, D, Gb* ubique *T*.

42, 39 $\alpha\eta\eta$ *F, G, D, Gb* $\delta\eta\eta$ *T, Th*.

43, 2 violaceo, coeruleo *Tb, Th, F, G, D, Gb* violaceo coeruleo *Tm* violaceo *T*.

43, 17 limbis, simplex existens, *Hb* limbis simplex existens, *T, F, G, D, Gb* (vgl. 43, 20: medium, duplex existens.).

44, 5 Haec *Tm, Tb, Th, F, G, Gb* Haec *T*.

44, 18 oppositos *Tm, Tb, Th, F, G, D, Gb* oppositas *T*.

46, 24 opacorum corporum *Tm, Tb, Th, F, G, D, Gb* opacorum *T*.

46, 37 quo *Tm, Tb, Th, F, G, D, Gb* qui *T*.

46, 38 suapte *T, G, D, Gb* sua te *F*.

47, 11 colorem *Tm, Tb, Th, F, G, D, Gb* colorem *T*.

48, 3 aequalitate *Tm, Tb, Th, F, G, D, Gb* aequalitate *T*.

49, 9 Zimmermanno *Hb* Zimmermann *B, D* Zimmermann *T, F, G, Gb*.

50, 25 praecleara *T, F* (bis Ausg. 1888), *G, D, Gb* praecaral *F* (seit Ausg. 1891).

50, 36 Farben. *F, G, D, Gb* Farben *T*.

51, 18 existet *Tm, Tb, Th, G, D, Gb* existit *T, F*.

52, 35 violacei, *D* violacei *T, F, G, Gb*.

53, 10 respondet *Tm, Tb, Th, F, G, D, Gb* respondit *T*.

54, 9 tandem *Tm, Tb, Th, F, G, D, Gb* tantum *T*.

54, 14 Scribebam — MDCCCXXIX, *R, G, D* *Gb*, fehlt *T, F* (vgl. zu 5, 8).

55, 17 effici, *Tm, Tb, Th, F, G, D, Gb* officii, *T*.

55, 21 excogitavi, *Tm, Th, F, G, D, Gb* exogitavi *T*.

56, 1 (Fig. 1.) *T, G, D, Gb* fehlt *F*.

57, 12 (Fig. 2.) *T, G, D, Gb* fehlt *F*.

59, 20 — retinae sunt proprii 40. *T, D* fehlt *G, Gb*.

59, 25 distinguendos *G, D, Gb* distinguendos *T*.

59, 32 [physiologicorum] interpretatio *D* interpretatio *T, G, Gb*.

59, 32 objecta *G, D, Gb* objecto *T*.

59, 36 — sensatio quomodo oriatur 27. *T, G, Gb* fehlt *D*.

59, 38 Intellectu, non sensu fit perceptio 9. *T, D* fehlt *G, Gb*.

59, 38 Intellectu, *D* Intellectu *T*.

59, 40 Visus uno an binis oculis perficiatur? 19. *T, G, Gb* fehlt *D*.